Gottfried Wilhelm Leibniz

als

Patriot, Staatsmann und Bildungsträger.

Ein Lichtpunkt

aus

Deutschlands trübster Zeit.

Für die Gegenwart dargestellt

von

Dr. Edmund Pfleiderer.

„Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlands billig am meisten zu Gemüth gehen solle".
Leibniz, Ermahnung an die Deutschen.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1870.

Druck von L. Fr. Fues in Tübingen.

Vorwort.

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!“ Wollen wir dieß Mahnwort Schillers nur auf das Schlachtfeld beschränken, oder müssen wir ihm nicht vielmehr seine tiefe Bedeutung und Geltung auch für alle andern Gebiete zugestehn, auf denen ein Volk strebt, ringt und kämpft? — Größere Ehre aber kann ein solches sich selber nicht erweisen, als wenn es diejenigen hoch hält und theuer achtet, welche, die edelsten Söhne aus seinem Blut und Geist, für immer dastehn als Schmuck und Zierde der Heimat vor den Fremden, als erhabene Mahnung an die nachgeborenen Volksgenossen, ihres großen Vorbilds würdig sich zu zeigen. Und ein dauernderes Denkmal noch, als die kalten Erz- und Steinbilder auf Plätzen und Märkten, ist die dankbare Erinnerung in den warmen Herzen der Nachwelt. — Wenige verdienen dieß in so hohem Maß, und zugleich ist an Wenigen so sehr noch eine alte Schuld gutzumachen, als an dem deutschen Mann, welchen der folgende Versuch zu zeichnen unternimmt.

Zwar sind mir schon manche andere und erprobtere Männer auf derselben Bahn vorangegangen, und ich benütze mit ehrlicher Dankbarkeit, was sie geleistet. Aber seither wurden durch deutsche und fremde Arbeit wieder so viele frische Schätze aus der fast unerschöpflichen Fundgrube des leibnizischen Vermächtnisses an's Licht gefördert, daß es sich wohl verlohnt, von Neuem an die Ausmünzung des edlen Metalls zu gehen und

dasselbe — namentlich auch wo irgend möglich durch getreue und nicht allzumagere Auszüge aus Leibniz selbst — in allgemeineren Umlauf zu setzen, als es die noch immer vielfarbigen und zersplitterten Ausgaben seiner Werke ihrerseits zu thun vermögen. — Und überdem, aber im Zusammenhang damit scheint mir das Bild des großen Mannes bis jetzt nicht nur ungenügend, sondern zum Theil geradezu falsch gemünzt zu sein und deßhalb einer gründlich läuternden Umprägung zu bedürfen.

Doppelt bedenklich und gefährlich ist jener Mangel, wenn er sich in sonst so werthvollen Werken zeigt, wie z. B. Biedermanns deutsche Kultur-, oder Hettners Literaturgeschichte sind, Werke, denen im Uebrigen aus mehr als Einem Grund die weiteste Verbreitung und Berücksichtigung zu wünschen wäre. Auch ich schulde namentlich dem ersteren Buch so großen Dank für seine Anregung und Belehrung, daß es mir Bedürfniß ist, dieß als Kehrseite des unerläßlichen Gegensatzes um so entschiedener auszusprechen. — Aber das kann keinem Zweifel unterliegen, daß wenigstens die Auffassung Leibnizens bei Biedermann und (scheint's von ihm abhängig) bei Hettner durchaus verunglückt ist. Gleich der Augpunkt der Betrachtung ist gründlich verfehlt, wenn Leibniz der faustische (!) Typus des damaligen deutschen Volks-Geistes und Lebens mit all seinen Vorzügen wie Mängeln sein soll und daher als Opfer dieser Einfächerung den Beleg für das Nachtbild jener Tage mitabgeben muß. Kein Wunder, daß von hier aus die ganze Zeichnung schief und verzerrt wird. Ueberhaupt darf gerade ein Mann von Leibnizens weiser Geschmeidigkeit und vielseitigster Beweglichkeit zuletzt von einer unleugbar doktrinären Hand dargestellt werden, welche in allzugeradlinig-starrer Folgenstrenge es nur schwer über sich vermag, eine Zeit oder Persönlichkeit ruhig und parteilos aus ihr selbst zu beurteilen, vollends in einem so schmiegsamen Geist mit der nachbildenden Fügsamkeit liebevollen

Eingehens heimisch zu werden. Wer immer nur sich selbst getreu ist, wird allzuleicht, auch ohne es zu merken, geschweige denn zu wollen, an der Treue gegen die Geschichte es fehlen lassen. Ob daher das Wort jenes Franzosen, das Biedermann mit gerechter Entrüstung über die deutsche Art aus Guhrauer anführt, nicht ihn selber ein wenig treffen dürfte: „Ueberrascht war ich zu sehen, daß die Verkleinerer Leibnizens aus Deutschlands Mitte (und sogar — setzen wir nun dazu — aus der eigenen Vaterstadt des großen Mannes) kommen!"

Wenn Andere, wie der um Leibniz hochverdiente Guhrauer und ihm nach K. Fischer (oder Pichler) dieß zwar vermeiden und mit wärmster Begeisterung ihrem Gegenstand gerecht zu werden suchen, so ist dagegen ihr Zweck und Gang nicht von der Art, daß eine übersichtliche Gesammtanschauung möglich würde. In der, an sich natürlich sehr werthvollen und für spätere Arbeiten unentbehrlichen Form der zeitordnenden Lebensbeschreibung kann es dem bahnbrechenden Guhrauer nicht gelingen, der bei Leibnizens Schaffen besonders naheliegenden Gefahr der Zersplitterung und Verstücklung zu entgehen. So ist die Wirkung seines Buchs, ähnlich einem Mosaikbild, zwar der unbestimmte Eindruck der Großartigkeit, wenn man es aus einiger Ferne betrachtet; in der Nähe aber erdrückt es den Beschauer und läßt ihn nicht zu klarer Sammlung oder Zurechtfindung über die leitenden Gedanken des Ganzen kommen. — So ziemlich das Gleiche gilt von der neuesten Schrift über „Leibniz und seine Zeit", populären Vorlesungen des hannöverischen Pastors Grote, die mir erst zukamen, als meine Arbeit sich bereits unter der Presse befand, so daß mir eine genauere Berücksichtigung nicht mehr möglich war. Man kann diese Darstellung als eine — übrigens lange nicht Alles benützende und verwerthende — Vervollständigung der Guhrauer-schen Lebensbeschreibung auf Grund des neuerdings Herausge-

gebenen bezeichnen und von hier aus willkommen heißen. Ebendamit theilt sie aber mit jener den Mangel an Uebersichtlichkeit; ja derselbe haftet ihr noch in weit höherem Maße an, was einerseits auf die etwas äußerlich arbeitende Vorlesungsform, andererseits auf das, viel Fremdartiges hereinziehende Interesse der hannöverischen Landesgeschichte zu schieben sein dürfte. (Von dem gehässig-bissigen Welfenton, der das Ganze als rother oder vielmehr gelb-weißer Faden durchzieht, ist nur dieß Eine zu sagen: Wir müssen es für ein Zeichen großer Parteiverblendung halten, den, das ganze Deutschland „von der Memel bis zum Rhein" umfassenden Patriotismus eines Leibniz an die hannöverische Leine binden zu wollen, ihn als Welfenapostel gegen das heutige Preußen-Deutschland aufzubieten und so darzustellen, daß man meint, er — der große Gegner Ludwigs XIV — werde im nächsten Augenblick, etwa aus Gefälligkeit gegen seinen Darsteller, gar vollends jenes schöne Wort aussprechen: Lieber französisch, als preußisch! Das ist ein trauriger Mißbrauch, eine ungeschichtliche Verballhornung seines Bilds.)

All diesen zersplitternden Darstellungen gegenüber gilt es, wenn je wo, so bei einer Schilderung der riesigen Vielseitigkeit Leibnizens gewissermaßen eine Sammellinse zu finden, welche die einzelnen Strahlen seines geistigen Lebens und Strebens in Einem beherrschenden Punkt auffaßt, um den vollen Glanz zur Anschauung zu bringen. — Welches ist nun aber dieser Eine Punkt, der in Wahrheit das A und O bei all seinem Wirken bildete, welches ist der feste Standort, den er einnahm, wenn er nach Fontenelles feinem Wort in seiner geistigen Größe den Alten glich, welche acht Rosse neben einander vor Einem Wagen zu lenken wußten? Er strebte und stritt als Vorkämpfer für seine deutsche Heimat und konnte mit Hektor von sich sagen: Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten! Dieß ist die Seele seines ganzen Lebens,

in welchem das Thun und Handeln weit über die bloße Beschaulichkeit überwiegt, dieß ist der offen daliegende Brennpunkt, in welchem sich mittelbar und unmittelbar Alles bei ihm vereinigt, wovon es ausgeht, worauf es neben aller selbständigen Bedeutung doch auch wieder zurückkehrt. — Ist es überhaupt möglich, ein annäherndes Gesammtbild von ihm zu entwerfen, von hier aus muß es geschehen. Seine (hier natürlich nur hereinspielende, nicht auszuführende) Grundwissenschaft, die mathematische Filosofie trägt den patriotischen Staatsmann und durchgeistet sein Thun auf diesem Boden; seine Fachwissenschaften Recht, Theologie, Filologie, Geschichte, Volkswirthschaft: sie alle müssen in dieselben Dienste treten und neben der Pflege der Wahrheit ihre Kräfte der Hebung des Vaterlands weihen. — So gelingt es, die Hauptlinien seiner Geistesarbeit in Einem Mittelpunkt zu vereinigen und damit nicht etwa nur oberflächlich, sondern zum größeren Theil sogar wahrheits- oder naturgetreuer darzustellen, als wenn man sie vom wirklichen Leben abgetrennt in Form bloßer „Lehren" Leibnizens über diesen und jenen Punkt selbständig behandelte. Eine eigene „Theologie" mag noch angehen, obwohl auch hier die Gefahr fremdartiger Fächerung oder unnatürlicher Verschiebung nahe genug liegt. Dagegen dürfte es ein wirklicher Mißgriff sein, wollte man z. B. eine förmliche Rechtsfilosofie, eine Erziehungs-, eine Volkswirthschaftslehre u. s. w. aus Leibniz zusammensuchen, wenn es gleich äußerlich und stofflich betrachtet schon angienge. Ihm erwuchs all dieß aus dem Leben und für dasselbe; darnach muß sich auch die treuabbildende Darstellung richten. — Weiterhin mögen neben den Grundstrichen auch kleinere bezeichnende Züge seines Lebens und Ergehens als Umrahmung des Gemäldes hereingenommen werden, um dasselbe endlich auf dem dunkeln Hintergrund der Staaten- und Sittengeschichte jener Zeiten hell sich abheben zu lassen.

Ein solcher Mann war und ist unser! Ja, unser trotz der kläglichen Versuche, welche neuerdings der Neid des Auslands macht, ihn seinem Volk zu rauben. Der Franzose **Foucher de Careil**, sonst gewiß höchlich zu loben ob des fleißigen Eifers und der warmen Begeisterung für Leibniz, er befleckt sein Verdienst in bedauerlicher Weise durch dieß kleinlichte Bemühen, den wärmsten deutschen Patrioten zum Slaven zu machen, weil er ihn allerdings lediglich nicht zum Franzosen umstempeln kann und doch nicht weitherzig oder wissenschaftlich genug ist, um ihn einfach und ehrlich den Deutschen zu lassen. Warum so viel Mühe mit dem Namen „Leibniz"? Weiß Herr **Careil** nicht, daß „Leipzig" selbst ursprünglich ein slavisches Wort ist; warum nicht also fluggs nicht blos Leibniz, nein, alle Leipziger sammt und sonders zu Slaven ernennen? Das wäre noch ergiebiger! Wer weiß, ob nicht mit ähnlichen Künsten, ohne alle Hexerei, durch reine Geschwindigkeit auch für die Franzosen selbst noch etwas abfallen könnte? Ich schlüge etwa den Frankfurter Göthe als würdigen Gegenstand für eine solche fränkische Annexion vor! — Schon Klopp in seiner Ausgabe und K. Fischer (ja sogar Grote) haben diesen, eines Gelehrten unwürdigen Unfug gebührend zurückgewiesen und dem Franzosen seine Täuschung aufgedeckt, eine Irrung, die angesichts der Guhrauerischen, ihm nothwendig bekannten Angaben so stark ist, daß man nur mit Zwang annehmen kann, die Täuschung sei blos eine unbewußte gewesen. Blickt doch bei Careil's großer chemischer Entdeckung, wo außer der geschichtlichen Wahrheit sich Logik und Grammatik kläglich unter der Mißhandlung winden, der Pferdefuß nur allzudeutlich heraus, wenn er zum Schluß seinen Leibniz in hohlem Theaterpathos deklamiren und tiradiren läßt: „Ich bin der geborene Landsmann Peters des Großen. Wir Beide sind Slaven, Beide Anfänger neuer Jahrhunderte, Beide Mitglieder der Rasse, deren künftige Be-

stimmung noch Niemand vorhersagen kann. Möge Deutschland weniger stolz sein! Es ist nicht ein ausschließlich deutscher Geist (— sehr gütige Einschränkung des kaum Gesagten! das Gewissen scheint zu erwachen! —), den ich bei der Geburt empfangen. Es war das Genie der slavischen Rasse, das sich im Vaterland der Scholastik erhoben hat!" — Herr Foucher de Careil scheint dieser Rassenanalyse nach zu schließen ein begeisterter Anhänger der Homöopathie zu sein, welche gleichfalls durch tausendfache Verdünnung die Wirkung des ersten Tropfens steigen läßt. Wir aber erklären solches Zeug, mit dem man uns auch sonst zu behelligen anfängt, einfach für eine jämmerliche Geschichtsverpfuschung, und verwahren uns auf's kräftigste gegen diese neumodischen Reunionskammern, ob nun Franzosen oder Czechen sich auf derartigen geistigen Größenraub legen. Wie? wenn wir Deutsche einmal ebenso kindisch ungeschichtlich sein und den Stiel umdrehen wollten? Es könnte eine sonderbare Krähenrupfung abgeben. — Gewiß, Niemand würde sich mehr für diese vermeintliche Ehre der Entdeutschung bedanken, als Leibniz selbst, der mit so glühender Liebe an seinem deutschen Volke hieng und es in der trübsten Zeit so leidenschaftlich gegen seine Feinde (auch im russischen Osten!) vertheidigte. —

Wir müßten nun auf die Schilderung seines Lebens und Wirkens ganz verzichten oder doch einen der edelsten Steine von seinem Ehrenschmuck ausbrechen, wenn wir aus irgend welchen Gründen, etwa mit Rücksichtnahme auf jene deutsche Welt- und Friedensbürgerlichkeit, die auch in unserem Jahrhundert noch nicht ausgestorben ist, oder gar per Eisenbahn und Telegraf in schön aussehender, theilweise sogar wirklich wohlgemeinter, aber doch haltloser Verpackung sich neu einschmuggeln will, — wenn wir in solchen Erwägungen einen Schleier über jene Tage Ludwigs XIV und seiner Uebelthaten gegen Deutschland zu

werfen uns zwingen wollten. Mittelst der allerdings ungewöhnlich reichen und lebenswahren Schilderungen Leibnizens zu hetzen oder lang vernarbte Wunden wieder aufzureißen ist nicht die Absicht, wenn wir im Folgenden nicht still an Straßburgs ehrwürdigem Dom und den sonnigen Gauen des Elsaß vorübergehen können. Das deutsche Volk zum mindesten steht geistig und sittlich zu hoch (— oder, wo das nicht der Fall ist, wenigstens politisch zu nieder —), um nicht das Alte nunmehr abgethan sein zu lassen und heutzutag mit seinem Leibniz zu sprechen: „Was placken wir uns hier um eine Hand voll Erden?“ — vorausgesetzt freilich, daß man uns fortan schlechterdings unbehelligt läßt; denn gottlob, die Zeiten haben sich geändert und wir mit ihnen! — Erfaßte das Elsaß seine hohe nunmehrige Aufgabe, eine geistige Brücke über unsern Oberrhein zu sein und ein Bindeglied zwischen den zwei europäischen Hauptvölkern zu bilden, welche in der neueren Geschichte auf dem Gebiet der Religion und des Staatslebens einander ergänzend das Größte geleistet haben und überhaupt im friedlichen Wettstreit gegenseitiger Anerkennung noch so Großes zu thun vermöchten, alsdann könnten wir beinahe beim Rückblick auf jene Trauerzeit Deutschlands zu dem Nachbarvolke sagen: Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber, der einem jeden Volk gesetzt, wann und wieweit es wohnen soll, gedachte es gut zu machen! — Unterdessen freilich, ehe die Weltlage besser geworden, kann es wohl eben nichts schaden, wenn jeweils auch die alten Narben wieder ein wenig brennen; man hütet sich alsdann um so mehr, dem deutschen Reichskörper neue Wunden schlagen zu lassen und lernt aus dem Buch der Geschichte die Pflichten der Gegenwart lesen; denn wie viele ABCschützen gibt es darin noch in deutschen Landen!

Abgesehen hievon hat auch sonst noch gar Vieles, auf was das Ringen und Arbeiten Leibnizens gieng, seinen Werth

selbst in unseren Tagen nicht verloren, oder wird ihn überhaupt nie verlieren. Was er besonders in Sachen des Staatswesens geklagt, gewünscht und gethan, was er in der Kirche und für die Bildung erstrebt, es mag uns noch heute ein lehrreicher Spiegel sein, in welchem wir theils die Errungenschaften der Neuzeit vernünftig zu schätzen, theils das viele noch immer Besserungsbedürftige der gährenden Zustände zu erkennen vermögen.

Wenn ich nicht umhin kann, trotz unserer unfertigen Lage im Folgenden mit voller Offenheit und Freiheit zu reden, so halte ich mich an das Wort des Mannes, den ich schildere, an ein Wort, daß gewiß vor Allem auf geschichtlichem und filosofischem Boden gilt: „Die Wahrheit darf man Keinem verkümmern, sowenig als die Luft, die wir athmen oder das Licht, welches wir schauen!" — Ebendeßhalb war ich auch geflissentlich darauf bedacht, Quellen und Fundort meiner Ausführungen immer anzugeben, nicht um nach beliebter Art „den Rand mit Anmerkungen auszustaffiren" oder meinem Buch einen gelehrten Anstrich zu verleihen — geht doch das Absehen desselben auf das gebildete deutsche Volk überhaupt, durchaus nicht allein auf Fachkreise —, sondern ich hielt dieß für werthvoll, um damit vor Allem die unverfälschte Aechtheit des Gebotenen zu erweisen. — Und während z. B. Guhrauer jene Quellenangaben grundsätzlich unterläßt, weßhalb er in dieser Hinsicht keine vorarbeitende Hülfe bietet, so glaube ich meinerseits durch das entgegengesetzte Verfahren zugleich den Späteren viel Zeit und Mühe zu ersparen, was freilich nur die wenigen Kenner der leibnizischen Schreibweise voll zu schätzen wissen. Denn ich bin weit entfernt zu wähnen, mit meinem Versuch sei endlich das geleistet, was Deutschland dem Andenken seines großen Sohnes schuldet. Noch sind wir ja der Aufforderung nicht nachgekommen, welche der Franzose Diderot vor mehr als hundert Jahren an die Deutschen gerichtet hat, wenn

— auch nur im Blick auf Leibniz den Gelehrten — seine Encyklopädie uns zuruft, „doch endlich einmal an die Sammlung der Schriften des Mannes zu gehen, dem allein Deutschland soviel Ruhm verdanke, als Griechenland seinem Plato, Aristoteles und Archimedes mit einander, eines Mannes, der vielleicht mehr gelesen, mehr studirt, mehr meditirt und mehr geschrieben habe, als je ein andrer Mensch".

Wann werden wir das Verlangte thun? Wann werden endlich alle die Schätze gehoben werden, welche, den nahen Harzbergwerken ähnlich, Hannover noch im dunkeln Verschluß seiner Bibliothek und seines Archivs birgt, welche in andern deutschen (oder fremden) Städten da und dort vergraben und vergessen liegen? Es ist dieß eine Ehrenschuld Deutschlands, möge das Neuerstandene nicht säumen, sie einzulösen! Möge es doch nicht durch Empfindlichkeiten, die auf dieses geistige Gebiet nicht gehören, den schönen Anfang, welchen namentlich Klopp gemacht, achtlos verloren sein lassen und damit die endliche Erreichung des Ziels wieder auf's Unbestimmte vertagen! — Erst dann, wenn wir das Ganze haben, wird es auch möglich sein, daß die Meisterhand eines unsrer trefflichen Geschichtsschreiber das volle lichte Bild des edeln Leibniz uns schenkt, dessen Schattenriß ich hiemit dem deutschen Volk und unter ihm besonders der Jugend biete, auf deren elastischerem Geiste Deutschlands Zukunft ruht.

Tübingen, 18. Oktober 1869.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

Schluß.

Einleitung.

Zeitverhältnisse. (Der 30jährige Krieg und seine Folgen für Deutschland.) — Leibniz als Philosoph, zugleich Staatsmann und Patriot (Das Allgemeine und Besondere, Wissenschaft und Leben, Optimismus, Frömmigkeit.) — Unsere halbhunderttjährige Verkennung und jetzige Anerkennung (ihre Ursachen und Erscheinung; die Herausgabe seiner Schriften, Zusammenhang).

Einer der hellsten Sterne an Deutschlands Himmel — er hat in der dunkelsten Nacht unseres Vaterlandes geglänzt. Gottfried Wilhelm Leibniz wurde geboren 1646, zwei Jahre vor dem Schluß des dreißigjährigen, und starb 1716, zwei Jahre nach Beendigung des dreizehnjährigen spanischen Erbfolgekriegs. Der größte, kräftigste Theil seines Lebens und Wirkens auf dem Gebiet, das uns hier beschäftigt, fällt mitten in eine Zeit, deren Bild kaum minder trüb ist, als diese zwei begrenzenden Rahmen. Wahrhaftig, es wäre schon an jenem ersten Decennium deutschen Elends genug gewesen, da die große Errungenschaft der Neuzeit, die Befreiung der Geister durch die Reformation, in einem, ein Menschenalter lang wüthenden Ringen ihre blutige Besiegelung, ihre Feuertaufe erhalten mußte. Da hieß es ja von dem deutschen Volk, welches durch Thun und Leiden das Wichtigste an diesem Werk vollbracht, zum Schlusse beinahe: Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen. Es schien fast, als sollte, die Größe des Erstrittenen anzuzeigen, ein ganzes großes Volk für immer vernichtet sein, ein verblutendes Opfer seiner weltgeschichtlichen That. Die Bande des h. römischen Reichs deutscher Nation hatten sich gelöst. Der Bürgerkrieg, der Kampf der Stände unter einander und gegen das Reichsoberhaupt, ob auch zuerst nur hoher Ziele um Gottes und der Religion willen unternommen, hatte seinen verderblichen Samen der Zwietracht hinterlassen. Die hohen Ziele zwar waren bald vergessen; aber jetzt wußte der niedrigste Eigennutz, die Sucht der Einzelnen, auf Kosten des Ganzen sich zu bereichern, das Trachten der Glieder, sich selbstständig vom Reichskörper abzulösen, sie nützten das einmal gegebene Beispiel nur allzugut zu

Einleitung.

Zeitverhältnisse (der 30jährige Krieg und seine Folgen für Deutschland). — Leibniz als Filosof, zugleich Staatsmann und Patriot. (Das Allgemeine und Besondere, Wissenschaft und Leben, Optimismus, Frömmigkeit.) — Anderthalbhundertjährige Verkennung und jetzige Anerkennung (ihre Ursachen und Erscheinung; die Herausgabe seiner Schriften, Zugänglichmachung).

Einer der hellsten Sterne an Deutschlands Himmel — er hat in der dunkelsten Nacht unseres Vaterlandes geglänzt. Gottfried Wilhelm Leibniz wurde geboren 1646, zwei Jahre vor dem Schluß des dreißigjährigen, und starb 1716, zwei Jahre nach Beendigung des dreizehnjährigen spanischen Erbfolgekriegs. Der größte, kräftigste Theil seines Lebens und Wirkens auf dem Gebiet, das uns hier beschäftigt, fällt mitten in eine Zeit, deren Bild kaum minder trüb ist, als diese zwei begrenzenden Rahmen. Wahrhaftig, es wäre schon an jenem ersten Denkstein deutschen Elends genug gewesen, da die größte Errungenschaft der Neuzeit, die Befreiung der Geister durch die Reformation, in einem, ein Menschenalter lang währenden Ringen ihre blutige Besieglung, ihre Feuertaufe erhalten mußte. Da hieß es ja von dem deutschen Volk, welches durch Thun und Leiden das Wichtigste an diesem Werk vollbracht, zum Schlusse beinahe: Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen. Es schien fast, als sollte, die Größe des Erstrittenen anzuzeigen, ein ganzes großes Volk für immer vernichtet sein, ein verblutendes Opfer seiner weltgeschichtlichen That. Die Bande des h. römischen Reichs deutscher Nation hatten sich gelöst. Der Bürgerkrieg, der Kampf der Stände unter einander und gegen das Reichsoberhaupt, ob auch zuerst um hoher Ziele um Gottes und der Religion willen unternommen, hatte seinen verderblichen Samen der Zwietracht hinterlassen. Die hohen Ziele zwar waren bald vergessen; aber jetzt wußte der niedrigste Eigennutz, die Sucht der Einzelnen, auf Kosten des Ganzen sich zu bereichern, das Trachten der Glieder, sich selbstständig vom Reichskörper abzulösen, sie wußten das einmal gegebene Beispiel nur allzugut zu

nutzen und weiter zu befolgen. Der Gott, dem man jetzt mehr als dem Kaiser zu gehorchen trachtete, war das noch Ludwigs des 14ten Vorbild vergötterte Ich der einzelnen Fürsten geworden. Schon ein Jahrhundert früher hatte der milde Melanchthon geschrieben: „Die Feigheit, Zwietracht, und Treulosigkeit unserer Fürsten ist so arg, daß man an eine gemeinsame Vertheidigung des Vaterlands gar nicht denken kann. Wie Thyestes in der Tragödie seinen Untergang verschmerzt, wenn nur der Bruder untergeht, so sehe ich auch unsere Pelopiden von der gleichen Leidenschaft beherrscht". Wie hatte vollends der dreißigjährige Krieg diesen Sinn genährt!

Und was von hohen Zielen scheinbar noch geblieben, der Eifer um die Religion, er war ausgeartet zum jämmerlichen Zerrbild. Die früher wenigstens noch großartig schauerliche Flamme des Religionskriegs tanzte nur noch als Irrwisch über einer versumpfenden und verdumpfenden Buchstabenreligion, oder züngelte in der unheimlichen Gestalt des jüngsten Ordens durch die mattgewordenen Völker. Gegenseitige gehässige Anfeindung und Verkezerung, selbst der zwei protestantischen Schwesterbekenntnisse unter einander, sollte zur Erbauung dienen und sogar die Kanzel wurde nicht für zu gut erachtet, um diese kläglichen Nachspiele des 30jährigen Trauerspiels aufzuführen. Wo es gegolten hätte, daß die Söhne des Einen Volks gegen den allen Parteien gefährlichen Feind zusammenstehen, flugs drängte sich der böse Geist kleinlichten Religionshaders dazwischen und bahnte dem Feind eine Gasse. Wenn die zwei Hauptpfeiler eines Volks, Staat und Kirche, also geborsten waren, was Wunder, daß auch auf allen andern Gebieten unser Volk sich am Rande des Abgrunds befand. Um mehrere Jahrhunderte war es in seiner Bildung und Entwicklung zurückgeworfen, die Volkszahl durch Krieg, Hunger und Pest in manchen Gegenden auf den vierten Theil herunter gebracht; Landbau, Handel, Gewerbe, die vorher bereits in der schönsten Blüthe gestanden, niedergetreten und zerstört, deutsche Sprache und Sitte in der äußersten Gefahr, durch die Ueberfluthung des Fremden erstickt und für immer ertödtet zu werden[1]).

1) Man vergleiche die Schilderung der Zustände in den „Bildern aus Deutschlands Vergangenheit" von Freytag, oder höre Leibniz selbst, wenn er in einem Brief

Und es ist ein altes, natürlichwahres Wort: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Nicht genug mit all diesen inneren Leiden — gierige, äußere Feinde in Ost und West erachteten das verendende Reich für eine vollkommene Beute, darüber herzufallen: im Osten der alte Feind der Christenheit und Bildung, die wilden Horden der Türken; im Westen das Volk des allerchristlichen Königs, der sich wohl schon zu jener Zeit rühmte, an der Spitze der Civilisation zu marschiren; ob aber wenigstens seine damaligen Heldenthaten in der Pfalz (Speier, Heidelberg, Worms) und in Schwaben (Melac) das geeignetste Mittel für diesen erhabenen Zweck waren? Der schwerfällige deutsche Verstand unserer Ahnen faßte jedenfalls solche Feinheit nicht.

In dieser jammervollen Zeit, da es sich mehr denn je um Sein oder Nichtsein Deutschlands handelte, lebte nun unser Leibniz, einer der edelsten Söhne seines Volks, einer der größten Geister, welche die Menschheit je gehabt. Jetzt, da wir aus andern Zeiten rückwärts blicken dürfen, können wir erst recht verstehen, welche Bedeutung es hatte, daß er gerade damals lebte. Stellt er doch mit seiner ganzen Geistesart, um anzuklingen an seine eigene filosofische Redeweise, sozusagen eine Concentration, eine Ineinsfassung des gesammten deutschen Volksgeistes nach seiner edelsten Seite dar. Und damit war er die lebendige Bürgschaft, ja das kräftige Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung, daß dieses sein Volk nicht untergehen sollte, welches ihm ähnlich mehr als andre Völker den freien Sinn für's Ganze und Allgemeine, die Gabe der friedlich anerkennenden bienenartigen Sammlung und doch auch wieder urkräftigen Zusammenfassung dessen hat, was andre Völker auf besonderem Gebiet und mit engerem Gesichtskreis erringen. Daß gerade in solcher Noth dem deutschen Volk ein Mann wie Leibniz geschenkt wurde, darin müssen wir deutlich den Finger

---

über die scheinbar nicht ganz deutsche Friedenspolitik von Mainz sagt: „Johann Philipp sah das Elend von Deutschland, dessen Trümmerhaufen noch rauchten; er war einer von denen, die am meisten dafür arbeiteten, ihm Ruhe zu verschaffen. Man sahes eben erst zur Noth aufathmen, das Land war gleichsam nur von kleinen Kindern bevölkert, und wenn der Krieg wieder begann, was man von dem gereizten Schweden und dem drohenden Frankreich mit Grund fürchtete, so war sehr zu besorgen, daß dieser Keim eines Nachwuchses wieder zertreten würde und ein großer Theil des armen Deutschlands Wüste bliebe. Daher schloß er den Rheinbund.“ Guhrauer, Churmainz I, 91.

Gottes sehen, der einem jeden Volk gesetzt, wenn und wie weit es wohnen soll, der gewiß auch dem Unsrigen noch ein Großes in der Geschichte zu leisten und zu wirken aufbehalten hat. Denn sie genügt nicht, die hausbackene Erklärung, welche den bloßen Mangel und das Bedürfniß, die bloße Penia (mit Plato) zur Mutter großer Männer machen will, ohne daß ein Funke aus der ewigen göttlichen Lebensfülle zündend sich damit verbände. So hat es denn Leibniz als seine Lebensaufgabe erfaßt, auch staatlich, wie er sich (seinen Vornamen übersetzend) auf dem wissenschaftlichen Gebiet nennt, ein Pazidius, ein Stifter des Gottesfriedens zu werden, sein Vaterland zu heilen von den Leiden des vernichtenden Kriegs, von den Wunden, welche allerlei schlimme Leidenschaften ihm geschlagen. Sein langes Leben von früher Jugend bis in's hohe Alter arbeitet er unermüdet daran, Deutschland mit den Kräften und Mitteln des reichsten Geistes aus seiner tödtlichen Ermattung zu dem Rang eines wieder vollbürtigen Glieds unter den glücklicheren Völkern emporzuheben und hauptsächlich von dem kaum Genesenden jede äussere Störung mit all den Mitteln abzuhalten, die ihm zu Gebot standen. Er war ja aber ein Filosof, ein großer Gelehrter von europäischer Bedeutung, der für die Weltwissenschaft lebte, wird hier Mancher ungläubig einwenden und unsrem Leibniz solches nicht zutrauen. Es ist freilich traurig, daß wir so vielfach unsre Patrioten nicht unter den größten Geistern unsres Volkes suchen durften, daß Manche sich Olympier dünkten, weil sie mit Fleiß des Bodens vergaßen, dem sie entsprossen, daß einst sogar die Kanonen von Jena nicht im Stande waren, einen großen Filosofen, der sich dessen gar auch noch rühmt, aus seinen ohnedem etwas neblichten Fahrten im Reich des Geists zur brennenden Wirklichkeit zu rufen. Ungern fürwahr sage ich etwas wider die glänzenden Namen unsres Volks, denen wir ja trotz dieses Mangels so viel verdanken; das Verkleinerungsgeschäft überlassen wir sonst besser den Fremden. Aber da viele kleine, nichts dagegen bietende Geister diesen nun einmal nicht wegzuleugnenden Fleck mancher Großen zum Deckmantel ihrer eigenen traurigen Mattherzigkeit nehmen, so darf die Wahrheit nicht verschwiegen werden. Ist es doch, von blinderhitzten Anbetern jener Großen genährt, bei uns fast zur feststehenden Meinung geworden, daß das Vaterland und seine Sorgen für die geringeren Geister gerade

gut genug seien, während die hohen Geister mit Recht nur als Erdenbürger im Allgemeinen, ja bei lebendigem Leibe schon als Bürger ihres überirdischen Geniushimmels dahinschweben. Ein Glück, daß denn doch auch die Beispiele nicht fehlen, wo höchste geistige Begabung und wärmste Vaterlandsliebe einander die Hand reichen. So bei unsrem Leibniz, den weder ein Göthe, noch ein Hegel an geistiger Höhe überragen, indem er zugleich seine Größe durch aufrichtige Bescheidenheit und Demuth krönt: „Nie, sagt er einmal, wird ein Mensch geboren, der die ganze Fülle der Weisheit für sich in Anspruch nehmen dürfte, oder der das gesammte Menschengeschlecht geistig überragte und alle Sterne überstrahlte, hervorbrechend, wie eine Himmelssonne" [1]).

Und es war dies sein Wirken für's Vaterland bei ihm nicht nur zufällig, nicht nur eben durch das dringende Elend des Augenblicks und der Verhältnisse abgenöthigt, so daß es nur gleichsam ein Außenwerk seines Lebens und Strebens gebildet hätte. Nein, bei dem „Urheber der prästabilirten Harmonie" ist selbst auch alles Einzelne harmonisch und im Einklang mit dem Ganzen. Auch diese bedeutende Seite seines Wirkens entspringt frisch aus dem Mittelpunkt seines Denkens und Fühlens, dem Patrioten führt der Filosof die Feder.

Denn was lag ihm, um damit zu beginnen, seiner ganzen Weltanschauung nach ferner, was war seinem innersten Wesen fremder, als jener Geist der Beschränktheit, der sich kleinlicht sei's innerhalb seiner Fachwissenschaft, sei's innerhalb seines Ländchens und seiner Kirchthumsintressen vermauert und abgesperrt? Was Schleiermacher, verwandten Geists, von Leibnizens Vorgänger, Spinoza, rühmt, das gilt auch von unsrem Filosofen: das Universum, das All war seine Liebe, doch nicht allein, wie bei jenem Fremdling unter Europas Völkern. Jede Seele ist nach dem Meister der Monadenlehre ein Spiegel des Ganzen, ein lebendiger Brennpunkt, in welchem alle Strahlen sich vereinen, eine Welt im Kleinen, in welcher jede Bewegung nachschwingt, die irgend in der Großen ansetzt; Alles fühlt mit Allem (σύμπνοια πάντα). Und indem er hier vornemlich seine eigene große Seele schildert, war er der Mann, der, allein, alle denkbaren Wissenschaften seiner Zeit

---

1) Dutens, Werke von Leibniz V, 395.

umfaßte, der nach Friedrichs des Großen Wort in seiner einzigen Person eine ganze Akademie von Gelehrten vorstellte. Besonders auch war es die Geschichte, dieß Raum- und Zeitschranken aufhebende Gedächtniß der Menschheit, was er mit regstem Eifer pflegte. Kein Wunder, daß ein Mann von solcher innern Anlage und Fülle auch äusserlich nicht an die Scholle gefesselt leben konnte, daß der innere Flug seines Geistes in wechselndem Aufenthalt und rastlosem Reisen nicht blos durch Deutschland, sondern auch durch's ganze europäische Ausland sich Ausdruck und Befriedigung geben mußte. Den etwas oberflächlichen Vermuthungen Andrer, warum er als Jüngling von seiner Vaterstadt Leipzig weggezogen, statt sich dort in Amt und Würde zu setzen, stellt er selbst die richtige Erklärung gegenüber, wenn er sagt: „Auf's Reisen gieng mein Sinn, denn ich erachtete es für unwürdig, daß ein junger Mann an die Scholle gefesselt lebe. Schon längst brannte ich von Begierde nach größerer wissenschaftlicher Bedeutung und Erkenntniß".

Und als man ihn gleich darauf in Nürnberg sehr vortheilhaft halten wollte, schlug er auch dieß aus, „denn ich hatte weit andere Entwürfe und Pläne". So gelang es ihm denn wirklich, seinen Hauptaufenthalt, soweit er überhaupt ein fester war, an drei damals hochwichtigen Orten Deutschlands zu finden: zuerst in Mainz am Hof des einflußreichen Kurfürsten und Reichserzkanzlers Johann Philipp, des „Gleichgewichthalters" von Europa, wie er zu seiner Zeit genannt wurde. Dieser wichtige vorgeschobene Posten Deutschlands gegen Frankreich war gerade der rechte Platz, um der tiefen Vaterlandsliebe des jungen Leibniz Reife und erste Gelegenheit zur Bethätigung zu geben. Späterhin war es der in Norddeutschland einflußreiche Welfenhof Hannover, dem er seine Dienste widmete, um jedoch gegen die spätere Zeit seines Lebens aus den kleinlicht und drückend werdenden Verhältnissen heraus sich nach der neuaufgehenden Sonne des Berliner Hofs zu wenden, und hier auf jugendkräftigem Boden den Hebel seiner weitaussehenden Pläne in Staat und Kirche anzusetzen. So wirkten bei ihm ureigne innere Anlage und äussere dadurch geleitete Lebensverhältnisse zusammen, um einen großartigen, von allem beschränktem Sondergeist freien Sinn auch für's staatliche und öffentliche Leben herauszubilden.

„Es heißt hier nicht, was mein, was dein, sondern was nützt der ganzen Gemein" war sein Wahlspruch, dem er sein ganzes Leben hindurch treu blieb. Von dieser Gesinnung für's Ganze und Allgemeine selbst durchdrungen, klagt er mit tiefem Schmerz (in seinen „neuen Versuchen", einer filosofischen Hauptschrift) über den Mangel des gleichen Sinns bei Andern: „Ich finde, daß solche selbstsüchtige Anschauungen sich mehr und mehr in der großen Welt und bei Leuten einschleichen, welche Andre leiten und von denen der Gang der Ereignisse abhängt. Indem sie sich auch der Modeschriften bemächtigen, bereiten sie Alles für eine allgemeine Umwälzung vor, von der Europa bedroht ist, und machen vollends dem Bischen den Garaus, das noch von dem hohen Sinn der alten Griechen und Römer geblieben. Diesen galt die Vaterlandsliebe, die Sorge für's allgemeine Wohl und für die Nachwelt mehr, als das eigene Wohlbehagen und selbst als das Leben. Aber diese „öffentlichen Geister", wie man's in England nennt, werden bedenklich selten und sind nicht mehr in der Mode; sie werden noch mehr aufhören, wenn sie auch nicht mehr von der wahren Sittlichkeit und Gottesfurcht getragen sind. Laut spottet man über die Vaterlandsliebe; man macht den lächerlich, der um's Allgemeine sich kümmert, und wenn ein edler Mann von dem Schicksal der Nachwelt redet, so antwortet man: Da sehe diese selbst zu (alors comme alors)! Allein es kann diesen Leuten geschehen, daß sie selbst die Leiden erfahren müssen, die sie Andern aufbehalten glauben. Wenn man sich von dieser seuchenartigen Geisteskrankheit heilen läßt, so kann dem Unheil noch vorgebeugt werden; wird sie aber noch größer und schlimmer, dann wird die Vorsehung die Menschen zu heilen wissen durch den Umsturz aller Verhältnisse, der nothwendig daraus entspringt"[1]).

Allein wir dürfen nicht auf halbem Weg stehen bleiben. Es wäre zu wenig für unsern Zweck, nur darauf hinzuweisen, wie lebendig der Sinn für's Allgemeine in Leibniz lebte. Diesen, aber auch nur diesen hat das vorige Jahrhundert von ihm übernommen, da nur die Hälfte seines Geistes auf den Nachfolgern, den Profeten im Humanitätsmantel, ruhen blieb. Das gab dann jene verwaschene Weltbürgerlichkeit von überall und nirgends, jenes

1) Erdmann, Fil. Werke von L. S. 386.

Schwärmen für die Menschheit im Allgemeinen, welches darüber der Haus- und Volksgenossen vergaß. Für eine solche verschwommene Allgemeinheit war Leibniz schon zu sehr Mathematiker und wußte die das Ganze bedingenden Einheiten wohl zu schätzen. Er bekennt von sich selbst: „Ich habe, was so selten und so schwer vereinigt wird, gleichviel Sinn für's Allgemeine wie für's Einzelne". Seine Monade ist wohl ein Spiegel des Alls; aber wohlbemerkt, jede ist es unter einem gewissen, einzigartigen Gesichtspunkt, auf einem individuellen Standpunkt, der für die Stufenreihe der allgemeinen Vollkommenheit von unersetzlichem Werth ist und gleichsam mit Schillers Bürger sprechen kann: „Freut sich jeder seiner Stelle, Bietet dem Verächter Trotz". Diese filosofische Betrachtungsweise hält er durchaus auch in staatlich-vaterländischer Beziehung fest. Jedem das Seine! sagt er als Filosof und Jurist und räth z. B. nach Georgs I. Thronbesteigung in England den deutschen Ministern desselben dringend, doch ja nicht eigenmächtig in die Verhältnisse und Neigungen eines fremden Volks einzugreifen. Dazu sei Niemand berechtigt, auch könne es nie gut ausfallen. Dasselbe fordert er nun aber auch von den Fremden für Deutschland; denn jedes Volk hat sein göttlich verliehenes Recht zu sein und sich zu regen auf dem eigenen Boden; jedes nimmt eine einzigartige, unersetzlich werthvolle Stelle im Gebiet des allumfassenden Gottesstaates ein, die ihm Niemand rauben darf. Wie das Einzelne nur im Anschluß an das Ganze gedeiht, so auch dieses nur, wenn es jenem sein Recht läßt; die Einheit des Akkords fließt nur aus vielen einzelnen reinen Tönen.

So weiß er in harmonischer Durchdringung und Bindung des Allgemeinen und Besondern, seinem metafysischen Standpunkt treu, auch in dieser Frage eine vernünftige Stufenordnung zu gewinnen: Mit warmer Theilnahme spricht er, trotz der oben berührten Mißklänge, von seiner Vaterstadt Leipzig. Ein Freund hatte dem Gelehrten von längst europäischem Ruf geschrieben: „Vierzig Jahre sind verflossen, seit Du deiner undankbaren Vaterstadt Valet gesagt". Darauf antwortet Leibniz: „Ich freue mich, daß unser Leipzig aus den mißlichsten Zeitläuften sich wieder zur alten Blüthe emporgearbeitet hat. Ich liebe es, wie man seine Vaterstadt lieben soll, und habe es nicht undankbar gegen mich gefunden. Daß man seinerzeit den Jüngling, um nicht zu sagen

Knaben unter so vielen durch Alter und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männern übergangen hat, gibt mir kein Recht zur Klage. Indeß reut mich auch meine Ungeduld nicht; Gottes Walten weiß die Irrthümer der Menschen zum Besten zu lenken, so daß oft selbst ein verfehlter Schritt zum Guten führt"[1]). Dieselbe Gesinnung beweist er gegen sein Heimatland Sachsen. Als er seine Stelle in Hannover gefunden, schreibt er gleichsam als Entschuldigung darüber einem Freund in Dresden: „Dem Heimatland, ich gestehe es, sind wir Alles schuldig, und es hätte mir nichts Lieberes zu Theil werden können, als jenem alle Früchte meines Fleißes weihen zu dürfen. Aber da ich sah, daß man dort fast nur zu viel Männer meines Gleichen hat, so wirst auch Du mir nicht Unrecht geben, wenn ich die von Gott mir gebotene Gelegenheit ergreifend hier ein Unterkommen annahm. Ich freue mich aber, an einem mit Sachsen befreundeten Hof zu sein, der keine Euch zuwider laufenden Plane hegt. Denn wir suchen nur den Frieden und schützen ihn, soweit es geht, dasselbe dünkt mich auch die Absicht des weisen Kurfürsten von Sachsen und des ganzen dortigen hohen Hauses zu sein. Daher ist das Intresse beider Höfe in vielen Fragen der gemeinsame Widerstand gegen die Störenfriede. Freilich wünschte ich, daß die freundliche Verbindung zwischen den Häuptern noch enger würde, welche oft zum gegenseitigen Vorteil zusammentreten sollten[2]).

Daß aber Leibnizens Vaterlandsliebe sich nicht auf den heimischen Stamm beschränkte, sondern ganz Deutschland gleich warm umfaßte, dafür wird Alles Folgende genügend Zeugniß ablegen. Hier nur ein paar vorläufige Aussprüche darüber. Bei dem elenden Stand der Dinge in Oberdeutschland schreibt er im Jahr 1703: „Es herrscht eine verhängnißvolle Schläfrigkeit; ist einer vom Ort der Gefahr auch nur ein paar Meilen entfernt, gleich erachtet er die Angelegenheiten des Vaterlandes für fremde; etwas Unwürdigeres als dieß läßt sich nicht denken"[3]).

Besonders treffend und ein scharfes Urtheil auch über die Gassenweisheit unserer Tage, welche „Vaterland" und „Nation" für

1) Klopp, Werke von Leibniz, erste Reihe I, LI.
2) Klopp IV, XXV.
3) S. Dutens V, 262.

einen überwundenen Standpunkt hält, ist die Ausführung des großen Filosofen in seiner „Ermahnung an die Deutschen in Betreff ihrer Sprache": „Gleichwie das gemeine Unglück unsere Gefahr, also ist hingegen des Vaterlands Wohlstand unsere Vergnügung. Weil ein Jeder Glied des bürgerlichen Körpers ist, so empfinden wir Kräfte von dessen Gesundheit und fühlen Alles, was ihn angehet, durch eine sonderbare Verordnung Gottes. Denn wo sollte es sonst herkommen, daß wenig gutartige Menschen zu finden, die sich nicht über ihres Landes und Nation und sonderlich ihrer hohen Obrigkeit Glück von ganzem Herzen freuen, oder die in der Fremde nicht gleichsam ihr Herz mit dem Landsmann theilen sollten. Denn das Band der Sprache, der Sitte, auch sogar des gemeinen Namens vereiniget die Menschen auf eine sehr kräftige, wiewohl unsichtbare Weise und machet gleichsam eine Art der Verwandtschaft. Ein Brief, eine Zeitung, so unsere Nation angehet, kann uns kränken oder fröhlich machen. Das können uns Fremde gleich an den Augen ansehen und dafern sie verständig sein, müssen sie unsere Neigung loben. Der aber über seines Vaterlands Unglück Freude bezeugen würde, den würden auch die, so sich seiner gebrauchen, in ihren Herzen vor einen bösen und unehrlichen Menschen halten, welche Meinung von sich kein edles Gemüth mit Geduld vertragen kann. Ueberdies so werden solcher Landesverräther wenig in ihrer Bosheit so gar verhärtet sein, daß sie nicht auch mitten in Glück und Fortgang ihrer bösen Anschläge einen stets nagenden Wurm fühlen sollten. Daher zu schließen, daß die Liebe des Vaterlands nicht nur auf einfältiger Leute Einbildung, sondern auf der wahren Klugheit selbst gegründet sei, welche dann durch die Schuldigkeit bestärket wird, so Gott und Menschen uns auferleget: Gott, dieweil er allezeit das Beste will; nun ist aber besser, was Vielen, als was Einem ersprieslich. Die Menschen aber, indem sie diese Undankbarkeit nicht leiden können, daß, der dem Vaterland Leben und Aufnahme schuldig, sich dessen Wohlfahrt nicht weiter, als sie ihm einträglich, angehen lassen sollte. Ist nun einiger Mensch seinem Vaterland verpflichtet, so sind wir es, die das werthe Deutschland bewohnen".

Daß in den Ringen, mit welchen Leibniz vom Engsten aus das Ganze umfaßte, hier bei seiner deutschen Vaterlandsliebe ein

scharfer Einschnitt und ein weiter Abstand bis zum nächsten Kreis ist, der die Theilnahme für andre Völker und schließlich für die ganze Menschheit ausdrückt, das darf uns bei den damaligen Zeitläuften nicht wundern. Hätte er in besseren, friedlicheren Tagen gelebt, so wäre der Fortschritt vom Nahen zum Fernen ein ganz harmonisch-gleichmäßiger geworden. So aber mußte er als Sohn eines gequälten und niedergetretenen Volks nothgedrungen selbst auch gegen das Fremde und Ausländische eine schärfere und bittere Haltung annehmen, als es an und für sich in seiner Natur lag. Um so schöner, daß er es doch that, daß er, der allseitig bewunderte und viel umworbene europäische Gelehrte, sich doch seines darniederliegenden Volks nicht schämte und statt es fahnenflüchtig zu verleugnen, muthig und entschlossen für sein Recht einstand. Wo diese Nothwehr zurücktreten kann, da tritt sogleich sein weiter, alle Menschen als Brüder nicht blos in schönen Worten, sondern in der That liebender S nn heraus, da schwebt ihm das Ganze, das Wohl und Glück, die Bildung und Aufklärung, wie die leiblich-äusserliche Förderung der gesammten Menschheit als Ziel und Aufgabe vor. Man denke nur an seine Bildungspläne und Vorschläge, die er wiederholt Peter dem Großen machte, um auch dieß weite Reich und mit hm ganz Asien in den Kreis der gebildeten Völker hereinzuziehen. Namentlich aber wußte er als Gelehrter im Dienste der Einen, untheilbaren Wahrheit, daß deren Vaterland nicht ein in sich immer noch beschränktes Volk, sondern die ganze Menschheit, die gelehrte Welt (orbis eruditus), der Freistaat der Wissenschaft sei, so sehr ihn auch daneben ein ehrender Rückstrahl des Lichts auf das eigene Volk freute. Wir führen hiezu nur Eine Stelle an, wo er sich über die allzuvaterländischen Bestrebungen einiger Schweden äußert, welche zur Verherrlichung ihres Lands alles Germanische als vom Schwedischen abgeleitet darstellten. „Ich verzeihe dem Goropius und Rudbeck, welche, von Vaterlandsliebe gestachelt, Einbildungen mit gediegenem Forschen vermengen, und thue dieß um so lieber, weil wir diesen patriotischen Einbildungen und Spekulationen doch oft wirklich Brauchbares zu danken haben. Ich aber will, über alle Leidenschaft und Parteilichkeit erhaben und im Blick auf das gemeinsame Vaterland des menschlichen Geschlechts, mich bestreben, Gründe nur

mit Gründen zu bekämpfen; der Gewinn ist gleich, wer auch siegt, wenn nur die Erkenntniß der Wahrheit dabei gewinnt" [1]).

Es muß uns nun zum Voraus sicher sein, daß eine so klar und lebendig ausgebildete Anschauung und Ueberzeugung nicht bloße Anschauung und innere Ueberzeugung bleiben konnte, sondern nothwendig ihre Bethätigung im wirklichen Leben suchen mußte, um so mehr, je lebhafter die Anforderung von den geschichtlichen Verhältnissen aus ergieng. Doch dieses Aeußre war auch hier wieder nicht die Hauptsache. Der Trieb zur Thätigkeit, zum kräftigen Handanlegen war zu tief in Leibnizens Wesen, ja wiederum gerade in seiner Filosofie begründet. Seine Monade ist nicht blos ein theoretisch-betrachtender Spiegel des Weltalls unter einem gewissen einzigartigen Gesichtspunkt, sondern die andere, ebenso wesentliche Seite ihrer Natur ist das lebenskräftige, nimmer ruhende Streben, die beständige Kraftübung ohne Stillstand, ohne Erstarrung und Tod. „Ich kenne sie nicht, ruft er einmal aus, die todten, unnützen, thatlosen Massen, von denen man zu reden pflegt. Handlung ist überall; es gibt nichts Ungeformtes, nichts Unfruchtbares, keinen Tod im Weltall, kein Chaos, keine Verwirrung, als nur für den oberflächlichen Blick; überall Ordnung, überall Organe und Zwecke, überall ein Fortdrängen zur Vervollkommnung". Mit solchen in seinen filosofischen Schriften immer wiederkehrenden Worten schildert der große Mann abermals vorzüglich sich selbst. So schreibt er an eine Fürstin von Hohenzollern: „Man muß immer etwas finden zu thun, zu denken, zu planen, immer den Sinn offen haben für's Wohl des Ganzen und des Besondern; aber all dieß in einer Weise, daß es uns freut, wenn unsre Wünsche sich erfüllen, und doch auch nicht niederbeugt, wenn sie fehlschlagen" [2]).

Dabei ist es unausgesetzt sein Streben, das neu errungene Wissen sogleich in's Thun umzusetzen; denn „in Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen" ist hierin sein Wahlspruch, und seine Ueberzeugung, daß je spekulativer eine Wissenschaft, desto praktischer zugleich. „Immer erachte ich dafür, daß Thaten sich zu den Worten fügen, daß das Leben von der Lehre Gewinn

1) Vom Ursprung der Deutschen. Dutens IV, Th. 2, 199.

2) Feder, Leibnizens Briefwexel S. 476.

ziehen müsse; nur keine kritischen Spitzfindigkeiten, sondern alles zum Vorteil des Staats gewendet!" [1]) Oder: „So oft ich etwas Neues lerne, so überlege ich durch beständiges Nachdenken sogleich bei mir, ob nicht etwas für das Leben daraus geschöpft werden könne — ein Verfahren, dem ich auch andre nicht zu verachtende Dinge verdanke" [2]). Der Erfinder der Differentialrechnung wußte ferner wohl, daß aus dem Kleinsten das Größeste werden kann, wie ja Gott selbst als höchster Mathematiker in der Welt verfahre. Daher hielt auch er sich nicht für zu hoch, um mit dem Kleinsten und scheinbar Geringsten sich abzugeben, überall, wo's irgend gieng, anzugreifen und den Samen unermüdet auszustreuen. In staatlicher Beziehung war es namentlich die Geschichte, die er in solcher Weise für's Leben zu verwerthen trachtete: „Da ich mich mit Geschichte abgebe, so muß ich bis zu einem gewissen Grad auch solche Fragen mir angelegen sein lassen", schreibt er, als er dem Kaiser Leopold 1688 eine agitatorisch aufrufende Schrift zustellt [3]). Indeß war er sich ebenso bewußt, durch seine Rechtskenntnisse und sein mechanisch-mathematisches Wissen dem Vaterland auf mannigfache Weise dienen zu können. Ein solcher Geist hätte auf einen Thron gehört, um Plato's Urbild von dem König-Filosofen schon vor Friedrich dem Großen und theilweise in einer noch edleren mehr deutschen Art zu verwirklichen. Leibniz selbst fühlt nicht ohne Schmerz dieß Mißverhältniß seiner geistigen Kraft und äußeren Lebensstellung. So schreibt er schon als Fünfundzwanzigjähriger in der Einleitung zu einem Akademievorschlag folgende für das Verständniß seiner Person sehr bedeutsame Worte: „Diejenigen, welche die etwas sparsame Natur, um die Welt bunt zu schattiren, mit einem geringern Grad des Verstands und Macht begabt, thun ihrem Gewissen genug, wenn sie sich als Instrumente der Ehre Gottes brauchen lassen. Welche mit Verstand ohne Macht von Gott versehn, denen gebührt zu rathen, gleichwie denen die Macht gegeben, gütig Gehör zu schenken, gute Vorschläge nicht in den Wind zu schlagen, sondern zu gedenken, daß gute aber ver-

---

1) Klopp V, 15.

2) Im Brief an den König von Frankreich in Sachen des aeg. Vorschlags. Klopp II, 79.

3) Klopp V, 517.

achtete Rathgeber vor dem allwissenden Richter dermaleinst, auch schweigend, ihnen als Vorwurf ihrer Trägheit und Schlechtigkeit zum Schrecken stehen werden. (Hingegen freilich gebührt verachteten, obwohl verständigen Rathgebern über die Rathschläge nichts zu tentiren, sondern zu gedenken, daß Gott das gute Vorhaben einer bessern Zeit vorbehalten und ihnen deßwegen aus seinem verborgenen Rath keine dem Verstand gleiche Macht gegeben; daher sie auch keineswegs solche zu erlangen auf verbotene, den Staat turbirende Machinationen, Wort und That, auch um gute Consilien auszuführen, sich legen sollen.) Welchen aber Gott zugleich Macht und Verstand gegeben, das sind die prinzipalesten Instrumente, das sind die Helden von Gott geschaffen, deren unschätzbares Talent aber, so es vergraben, ihnen schwer fallen wird" [1]).

Dieß Streben nun, Rathgeber der Mächtigen zu sein und sie mit ihrer Glücksstellung als Hebel seines Geistes zu brauchen, ist der wahre Grund, der ihn zum Hofmann machte. Freilich hatte er darin nicht durchaus Glück. Namentlich Hannover war wenigstens in der späteren Zeit seines Aufenthalts gar nicht mehr der geeignete Ort für den gewaltigen Geist. Früher war es noch gegangen, obwohl er auch bei den ihm wohlgesinnten Fürsten (Johann Friedrich und Ernst August) sich immer bemühen mußte, mehr lebendige Wirksamkeit in die Hand zu bekommen, „weil diejenigen, so blos und allein mit Büchern umgehen, wenig geachtet und gemeiniglich zu andern Dingen untüchtig erachtet werden", weßhalb er nicht blos Bibliothekar sein will [2]). Später verschlimmerte sich seine Lage sehr, daher die rührenden Klagen, die wir jetzt von ihm hören. So schreibt er von Hannover im Jahr 1695 an seinen früheren Schüler, den kaiserlichen Rath Boineburg in Wien: „Dieß Land liefert mir wenig Stoff. Ihr seid an der Quelle, von der die Beschlüsse ausgehen, welche ganz Europa in Bewegung setzen; ihr seid im Amfitheater der Oper, wir nur in den Nebenlogen oder im Parterre" [3]). In diesem Streben, den rechten Platz für die Bethätigung seiner innern Kraft zu finden, hatte er früher geradezu nach Wien, als dem Reichsmittel-

1) Klopp I, 115 ff.
2) Klopp IV, 369.
3) Feder, Briefw. 397.

punkt geblickt. Ein dortiger Freund (Lincker) hatte ihm, mit Plänen für die Stelle eines Reichsgeschichtschreibers, im Jahr 1680 geschrieben: „Glückliches Wien, wenn es dich einmal unter seine Größen aufnehmen wollte", worauf Leibniz erwiderte: „Du kannst aus der lautersten Quelle der Geschäfte die Kenntniß gegenwärtiger Zustände schöpfen, während zu uns kaum noch kleine Bächlein gelangen. Ich hätte mich schon längst glücklich erachtet, wenn ich einem solchen Herrn (dem Kaiser Leopold) hätte dienen dürfen. Ich habe ja viele Gedanken und Vorschläge für den Kaiser und das Reich, mit denen ich einen ganzen Band füllen könnte; nur möchte ich sie nicht am unrechten Ort und zur falschen Zeit verpuffen (prostituere, in ventos effundere). Doch, bemerkt er in der Nachschrift, wäre es mir nicht unlieb, wenn Du auf Umwegen und ohne es ausdrücklich von mir aus zu thun, diesen Brief dem Kaiser nahe bringen könntest. Nur möchte ich nicht blos die Wiener Bibliothekarstelle; das hieße aus dem Tageslicht der Geschäfte in das Dunkel zurücktreten. Nur eine solche (zugleich praktische) Anstellung (etwa als kaiserlicher Rath) würde mir genügen, wo ich Gelegenheit hätte, meinen Eifer zu entwickeln und dann erst würde ich mich glücklich und befriedigt fühlen. Alle Kraft meiner Seele würde ich darauf verwenden, des Kaisers Gunst durch vielleicht nicht verächtliche Leistungen mir zu bewahren — denn was das Wichtigste ist, Treue besitze ich und Liebe zum Staat" [1]).

Noch im Jahr 1688 hält er an diesem Gedanken fest; so in einem Brief an den Grafen Blume, wo er mit deutlicher Anspielung auf sich selbst schreibt: „O daß doch endlich einmal Einer käme, der in die kaiserlichen Archive zugelassen eine Leopolds wenigstens nicht unwürdige Geschichte schriebe!" [2]) Noch wichtiger für uns ist, wie er zur selbigen Zeit die oben erwähnte agitatorische Schrift an den Kaiser schickt und dabei dem vermittelnden Minister schreibt: „Ich wollte den Versuch wagen, ob ein in's Innere der Geschäfte nicht eingeweihter Mann über die neuesten Staatsereignisse nicht doch einiges Brauchbare sagen könnte. Meinen Namen bitte ich zu verschweigen, doch wäre es mir recht, wenn ich wenigstens dem

1) Klopp V, 16 ff.
2) Klopp V, 368.

Kaiser bekannt würde. Dieß verschaffte mir vielleicht einen Platz, wo ich ferner meinen Eifer bethätigen könnte"[1]). Es gelang nicht! Jenes „Du weißt, wie viel dem entgegen", das Leibniz schon 1680 an Lincker geschrieben, hindeutend auf die dem Protestanten auch später bei seinen Akademieplänen schädliche Gegenwirkung der Jesuiten, es traf in Wien nur allzusehr zu. Man ließ die Gelegenheit ungenützt, einen solchen Mann für Oestreich und für ganz Deutschland an den rechten Posten zu stellen. (Wiewohl, trotzdem versäumte er bei gelegentlichen längeren oder kürzeren Reiseaufhalten in Wien nicht, das Seinige und zwar Bedeutendes dort zu leisten; so bringen wir dennoch das schön umspannende Viereck Mainz, Hannover, Berlin, Wien heraus, wo in Deutschland der in der Mitte geborene Leipziger Patriot seine Hauptwirksamkeit entfaltete.)

Auf diese Weise war es gar vielfach das Loos Leibnizens, sein obiges in früher Jugend geschriebenes Wort über das Verhältniß von Macht und Verstand im eigenen Leben zu erfahren, sehen zu müssen (wie es im dortigen Zusammenhang heißt), „daß oft die Macht größer als der Verstand und also der sie hat, für ein einfältig Schaf zu achten, so er sie nicht weiß zu brauchen, oder für einen Wolf und Tyrann, wo er sie nicht weiß wohl zu brauchen; ist aber der Verstand größer als die Macht, so ist der ihn hat, vor unterdrückt zu achten". Indeß war es allen ungünstigen Verhältnissen doch nicht möglich, einen so schwunghaften Geist wirklich zu unterdrücken oder zu erdrücken. Mit aalartiger Gewandtheit und eiserner Ausdauer wußte er dem Schicksal trotzdem gar vielfach eine Gelegenheit abzuringen, um da oder dort, so oder anders die Schwingen seines nach frischer Thätigkeit sich sehnenden Geistes zu entfalten und segensreich zu wirken.

Denn wir dürfen jene dritte Eigenschaft seines Wesens nicht vergessen, die gleichsam als Band seine theoretisch-klare Anschauung mit seinem praktisch-kräftigen Streben vermittelt und seine ganze Erscheinung in so wohlthuender Weise durchwärmt, ich meine den durchgebildeten Optimismus, die innerste Ueberzeugung von der Vernünftigkeit und Güte der Welt und ihrer Geschicke, von dem unaufhaltsamen endlichen Sieg der Wahrheit, des Guten und

1) Klopp V, 517.

Rechten. Jede Monade ist ja Glied einer ewigen Weltharmonie, die sich auch durch alle scheinbaren Störungen hindurch behauptet und nur zu höherer Stufe der Vollkommenheit durchringt. Wir dürfen uns nur nicht irre machen lassen durch scheinbare Abweichungen, wie oft eine mathematische krumme Linie, eine Kurve, dem Nichtgeübten unregelmäßig vorkommt, während sie dem Kenner bald ihr strenges Bildungsgesetz enthüllt. Wir dürfen nur die Welt und ihren Gang nicht nach der kurzen Spanne Zeit beurtheilen, die uns halbwegs offen vorliegt; ein weites Feld ist der Besserung durch die Zukunft geboten.

Diese innerste Ueberzeugung oder besser Naturanlage und Gemüthsstimmung gab Leibnizen denn auch die Kraft, auf dem Gebiet auszuharren, das uns hier beschäftigt und auf welchem er sie in verzweifelten Zeitläuften auch vornemlich gut brauchen konnte. „Nur nie verzweifeln, die Entmuthigung schadet nur, indem sie die Thatkraft lähmt. Halten wir uns an die Lichtseiten und kämpfen von ihnen aus frisch wieder die Schattenpartieen; bessern wir, statt zu klagen und zu grollen. Freuen wir uns von Herzen, wo es etwas zum Freuen gibt. Viel besser, als das Horazische. „Nur nichts bewundern" ist der andre Grundsatz: Nur nichts gering achten und gleichgültig oder mattsinnig ansehn! Aus allem läßt sich etwas machen; die Menschen namentlich sind besser, als man denkt, und gar wohl der Vervollkommung, der Erziehung und Einwirkung fähig. Hat man seither etwas unterlassen, nun, zum Aufwachen ist's nie zu spät; holen wir das Versäumte nach, damit wenigstens wir vor unsrer Nachwelt rein dastehn".

Das waren die Lebensgrundsätze eines Manns, der von sich sagen und dem Andre bezeugen konnten, daß ihm Alles Leichte schwer und Alles Schwere leicht werde, dessen Eigenheit es war, Einmal Erfaßtes mit eiserner Ausdauer zu verfolgen. Und so mußte der Mann sein, wie ihn Deutschland in seiner trübsten Zeit brauchte, unermüdlich in der Ausführung eines einmal ergriffenen Gedankens, unerschöpflich in neuen Versuchen, seine Pläne zu verwirklichen, rastlos bestrebt, an Freund und Feind zum Wohl seines Vaterlands zu arbeiten, getragen von der Ueberzeugung: Laß stets aushängen die Angel — Wo du's am wenigsten glaubst,

findet am End sich ein Fisch! (— Semper tibi pendeat hamus! Quo minime reris gurgite piscis erit [1]).

All das Bisherige, wodurch Leibniz in so hervorragendem Maße sich zum patriotischen Staatsmann gerade seiner Zeit eignete, faßt sich zusammen in dem, was der innerste Kern seines Lebens war, in seiner tiefen, ächten Frömmigkeit. Wenig weltliche Schriftsteller werden sich finden, die so oft und mit solcher Wärme, freilich ohne Wortgeklingel, von Gott und vom Aufsehen zu ihm reden, wie unser Filosof. Ihm ist es Bedürfniß, stets vom Einzelsten der weltlichen Verhältnisse zur höchsten Spitze des Ganzen aufzusteigen. Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung ein kleiner Lebensplan von ihm (consultationes de vita [2]), auf dem verzeichnet ist, „was zu thun in Betreff Gottes, des Fürsten und andrer: — höchste Ehrfurcht im Gespräch über göttliche Dinge — alles auf Gott und die Frömmigkeit zu beziehen — am Sonntag nur Arbeiten in Fragen der Kirche und Sittlichkeit. — Den Fürsten betreffend: immer etwas Neues — Vorschlag über — — u. s. w."

Den Beleg, daß er diesen Lebensplan befolgt, geben alle seine Schriften und Arbeiten. „Gott und dem Staat ist man für seine Gaben verantwortlich; wir sind nicht für uns selbst geboren, sondern einen Theil von uns nehmen Andre, und Gott das Ganze in Anspruch. Gott und die Nachwelt sind die strengen Richter, die man stets vor Augen haben muß, um sich ihnen als Werkzeug zu opfern, auf Gottes Ehre ist Alles, auch die Wissenschaft, zu beziehen. Seine Verherrlichung geschieht aber nicht durch Formeln oder äußere Gebräuche, am wenigsten durch grübelndes Faullenzen (fainéants méditatifs), sondern durch Nachahmung der göttlichen Tugend und Vollkommenheit. Gott hat uns nicht in die Welt gethan, um ihn durch „Haranguen und Komplimente" zu ehren, sondern um seinen Willen zu erfüllen. Um es kurz zu sagen: Gottes Ehre und das Wohl des Ganzen der Menschheit sind dasselbe, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten anzusehn. Daher sich das Gebot der Sittenlehre in den wenigen Worten zusammen-

1) Dutens V, 61. VI, Th. 2, 194 einmal mit dem hier sehr störenden Druckfehler retis statt reris (von Careil IV, 326 ruhig so abgedruckt, „revu d'après l'original autografe de Hannovre?").

2) Klopp IV, XXVII.

faßt: Man kann nicht besser für sich selber sorgen, als wenn man es thut für das Ganze, was zugleich die Verherrlichung Gottes ist. Die wahre Frömmigkeit, weit entfernt, dieß zu hindern, treibt vielmehr dazu an, Künste und Wissenschaften, kurz Alles, was die Menschheit fördert, eifrig zu treiben, mit Einem Wort, Gott auf Erden nachzuahmen und an seinem Ort zu thun, was er, der Schöpfer der Vollkommenheit und besten Welt, im Großen übt". Eine ganz besondere Beziehung bekommt aber diese religiöse Anschauung, zum deutschen Reich mit seiner wenigstens in Gedanken harmonischen Gliederung unter dem Kaiser (und Papst). Diese zwei betrachtet Leibniz, wie wir später ausführlich hören werden, als die beiden Stellvertreter Gottes auf Erden; das h. römische Reich, dem alle Fürsten der Erde eine gewisse Achtung und Ehrfurcht schulden, ist das Abbild des allumfassenden, vollkommen harmonischen, besten Gottesstaats, vor Andern bestimmt, die Ehre Gottes und seines Namens zu wahren und auszubreiten. Daher auch der heilige Eifer, mit dem Leibniz für dasselbe kämpft, und das unerschütterliche, selbst an die Daniel'sche Weissagung anknüpfende Vertrauen, daß es nicht untergehen könne. Wo es drin fehlt, da hält er sich das metafysische Urbild des besten Staates vor; aber, nach seiner Art, nicht als bloßes Ideal und frommen Wunsch, sondern „als Ziel, dem wir uns, soweit möglich, annähern müssen" [1]). So ist es ihm Lebensregel, vor Allem sein Gewissen in Ordnung zu bringen und dann etwas Großes für Gott und das Allgemeine an dem Ort zu leisten, wo er gerade hingestellt ist (orner son Sparte heißt es oft, nur daß dieß etwas großartiger gemeint ist, als das Bekannte „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten!). Er thut seine Pflicht und fordert Andre zum Gleichen auf, um dann in lebendigem Vertrauen auf den Herrscher der besten Welt und seiner Leitung sich zu beruhigen und ihm das Weitere, den Erfolg zu überlassen. Und zwar soll dieß nicht etwa mit trübem, stoischem Verzichten, sondern mit freudigem hoffnungsvollem Bewußtsein geschehen. Freilich ist dazu nur der berechtigt, welcher zuvor das Seine vollkommen gethan. Denn Leibniz, der Gegner aller pantheistischen Leidentlichkeit, will ebensowenig von dem okkasionalistischen, bei jeder beliebigen Gelegenheit

---

1 Dutens V, 395.

geschehenden Wunderwesen etwas wissen. „Gott hat uns bis jetzt kein Wunder versprochen, heißt es einmal in einer aufrufenden Schrift von 1688, sondern er hat uns die Vernunft gegeben, sie zu brauchen. Berufe man sich auch nicht auf das Schicksal, daß es nun eben einmal so gehen müsse. Gott und das Schicksal ist mehrstentheils mit den besten Regimentern und den vortrefflichsten vorher getroffenen Anstalten. Jene Beruhigung mit dem Schicksal ist nichts als hohle Freigeisterei und Faulheit" [1]).

Der Lohn endlich, den ein solches vernünftiges, gewissenhaftes Handeln bringt, liegt unmittelbar in der That selbst und in der eigenen innern Befriedigung. Der wahre Genuß ist ja nach Leibniz überhaupt nicht die leidentliche Sinnenlust (die indeß selbst nur ein verschleiertes geistiges Vergnügen ist, die Musik z. B. eine innre unbewußte Mathematik). Sondern die frische Empfindung seiner Kraftübung und seines Fortschritts im Wirken und Leisten, das ist die wahre, die unverlierbare Freude. So bittet er seinen Herzog einmal höchst bezeichnend als Lohn für eine wichtige Unternehmung um ein neues Amt, das ihm mehr Gelegenheit zum Wirken gebe. Er weiß es dabei wohl, daß er äußerlich betrachtet ein viel bequemeres Leben hätte, wenn er in Ruhe bliebe und sich in Nichts mengte. Aber das Gewissen leidet es nicht, daß man seinen Vorteil dem Nutzen des Ganzen vorziehe [2]).

Geld und äußre Vorteile haben für ihn keinen andern Werth, denn ihm in jenen unsicher schwankenden Zeiten den nöthigen Boden, die für eine großartige Thätigkeit unentbehrliche Gemüthsruhe und Sorgenlosigkeit zu geben, mit Einem Wort, als Schwungbrett für neues Wirken zu dienen [3]). Auch Ruhm und Ehre verachtet er vernünftiger Weise nicht, aber er säumt nicht, sie gleichfalls wieder unter diesen vorwärtsblickenden Gesichtspunkt zu stellen. „Der Ruhm, sagt er einmal, ist nicht jederzeit dasjenige, was ich suche. Nichtsdestoweniger ist bisweilen nöthig, daß hohen Personen unser

---

1) Klopp V, 506 und sonst.

2) Klopp IV, 407. Von einem so sehnsüchtigen Verlangen nach äußerem Lebensbehagen, wie Biedermann (Kulturgesch. II, 237) und ihm nach Hettner fabelt, ist in der Lebensgeschichte des Filosofen auch keine Spur; vgl. Guhrauer, Lebensbild II, 334 ff.

3) Man vrgl., um endlich einmal mit dem einfältigen Vorwurf aufzuhören, als ob Leibniz geizig gewesen, die schönen Briefe Klopp IV, 367—424.

gutes Gemüth (und unsre Leistungen) bekannt sei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, solches ferner zu üben." („Der Teufel der Eitelkeit aber, der ihn umstrickt habe", scheint mir ebenfalls wieder nur im Kopf solcher Darsteller zu spucken, die Leibniz nicht kennen oder überhaupt einen großen Mann um keinen Preis auf seiner Höhe zu lassen vermögen.) Wo es indeß für die Sache zuträglich ist, da weiß der selbstlos fromme, uneigennützig Gott und dem Vaterland dienende Mann auch ganz und gar auf denselben zu verzichten. Und in der That, es war dieß ein großartiger, fast möchte ich sagen, für Leibnizens Namen verhängnißvoller Verzicht, dessen nur ein innerlich so großer und reicher, ein wahrhaft idealgläubiger Mann fähig ist.

Schon auf dem rein wissenschaftlichen Gebiet erklärt er selbstverläugnend, daß es ihn sehr freuen würde, die vielen ihm auftauchenden Gedanken, welche er unmöglich alle selbst bewältigen könne, Andern mitzutheilen und durch dieselben ausführen zu lassen, wenn nur dadurch Gottes Ehre und das allgemeine Beste gefördert werde. Schön sagt von ihm Fontenelle in seiner akademischen Lobrede: „Er liebte es, in Anderer Garten die Blumen wachsen zu sehen, zu denen er den Samen gegeben". (Tragisches Geschick, daß gerade ihn, den hierin so Reinen, der unselige Urheberschaftsstreit mit Newton über die Differentialrechnung treffen mußte! Trauriges Loos, daß ein Deutscher (oder Engländer??) wie ein gewisser Sloman im Jahr 1857 sich nicht schämte, in dieser Sache den Franzosen die Ehrenrettung unseres Landsmanns zu überlassen, während er selbst behauptet: „Leibniz lebte unter Diplomaten und an Höfen und war um seinen Ruhm bekümmert, ehe er ihn hatte". Hat Sloman die Stelle in Fontenelles, des Franzosen Lobrede auf Leibniz gelesen, wo es im Bezug auf den Differentialrechnungsstreit heißt: „Eifersucht bemerkt man bei ihm keine. Er ermuntert alle Welt zum Arbeiten und schafft sich wo möglich Wetteiferer. Er spendet nie jenes niedrig verdächtige Lob, das sich fürchtet zu viel zu sagen, er freut sich über das Verdienst Andrer!" [1]) In noch weit höherem Maße aber fand diese Selbstlosigkeit auf dem Gebiet seines staatlichen Wirkens statt. Alle hieher gehörigen Schriften und Gedichte hat er ohne oder mit verstelltem

1) Dutens I, XXXIX.

Namen herausgegeben. Warum das? Zunächst freilich waren es besondere, in jedem einzelnen Fall nachweisbare Gründe, die ihn dazu vermochten. So schreibt er einmal in Sachen der Unionsverhandlungen einem Freund: „Du weißt, ein Mann, wie ich und in meiner Stellung hat gar manche Rücksichten zu nehmen; es gibt so viele übelunterrichtete Leute“ [1]). Bald war es sein jeweiliger Aufenthalt z. B. in Paris, das ihm die Namensnennung einer Schrift unmöglich machte, bald war es bei den so vielfach schwankenden und zweideutigen Verhältnissen des damaligen Deutschland die Stellung seines Hofs und seiner Herrn, was ihm solche Rücksichten aufnöthigte, wenn er nicht auf fernere Wirksamkeit verzichten wollte. Allein Klopp [2]) hat ganz Recht, wenn er von dieser äußeren Betrachtung zugleich auf innere Gründe vorweist und behauptet, daß die ganze Naturanlage des Filosofen ein solches Verfahren nahegelegt habe. Er liebt es durch Gründe und rein sachliche Betrachtung, nicht durch (oder für) seine Person zu wirken; er verweilt nicht bei dem besondern Fall allein, sondern erhebt sich sogleich weiter zu einer allgemeineren Behandlung; alles dieß viel besser und unverdächtiger ohne Nennung, als mit Angabe seines allgemein bekannten und gefeierten Namens. „Der Verfasser — schreibt er z. B. bei einem staatlichen Vorschlag — war immer von ganzem Herzen darauf bedacht, die Ehre Gottes und das öffentliche Wohl zu befördern. Er glaubt die Reinheit dieser seiner Gesinnung gleich auf der Schwelle nicht besser zeigen zu können, als indem er seinen Namen unterdrückt. Man kann ihm dann weder eitle Ruhmsucht, noch Streben nach einem Sondervorteil vorwerfen“ [3]).

Ich glaube, wir dürfen, ohne damit irgend seinem persönlichen Muth nahe treten zu wollen, auch noch auf seine entschieden friedliche, weiche Natur hinweisen, die es zwar für Gewissenspflicht hält, im Nothfall scharf und entschieden aufzutreten; aber wie sie überall im Kampf die Person des Gegners möglichst schont, so möchte sie selbst auch außer dem persönlichen Gezänk bleiben und freie Bahn für ihre allseitige Thätigkeit und Verbindung behalten. Darauf zielt, was er in einem Brief an Lincker sagt: „Um dieß Eine bitte ich dich wieder und wieder, daß Du diesen meinen

1) Feder, Briefw. 47.
2) Klopp IV, IX ff.
3) Klopp IV, XIII.

Vorschlag geheim haltest; einmal, weil solche Dinge erst dann bekannt werden dürfen, wenn sie vollkommen zur Reife gediehen; sodann aber, weil dem besten Plan oft sein Urheber schadet bei Menschen, die nichts verstehen oder als Betheiligte leidenschaftlich sind. Besonders da jene Sache so weitgreifend ist und so viele Menschen berührt, so müßte ihre jetzige Veröffentlichung mir nothwendig viel Haß und Neid zuziehen. Für Dich allein und durch Dich für den Kaiser soll es geschrieben sein" [1]).

So kam es, daß er bei seinen Lebzeiten nur als Verfasser zweier staatlicher Schriften, des Caesarinus Fursteneriusund des G. V. Lithuanus, bekannt wurde, ohne daß er es auch hier gerne sah, öffentlich als Urheber zu gelten. Diese zwei politische Schriften finden sich daher allein in der ersten „Gesammtausgabe" seiner Werke von Dutens; und zum Schaden von Leibnizens deutschem Ruhm bezieht sich die letzte Schrift gar nicht einmal unmittelbar auf deutsche Verhältnisse, sondern auf Polen; die erstere aber ist gerade diejenige, welche, für einen oberflächlichen Blick wenigstens, den Verdacht erregen kann (und es auch that), als wollte Leibniz der beliebten Fürstensuveränität in undeutscher Weise das Wort reden. Und als nun vollends die wenigen Betheiligten todt waren, die von seiner Abfassung dieser oder jener andern Schrift ihrer Stellung und Bestimmung noch nothwendig wissen mußten, da geschah es, daß namentlich die großartige Thätigkeit Leibnizens als Staatsmanns und deutschen Patrioten noch mehr als seine sonstige Bedeutung so gut als in gänzliche Vergessenheit versank. Es hat sich eben an ihm selbst erfüllt, was er einmal einem Freund, wie im Vorausblick auf sein eigenes Schicksal, von den Deutschen klagt: „Wir haben nicht wie andre Völker eine Gelehrtenbiografie. Gehst Du daher an's Werk, so beginne bei unsrem Jahrhundert und bei Deutschland. Denn Deutschland allein von allen Ländern hat kein Auge, die herrlichen Anlagen und Keime seines Bodens zu erkennen und ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Es vergißt sich selbst und die Seinen, wenn es nicht von den Fremden an seinen eigenen Reichthum erinnert wird [2]). — Wir führen nur die Fremden an und loben sie, der eigenen

1) Klopp V, 12.
2) Dutens V, 349.

Trefflichkeit unkundig. Unser Land ist so fruchtbar an den herrlichsten Geistern, aber zu schläfrig, seinen Ruhm zu wahren, während die Fremden dem Unsrigen ein neues Kleid geben und es uns dann als ihr Eigenes verkaufen und anhängen" [1]). Und all dieß traf bis vor Kurzem bei wenigen großen Deutschen so zu, wie gerade bei Leibniz. An seiner wissenschaftlichen Verkennung, um dieß gelegentlich zu bemerken und die genauere Ausführung einem andern Ort vorzubehalten, tragen (mit sehr löblicher Ausnahme der Mathematiker in neuerer und Fontenelles in älterer Zeit) namentlich auch die Franzosen die Schuld, als hätten sie ihren bittersten staatlichen Feind auch unter der Hülle gewittert. Voltaire besonders liebte es, den großen, so viel edleren und bedeutenderen Nebenbuhler auf dem Gebiet der Aufklärung, als einen flüchtigen Dilettanten, zu deutsch Pfuscher darzustellen, der überall etwas und nirgends was Rechtes war. Ihm schreibt heute noch Herr Cousin geschäftig nach, wenn er Leibniz nicht besser zu zeichnen weiß, denn als „diesen unvergleichlichen polygraphe", sage Vielschreiber!! Die Deutschen, von andern großen Filosofen und Bewegungen in Anspruch genommen und überhaupt gern den Orakeln jenseits der Vogesen lauschend, glaubten's und sprachen nach. Aber auch in den Beziehungen, die uns hier vornemlich beschäftigen, ist es tragisch, wie dieselbe Verkennung unsern Leibniz sogar schon zu seinen Lebzeiten als Vorschmack traf. Während er sich in Mainz und Paris aufhielt, schrieb ihm z. B. sein unbedeutender Stiefbruder in widrig salbungsvollem Ton, man höre, daß er vom Vaterland und der vaterländischen Religion abgefallen sei, er solle sich bekehren [2]). Wie wenig er dieß nöthig hatte, werden wir zur Genüge nachweisen. Aber eben dieß ist's, was auch jetzt noch in den Augen Vieler als Schatten über Leibnizens glänzendem Bilde liegt. Man hat von dem alten Herrn in der Allongeperrücke meist ein ganz falsches Bild, man hält ihn größtentheils für einen feinen Diplomaten, für einen gewandten und geriebenen, klug nach den Umständen in Kirche und Staat sich schmiegenden Hofmann, ohne viel eigene Gesinnung und festen, männlichen Charakter. Biedermann (II, 68) bedauert, ihn an die Spitze (!)

---

1) Klopp III, 313.
2) S. diesen Briefwexel Klopp III; XV—XXVII.

derer stellen zu müssen, die rückhaltlos dem neuen höfischen und französisirenden Zeitgeist huldigten. „Das Bewußtsein der eigenen Würde, das dem Gelehrten gegenüber den Großen ziemt, verläugnete dieser glänzende Geist so sehr, daß es kaum etwas im Bereich der Fürstenpolitik gab, was er nicht entweder stillschweigend gut geheißen oder öffentlich vertheidigt hätte". Man reiht ihn (mit Rühs, „Entwicklung des französischen Einflusses in Deutschland" — ja selbst mit Klopstock) unter die saubere Gesellschaft derer, welche in Gesinnung und Sprache ihres Vaterlands vergaßen und dem Solde der kleinen Fürsten (oder gar Frankreichs) für die Fürstenselbstherrlichkeit, für die Auflösung des h. römischen Reichs deutscher Nation schrieben und wirkten — Menschen, die J. J. Moser treffend als „Ober- und Kerzenmeister der Suveränitätsmacher-Zunft brandmarkte. Was seine Eigenschaft als glatten Hofmann betrifft, so ist es damit nicht so schlimm, als es im Munde solcher Leute lautet, die urtheilen, ohne ihren Mann zu kennen. Den eigentlichen und wahren Grund für ihn, solche Stellungen zu suchen, deuteten wir schon oben an: Sein gewaltiger Geist mußte sich Erscheinung und Ausdruck geben: das konnte er nur, indem er die Machtstellung der Fürsten stillschweigend in seine Dienste zog und so unter der Hand mitherrschte, während jene allein zu herrschen meinten. Die Weisheit suchte an den Höfen ihre stärkere Schwester, die Macht. Und wenn es ihm glückte, einen wirklich trefflichen Fürsten zu finden, da war er allerdings so vernünftig, mit Freuden und voller Hingebung sich an ihn anzuschließen. In so freundlicher Weise gestaltete sich namentlich sein Verhältniß zum Herzog Johann Friedrich von Hannover und annähernd auch zu Ernst August, ohne daß er übrigens, wie wir finden werden, über der Glätte des unerläßlichen Hoftons auch hier versäumte, der mahnende und hohe Aufgaben vorführende Filosof und Staatsmann zu bleiben. Besonders schön und für die Sache segensreich war späterhin auch sein Verhältniß zu Sofie Charlotte von Preußen (vgl. im Folgenden seine Bestrebungen für die Berliner Akademie und die evangelische Union). Sonstige Neigung zu einem Leben als eigentlicher Fürstendiener besaß er nicht; wie viel lieber, hätten andere Pläne und Absichten es geduldet, wäre er ein unabhängiger, nur auf sich selbst stehender Mann und Gelehrter gewesen. In diesem richtigen Gefühl und Selbstbewußtsein des Ge-

lehrten schreibt er einmal an einen gewissen Bourguet: „Ich bitte Sie sehr, lassen Sie hier die „Excellenz“ bei Seite. Sie nimmt sich in einem filosofischen Brief schlecht aus“ (Erdm. 724). Daher finden wir ihn auch fast immer mit dem einfachen G. G. (W.) L. unter Auslassung des „von“ oder sonstiger Andeutung seines Freiherrnstands unterzeichnet. Wie er im Jahr 1675 als junger Mann daran dachte, sich in Paris anzusiedeln (was freilich bei seinem starken nationalen Widerwillen auf die Länge nicht gegangen wäre!), so bemerkte er: „Ich möchte gern mein Schaf in's Trockene bringen, damit ich andern Leuten, und wären's auch Fürsten, nachzulaufen nicht mehr gezwungen bin. Hat man eines Fürsten Gunst, so ist er sterblich und muß man sich oft bei seinem Nachfolger verantworten. Ja die Fürsten selbst sind veränderlich, und muß oft ein unschuldiger Diener ihrem Wankelmuth aufgeopfert werden“ [1]). Dieß hatte sein Freund und Gönner Boineburg in Mainz mehr als genug erfahren; dieß erfuhr bis zu einem gewissen Grad Leibniz selbst, als der unfeine Georg (später König von England) an die Regierung kam, so daß er noch in seinen letzten Lebensjahren mit dem Gedanken einer anderweitigen selbstständigen Ansiedlung sich trug; „denn, sagt er in einem Brief von 1696, man gilt in diesem Land für keinen guten Hofmann, wenn man von gelehrten Sachen redet, und ohne die Frau Curfürstin (Sofie) würde man es noch weniger thun“.

Auch das lautet nicht allzu hofmännisch, wenn er über das Leben und die Festlichkeiten dieser Kreise wiederholt schreibt: „Ich mußte bei den meisten Schauspielen und königlichen Vergnügungen dabei sein, nicht als ob ich an solchen Sachen, so glänzend und vortrefflich sie an sich waren, große Freude hätte, sondern nur um nicht als Stoiker und Sonderling aufzufallen. Unterdessen entschwindet Einem darüber die Zeit, dieß kostbarste Gut auf Erden, und geschieht nichts, was doch nothwendig gethan sein sollte“ [2]). Oder an Fabricius, als Leibniz in Sachen der Kircheneinigung nach Berlin gieng und dort den glänzenden Hochzeitsfesten anwohnen mußte: „Diese Sache fesselt mich mehr an diesen Ort, als der Hochzeitspomp, welcher jetzt vorbereitet wird. Ich bin hier von Festlichkeiten fast ganz in Beschlag genommen, welchen ich von

1) Klopp III, XXIII.

2) Dutens V, 279.

Zeit zu Zeit anwohnen muß, nicht sowohl für mein Vergnügen, als des Anstands wegen, damit es nicht aussähe, als fehlte ich meiner Pflicht". Oder endlich an die Curfürstin Sofie von Hannover: „Gestern kam ich erst um 3 Uhr von Lützen-(Charlotten-)burg zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Curfürstin mit mir ein liederlich Leben nennt. Daher bin ich ganz aus Rand und Band und gar nicht in meinem Element (me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élement" [1]). Weitere Beleuchtung und Richtigstellung seiner sogenannten „Hofmannsnatur" werden wir in der ganzen folgenden Darstellung zu geben Gelegenheit haben.

Ein Diplomat ferner war Leibniz allerdings; aber ist denn dieß an und für sich schon ein Tadel? Wer will die Schlangenklugheit verwerfen, wenn sie mit vollkommener Aufrichtigkeit und Gesinnungsstärke sich vereinigt, Einen großen Gedanken durch ein langes viel bewegtes Leben durchzuführen, wenn sie allerdings nicht, wie so viele Stubenweise und lebensfremde Doktrionäre, mit der Thüre in's Haus fällt, wenn sie sich weise hütet, Unmögliches an unmöglichem Ort und zu möglichst unvernünftiger Zeit durchsetzen zu wollen, wenn sie in vernünftiger Staatsmathematik mit gegebenen Größen rechnet, statt in widerlichem Eigensinn, der nichts lernt und nichts vergißt, wie der Vogel Strauß den Kopf in den Busch zu stecken, um Unangenehmes nicht zu sehen und ungestört die alte Leyer deklamiren zu können? (Leibniz sagt selbst wiederholt, er wolle nicht „ex veteribus naeniis praesentia dijudicare" [2]). Es ist wahr, in der Staatskunst wie in der Metafysik suchte er Idealismus und Realismus zu vereinigen. Aber ist das ein Grund zum Tadel, daß er nicht einseitig war?

Am allertraurigsten ist es endlich mit dem Vorwurf oder tiefeingewurzelten Vorurteil bestellt, als ob er in Sprache und Gesinnung ein undeutscher, gar französisch und einheitswidrig gesinnter Mann gewesen wäre. Darüber kann man jetzt nur noch mitleidig lächeln und verzeihen, weil solche Tadler nicht wußten und wissen, was sie thun. Nicht Deutschland hat Leibnizen hierin einen Vorwurf zu machen, sondern sehr umgekehrt, Er seinem

---

1) Guhrauer, Leben von L. II, 188. 189.

2) Dutens V, 394.

Volk, daß es ihn so lange vergessen, daß es 1½ Jahrhunderte lang seine Schriften im Dunkel und Moder liegen ließ oder die Sorge für sie blos Fremden anvertraute, welche recht eigentlich nur neutral lateinische oder parteiisch französische Ausgaben derselben veranstaltet haben, wie der Genfer Dutens und nicht im Stand oder (wie wohl Herrn Kareil) gar nicht Willens sind, Leibniz als Deutschen zu erkennen und zu ehren. Erst unser Jahrhundert der Rettungen beginnt, und mit mehr Grund als bei andern Persönlichkeiten, auch ihm gerecht zu werden. Dazu brauchte es keine sonderlichen Kunstgriffe, sondern einfach eine Hervorsuchung seiner Werke aus dem Staub. Denn Leibniz selbst hatte einmal, offenbar hauptsächlich auch im Hinblick auf seine staatliche Thätigkeit gesagt: „Wer mich nur aus meinen herausgegebenen Schriften kennt, kennt mich nicht". Das Hauptverdienst hierin gebührt Guhrauer, den wahre Vaterlandsliebe, der edle Sporn solcher Arbeiten, getrieben und befähigt hat, den deutschen Leibniz aus dem Grab der Verkennung und Vergessenheit zu rufen, wie es scheint mit dem Nebengedanken, daß „so einer von den Todten aufstände und ihnen predigte, so würden sie sich bekehren!" Was er zum Theil noch als bloße Vermuthungen hinstellen mußte, das hat die viel reichere Ausgabe von Klopp (ohne beendigt zu sein in 5 Bänden staatlicher Schriften) an's helle Licht zu stellen begonnen. Auch Kareil, obwohl ohne wissentschaftliche Ordnung und Genauigkeit, gibt namentlich aus der letzten Lebenszeit Leibnizens vielen interessanten Stoff. Ehrenvoll sind endlich die Bemühungen von Pertz. Indeß auch abgesehen von dem noch Unvollendeten, glaube ich entschieden behaupten zu können, daß wir selbst mit diesen Handschriftenausgaben noch nicht die ganze vaterländische Wirksamkeit Leibnizens haben. Der Natur einer solchen Thätigkeit nach und bei dem oben besprochenen Streben desselben, auf diesem Gebiet sich nicht zu nennen, ist es wohl möglich, daß auch ohne in der Handschrift erhalten zu sein, in alten Flugblättern und derartigen Sammlungen noch Manches von ihm sich findet. Mag es dann vielleicht dem Inhalt noch nicht das Wichtigste geben, so ist es dafür um so bedeutsamer, als es seiner Zeit herausgegeben wurde, also praktische Wirksamkeit hatte oder wenigstens suchte. Ich selbst glaube mit Sicherheit, in einem alten, 34 vermischte Stücke aus dem 17ten Jahrhundert enthal-

tenden Quartband der hiesigen Universitätsbibliothek (ohne Titel Nro. Kh, 99. 57.) gegen 12 derartige Leibniz'sche Flugschriften entdeckt zu haben [1]) und denke, es werde sich in ähnlicher Weise da und dort noch Manches finden lassen. Das meinige werde ich jedenfalls in der folgenden Darstellung schon verwerthen. Alle diese Aufklärungen stammen aber erst aus den letzten 20—30 Jahren. Eng war Leibniz während seines Lebens mit seinem Volk und dessen Schicksalen verschlungen. So konnte auch sein im Dunkel langer Vergessenheit begrabener Ruhm erst dann zur Auferstehung gelangen, als der Neuaufschwung der ganzen Nation begann. Fortan aber müssen für immer die Vorurteile schwinden, welche seither noch als Scheidewand zwischen dem edlen Deutschen und seinem Volke standen. Er ist ja, wenn man ihn kennt, in Wahrheit einer von den wenigen großen Geistern, zu denen trotz ihrer Höhe das ganze Volk förmlich ein Herz fassen kann. Er ist ein merkwürdiger Nachfolger von Luther, dem andern großen Saxen, und Vorgänger der folgenden Sterne aus diesem reichbegabten edlen Stamm, der filosofische Vorgänger Schleiermachers und Fichte's, lauter Männer, die lebten in ihrem Volk und für ihr Volk.

Hören wir zum Schlusse dieser einleitenden Uebersicht ein Gedicht (Uebersetzung aus dem lateinischen Text [2]), wo Leibniz gegen das Ende seines Lebens (1714) in höchst bezeichnender Weise und an bedeutsamem Ort, nemlich in Wien, gleichsam Rückschau auf sein vergangenes Leben hält und dessen innerste Gedanken zusammenfassend vor uns ausspricht:

Vergleichung des öffentlichen und des Privatlebens.

Wer zufrieden lebt mit der goldenen Mitte,
Vom Getümmel fern und dem eitlen Lärmen,
Klug sein Schicksal selber bestimmt und Niemand,
Denn nur sich als Herrn erkennt und einzig
Dient seinem Gotte.

Der fragt nicht nach Gunst bei dem Volk und Ungunst,
Mißt den Werth des Thuns mit dem eignen Maße,

1) S. meinen Nachweis in dem Schriftchen „Leibniz als Verfasser von 12 anonymen Flugschriften".

2) Pertz, L. Gedichte S. 352. Vgl. hiezu das Gegenstück Horaz Carm. II, Ode X.

Ist sich selbst ein Richter gestreng; zum Zeugen
Hat er droben Gott, in der Brust das eigne
Gute Gewissen.

Doch nicht soll von aller Verbindung frei er
Träg nur schwelgen, Keinem zum Nutzen, sondern
Klug und treu als Vater dem Hause vorstehn,
Oder still als Denker mit Geistesfrüchten
Nützen der Menschheit.

Doch wen höhre Schwungkraft empor noch weiter
Hebt, wér Fürsten Freund und Genosse sein kann,
Wer die Hand darf legen an's Völkerruder,
Wen des Staats Wohlthäter und Volks als treuen
Rathgeber hören,

Der fürwahr ahmt göttlichen Waltens Kunst nach,
Wie die Welt allmächtig der Vater lenkt; doch
Sonnenrosse leiten ist nicht gefahrlos,
Und der Masse Meinung wird nun sein Richter,
Gibt ihm den Namen.

Aber klugen Sinnes und edel hofft er
Vom Gewissen Lohn; und gewährt ihm draußen
Auch das Volk Beifall und Belohnung, dankbar
Nimmt er's; denn zu größerem Thun erwachsen
Heraus ihm Kräfte.

Selten eint sich Macht mit der Weisheit, aber
Wo sie eins, da glänzet die Weisheit weithin,
Gießt sich aus auf Viele, die ganze Menschheit
Will zum Glück sie führen; dann strahlt die Erde
Wider den Himmel.

Erstes Buch.

Aeußere Politik (von 1688—1715).

Gang und Quellen.

Wir beginnen mit dem, was Leibniz gegen Außen geleistet, da er sich seinem Vaterland als geistiger Schild gegen die von Ost und West anstürmenden Feinde und drohenden Gefahren hinstellte, da er ein halbes Jahrhundert lang diese Geschicke seines Volks mit hellem Auge und kräftigen Thaten seines Geistes begleitete. Nicht als ob etwa auch wir an dem deutschen Grundübel litten, daß uns das Fremde wichtiger wäre, denn das Eigene, nur innen im Land sich Bewegende. Aber für's Erste ist diese Seite der leibnizischen Thätigkeit die noch am wenigsten bekannte, in so scharfen und festen Zügen sie heraustritt, wenn man dieselbe einmal kennt. Und für's Andre gibt erst sie uns das rechte Licht, die innerdeutschen Bemühungen unseres Filosofen zu würdigen und in ihrem vollen Werth zu schätzen. Wir lernen seine Klagen über „die Ausleerung der vielen Tintenfässer im h. röm. Reich" verstehen, wenn wir uns die Ströme Bluts vergegenwärtigen, die damals flossen; wir finden mit ihm die Blindheit und Taubheit unbegreiflich und unverantwortlich, welche selbst durch jene schrecklichen Flammenzeichen eines barbarischen Feindes und durch den Kanonendonner im Ost und West nicht aus ihrer todähnlichen Erstarrung sich wecken ließen.

Dabei werden wir, in diesem Buche wenigstens, soweit es geht dem Faden der Geschichte durch das Irrsal der damaligen Ereignisse folgen und wo irgend möglich die getreuen Auszüge aus den einschlagenden L.'schen Schriften geben. Es ist Pflicht, dem Manne selbst das Wort zu lassen, der es zu seiner Zeit so muthig und unverdrossen geführt. Wir sind ihm schuldig, seine so lange gar nicht oder schief gekannten Schriften wenigstens in dieser abgekürzten Gestalt auch dem größeren Leserkreis nahezubringen, für den sie selbst jetzt noch in den zerstückelten Werkesammlungen so gut als vergraben sind, ein todtes Kapital — was Deutschland bei seinen Verhältnissen besser flüssig hat. Allerdings sind bei diesem Gang Wiederholungen nicht ganz zu vermeiden;

Gang und Quellen.

Wir beginnen mit dem, was Leibniz gegen Außen geleistet, da er sich seinem Vaterland als geistiger Schild gegen die von Ost und West anstürmenden Feinde und drohenden Gefahren hinstellte, da er ein halbes Jahrhundert lang diese Geschicke seines Volks mit hellem Auge und kräftigen Thaten seines Geistes begleitete. Nicht als ob etwa auch wir an dem deutschen Grundübel litten, daß uns das Fremde wichtiger wäre, denn das Eigene, nur innen im Land sich Bewegende. Aber für's Erste ist diese Seite der leibnizischen Thätigkeit die noch am wenigsten bekannte, in so scharfen und festen Zügen sie heraustritt, wenn man dieselbe einmal kennt. Und für's Andre gibt erst sie uns das rechte Licht, die innerdeutschen Bemühungen unseres Filosofen zu würdigen und in ihrem vollen Werth zu schätzen. Wir lernen seine Klagen über „die Ausleerung der vielen Tintenfässer im h. röm. Reich" verstehen, wenn wir uns die Ströme Bluts vergegenwärtigen, die damals floßen; wir finden mit ihm die Blindheit und Taubheit unbegreiflich und unverantwortlich, welche selbst durch jene schrecklichen Flammenzeichen eines barbarischen Feindes und durch den Kanonendonner im Ost und West nicht aus ihrer todähnlichen Erstarrung sich wecken ließen.

Dabei werden wir, in diesem Buche wenigstens, soweit es geht dem Faden der Geschichte durch das Irrsal der damaligen Ereignisse folgen und wo irgend möglich die getreuen Auszüge aus den einschlagenden L.'schen Schriften geben. Es ist Pflicht, dem Manne selbst das Wort zu lassen, der es zu seiner Zeit so muthig und unverdrossen geführt. Wir sind ihm schuldig, seine so lange gar nicht oder schief gekannten Schriften wenigstens in dieser abgekürzten Gestalt auch dem größeren Leserkreis nahezubringen, für den sie selbst jetzt noch in den zerstückelten Werkesammlungen so gut als vergraben sind, ein todtes Kapital — was Deutschland bei seinen Verhältnissen besser flüssig hat. Allerdings sind bei diesem Gang Wiederholungen nicht ganz zu vermeiden;

es hieß eben in den langen Jammerjahren: Gleiche Noth, gleicher Rath! Indeß darf man bei einem Leibniz zum Voraus das Vertrauen haben, daß er auch in gleichen Lagen sich nicht selbst abschrieb. So muß sogar ein gewisses Wiederkehren, ohne zu langweilen, wahre Theilnahme erwecken, wenn wir daraus sehen, wie der so reiche Mann nicht ermüdete, den alten, ungebesserten Sündern unter seinen Zuhörern immer und immer dieselben Fehler und Laster vorzuhalten und sie zur Umkehr zu ermahnen.

Endlich hat eine derartige größere geschichtliche Treue und Genauigkeit in unserer Zeit noch einen besonderen Werth. Manches, was ich geben werde, ist freilich, als wäre es für unsere Tage und auf unsere Zustände geschrieben. Um daher nicht in den Verdacht der Parteifärbung zu kommen, gebe ich Leibniz selbst möglichst genau und mit beständiger Anführung des Fundorts, indem ich ihm oder besser den Deutschen und den andern Völkern die Verantwortung dafür überlasse, daß zwei volle Jahrhunderte in Vielem spurlos an ihnen vorübergangen.

Die Schriften, die wir im Folgenden behandeln werden, sind wesentlich von doppelter Art, durch ihre Aufgabe nach Form und Sprache verschieden. Auf der Einen Seite finden wir Denkschriften für den diplomatischen Gebrauch, meist nicht herausgegeben, weil nur dazu bestimmt, Grundlage und Anhalt für genauere mündliche Ausführung und Verhandlung zu geben. Eine zweite Klasse bilden die Flugschriften (von größerem oder geringerem Umfang), die an's Volk, an die Masse gerichtet waren und den Zweck öffentlichen Wirkens verfolgten. In ihnen (und den verwandten Gedichten, die wir als arabeskenartige Randverzierung einfügen wollen) herrscht ihrer Absicht und Richtung gemäß ein viel frischerer und freierer Ton. Eben deßhalb überwiegen auch die lebenden Volkssprachen über das Latein, das wir nur noch in den Gedichten zum Theil finden. Gehen die Schriften an Deutschland insbesondere, so sind sie nur deutsch geschrieben; haben sie dagegen ein weiteres Absehen und wollen zugleich bei den außerdeutschen Gegnern Frankreichs (Holland, Schweden, Italien, England) wirken und wecken, so finden wir sie wo möglich in doppelter Sprache, wobei Leibniz die Uebersetzung in die betreffende zweite Sprache wenigstens veranlaßt. Er liebte hiebei die damals

häufige Sitte, beide Fassungen neben einander zu stellen [1]). Nicht minder versteht sich von selbst, daß alle größeren, derartigen Schriften seinerzeit wirklich herausgegeben wurden. (Nur von den „Reflexionen" ist es bis jetzt gelungen, dieß zu einführen.)

Leibniz stand mit dieser eigenthümlichen Art schriftstellerischer Thätigkeit in seiner Zeit keineswegs allein. Wir finden in dem oben erwähnten Buch von Rühs eine ganze Masse solcher Flugblätter (nur kein einziges Anerkanntes von Leibniz) verzeichnet, in denen sich der Haß und die Entrüstung des Volks über Feind und Freund ausgießt. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß es damals unsere Zeitungen noch nicht gab, sondern das Flugblätterwesen ihre Stelle ersetzen mußte. Selbstverständlich geschah das nicht gleichförmig, sondern stoßweise, je nach Bedürfniß, wie wir denn auch 100 Jahre früher zur Reformationszeit dieselbe Erscheinung, die uns hier beschäftigt, in voller Blüthe sehen. Leibniz selbst bemerkt einmal in einem Brief an seinen italienischen Freund Magliabechi in Florenz vom Jahr 1690: Es wimmelt bei uns von Flugschriften gegen die Franzosen; freilich sind nur wenige geistvoll, wie z. B. der fecialis Gallus (Herold an die Franzosen) und der Mars Christianissimus (den er als ohne Namen herausgegeben, ruhig selber loben kann!). Ich weiß, daß man bei Euch diese unsre heftige Redeweise nicht billigt; aber wären die Italiener hier (d. h. würde ihnen Haus und Hof verwüstet), so würden sie, achte ich, anders denken; ja so schon können sie jetzt am Beispiel von Savoyen selber sehen, was es heißt, den Franzosen zum Nachbar zu haben" [2]). Ebenso äußert er sich in einem Brief vom Jahr 1694 [3]): „Zwar, daß man nicht nur mit dem Degen ficht, sondern auch die Schärfe einer wohl gespitzten Feder brauchet, ist wohl und

---

1) Für den Mars Guhrauer, Churmainz II, 74 ff., für das Manifest Carls III. denselben II, 257. 259. Für die „Reflexionen" von 1688 Klopp V, 516 (warum französisch und nicht lateinisch). Endlich fand ich in dem oben erwähnten Quartband von dem Leibniz'schen Gedicht „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken", wovon Pertz in der schon öfter angeführten Gedichtsammlung S. 292 nur den lateinischen Text gibt, die lateinische und deutsche Fassung nebeneinander, herausgegeben im Jahr 1688/89.

2) Dut. V, 88.

3) Guhrauer, L. deutsche Schr. II, (465) 466.

gut; allein es muß Art haben, so doch bei wenig neuen Büchern, die über die Staatsgeschäfte und gegenwärtige Läufte herauskommen, zu spüren. Denn fast nur allein diejenigen jetzt davon schreiben, die nichts davon verstehen, und siehet man jetzt unter den Skribenten keinen Verjus und Lisola mehr. Doch ich will ausnehmen die Anmerkungen über des Rebenac's Rede, den Martem Chr., das Büchlein vom Abgang der französischen Finanzen, das „Fas est et ab hoste doceri“ [1]), das Büchlein, genannt „Grenzen von Frankreich (Bornes de la Fr.) und einige wenige, daraus noch etwas zu lernen“.

Was er, abgesehen von Geschmacklosigkeiten, vornemlich an derartigen Schriften tadelt und wogegen er selbst dem wahren Wohl des Vaterlands trotz mancher zweifelhaften Genossen seine Feder widmet, sehen wir aus seiner Beurteilung einer solchen Arbeit, betitelt „der Geist von Frankreich“ [2]), wo er besonders hervorhebt, wie thöricht und nur dem Ausland willkommen es sei, den Kaiser zu verdächtigen und Religionsaufhetzereien in solchen Nothzeiten zu betreiben. Dabei spricht er sich nun aber auch bejahend über die Zwecke aus, welche ein derartiges Schreiben verfolgen, und über die Früchte, die es tragen könne: „Was in Staatsangelegenheiten erfahrene Privat-Männer schreiben, kann einen dreifachen Nutzen haben, einmal, daß man erfährt, was die Masse denkt, denn aus ihren Reden werden derartige Schriften doch meist zusammengestellt; sodann vernehmen wir gern die Ansicht des Verfassers selbst, wenn er ein Mann von Geist ist. Denn „Was selbst ein Kohlgärtner sprach, ist dennoch kein Kohl oft gewesen“ (saepe etiam est olitor valde opportuna locutus [3]). Endlich dient die Verbreitung und allgemeine Lesung nützlicher Rathschläge und Winke dazu, das Volk aufzurütteln und in Bewegung zu bringen“.

Jedenfalls lehrt uns die starke Betheiligung Leibnizens an

1) Ohne Zweifel meint er damit wieder eine eigene Schrift: „Die geschwinde Kriegsverfassung“, welche eben mit diesem Spruch „Auch vom Feind darf man lernen“ 1689 herauskam (s. Klopp V, 500).

2) Klopp V, 481.

3) Diesen Vers führt L. gerade auch von sich an, wo er den Herzog von Hannover um Vermittlung seines ägyptischen Vorschlags in Frankreich bittet und seine Kühnheit entschuldigt. Klopp II, 8.

dem Flugblätterwesen jener Tage, daß Rühs, ohne etwas davon zu wissen, mit seiner Vermuthung Recht hat. Er weist nemlich die Ausstreuung der Franzosen zurück, als ob derlei Schriftstücke nur von elenden, unbedeutenden Schriebslern ausgegangen wären. Nein, zum Glück fehlte es in Deutschland trotz vieler Jämmerlichkeiten doch niemals an Männern, welche, die Besten ihres Volks und ihrer Zeit, in der Noth für ihr Vaterland einstanden. Und zur Ehre der so oft thöricht verachteten Filosofie sei auch dieß nochmals hervorgehoben, daß es zweimal Filosofen waren, welche während der trübsten Tage in der vordersten Linie der Kämpfer standen. Denn ihnen bleibt ja der Blick weit und frei, während so mancher Mann der mikroskopischen Fachwissenschaft sich das Auge für das Ganze abstumpft. Der erbittertste und stärkste Feind Ludwigs des 14ten war mit den ihm verliehenen Geisteswaffen Leibniz; ihm folgte 100 Jahre später würdig sein filosofischer Landsmann, der kühne „Redner an die deutsche Nation", dem selbst Davoust's Trommelwirbel in Berlin die Worte nicht zu übertönen vermochten, mit denen er gegen Napoleon's Tyrannei Zeugniß ablegte und, der Weise wie sich's gebührt noch vor dem König, den Aufruf an sein Volk zur Abwerfung des Jochs ergehen ließ.

Kapitel 1.

Das Wirken für die polnische Königswahl.

1668/69.

(Geschichtliche Verhältnisse; Auszug aus der Schrift und Bedeutung für Polen. — Mittelbares und unmittelbares Interesse Deutschlands dabei; die Gefahr durch Rußland; spätere Versuche, dieselbe durch Bildung abzulenken: Leibniz und Peter d. G.)

Was hat der 22jährige Leibniz in Mainz mit Polen zu schaffen? fragt man billig. Seine Schrift wird uns genügende Antwort und damit zugleich Grund zum Staunen geben, wie weit und frei dieser gewaltige Geist schon bei seinem ersten Fluge sah.

Johann Kasimir von Polen [1]) hatte nach vielen widrigen Erfahrungen und mannigfachem Mißgeschick die Krone niedergelegt und sogleich fand sich um die erledigte eine große Zahl von Bewerbern, jeder unterstützt von einer Partei. Die Wichtigsten waren der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, für den besonders der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg eintrat. Zum Schein thaten es auch Oestreich und Frankreich, um aber im Stillen je ihren eigenen Mann, jenes Carl von Lothringen, dieses den Prinzen Condé zu begünstigen. Außer diesen war endlich auch der moskowitische Thronerbe unter den Bewerbern. Auf Brandenburgs Rath wandte sich der Pfalzgraf von Neuburg an den damals amtlich unbeschäftigten, aber doch mit allen europäischen Fürsten verbundenen ehemaligen churmainzischen Minister Boineburg und trug ihm die Gesandtschaft an den polnischen Reichstag für seine Sache an. Trotz des Abrathens seiner Freunde gieng Boineburg darauf ein. In der Zwischenzeit, von Herbst 1668 bis Frühjahr 1669, wo der wählende Reichstag stattfinden sollte, arbeitete nun Leibniz für seinen Freund und Gönner die Schrift aus, die uns hier beschäftigt. Sie führt (übersetzt) den Titel: „Probe politischer Beweisführungen für die polnische Königswahl, in neuer Schreibweise mit zwingender Gewißheit ausgeführt, von Georg Ulikowius Lithuanus". Eine gelehrte Staatsschrift, abgefaßt in der von Hobbes und Spinoza bereits auf's Naturrecht angewandten mathematisch-syllogistischen Schlußform und gehalten in der Rolle eines polnischen Edelmannes und Reichstagmitgliedes, doch so, daß wenigstens ein Eingeweihter leicht zwischen den Zeilen lesend den deutschen Patrioten durchfühlen kann. Sie erschien zu Danzig im Frühjahr 1669, kurz vor Eröffnung des Reichstags, und wurde von Boineburg als Grundlage seines persönlichen Auftretens benützt. So groß dessen Eindruck war, der Ausgang war dennoch ein ungünstiger: Mit Uebergehung aller Ausländer, auch des in unserer Schrift als einzig tauglich bewiesenen Neuburgers, wählten die Polen unter großer Aufregung einen Piasten. Was wurde Leibniz für seine Arbeit

1) Wir schließen uns in diesen geschichtlichen Vorbemerkungen meist an Guhrauers Lebensbild v. L. an; s. I, 62 ff.

zu Theil, an welcher er „etliche Monate Tag und Nacht gearbeitet?"[1]) Nichts als der Titel eines „summus summarum rerum tractor et actor", eines vollendeten Meisters in der Behandlung der wichtigsten Fragen, den ihm, dem 23jährigen Jüngling, Boineburg in einem Brief an den berühmtesten Staatsrechtslehrer der damaligen Zeit, Bökler in Straßburg, beilegte. Eine sonstige Auszeichnung und Belohnung hinderte schon der falsche Name, den Leibniz in stolzem Zartgefühl damals wenigstens nicht aufklärte: „Es war mir zuwider, mir meine Mühe für eine gescheiterte Sache zahlen zu lassen" (nolui enim post rem irritam venditare operam meam)[2]). Erst 39 Jahre später gab er gelegentlich dem Hof Neuburg seine Urheberschaft an, indem er auf die Anfangsbuchstaben des falschen Namens als gleichlautend mit denen seines rechten (G. W. Leibniz) hinwies.

Geben wir nach diesen Vorbemerkungen den Auszug aus der merkwürdigen (lateinischen) Schrift[3]).

Die Vorrede beginnt damit, daß hier eine neue, seltene, sonst nur in der Naturwissenschaft gebrauchte Schreibweise angewandt werde. Allein billig wundere man sich, daß man zwar z. B. die Gesetze der Körper-Bewegungen so genau behandle, dagegen bei den ebenso gesetzmäßigen Bewegungen der Seele es nicht thue; daß es zwar strenge Beweise über Wesen und Gang einer Uhr, dagegen nur sorglose Redeübungen über das Völkerwohl gebe. Die sachliche Seite betreffend handle es sich in dieser Frage nicht um das Recht, denn ein solches habe keiner der Bewerber; sondern es gelte nur den Nutzen Polens, dieser Vormauer der Christenheit.

Die Ausführung gibt nun in dem ersten Theil die allgemeinen Gesichtspunkte und Erfordernisse, auf welche Polen bei seiner Königswahl sehen müsse, um dann, nach gelegentlicher Vorbereitung durch Zwischenbemerkungen, im zweiten Theil die bestimmte Anwendung auf die einzelnen Bewerber zu machen und endlich den Strich der Rechnung zu ziehen.

„Polen braucht vor Allem Ruhe. Es ist zwar an und

1) S. seine Versicherung Klopp III, 49.
2) Klopp I, 2te Einleitung XXV.
3) Dut. IV, 522—624.

für sich stark und sich selbst genug, aber jetzt gerade sehr geschwächt. Eine solche Erholungszeit ist auch viel wichtiger, als das von Frankreich und Rußland versprochene Geld. Denn wie wäre es damit? Das Geld, das von Frankreich käme, kehrte doch nur wieder dahin zurück, es würde an einem französisch-beeinflußten und gesinnten Hof für neue französische Kleidermoden (novae vestium formulae) u. dgl. bald draufgehen.

Die Ziele Polens sind Freiheit und Sicherheit, d. h. eine solche Freiheit, die dem Bestand des Reichs keinen Eintrag thut. Die Freiheit wurzelt tief in der Natur dieses kriegerischen Volks der Steppen und würde daher wie alles Naturgemäße nur mit großer Gefahr unterdrückt. Ein solcher Versuch würde zugleich der Einheit Schaden bringen und nur ausländische Feinde hereinziehen. Denn Polen hat mehr als genug schlimme Nachbarn: Türken, Tartaren, Russen; auch ist es ohne künstliche wie ohne natürliche Befestigungen, als da sind Gebirge; denn Flüsse helfen in unsrer Zeit nichts mehr; man setzt ruhig über. Diese zwei Güter Polens, seine Freiheit, noch mehr aber seine gesicherte Einheit liegen der ganzen Christenheit am Herzen, die mit Polen ihre Vormauer verlöre. Denn gewiß ist zunächst Deutschland hauptsächlich auf der polnischen Seite den Barbaren offen. Die Gefahr der Zwietracht aber ist bei der polnischen Verfassung besonders groß; daher keine überflüssigen Neuerungen, keine lange Zwischenregierungen am Platz sind. Im besondern ist eine ausübende Demokratie nicht möglich, die überhaupt nur in engerem Rahmen, wie in den griechischen Städten oder bei Rom angieng. Genug, daß der polnische Adel (um den es sich allein handeln kann) auch ohne förmliche Ausübung wenigstens thatsächlich die demokratische Freiheit besitzt. Ebenso ist aber auch eine Aristokratie, beziehungsweise Oligarchie, auf welche lange Zwischenregierungen führen, in Polen durchaus zu meiden. Herrscht bei dieser Form Eintracht, so ist durch die größere Leichtigkeit des Zusammenarbeitens weniger die Freiheit gefährdet. Herrscht aber Zwietracht, so ruft Einer dieser mächtigen Herren nur zu leicht die Ausländer und vernichtet den sicheren Bestand des Reichs. Ueberhaupt aber ist es kläglich und gefährlich, wenn Heil und Freiheit vieler Millionen einzig und allein von gehoffter Treue und Wohlverhalten

Eines ob auch tüchtigen Mannes abhängt. Er ist eben ein Mensch, veränderlich, der Lockung und Verführung ausgesetzt.

Was die Religion betrifft, so braucht Polen natürlich einen katholischen Fürsten und zwar einen, der es war, ehe er auf die Wahl abhub. Eine Religion um Gewinns willen hat keinen Werth (mercenaria religio nulla est). Ueberdieß muß er gegen die andern Religionsgenossen, die Dissidenten, die in Polen so mächtig sind, milde denken. Denn es gibt nichts Gräßlicheres, als einen Religionskrieg, da das Volk von Religionswuth oder Aberglauben glüht. Der Gegner wird angesehen als der Hölle verfallen, als Feind Gottes, als Seelenmörder, als verfluchtes Geschöpf, als schlimmer denn ein Thier. Eine solche Krankheit, wie das Sektenwesen heilt sich besser durch Diät, als durch Chirurgie.

Ferner muß der Fürst ein erwachsener, erfahrener, kluger und gerechter Mann sein, gemäßigt und geduldig im Innern, Einer, der auf den äußern Pomp um so leichter verzichtet, je mehr er die gebührende Macht selber hat. In Belgien z. B. läßt man dem Volk alle Redefreiheit, Jeder spricht aufrührerisch, aber Niemand denkt wirklich an Aufstand.

Nach Außen muß er ruhig, nicht kriegssüchtig sein. Dieß haben wir bei unsern Verhältnissen, bei der innern Zerfahrenheit, doppelt nöthig; es wäre thöricht, die gefährlichen Nachbarn zu reizen; überhaupt darf er auch aus keiner unruhigen, friedenstörerischen Familie stammen; und muß Niemand in der Christenheit verhaßt sein, sondern über den Parteien stehen; sonst gibt es Eifersuchten und Kriege.

Es darf kein Nachbar sein, bei welchem zu befürchten stände, daß er das überall offene Polen nur zu seiner Hausmacht schlüge. Aber auch kein Piast steht uns an, widrigenfalls wir Streit und Neid unter den polnischen Familien selbst bekommen und wieder die alte Eifersucht zwischen Polen und Lithauen haben[1]).

Wer vereinigt nun alle diese im ersten Theil aufgestellten Erfordernisse? fragt der zweite, die Hauptanwendung machende Theil. Für's erste ist ausgeschlossen der französische Bewerber Condé. Im Innern ist er als fran-

---

1) Dieser 1te Theil bei Dutens IV, 522—612.

zösischer Prinz an eine herrische Regierung gewöhnt, kennt keine Volksfreiheit und würde uns auch nur das widrige Geschmeis französischer Stellenjäger in's Land ziehen (ambitiosiolos Gallos Gallasque, qui domi jam famelici spe Palatinatus et Castellaneas devoraverant). Vor Allem aber ist er nach außen ein ächter Sohn seines Volks, unruhig, auf Kriege und Unternehmungen aus. „Was die heißeste Feldschlacht mordet, das wird in den Pariser gymnasia amoris in einer Nacht wieder ersetzt", pflegt er zu sagen [1]). Ferner wird er die Eifersucht von ganz Europa rege machen, welches mit Schrecken bereits das Anwachsen der französischen Macht sieht. Man hätte zu fürchten, daß Frankreich sein, als eines dortigen Unterthanen Land vermöge der Dependenzien für sich in Anspruch nähme. Vor allem würde er Oestreich (und Schweden) verhaßt sein; denn als gefügiges Werkzeug des französischen Einheitsstaats wäre er ein Nebenbuhler Oestreichs und zudem Einer an seinen Grenzen.

Für's Andre ist aber auch der Lothringer Bewerber, Oestreichs Günstling, nicht räthlich. Neben verschiedenen persönlichen Mängeln stammt er aus einer unruhigen, namentlich den Andersgläubigen ungünstig gesinnten Familie von zweifelhafter Art. Sein Vater und Oheim waren recht eigentlich Proteusnaturen, die bald mit Frankreich, bald mit Spanien liebäugelten (modo Gallicissantes, modo Hispanistae). Ueberdieß wäre er als Oestreich zu nahestehend nun umgekehrt den Franzosen verdächtig, ebenso den Türken und endlich dem deutschen Reich als solchem, dem eine derartige Verstärkung Oestreichs durch fremde Elemente nicht wünschenswerth sein kann. So wären lauter Verwicklungen in Aussicht. Demnach ist weder ein Oestreicher, noch ein Bourbon, d. h. ein Glied der einen oder andern in Europa wetteifernden Familie zu empfehlen.

Am allerwenigsten aber geht der Russe an. Er ist noch ein Kind, kann werden, was er will; wir haben keine Bürgschaft. Das wäre aber noch das Geringste. Nein, nehmen wir ihn, so ist geradewegs Alles verloren. Wir geben ihm selbst das Schwert in die Hand, uns zu morden. Ist er einmal herein, so bringt ihn Niemand mehr hinaus. Mit der Freiheit ist es aus,

1) Dieß freche Wort ist also nicht von Napoleon I. erfunden.

aus mit der Gesittung und Bildung. Er ist ein Barbar von Nation, von Sitte und Erziehung; ohne einen Begriff von Freiheit, an eine völlig unbeschränkte Regierung von Jugend auf gewöhnt, und solche Eindrücke verlieren sich nie mehr; er ist ein Feind Polens, das von Rußland im Krieg mit mehr als türkischer Grausamkeit behandelt wurde. Man kennt jenes Volkes unerhörte Grausamkeit gegen die Untergebenen, seine Willkühr gegen die Besiegten, seine Barbarei, seinen angeborenen Hochmuth, der sich in kindisch großartigen Titeln gefällt, der mit geschwollener, ja geradezu spanischer Würde einhersteigt (quam grandibus titulis ineptiant, quam turgido, imo Hispanico fastu intonant). Sie sind allen vernünftigen, ja nur klugen Menschen ein Grauen, zweite Türken, diese noch übertreffend an Barbarei, Grausamkeit, Eigensinn und namentlich an Haß gegen die Andersgläubigen. Ihre Natur bringt's mit sich, diese zu verfolgen. Ihre Kirchenspaltung ist um so schlimmer, als sie in ihrer Unbildung weder der Vernunft, noch der Geschichte zugänglich sind und keinen für einen Christen halten, der nicht dreimal untergetaucht ist. Ihre Trennung von der übrigen Kirche gründet sich nicht auf die Vernunft, sondern auf Beschränktheit und Unwissenheit. Was hilft's bei solchen Sitten, ob sie auch den Christennamen führen? Wende man nicht den vorherigen Religionswechsel des Bewerbers ein. Wer wird die Religion wechseln? Sein Volk? Nein, nur Einen Menschen und dazu keinen aufrichtigen werden wir gewonnen haben. O Leichtsinn, der durch einen Purpur sich zur Religionsänderung bestimmen läßt, o welch fester Glaube, der an der Spitze eines Skepters hängt, der nur dieß Eine Wunder zur Bekehrung braucht: die Krone! Nicht minder als Freiheit, Religion und Bildung ist unsre Sicherheit gefährdet und unsre Selbständigkeit sogut als verloren. Zuerst würde er uns durch einen Unterkönig von Rußland aus regieren und unser Land nur stiefmütterlich behandeln. Aber bald käme es noch besser. Ganz anders als einst Jagello, der sein Großfürstenthum uns zubrachte, würde der Russe uns zu seinem Reich schlagen, er ist unser nächster Nachbar, furchtbar ausgedehnt und mächtig; ganz naturgemäß würden daher Rußland und ein russischer Polenkönig einander in die Hände arbeiten. Denkt an die Fabel von dem Storch und den Fröschen, wer würde ihn zur Ordnung brin-

gen können? Sind wir einig, ist er uns gewachsen; sind wir gespalten und neigen theilweise zu ihm, so wird er uns zum Jammer Europas zerreissen. Das möge Gott verhüten.

Und glaubt ihr etwa, Europa werde ruhig zusehn, wenn die Vormauer der Christenheit gegen die Barbaren fällt, wenn man eine zweite, verschlimmerte und vermehrte Auflage des Türken erhält (duplicari Turcam), wenn ein Koloß sich erhebt, im Stand, ganz Europa zu erdrücken (consurgere molem opprimendae Europae parem)?

Deutschland ist von der polnischen Seite offen, den Barbaren steht der Weg in's Herz von Europa frei. So werden alle zusammeneilen, den Brand zu löschen, mit verhängten Zügeln werden die benachbarten Völker herbeirennen, auf unsern Ebenen werden Türken, Russen, Deutsche um die Herrschaft, nein ums Dasein kämpfen; wir sind der Sieger Beute, der Nachbarn Grab, der Barbaren Spott, denen wir uns selbst unterworfen, verflucht von der Christenheit, die wir durch unsre Thorheit in die äußerste Gefahr gebracht, da wir dem Feind das Thor geöffnet; verloren ist zeitliches und ewiges Heil. Es wird geschehen, wie ein andrer Schriftsteller schreibt: die unglückliche Toga des Staats wird in tausend Fetzen zerrissen werden; Medea hat ihren Bruder nicht in soviele Stücke zerschnitten, das Viergespann, das den Metius zerriß, hat nicht soviel Fleischfetzen an den Dornbüschen hangen lassen. — Krieg, schrecklicher Krieg droht. — Und die Warthe, ich sehe sie rauchen von Strömen des Blutes! O armes Vaterland, wenn deine eignen Söhne dich an's Messer liefern, noch ärmer wir, wenn wir solche Zeiten erleben müssen! [1])

Von allen Hauptbewerbern bleibt als brauchbar allein übrig Philipp Wilhelm von Neuburg, in dessen Person sich alle obigen Anforderungen vereinigen. Manche könnten vielleicht an seiner Stellung als deutscher Reichsstand Anstoß nehmen; aber ohne Grund. Denn es ist selbstverständlich, daß er seinen kleinen Besitz im Reich durch einen Stellvertreter regieren ließe, während er selbst in dem viel größeren Polen persön-

1) Diese leidenschaftlich bewegten, nicht mehr in syllogistischer Ruhe auftretenden Ausführungen finden sich Dutens IV, S. 613—15 und überdieß an jeder möglichen Stelle im Verlauf des Ganzen.

lich anwesend wäre. Auch sonst sind völlig selbständige Fürsten, wie z. B. die italienischen, in einem gewissen Verband mit dem Reich. Die einzige Einmischung Deutschlands wird die höchst wohlthätige und für Polen nothwendige sein, daß deutsche Arbeiter und Handwerker in's Land ziehen. Ueberhaupt aber haben Polen und das deutsche Reich völlig die gleichen Interessen; beide sind rein nur auf Vertheidigung bedacht, beide wollen keine Erweiterung, sondern nur ruhigen Besitz des Gegenwärtigen. So sind sie sogar naturgemäß auf ein freundschaftliches Verhältniß zu einander angewiesen, da sie dasselbe zu fürchten und zu wünschen haben. Und eben dieß ist zugleich das wahre Interesse von ganz Europa: Sie sollen beide sein ein Damm gegen alle Weltreichgelüste, mögen sich solche regen, wo sie wollen".

Was ist nun eigentlich die tiefere Bedeutung, welche diese sorgfältig durchgearbeitete Schrift Leibnizens hat? Wäre ihre Tragweite nur auf Polen beschränkt, so hätten wir in diesem Zusammenhang kein Recht gehabt, ihr soviel Beachtung zu schenken. So ist es nun aber auch keineswegs, was Jeder, selbst aus unserem gedrängten Auszug, deutlich herausfühlen muß. Wie überall, hat Leibnizens hoher Geist auch diese Arbeit, obwohl gefertigt im Auftrag und für einen besondern Fall, doch weit über die Stufe des zwar geschickten, aber immerhin nur beschränkten Handwerksmäßigen zu erheben und höheren Gesichtspunkten zu unterstellen gewußt. Insbesondere spricht, wie wir schon oben andeuteten, aus der Maske des polnischen Edelmanns durchaus der warme deutsche Patriot, der das Wohl seines eigenen Vaterlands in aufrichtiger Ueberzeugung mit dem wahren Glück andrer Völker, ja mit dem Gesammtinteresse von Christenthum und Bildung zusammengehen sieht. So zielt mittelbar alles über Polen Gesagte zugleich auf Deutschland, das ja eine jenem Land so verwandte innere Verfassung, wie äußere Lage hatte. Freiheit und Einheit zwischen den Klippen einer zügellosen Auflösung und einer geist- und lebentödtenden Zusammenschnürung oder Centralisirung glücklich hindurchzusteuern, war ebenso die Aufgabe der deutschen Staatsmänner; und auch hier war die Gefahr viel größer, die

Einheit und den sichern Bestand des Reichskörpers, als die Freiheit der Glieder zu verlieren; auch hier drohte immer der wildgährende Zug nach Ungebundenheit die unerläßlichen Reife und Klammern zu sprengen. So läßt uns schon die Schrift über die polnische Königswahl, so wenig man es dem Titel nach in ihr suchen sollte, die Grundanschauungen erkennen, von welchen Leibniz sein ganzes späteres Leben hindurch beseelt war, wenn er über innere Fragen Deutschlands, über sein Bedürfniß noch vernünftiger, namentlich mehr einheitlicher Gliederung sprach. In dieser Hinsicht ist vorliegende Schrift die bedeutsame Vorläuferin der Arbeiten, welche uns im zweiten Buch beschäftigen werden, des Caesarinus Furstenerius, der Securitas publica, des „wahren Interesses des heil. römischen Reichs" und andrer, welche ganz entsprechend die Scylla und Charybdis von Freiheit und Einheit in Deutschland als Hauptfrage behandeln.

Außer dieser mittelbaren Nutzanwendung arbeitet aber unsere Schrift auch ganz unmittelbar und auf geradem Weg für Deutschland; sobald sie an dieß innerste Ziel des Leibniz'schen Denkens und Wollens anstreift, hören allemal die kalten Schlüsse auf und kommt ein schnellerer, wärmerer Herzschlag in die Abhandlung. Nicht in Frankreichs, nicht in Oestreichs Hände, soweit nämlich letzteres als Hausmacht anzusehen ist, soll die polnische, schwerwiegende Krone kommen, sonst ist Gefahr, daß sie das Reich in der Mitte erdrücken. Vor Allem aber ist Rußland fern zu halten, dieser asiatische Feind europäischer, und in erster Linie deutscher Selbständigkeit, Freiheit, Bildung und Religion. Mit förmlich erbitterter Leidenschaftlichkeit, wie wir sie sonst nie mehr in so hohem Maße bei ihm finden, kämpft der junge Leibniz gegen dieß neue im Osten auftauchende Gespenst, den verderblichen Nachfolger der mehr und mehr sinkenden türkischen Macht. Es ist, als wollte er sagen: Soll denn Europa, soll Deutschland nie zur Ruhe und zum freudigen Gefühl der Sicherheit kommen können; kaum athmet man auf und freut sich, daß der alte Erbfeind, der Halbmond im Abnehmen ist, so droht das unheilschwangere Asien neue Horden aus seinem unergründlichen Schooß zu entsenden!

Merkwürdig, wie dieser staatliche Hauptgedanke unsrer Schrift, der ahnungsvoll im Geist zwei und mehr Jahrhunderte

überspringt, für Leibniz selbst sogleich zurücktritt, da näherliegende Sorgen ihn rufen. Das unheimliche Gewölke im russischen Osten verzieht sich vor der Hand wieder, um den furchtbaren Wettern aus dem Westen und dem verbündeten, die letzten Streiche vor dem Todeskampf führenden türkischen Osten Platz zu machen, welche nun ein halbes Jahrhundert lang mit wenigen Pausen über Deutschland losbrachen. Aber dennoch läßt Leibniz den Gedanken, der ihn einmal so lebhaft beschäftigt hat, nicht ganz fallen. Zunächst zwar, das sieht er, ist keine Gefahr; aber es gilt doch für die Zukunft vorzubauen und das geht nicht besser und schöner, als wenn man Rußland durch Bildung unschädlich macht und ablenkt. Schon die zwei Jahre später geschriebene Securitas publica klingt an diese friedliche Wendung an, wenn sie sagt: Sollten Kaiser, Polen und Schweden auf der einen Seite in parallelen Linien auf die Barbaren gehn und die Grenzen (Pomöria) der Christenheit zu erweitern suchen, der Kaiser und Polen auf die Türken, Muskau auf die Tartaren mit Ernst dringen und keiner in andere Konsilia vertieft sein oder andre Feinde im Rücken zu fürchten haben, wie bald sollte bei gerechter Sache der Segen Gottes zu spüren sein. — Alsdann wird jenes Filosofen Wunsch wahr werden, der da dieß riethe, daß die Menschen nur mit Wölfen und wilden Thieren Krieg führen sollten, denen noch zur Zeit vor Bezähmung die Barbaren und Ungläubigen in etwas zu vergleichen" [1]).

Und wenn er in der „polnischen Königswahl" noch eine unübersteigbare Kluft zwischen dem gebildeten Europa und dem asiatisch-barbarischen Rußland befestigt sah, so wurde er namentlich auch durch die Bildungspläne seines edlen Freunds Hiob Ludolf (eines Gelehrten in Frankfurt a/M.) umgestimmt, der sich allen Ernstes damit trug, die Abyssinier zu heben, um dann durch sie die Türken in Aegypten zu fassen: In diesem Zusammenhang schreibt Leibniz einmal 1696 an Ludolf: „Wäre doch Jemand, der bei den Moskowitern dasselbe ausrichtete, was du bei den Aethiopen. Wenn dieß unermeßliche Reich in der Weise des gebildeten Europa regiert würde, so würde die Christenheit mehr Nutzen von demselben schöpfen. Doch es ist Hoffnung vorhan-

1) Guhrauer, d. Schr. v. L. I, 199. 200.

den, daß sie allmählig erwachen werden. Wenigstens erkennt der Czar Peter die Fehler seiner Landsleute und will, daß jene Barbarei nach und nach abgeschafft werde“ [1]).

Es ist nun bekannt, in welch freundschaftlichen Verkehr der deutsche Filosof mit dem großen Schöpfer des heutigen Rußlands trat; aber nur in diesem Zusammenhang bekommt die Beziehung Beider ihr wahres Licht. Leibniz wußte stets das Ferne mit dem Nahen, das Allgemeine mit dem Besondern zu verbinden und verlor bei den weitgehendsten Plänen doch nie sein eigenes Vaterland, in dem er lebte und webte, aus den Augen [2]). Dieselbe Vereinigung beider Gesichtspunkte werden wir wieder bei dem ägyptischen Vorschlag an Frankreich finden, und ebenso gegenüber von Ludwig den 14. nach dem Frieden von Ryßwick den Versuch wiederkehren sehen, Bildungspläne als Blitzableiter zu benützen.

Zum erstenmal sah Leibniz den Czar Peter im Jahr 1697 bei einer Gesandtschaft, welcher dieser incognito anwohnte, und spricht sich, ohne daß er damals schon in persönliche Berührung mit ihm treten konnte, mit großer Theilnahme besonders über dessen Schifffahrtspläne aus, welche den Türken im schwarzen Meer galten. Die erste Zusammenkunft beider fand 1711 in Torgau (aus Anlaß einer braunschweigischen Vermählung) statt; sie wiederholte sich 1712 zu Karlsbad und 1716 in Pyrmont. Beide Männer wußten einander zu würdigen; für Leibniz besonders war es eine willkommene Gelegenheit, den Herrscher des weitgedehnten, vielsprachigen Reichs bei seinen Forschungen in's Interesse zu ziehen. Aber Rußland war für Leibniz nicht blos das jungfräuliche Land (terra vergine, un vaste champ d'observations, s. Erdmann S. 721, auch 745), sondern weit mehr und vor Allem das barbarische noch rohe Land, das um seiner selbst und andrer willen dringend der Bildung und Vermenschlichung bedurfte. Dabei war er mit Peter einverstanden, daß dieß von Oben nach Unten geschehen, von den höheren Ständen ausgehen müsse, um so allmählig auch in die Masse zu dringen. Daher seine Vorschläge, höhere Bildungsanstalten, insbesondre eine Aka-

1) Guhrauer Leben II, 271. Den Grundtext des Briefs konnte ich noch nicht unter dem Herausgegebenen finden.

2) Hiezu vergleiche man jetzt den in der Vorrede besprochenen Kling-klang von Careil!

demie der Wissenschaften zu gründen, welch letztere indeß von ihm im Jahr 1712 vorgeschlagen, erst nach Peters Tod wirklich zu Stand kam. In diesem Streben, dem weiten Reich Bildung und Wissenschaft zuzuführen, war er die letzten Jahre seines Lebens unermüdet thätig, wie sein reger Briefwechsel mit mehreren hohen russischen Staatsbeamten es beweist [1]).

So hoffte er, abgesehen von der Theilnahme, die er als Menschenfreund jedem Volk schenkte, auf diese friedlich-schöne Weise die russische Gefahr zu beschwören. Innerlich vollauf mit Friedensarbeit beschäftigt, sollten die Russen weder Zeit noch Lust mehr haben, die Einfälle der Mongolen in Europa zu wiederholen. Und wenn je, so waren es dann später wenigstens keine eigentlichen Barbareneinfälle mehr, sondern es blieb im äußersten Nothfall doch die Hoffnung, daß nach solcher Vorbereitung die Sieger geistig von den Besiegten überwunden würden, wie es einst Griechenland gegenüber von Rom gelungen war.

Mit einer solchen ruhigeren und versöhnten Gesinnung betrachtet Leibniz eine spätere polnische Königswahl, die Augusts des Starken von Saxen, wenn er im Jahr 1697 auf sie folgendes Epigramm macht:

Wie das Gesetzbuch einst Sarmatien lehnte von Saxen,
So gibt den König ihm jetzt Saxen zum Hüter des Rechts.
Gebe der Himmel, daß nun der Kaiser, der Czar und der König
Wider die Barbarei schirmen Europa vereint [2]).

Kapitel 2.

Das „Bedenken, welchergestalt die Sicherheit des deutschen Reichs auf festen Fuß zu stellen" (Zeit zwischen dem spanischen Devolutions- und dem holländisch-europäischen Krieg; Beginn des letzteren. Anfang der Feindseligkeiten Ludwigs 14. gegen Deutschland; das Marienburger Bündniß).

1670/71.

Zum Verständniß dieser für ihre Zeit ebenso gut deutsch geschriebenen, als gesinnten Schrift unsres Leibniz müssen wir wie-

1) Eine Probe davon gibt Guhrauer deutsche Schr. II, 468. 69.

2) Aus dem Lat. des L. S. Pertz Gedichte 316.

der einige geschichtliche Bemerkungen voranschicken, die wir dem scharfsinnig-fleißigen Buch Guhrauers „Chur-Mainz in der Epoche von 1672“ entnahmen. Es ist das hier um so nöthiger, als jene Schrift L.'s durchaus von den gegebenen Verhältnissen und bestimmten Umständen aus ihre Untersuchungen anstellt. Diese Umstände und Verhältnisse aber waren, in Eins zusammengefaßt, das drohende Aussehen Frankreichs, dessen Macht Europa bereits nach der Schrift von der polnischen Königswahl „mit Schrecken und Eifersucht immer mehr anwachsen sah“; daher auch der französische Bewerber dort als unbrauchbar für die Ruhe Polens und Europas bezeichnet wurde. Deutschland insbesondere und Leibnizens Standort in Mainz betreffend, so war der Churfürst Johann Filipp von Mainz, in dessen Dienst jener durch Boineburgs Vermittlung stand, Ausgangs der 50ger und Anfangs der 60ger Jahre seines Jahrhunderts in sehr freundlichen Beziehungen zu Frankreich gestanden. War er doch ein Hauptmitglied des vielverrufenen rheinischen Bunds gewesen, den unter seiner Anführung 1658 verschiedene west- und süddeutsche Fürsten mit Frankreich geschlossen und im folgenden Jahrzehnd wiederholt erneuert hatten, um hauptsächlich Oestreich am Truppendurchzug durch deutsche Länder und an der Unterstützung Spaniens zu verhindern (Pyrenäenfrieden 1659). Gewiß ist dieß Verfahren zum mindesten als kurzsichtig zu tadeln, wenn wir auch nach allen Zeugnissen so billig sein und zugestehen müssen, daß wenigstens der Churfürst von Mainz es nicht aus undeutscher Gesinnung that, sondern nur die „Gleichgewichtshaltung“ zu weit trieb. Die Frucht hatte jenes Bündniß jedenfalls, daß bei St. Gotthard an der Raab Deutsche und Franzosen im Verein die Türken schlugen. Leibniz selbst erklärt in einem Aufsatz „über den Rheinbund“, der eben aus der Zeit von 1668—70 stammt, daß derselbe nicht für, sondern gegen Frankreich gerichtet gewesen. „Sie konnten nicht nach Deutschland herein, weil sie sonst durch Länder ihrer Verbündeten hätten ziehen müssen; auch war ihnen der Grund zur Feindschaft an der Rheingrenze benommen; unterdessen hoffte man zu einer beständigen Reichsverfassung zu gelangen“ [1]). Später allerdings auf einem klareren und reiferen Standpunkt weiß er Lob und Tadel richtiger zu mischen, wenn

1) Klopp I, 163 f.

er in dem oben (S. 3) angeführten Brief meint, der Churfürst von Mainz habe in edler vaterländischer Gesinnung eben um jeden Preis Ruhe für das darniederliegende Deutschland gesucht, wobei er sich allerdings nicht vorgestellt, daß das Gleichgewicht der beiden großen europäischen Mächte so leicht sich ändern, noch daß Frankreich so bald das Uebergewicht bekommen würde. Das heißt, er gesteht zu, daß der Rheinbund ein politischer Fehler und thatsächlich nur ein Vorteil für Frankreichs Vergrößerungspläne gewesen sei.

Noch im Jahr 1664 war Mainz so eng mit Frankreich verbunden, daß der verdienstvolle kaiserlich gesinnte Boineburg dieser Macht gerade deßhalb geopfert wurde. Hatte man doch dieselbe sogar gegen das aufständische Erfurt herbeigerufen und im Jahr 1667 durch das Gesammtbündniß von Köln (Mainz, Münster, Neuburg, Köln) bei dem spanischen Devolutionskrieg gegen Oestreich im Rücken gedeckt. Allein dasselbe Jahr und noch mehr der Friede von Aachen 1668 öffnete dem Churfürsten endlich die Augen und zeigte ihm die von Frankreichs Vergrößerungssucht drohende Gefahr, auf welche einem geübten Staatsmann die gemachten Anfänge schon einen sicheren und klaren Ausblick gaben. Von jetzt an war er dafür ein um so erbitterterer Gegner dieser Macht und suchte überall Gesinnungsgenossen zu gewinnen, also daß er und sein ehemaliger Minister Boineburg förmlich die Rollen ausgetauscht zu haben schienen. Die nächste Frucht dieser Gesinnungs- oder besser Anschauungsänderung war das Bündniß von Limburg, 1668 geschlossen zwischen Mainz, Trier und dem unruhigen Herzog von Lothringen mit dem Zweck, eine Verlängerung der Reichsbürgschaft für Lothringen, sowie die Aufnahme in dieselbe für den Burgundischen Kreis zu erlangen. Der Herzog von Lothringen gieng aber noch weiter; er wollte um jeden Preis diese seine Bundesgenossen nebst andern deutschen Fürsten zum Eintritt in die bekannte, nach dem Aachener Frieden (oder besser Waffenstillstand) geschlossene nordische Trippelallianz drängen. Mainz und mit ihm noch mehrere standen auf dem Punkt, dieß zu thun. Dagegen arbeitete nun aber Boineburg mit aller Macht, selbst auf die Gefahr hin, für einen Verräther an der deutschen Sache zu gelten. Er war überzeugt, daß die nach der damaligen Reichslage einzig richtige Staatskunst sei, Frieden und Freundschaft mit

dem übermächtigen Nachbar zu halten, um nicht durch blindes, vereinzeltes Zufahren in's Verderben zu rennen. Denn es war ihm, und mit Recht, klar, daß die Trippelallianz, der man sich beizugesellen trachtete, auf überaus schwachen Füßen stehe, oder mit Leibniz im „Bedenken" zu reden, eitel nur der Rohrstab Aegypti sei, der jedem sich darauf stützenden Unheil bringe. Und es gelang ihm wirklich, nach und nach auch den Churfürsten bis zu einem gewissen Grad zu dieser Ansicht zu bekehren. Allein Etwas mußte allerdings geschehn, darüber war ihm, wie allen andern kein Zweifel. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen an den deutschen Höfen kam es endlich zu einer Zusammenkunft des Churfürsten von Mainz mit dem von Trier in Schwalbach [1]), bei welcher die uns hier beschäftigende Schrift von Leibniz ihren Gedanken nach (denn geschrieben wurde sie während oder nach der Conferenz) die Grundlage der Verhandlung bildet und glücklich auch den Ausschlag gibt. Sie entwickelt die im Gedankenaustausch mit Boineburg gewonnene und mit diesem völlig übereinstimmende Ueberzeugung, daß Frankreich gegenüber vorerst Frieden zu halten, also namentlich vom Eintritt in die wankende Tripelallianz abzustehen sei; dagegen solle ein Schutzbündniß zunächst einiger, dann möglichst vieler Reichsstände unter sich und mit dem Kaiser geschlossen werden, um seinerzeit den nicht ausbleibenden Stürmen gewachsen zu sein.

Soviel der erste Theil des Bedenkens, den Leibniz zu Schwalbach in drei Tagen (6—8. August 1670) niederschrieb. Während aber die Betheiligten, namentlich der Churfürst von Mainz das Werk weiter prüften und überdachten, erfolgte im September 1670 die Eroberung Lothringens durch den französischen Marschall Crequi. Dieser Handstreich war ein schwerer Schlag für das verbündete Mainz, trieb aber nur um so mehr an, das Angefangene zu vollenden und Leibnizens Vorschläge in's Werk zu setzen.

Dieser schrieb daher November 1670 in Mainz den zweiten Theil (die „Continuatio"). Ausgehend von der nunmehr begon-

1) Dieß Bad (Sauerbrunnen) war im 16. und 17. Jahrhundert den Sommer über ein berühmter Sammelplatz aller in der Nähe lebenden Gelehrten, Geistlichen und Staatsmänner.

nenen Feindseligkeit Frankreichs, weist er die Richtigkeit seiner früheren Behauptungen nach, entwickelt durch eine Reihe scharfsinniger Vermuthungen, daß der nächste französische Feldzug Niemand anders, als Holland gelten könne, und zeigt, was Deutschland dagegen zu thun und zu hoffen habe. Auf diese Weise handelt der zweite Theil überwiegend von Frankreich und dessen Verhältnissen, um erst am Schluß wieder auf den alten deutschen Vorschlag zurückzukommen. Streng genommen würde also nur dieser Abschnitt in unsern jetzigen Zusammenhang gehören, während wir alles Uebrige auf die Besprechung der innerdeutschen Verhältnisse in unsrem zweiten Buch versparen sollten. Allein was das „Bedenken" auch hierüber sagt, hat doch seine Wendung und Hauptrichtung so ausgeprägt nach außen, daß wir es kaum übergehen können, um freilich später wieder an manches nur kurz Berührte anzuknüpfen.

Wenn wir nach diesen unerläßlichen Vorbemerkungen, die uns zugleich einen Blick in die traurigen Zustände des damaligen deutschen Reichswesens thun lassen, an einen Auszug aus der prächtigen Leibniz'schen Schrift gehen, so sei es uns dießmal gestattet, das in etwas freierer Weise zu thun, um den ersten und zweiten Theil in Ein Gesammtbild bringen zu können.

Der volle Titel lautet: Bedenken, welchergestalt die öffentliche Sicherheit nach Innen und Außen (Securitas publica interna et externa) und gegenwärtiger Stand (et status praesens) im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen" [1]).

Leibniz geht davon aus, in kurzen, schlagenden Zügen ein Bild vom kläglichen Zustand des damaligen Deutschland zu entwerfen, „dieses Reichs, so vor sich selbst bestehet und dessen Macht ist glücklich zu sein, wenn es will; denn die Leute sind herzhaft und verständig, das Land groß und fruchtbar genug. Gleichwohl aber gibt's nichts desto minder die tägliche Erfahrung, daß Deutschland bei weitem nicht in solchem Flor und Stand sei, als es zu sein in seinen Kräften ist. Denn der Schaden zu geschweigen, so es in diesem letzten (30jährigen) Krieg gelitten, die nichts, als die Zeit verbessern kann, so sind doch auch gleichwohl der Mängel

1) Zum ersten Mal 1838 abgedruckt bei Guhrauer, L. d. Schr. I, 153—255 später bei Klopp I, 193—355. Careil VI. Wir führen nach Guhrauer an.

viel, die wir Niemand als uns selbst zu danken. Solche sind unzählig und mit wenig Worten nicht zu begreifen. Die Ursprünge und Quellen aber lassen sich vielleicht eher erforschen und, da man anders endlich einmal erwachen, der Sache mehr, als obenhin nachdenken und einen rechten Eifer zur Vollstreckung guter Concepte bringen will, auch verhoffentlich mit Gottes Hülfe gründlich stopfen. Gleichwie aber der Heilgang (methodus medendi) erfordert, denen Symptomatibus vor allen Dingen zu begegnen, so der gründlichen Kur nicht erwarten dürften, sondern dem Patienten den Garaus unversehens machen könnten, so ist auch hier in dieser politischen Kur für allen Dingen auf die pressirende, nähere und gleichsam über'm Kopf schwebende Hauptgefährlichkeiten allererst zu denken: diese sind nicht etwa die Schäden — in Handel, Münze, Recht, Religion — welche Stücke zusammmengenommen uns zwar langsam schwächen und endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alsobald über den Haufen werfen können. Was unsre Republik aber auf einmal stürzen kann, ist ein inn- oder äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, schläfrig, blos, offen, zertheilt, unbewehrt und nothwendig entweder des Feinds, oder, weil wir bei jetziger Anstalt solchem nicht gewachsen, des Beschützers Raub sein. Das ist nun das pressirende Hauptsymptom, so einem hitzigen Fieber, gleichwie die andern einem hektischen zu vergleichen, und daher langen Verzugs und noch 10jähriger Komitia nicht erwartet. Diese Kur ist der Form nach partikular, der Wirkung nach aber allgemein, denn sie gleichwohl so beschaffen, daß sie den andern Mängeln allen wider fernere Einreißung einen Riegel vorschieben, ja zur völligen Austilgung der Krankheit, so aller dieser Zufälle Mutter ist, einen Grund legen kann; welche Kur bestehet in dem anjetzo mehr vorgenommenen, als gehobenen **Punkt der Sicherheit** (puncto securitatis; ein Schlagwort damaliger Reichstäge).

So wie es jetzt steht, hängt das Reich nur an einem seidenen oder strohernen Faden noch zusammen. Alles, was für die Sicherheit nothwendig ist, fehlt. Seit mehr als hundert Jahren haben wir die eifrigst getriebenen Streitigkeiten von der Matrikel und Exemtionen in Geldsachen. Der Geldbeutel aber hat so wenig Ohren, als der Magen und ist theils aus wirklicher, theils

aus nur vorgeschützter Noth zum schweren Schaden des Reichs taub gegen die eindringendsten Vorstellungen.

Gesetzt aber auch, man vergleiche sich und werde dießfalls zum Wenigsten auf ein Interim eins; gesetzt auch, welches doch schwer zugehen wird, daß jeder Stand mit seinem Kontingent entweder an Volk oder Geld richtig inhalte, so ist der Uebelstand, daß sie nicht zusammenagiren, sondern höchstens auf den Fall der Noth zusammengestoßen werden, wenn's vielleicht schon zu spät ist und der Feind die Einzelnen so gut als überwältigt hat.

Sollten sie aber kontinuirlich auch außer dem Fall der Noth unter einem Haupt und Direktorio stehen, so ergibt sich die bei jetzigem Zustand des Reichs kaum überwindliche Diffikultät, wie solches stets währende Reichsdirektorium einzurichten sei. — Da fürchtet der Eine der Religion, der Andere der Polizei, der Dritte sorget, es möchten die Mächtigen durch eine solche Verfassung die Uebrigen zu unterdrücken suchen. Es ist überhaupt wegen der Ursachen, so man mehr denkt, als sagt, zum Successu schlechte Hoffnung, denn viele Reichsstände sehen gar des Reichs Verwirrung und Elend nicht ungern und hoffen davon Vorteil für sich, während die Großen wie die Kleinen nichts mehr fürchten, als Ordnung, Einheit und Oberleitung.

Wie soll nun das Reich in solchem kläglichen Zustand[1]) fähig sein, seine Sicherheit vornemlich gegen Außen zu wahren, insbesondere **Frankreich**, dessen Progressen auch dem Reich formidabel, von ferneren, unversehenen, gesuchten, unbewiesenen Prätensionen und Conquesten abzuhalten? Frankreich trifft Kriegsanstalten, die jedenfalls irgendwo eine Ruhestörung bedeuten. Und es ist dieß sein Unternehmen kein Wunder. Ist es doch das gerade Gegentheil seines Nachbars, des deutschen Reichs. Frankreich ist ein Land[2]), so für sich selbst bestehet und nicht allein an Größe, Fruchtbarkeit und Mannschaft, sondern auch an Gelegenheit ganz Europa entweder auffordern, wo nicht gar überwinden kann. Zudem kommt, daß es in Seemacht ziemlich und sehr an Reichthum und Commerzien flo-

1) Dessen nähere Ausführung behalten wir uns für später vor. S. Buch 2, Kap. 2.
2) Guhrauer, d. Sch. I, 214 ff. 224.

riret, daß an Ingeniis, Künsten, Herz, Soldaten und Mitteln kein Mangel. So lang Frankreich mit innerlicher Unruhe angefüllt, so lang jedem Gouverneur zu rebelliren leicht war, so lang Rochelle den Engländern ein neues Calais werden konnte, so lang die Kronmittel zerstreut und die königlichen Güter mit Schulden beladen, so lange die Spanier zu fürchten waren, mußte Frankreich geschäftig sein, sich diese Dörner aus den Fußsohlen zu ziehen.

Wie sehr sich aber Frankreich seither gestärkt, können auch Blinde sehen. Was man von Impatienz und Ungeschicklichkeit der Nation sagt, ist Nichts und dienet nur, die Leute in süßer Einbildung der Schwachheit ihrer Nachbarn zu erhalten. Adresse, Fleiß und Zeit überwinden Alles. Wie ist jetzo das inwendige Guverno so wohl regulirt, allen Rebellionen, so viel menschlich und möglich, etliche in den Gebirgen liegende ausgenommen, vorgebauet, den Guvernören, den Kommandanten, den Fürsten des Geblüts, den hohen Häusern alle Macht genommen, die Religion soviel als vereinigt, die Pfandsinhaber des königlichen Einkommens als Blutegel herabgerissen und ausgedruckt, die Einnahmen in höchste Richtigkeit gebracht, Handelskompagnien erricht, Akademien der Künstler, Schulen der Soldaten, Zünfte der Handwerker gestift! Aus welchem allem folgt, daß Frankreich alle Jahre mehr an Geld einnehme, als ausgebe, wie der Eibenbaum Andere mit seinem sich mehr und mehr ausbreitenden Schatten tödtet.

Daß nun ein König, so eines solchen Landes Meister, weiter gehet und über Andere zu herrschen sucht, ist kein Wunder: denn allezeit nicht allein, wer da hat, dem wird gegeben werden, sondern auch, wer da hat, der wird mehr haben wollen. Die süße Erprobung des Besitzes gibt das Verlangen nach noch mehr. Das menschliche Gemüth kann nicht ruhen, es ist ihm eine Pein ohne Bewegung, das ist, weil andere Bewegungen beschwerlich, ohne Bewegung zu weiterem Aufnehmen zu sein. Alle andere Wollust bis auf diese ist ersättlich; und wer andere hat, wird sich hierauf desto eifriger wenden, sonderlich, weil seine bereits habende Macht das kräftigste Instrument ist, eine größere zu haben. Nun nachdem in Frankreich selbst (dessen Volk zudem, wie er zwei Jahre später im ang. Vorschlag bemerkt, eine von Natur monarchische und höfische Nation ist) alles so wohl in Ordnung und alle Furcht vorüber, was ist Wunder, daß sich die Hoffnung und Begierde

herfürgethan, auch Herz und Muth gewachsen! Der nur Streiche auszutheilen und keine einzunehmen hat, wird sich nicht viel bedanken; denn ihm das Fehlschlagen kein Schade, dem Andern auch jeder Schlag wo nicht in den Leib, doch in das Herz dringet und Furcht einjaget. Auch Bauern wissen, was Vorteil der hat, so die erste Maulschelle austheilt; wo Hoffnung ohne Furcht, da ist Kurasche, wo Kurasche, da ist Glück.

Und was sind nun diese Pläne des in sich geeinigten und starken Frankreich? Im ersten Theil des Bedenkens hatte Leibniz noch gemeint, Ludwig, als ein kluger, generöser Herr werde wenigstens keine allgemeine Ruhestörung veranlassen wollen, wenn gleich seine Kriegsrüstungen jedenfalls auf irgend eine einzelne Unternehmung deuten. Dieß gute Vertrauen ist mit dem Ueberfall Lothringens geschwunden, Ludwig beginnt in seiner wahren Gestalt herauszutreten und zu zeigen, daß er Größeres im Schilde führe, auch durch die Verantwortung der Ruhestörung sich nicht zu sehr anfechten lasse. Indeß ist trotzdem von ihm als klugem Herrn nicht anzunehmen, daß er, wie manche meinen, auf eine förmliche Universalmonarchie mit Unterwerfung und Eroberung aller Nachbarländer ausgehe[1]). Dieß Verfahren auf gut Alexandrisch, Cäsarisch oder Türkisch möchte vielleicht angehen, wenn der Mönch, so das Büchsenpulver erfunden, jetzo erst hinter dieses so kräftig schädliche Sekret käme und gegen eine mit Diamanten versetzte Kutte dem König in Frankreich allein eröffnete. Alsdann, glaube ich, sollte das Spiel nicht lange währen. Nachdem man aber jetzo mit gleichen Waffen streitet, ist keine Hoffnung, auf solche Art zur Monarchie zu gelangen. Wie denn ferner auch nicht allein die Viktorien schwer, sondern auch die Conservation noch schwerer. Man wollte denn nach Art der alten Eroberer die Länder wüste machen, die Ueberwundenen ausrotten oder in andere Länder mit ganzen Kolonien versetzen und theilen; welches aber Alles jetzo schwer, ja fast unmöglich. Ueberdieß hat Alexandern, Cäsarn, Kaiser Severo und Andern fürnemlich geholfen, daß die zwar großen von ihnen eingenommenen Länder nur Einen Herrn hatten. Jetzo ist Alles mit festgewurzelten hohen Häusern, sonderlich in Europa, gleichsam besät, welche sich

1) A. a. O. S. 216 ff.

nicht leicht ausrotten, ohne Ausrottung aber gar nicht unter das Joch mit Gewalt bringen lassen. Weil nun mit Gewalt die Monarchie nicht einzuführen, mit Güte aber die königlichen und fürstlichen Häuser nimmermehr von ihrem Thron herabsteigen werden, so kann nicht sehen, wie es zu einer solchen Monarchia universalis kommen könne, dadurch andere Republiken und Herrschaften zu bloßen Provinzen redigirt und zu Einem Reich gemacht würden.

So ist denn nun nichts übrig? Ja freilich haben wir noch eine, zwar etwas niedrigere, doch sichere Staffel, daran sich ein großer Herr, so nicht nur tapfer, sondern auch verständig, billig genügen läßt[1]). Diese Monarchie kann ich nun nicht besser nennen, als arbitrium rerum (Schiedsrichteramt, „moralisches" Uebergewicht u. s. w.). Eine solche Stellung hatten z. B. die Römer unter ihren „Bundesgenossen", durch welchen gelinden und freundlichen Namen die Römer ebenso viel erlangt, als wenn sie alle überwunden hätten und mit Besatzungen zwingen müssen. Sie genoßen ihrer Beihülfe an Geld und Volk nach Belieben; sie waren Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und dafern Einer oder der Andere sich sperrete, schleunige und einen Schein des Rechts habende Exekutores. Und ist nicht ohne, daß eine nicht geringe Ursache des Ruins der Republik gewesen, als man aus den Sociis endlich mit der Zeit Provinzen gemacht; denn ja doch endlich, wenn man's recht überlegt, vernunftmäßiger Glimpf und Billigkeit die beste Staatsregel ist. Ebenso, wie die Römer, hat es Filipp von Macedonien gemacht, der unter den griechischen Republiken ein Bündniß aufrichtete, dessen Haupt aber er war und sich zum Heerführer wider die Barbaren machen ließ. Und

1) Selbstverständlich fällt es Leibniz nicht ein, Frankreich eine solche Stellung zu gönnen. Er sagt nur, was Ludwig als einen klugen, nicht unüberlegten Herrn angenommen, auf seinem Standpunkt das einzig Erstrebbare sein könne. Was gegen die Universalmonarchie gesagt ist, hat halb den Charakter der Behauptung, halb der Mahnung, ebenso was später gegen die Vernünftigkeit eines Angriffs auf Deutschland und den Rhein bemerkt wird. In Wahrheit ist Leibniz der Ansicht, daß das Amt des Schiedsrichters in Europa von Gott und Rechtswegen nur dem Haupt des h. r. Reichs gebühre. — Dieß namentlich gegen die leicht mißverständliche K. Fischer'sche Darstellung unserer Schrift in seinem „Leibniz" Aufl. II, S. 128 ff. Wir haben hier noch nicht die zum Schein französisch gesinnte Stellung des aeg. Vorschlags.

ist kein Ei dem andern ähnlicher, als diesem Fund Filippi zu unsern Zeiten Heinrichs IV. Plan. Dasselbe war Spaniens Absicht. Und etwas anderes kann jetzo auch Frankreich nicht erstreben, nur daß es weit mehr Vorteile hat, als Spanien, sich in Possession dieses Schiedrichteramts zu setzen.

Dazu zu gelangen, ist ihm aber hauptsächlich zweierlei nöthig, sich stärken und andere theilen[1]). Wie sehr Frankreich sich selbst gestärkt, können auch Blinde sehen (vgl. oben). Andere kann man theilen, theils wenn man macht, daß sie die Consilia nicht konjugiren, theils und noch mehr, wenn man macht, daß sie einander zugegen sein. Beides wenn man zuwege bringt, daß sie weder können, noch wissen, noch wollen Eins sein. Neue Länder zu erobern, versäumt zwar Frankreich nicht, hat sich aber bisher also zu temperiren gewußt, daß es nie ohne Schein des Rechts solches gethan; welches denn hochnöthig, damit durch gewaltsame, kundbarlich unbefugte Zugriffe Andre, aus Furcht dergleichen zu erfahren, nicht aufgemuntert und sich zu vereinigen gezwungen werden. Weil gemeiniglich die Leute durch keine Raison genugsam erinnert werden, ja ob sie es gleich denken, bei leeren Diskursen und Spekulationen bleiben, bis ihnen die externen Sinne movirt zu werden anfangen, das ist, wenn das Feuer zu des Nachbars Giebel herausschlägt, dann sucht man erst Leitern und Spritzen. Wer weiß nicht tausenderlei Dinge von der Türken-Gefahr zu sagen und dennoch machet man keine Anstalt, bis es vor den Wiener Pforten gefährlich! Wer weiß nicht, was der deutschen Reichssicherheit mangelt, und dennoch denket man daran nicht, bis es um und um unsicher! Ist also französischer Seits der Staatsklugheit gemäß, ohne genugsame Ursache nicht leicht etwas zu tentiren und andre zu alarmiren. Es ist nicht allzumal rathsam, Andern zeigen, was man könne, wenn man ihnen dadurch zeigt, was sie sollen und was sie können, so sie wollen. Besser ist's, soviel möglich, durch Traktatus, Kompromisse und Arbitragen, als Waffen, sein Recht suchen. Und scheinet demnach ziemlich, daß Frankreich solche Staatsregel in Acht nehme:

In Spanien fomentirt man Portugal gegen Spanien, Aragonien gegen Kastilien, Don Juan gegen die Königin, die

---

1) S. 222 ff.

Königin gegen die Grandes, und wiederum diese gegen jene. Die Spanier haben es mehr, als einmal dahin gebracht, daß die Königinnen von Frankreich gut spanisch gewesen. Vielleicht wollen die Franzosen in Spanien anitzo dergleichen versuchen und diese Nation vollends einschläfern, die anitzo ohne dem gleichsam erstarrt ist („Hispani civiliter todt“ sagt Leibniz in einem kleinen andern Aufsatz aus dieser Zeit [1]). Denn Spanien ist trotz seiner Goldschätze in Amerika viel weniger mächtig, als Frankreich. Frankreich gibt die Erde sein Gold auch ohne Quecksilber, so wir beim Potosi und Silber brauchen; außer daß diese den Merkurium im Gehirn, jene nur gar zu viel Gold oder Blei im Kopf haben!

In Italien hat der Rospigliosi [2]) Exempel gewiesen, daß ein verständiger Papst und gescheidter Nepot französisch inskünftige sein werde. Es ist gewiß, daß mit der Zeit auch das Kardinalskollegium eingenommen sein wird. Ist ein Papst, der sich sperren will, so hat man das Heft in Händen, ihn mit der Exekution der Pisanischen Traktate [3]) zu vexiren, welches Werk man nach Belieben suspendirt und wieder herfür sucht und bald mit dem Herzog von Parma, bald mit der Kurie aus der Taschen spielt. Sollte auch der Türk sein Heil auf Italien versuchen, dazu er von Kandia aus wohl zu animiren, was ist gewisseres, als daß man Frankreich um Hülfe anflehn und als Protektor und Retter wird erkennen müssen? Denn Italien selbst ist der Ruhe gewohnt, in Wollust ersoffen, und von der alten Martialität nichts als die Rachgier übrig. Im deutschen Krieg hat man der italienischen Tapferkeit oder auch Adresse in Kriegssachen wenig Proben gespürt. Das Kabinet zu durchkriechen, einander aufzulauern, zu verunglimpfen, über den Stock zu stoßen, sind sie besser. Italien

---

1) Einige politische Gedanken. Klopp I, 168.

2) Clemens IX (Julius Rospigliosi) mit seinen Nepoten war französisch gesinnt im Gegensatz zu seinem durchaus antifranzösischen, dafür aber auch durch Ludwig gedemüthigten Vorgänger Alexander VII. — Unter Clemens X. wurde einer der Rosp. Nepoten Cardinal.

3) Durch Ludwig XIV. gezwungen, hatte Alexander VII. mit Parma einen Vertrag geschlossen, daß die von der Curie pfandweise in Beschlag genommenen parmesaner Gebiete Castro und Ronciglioni nicht päpstliches Eigenthum sein, sondern eine 8jährige Frist zur Auslösung gestattet werden solle.

ist besser versehen, einen kuriösen Reisenden zu kontentiren, als einem grimmigen Feind zu widerstehn[1]).

Was England betrifft, so ist es schon genugsam getheilt, wenn anders der König und das Oberhaus dem Unterhaus und der Republik entgegen ist, wie etliche vorgeben. Daher ist wohl möglich, daß er Frankreich ruhig zu sein, so nur in Nichtsthun bestehet, leicht zu Gefallen thut und gegen seine Stände mit allerhand Prätext beschönen würde, sonderlich dafern Frankreich die spanischen Niederlande nicht angreift, und also von England, unbeschadet der Worte der Tripelallianz stille gesessen werden kann, indem man es ohnedem durch Zuschiebung des Schiedsgerichts karressiret und sonst mit Zeigung güldener Berge versucht. Daß sonsten ein auch friedliebender Herr durch etliche Intimi und erkaufte Ohrenbläser gegen sein eigen Interesse zu etwas beredet werden kann, davon haben wir auch an sichern Orten Exempel (Wien, Lobkowitz?[2]).

In **Deutschland** oder dem Reich können wir ein wenig leichter rathen, was Frankreich darin thun könne und wolle. Um das Arbitrium in Europa zu erlangen, ist nöthig, in Deutschland Meister zu sein. Mit Gewalt geht's nicht. Aber durch Intriguen ist keines unter den Considerabelsten leichter zu beugen, und unter den Flexibelsten mehr konsiderabel, als Deutschland. Oeffentlich des Reichs Haupt sein, wie Franziskus I. gesucht, thut sich nicht, also bleibt nur gewisser im Reich gemachter Allianzen und Faktionen heimlich Haupt zu sein. Solche Allianzen zu schmieden gibt's viel Prätexte und Okkasionen, kein Prätext aber ist scheinbarer und universaler, als der von der Garantie des Friedensinstruments[3]) genommene, mittelst dessen Frankreich sich in alle des Reichs Sachen mischen kann. Sobald nun ein Mächtiger gegen einen Geringeren, als zum Exempel ein Fürst gegen eine Stadt Streit hat, ist Frankreich bald fertig, den Mächtigen, wo er sein

---

1) S. 226. 227.

2) S. 229—233.

3) Des Westfälischen. 1662 schrieb Ludwig eigenhändig an Johann Filipp von Mainz: Lieber Vetter — es scheint mir angemessen, durch diese eigenhändig geschriebenen Zeilen dich noch einmal zu versichern, daß ohne alle Ausnahme Niemand mehr Eifer, als ich, für die Erhaltung des westfälischen Friedens hat; derselbe wird immer das Ziel meiner Wünsche und Sorgen sein.

Alliirter noch nicht ist, oder zu sein aufhören will, dazu zu machen oder drin zu erhalten und zu seinem Zweck entweder unter dem Titel des Bündnisses als Bundesgenoß, oder des Friedensvertrags als Exekutor zu helfen. Ueberall ist es bereit, beizuspringen als Garant, Kustos und Erhalter des Friedens. Durch welche Griffe es endlich besorglich dahin kommen wird, oder auch an etlichen Orten de facto bereits dahin kommen, daß eine französische Deputation mehr, als der Reichshofrath oder eine kaiserliche Kommission gesucht und respektirt, oder darüber gefährliche Weiterung und Mutation verursacht wird. Das wollen etliche Politici also entschuldigen: Wer hat mich zum Richter gesetzt zwischen dir und deinem Bruder? Weil ich nun Euer beider Richter nicht bin, so stehe ich eben im Zweifelsfall meinem Förderato bei. Aber solche Luftstreiche und Sofismata, damit man alles Recht verdunkeln und alles Unrecht entschuldigen kann, dürften, sorg' ich, bei jenem allmächtigen Oberrichter den Stich nicht halten, der da wird sagen: Hättest du kein Richter in der Sache sein wollen, so hättest du dich nicht darein zu mischen gehabt. So kann auch ein Kausenmacher sagen: Wer hat mich zum Richter zwischen Euch gesetzt? ich halte Euch für gleich und wo es so steht, diene ich dem, so mir Geld gibt. Und ein Duellant: Ich schlage mich für meinen guten Freund und Saufbruder; Gott gebe, was er für Recht habe mit dem, so mir meiner Lebetage nichts gethan! Ja, diese Politici, die dergleichen behaupten, wissen ihre eigenen Argumente selbst genugsam zu eludiren, wenn sie nicht in den Kram dienen. Denn so ein Bundesgenoß Hülfe begehrt, da man anderen Absehens halber nicht daran will, so weiß man nicht genug zu entschuldigen, zu distinguiren, zu Gemüth zu führen, daß man mit Fug und Recht eines solchen Handels sich nicht theilhaftig machen könne.

Doch von dieser Digression wieder rück zu kommen, bleibt unterdessen dabei, daß Frankreich alle Mittel und Wege suche, wie es die deutschen Häuser sich verbinden und konsiderabler Allianzen oder Faktionen drin Haupt sein möge. Der Kaiser mag unterdessen das äußerliche Haupt der Stände bleiben, und mit ihnen deliberiren und schließen, so lange er will, da doch, wenn die Schlüsse zu Realitäten kommen sollen, die Räder inwendig verstellet sein und alles überall anstoßt und nirgends fort will.

Dazu braucht man nun anderer Hülfe und sich unschädlicher Gutthaten, als daß man Köln zu Lüttich und Pfalz-Neuburg zu Jülich geholfen, daß man Köln und Brandenburg mit Titeln karessiret und königlich zu traktiren nicht ungeneigt. Zu geschweigen zweier Hauptinstrumente, nemlich Volk und Geld. Aber Volk verstehe ich hier auf eine etwas andere Manier als sonsten, das ist, nicht Manns-, sondern Weibsvolk. Mit welchen beiden Instrumenten alle Schlösser sich aufthun, alle Pforten ohne Petarde eröffnen, auch alle Winkel bis in die innersten Kabinette unvermerkt auch ohne Gygis Ring durchkriechen lassen. Zwar selten wird man in Frankreich eine deutsche Dame holen [1]; aber solche bei ihnen überflüssige Waare mit einer ganzen Last Mode und anhängiger lebendigen und todten Galanterie gleichsam als Handlungsweise bei uns anzubringen und solchen Samen des Unkrauts auszustreuen, daran wird nichts gespart. Durch solches Mittel werden die Höfe und fürnehme Familien eingenommen, andere, die auch etwas sein oder werden wollen, zu französischer Sprache, Reisen und Sitten nezessitirt, überdieß aber die stets währende Korrespondenzen in Deutschland justifizirt, die Einmischung in die Konsilia mit dem Schein der Vorsorge bemäntelt, die Gemüther der französischen Art gewohnt gemacht, eine Heirath aus der andern gestiftet [2]), die jungen Herren bei Zeiten von der Frau Mama angeführet, mit einem Wort, alles zu französischen Zwecken disponirt. Welches ich nicht dahin gesagt haben will, als ob es an Herren mangle, die durch ihren Verstand und Gravität allen solchen Ungelegenheiten vorkommen, sondern dieweil alle solche Konsequenzen zu gewarten, sofern sie nicht durch sonderbaren Verstand verhütet werden, der aber nicht einem Jeden gegeben, auch nicht successiv noch erblich ist.

---

1) Wie die unglückliche Elisabethe Charlotte von der Pfalz, die mit als Vorwand bei dem Mord- und Brandkrieg von 1688 dienen mußte. Vgl. zur Kenntniß dieser edlen deutschen Frau ihre „Bekenntnisse", Danzig 1791.

2) Vgl. die Schilderung im „Machiavellus Gallicus": Man sagt, wo der Teufel nicht hinkommt, da braucht er ein altes Weib; die Franzosen aber sind subtiler, als selbst der Teufel, sie brauchen junge Weiber, die sie bald diesem, bald jenem Fürsten an den Hals henken, um die Consilia zu penetriren, Faktiones zu machen, Alles in Unruhe zu setzen oder wenigstens die Landkammern auszuleeren. — Eine kurze geschichtliche Schilderung dieser Heirathsmachereien s. Rühs S. 171 f.

Aber Geld ist nun vollends gar irresistibel. Die Spanier seinerzeit hätten nimmermehr in alle Cabinette von Europa die Köpfe gesteckt, wenn sie nicht mit ihren amerikanischen Matten und Platten an die Thüren geklopft. Wer kann so viel geharnischten Männern widerstehen? sonderlich auf den Fall des Bedürfniß, welcher in Deutschland nur gar zu regulär und ordinär geworden, als daß wir zu besondern Fällen kommen müßten. Denn dieweil wir durch unsere närrische Reisen der noch unverständigen Jugend und affentheuerliche, nachgeäffte Trachten insgemein ganzer Lasten Gold und Millionen jährlich unwidersprechlich quitt werden, was ist Wunder, daß Frankreich Ueberfluß an Mitteln hat, um dadurch zu seinen Sklaven soviel möglich zu machen, welches denn geschieht, wenn sie nicht allein in Intriguen, sondern auch in Pracht, Kostbarkeit und Luxum gesteckt werden. Daraus denn folgt, daß es wieder allmählig aufgezehrt und ihnen der französischen Beihülfe Kontinuation unentbehrlich wird, sie auch also genugsam unvermerkt angefesselt werden. Und so hat Frankreich all sein Geld in Einem Jahr, auch von denen selbst, die es bekommen, mit Wucher wieder. Unterdessen bleibt bei uns das französische Geld angenehm und muß das Vaterland leiden, nicht aus Intention derer, so es annehmen, sondern weil sie theils der gegenwärtigen Bequemlichkeit genießen, und für die Zukunft die Nachwelt sorgen lassen, theils denken, Andere, oder sie selbst werden doch schon den Franzosen eine Nase drehen, daß sie zu ihrem Zweck nicht gelangen. Sie nehmen unterdessen den Nutzen an und sehen durch die Finger, weil sie meinen, es werden sich doch wohl Leute finden, die Frankreich gewachsen sein und seine Progressen hindern würden, gleichwie (doch solches ohne Jemands Beschimpfung, nur zur Erklärung der Sache beizubringen) Judas nicht zweifelte, Christus würde seines Verraths ungeacht den Juden wohl entwischen; unterdessen, meinte er, bliebe ihm das Geld. Wenn aber alle so dächten, so wäre das Vaterland verloren, und indem Einer des Andern erwartete, käme Niemand [1]).

Dieß ist das allgemeine Verfahren Frankreichs, um gegenüber von allen seinen Nachbarn zum Arbitrium in Europa zu ge-

1) Mit Auslassung nur des Unwesentlichen wörtlich von Seite 234—241 (Judas Seite 169).

langen. Nun fragt es sich aber, was es eigentlich zu allernächst im Schilde führe, wem seine Rüstungen gelten, was wir im nächsten Frühjahr (1671) für einen Krieg haben werden. Denn die bereits stark habende Armmatur und soviele abermals zu neuer Werbung aufgegebene Patente sind doch zu keinem Fischfang in der Luft angesehen.

Daß der König von Frankreich, wie Etliche fürchten, Deutschland anzugreifen sich unterstehen, es zu überwältigen hoffe und Charle-magnische, Charle-quintische oder Gustav-Adolfische Konsilia führen werde, das ist (auch nach der Wegnahme von Lothringen) weder seiner noch seiner Minister Prudenz zuzutrauen, sowenig als die (oben besprochene) Gründung einer Universalmonarchie überhaupt, in welcher Deutschland ein Hauptglied sein müßte. Denn er ist kein Herr dergestalt zum Krieg geneigt, daß er zu plötzlicher Durchstreifung der Lande Lust habe und durch verschwindende, nur im Verderb der Einwohner ihre Fußtapfen hinterlassende Viktorien sich einen Namen zu machen suche; sondern es scheint, er wolle mit gemach- und langsamen, doch gewissen und festen Tritten die Staffeln zum Arbitrio in Europa hinaufsteigen. Diese Hoffnung aber würde gewiß auf Einmal verschüttet, dafern ein Solches zum Vorschein kommen sollte, dadurch er alle andern Potentaten wider sich zur Feindschaft nöthigen und doch nichts ausrichten würde, als nur etwa das Land verwüsten und einer oder andern Festung auf eine gewisse Zeit, bis er endlich Schande halber Alles wiedergeben müßte, sich bemächtigen würde. Deutschland ist nicht ein Land, so mit weniger als 2—300000 Mann im Zaum zu halten. Wer Deutschland dämpfen will, muß mehr als 100000 Mann zur Besatzung und jederzeit 4 starke Armeen im Feld haben. Wer aber nicht überall ist, der wird 1 Loch zu und 10 andre auf machen. Man bedenke ferner die Menge der hohen Häuser, mit denen ganz Europa verbunden, die ehe alle Extreme ausstehen, als Titularfürsten und Gouvernörs der Provinzen werden sein wollen. Und das Volk! Wie schwer die Deutschen daran zu bringen, unter den Franzosen beständig zu dienen, haben viele dieses und vorigen Kriegs Exempel gegeben. Wie oft sind die Weimar'schen[1])

1) Bernhards Truppen.

schwierig gewesen, wie ist endlich ein großer Theil derselben ganz durchgangen. Wie wenig diese, an Sprache und Art ganz verschiedene Nationen einander dulden können, bezeugt die tägliche Erfahrung. Wie lang sich die Franzosen, wo sie Meister gewesen, die Liebe der Unterthanen erhalten, können Sizilien, Neapolis, ja ganz Italien zeugen; ich will von Polen nichts sagen. Alle Insolentien vermeiden, und den Ackerbau, die Manufakturen, den Handel sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten erhalten, erfordert eine solche militärische Disciplin, dergleichen ich nicht weiß, ob in unsrem Seculo zu hoffen. Sollen aber die Soldaten durch Contributionen erhalten werden, so muß nothwendig der Bürgers- und Bauersmann vertrieben, jener in andre Länder gejagt, diese zu Schnapphahnen gemacht und das Land verwüstet werden, welche Verwüstung aber wiederum den Krieg ewig macht.

Ist also dieses meine Meinung, daß Frankreich so wenig als Oestreich und Schweden bastant sei, sich mit Gewalt zu Deutschlands Meister zu machen. Es wäre denn, daß Bürger und Bauer aus Ueberdruß mit dem gegenwärtigen Stand aus hoffender Verbesserung sich zu ihm schlügen; so aber wegen Verschiedenheit der Nation, Religion und Sprache nimmermehr geschehen wird. Dürfte also mit Vergießung des Bluts vieler Hunderttausend Franzosen und Deutschen nichts anders ausgerichtet werden, als daß ein langwieriger, mehr denn 10jähriger Krieg entstehen, Arme sich auf den Raub legen, die wohlhabende Leute sich in Holland und andere Seeplätze retiriren und allda zu guterletzt dem König mehr, als er hier gewonnen, schaden und dennoch der Rhein das Ziel der französischen Macht bleiben würde.

Will man nun sagen, des Königs in Frankreich Vorhaben sei, sein Reich bis an die alten Grenzen, den Rheinstrom nemlich, zu erweitern, maßen er an Lothringen bereits angefangen, so kann ich solches doch nicht glauben; denn er ebenmäßig dadurch gleichsam auf einmal der ganzen Christenheit Fehde ankündigen würde. Kaiser und Stände würden außer Zweifel sich dadurch enger vereinigen und so dem König die Behauptung des Rheinstroms schwer genug machen. Es wäre denn, daß Frankreich einem mächtigen Haus, als Bayern, Brandenburg oder wohl Oestreich selbst (so doch von diesem

nicht zu glauben, als welches sich dadurch der hohen kaiserlichen Präminenz verlustig machen würde) einen Zippel vom Rock versprechen wollte; so aber als von französischer Hülf entfernt, von den Andern unschwer gedämpft würde. Und endlich, wenn man's beim Lichte besieht, wäre diese Eroberung des Rheinstroms, den man ohnedieß allezeit in wenig Wochen überrumpeln, nicht aber ohne kostbare Besatzungen erhalten kann, des allgemeinen Hasses und der Hinderungen nicht werth, so dadurch größeren Intentionen, die Frankreich etwa haben mag, in den Weg geworfen würden.

Ein Herr, er sei so groß, als er wolle, muß sich vor Extremitäten hüten. Denn da er weisen sollte, daß bei ihm Treu und Glauben, Justiz und Diskretion, mit Einem Wort Humanität erloschen, und gleichsam commercium generis humani aufgehoben, alsdann ist das Odium auf's Höchste gestiegen; dann mangelt's auch an verwegenen tollsinnigen Menschen nicht, die an ihm zu Märtyrern werden wollen, vor welchen kein Potentat sicher [1]).

So ist demnach weitaus das Glaublichste, daß all die Rüstungen und Anstalten des Königs von Frankreich Holland gelten werden. Wie sehr er gegen sie erbittert, ist nicht allein leicht zu ermessen, sondern es geben's auch genugsam öffentliche Zeichen. Wie schwerlich kann auch ein Monarch, dessen ganze Felizität in der Gloire und Weide des Gemüths besteht, nachdem dem Leib ohnehin nichts mangelt, es verdauen und verwinden, daß einige Kauf- oder doch sonstige bürgerliche zusammengetretene Leute und Deputirte etlicher Handelsstädte ihm Grenzen seiner Siege stecken, wie ihrem wallenden Ozean einen Damm vorsetzen und gleichsam sagen dürften: „Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!“ Das kann ein Jedweder bei sich und Niemand besser als ein Edelmann abnehmen, der von einer Gemeine benachbarter Bauern affrontirt wird. Zudem sind alle Republiken den Königen verhaßt, weil solche sich nicht leicht übern Stock stoßen lassen und Asyle der Verbannten sind, so sich bei Monarchen übel befinden; sie machen ihren Nachbarn das Maul nach gleicher Freiheit wässerig, lassen alle die Religionen zu, welche andre auch neben sich leiden können, sind Seminaria herrlicher Ingenia, so auch Reali-

1) S. 208—212.

täten prästiren, weil in ihrem Vaterland nichts anders ästimirt wird, sie auch zu nichts anders erzogen. Es mangelt ihnen niemals an Leuten, haben aus der ganzen Welt Zulauf und würden auch, wie jener von den Essenern sagt, ein ohne Ehe unsterblich Volk sein, ja wenn sie an der See gelegen, sind sie nicht weniger eine Anschwemmung von Menschen, als ihre Ufer von den Flüssen. So sehr nun Republiken Königen verhaßt, so sehr und noch 10mal mehr wird Holland der Kron Frankreich verhaßt sein; denn es hat alle oberzählte Avantagen der Republik im höchsten Grad, gleichwie Frankreich allen andern Monarchien überlegen. Ob man sich nun zwar auf die Affekten nicht zu gründen hat, welchen, da sie allein, nachzuhängen keinem Politiko anständig; dennoch aber, wo sie von festen Vernunft- und Staatsgründen begleitet werden, folgt nicht nur eine verdoppelte oder addirte, sondern gar multiplizirte Intention daraus (wie bei Länge und Breite des Flächengehalts). Wenn demnach Frankreich ganz offenbar gegen Holland einen Schlag im Schilde führt, so fragt sich wann? und was dagegen zu thun? Ob's im Frühjahr schon dazu kommen wird, ist nicht gewiß, denn ich glaube, daß Frankreich für sich allein seinen Kräften zur See noch nicht ganz trauet. Trotzdem aber ist sicher, daß Holland, wenn es nur von England des Stillsitzens versichert, nicht besser thun könnte, als je eher, je besser brechen. Alle angefangene Werke Ludwigs kann es wie Spinngewebe zerreißen, wenn es nur das Herz hat, das praevenire zu spielen. Und auf den Fall, weil in einer offenbaren und mehr als erklärten Sache und nothwendiger Feindseligkeit alle Ceremonien nichts als Kinderspiel sein, wäre das beste, unversehens und also zu brechen, daß Knall und Fall eins sei. Denn es läßt sich ihnen demonstriren, daß aus Frankreichs Rüstungen nothwendig, wo mans nicht verstöret, der Effekt folgen müsse; daß es ein vergeblich Werk sei, sich mit einer ganzen Nation Inkapazität zu einer Entreprise zu schmeicheln, kürzlich daß Frankreich binnen 10 Jahr unfehlbar beiden (Holland und England) zu stark und ich sage es kühnlich, überlegen sein wird. Zu geschweigen, daß, wie bereits unterschiedlich vermeldet, derjenige es allemal am besten hat, so nur andre attaquirt und nichts dagegen fürchtet. Er hat nicht allein mehr Herz und Kurasche, sondern auch mehr Verstand. Denn er die

Mesüre seiner Consilien vor sich abnehmen darf und daher seine Schlüsse fassen und die allemal nach seiner guten Gelegenheit exequiren kann; auch alle die Kosten erspart, die man auf Defension wenden muß und doch nicht weiß, ob, wie, wenn und wozu man sie brauchen wird, weil solches von des zu attaquiren allezeit freie Hand habenden Nachbarn Einfällen dependiret und daher oft vergebens und am unrechten Ort gebraucht wird. Dagegen ein allezeit Attaquirender und nichts Fürchtender nichts, das er nicht selbst wolle und dessen Gebrauch nicht in seiner freien Hand stehet, anwendet. Diesen Vorteil nun, den Frankreich durch unsre Lässigkeit jetzo vor allen andern Potentaten hat, muß man ihm nicht gönnen, sondern durch einen unvorgesehenen Angriff und unverhofften Streich den Kompaß etwas verrücken und seiner Consiliorum auch ein wenig, wie andern Leuten geschieht, ungewiß machen [1]).

Es ist freilich zu fürchten, daß die Holländer taub sind für kräftige, aber unerläßliche Rathschläge. Sie wollten gern Frankreich anderswo Feinde erwecken und ruhig zusehen, mögen sich aber hüten, daß sie nicht mit eben dem Strick gefangen werden und ihre Cunktation zu spät bereuen. Denn Frankreich geht mit eben der Kunst und vielleicht besser um und gedenket mit ihnen durch andre zu kriegen und die Polzen zu drehen, so diese verschiessen sollen. Denn dadurch mattet er sie ab, wie ein wildes Thier, darauf man viele kleine Stäuber hetzet, siehet ruhig zu und thut alles, was ein Feind thun kann mit allen seinen Kräften, die er andern leihet, und leidet, noch fürchtet nichts dagegen. Unterdessen gewinnt er Zeit, seine Seemacht vollends zu perfektioniren und endlich, wie ein Jäger mit dem Schweinspieß dem Wildprett den Garaus zu geben. Ist alles wohl bereitet, so kommt der Oberjägermeister, das ist der König in Frankreich, und gibt den letzten Fang. Statt dieß abzuwarten, wäre es also dringendste Forderung der Klugheit, daß Holland unversehens mit Frankreich selbst breche. Könnte aber England gar dazu beredet werden, mit einzutreten und den aufsteigenden Kolossum zu subruiren, so wäre es unvergleichlich rathsamer. Sie müßten sich

1) S. 252. Vgl. Fichte in den Reden an die deutsche Nation über Napoleon und seine Gegner.

wohl alsdann bemühen, einen Hafen in Frankreich oder zum wenigsten eine Insel im französischen Meer, Belle-Isle oder dergleichen durch Ueberfall zu nehmen, Frankreich einen Dorn in den Fuß zu stechen, seine in der Welt herumschweifende Pläne nach Haus zurückzurufen (peregrinantia per orbem consilia domum zu revociren), dem, der nur andre schrecken will, zu Haus auch eine Furcht einzujagen und durch dieß innere Geschwür, dazu stets mehr böse Säfte, das ist Malkontanten im Land fließen würden, zu schaffen zu machen.

Ist so sedes belli in sein Land transferirt und eine gewisse innere Unruhe zu Wege gebracht, dann wird Frankreich wie eine Schnecke ihre Hörner einziehen und in ihr Haus kriechen müssen. Dann wird ganz Europa, als wenn ihm eine Last vom Hals, respiriren, für allen andern aber das Reich Raum haben, seine Verhältnisse in Ordnung zu bringen [1]).

Was ist denn nun aber bei dieser Sachlage der Rath für Deutschland, auf das unser Bedenken zumeist geht? [2])

Für's Erste hat es Holland (und England) soweit zu unterstützen, daß es seine Reichsglieder Köln, Braunschweig und Brandenburg veranlaßt, ihre Streitigkeiten mit jenem Land beizulegen oder doch einstweilen ruhen zu lassen, um ihm ganz freie Hand gegen Frankreich zu geben. Weiter aber kann es sich in der That, bei seinem dermaligen Zustand und Verfassung, nicht auf eine Mitwirkung einlassen. Viele rathen, was scheinbar so nahe läge, geradewegs in die nordische Tripelallianz, den gegen Frankreichs Uebergriffe nach dem Aachener Frieden gestifteten Dreimächtebund von Holland, England und Schweden miteinzutreten [3]). Allein dieß wäre ein Verderben für Deutschland und ganz insbesondere für die süddeutschen Grenzgebiete. Abgesehen davon, daß wir in unsrer dermaligen Zerfahrenheit von Niemand sehr als Bundesgenosse begehrt und geehrt sind; wir sind zu Haus nicht in der Postur, daß wir andre außer-

1) S. 513. 243—246. 252 und 253.

2) Hiemit greifen wir wieder vornemlich auf Theil I des Bedenkens zurück, mit dem sich das Ende des 2. Theils zusammenschließt.

3) Vgl. den Eingang des Kapitels über das Drängen von Lothringen und die Absicht von Mainz.

halb des Reichs zu garantiren uns verbinden und offeriren sollten. Offen sage ich es: denn ja die Wahrheit zu bekennen, kein Mensch außer dem Reich von uns defendiret zu werden hoffet oder begehret. Holland hat uns gewißlich niemals darum angesprochen; angebotene Dienste, sonderlich von einem Schwachen an einen Mächtigen sind selten angenehm und haben das Ansehn, als ob man ein Mehreres dagegen begehrte, sonderlich, wenn man's selbst bedarf. Bei gegenwärtigem unsrem Zustand hat Niemand, der sich in Bündniß mit uns einläßt, sich etwas Anderes zu getrösten, als daß er uns werde beschützen müssen und hingegen von uns wenig zu gewarten habe. Lasset uns daher erst und zuvor uns in eine beständige und konsiderable Postur setzen, so werden sie wohl eine andre Reflexion auf uns machen müssen.

Für's andre aber stehet die Tripelallianz selbsten gewißlich sogar nach dem eigenen Geständniß der Betheiligten auf so starken Füßen nicht. Wie sehr hat sich Holland ob Madamen [1]) Reise entsetzet, wie hat man gefurcht, eine Weibsperson möchte ein scilicet so starkes Band zerreißen. Und sie ist auch gewißlich vor die Langeweile nicht kommen, die schottischen, auf Bäumen wachsenden Gänse [2]) zu fangen. Wie übergroß des Königs in England Eifer bei der Sache sei, ist bekannt. Er kann nach seinem Belieben mit kaltsinnigen Exekutionen die besten Beschlüsse des Parlaments unfühlbar zu nichte machen. Ja das Parlament selbst habe gewankt und sei die antitriplische Partei mit wenig Stimmen übertroffen worden; wie leicht sind die Wenigen auch gewonnen, wie leicht wacht in den Gemüthern der englischen Nation auf der übelbegrabene, frische, unsägliche Schmerz, den sie im holländischen Krieg (1650 unter Kromwell) empfunden. Sollte nun eine neue Ruptur zwischen England und Holland entstehen, so ist fürwahr möglicher, als

1) Zur Zerreissung der Tripelallianz sandte Ludwig 1670 seine Schwägerin, Henriette von Orleans, zu ihrem Bruder Carl dem 2ten von England. Zur Unterstützung nahm dieselbe ein französisches Hoffräulein (Querual) mit, das bald darauf zur Herzogin von Portsmouth erhoben wurde. Da beide Damen sehr schön waren, so hatten sie am englischen Hof neben dem persönlichen auch politisches Glück.

2) Ueber diese damals vielverhandelte Sage s. Max Müller, Wissensch. der Sprache II, 489 ff.

man meint, daß man würde der Tripelallianz wohl gute Nacht sagen müssen. Zudem ist sie expresse nur gemacht, die spanischen Niederlande zu schützen. Dem zu Ehren und zu Lieb wird Frankreich zwar die spanischen Niederlande verschonen, den Holländern aber zum Trotz andre, sie chokirende Attentate vornehmen, darein sich England, als welches nur den spanischen Niederlanden die Garantie versprochen und durch jenen Fuchsschwanz besänftigt wird, nicht mengen dürfte. Sonderlich da die Holländer gegen Frankreich oder dessen Alliirte etwas offensive für sich (ob es gleich in respectu ihrer Alliirten nur vielleicht defensive geschähe) und ohne Kommunikation oder gemeines Interesse mit England tentiren sollten; auf welchen Fall es in England bei den Großen an allerhand Ausflüchten und Entschuldigungen, oder doch Dilationen und Elusionen der Exekution nicht mangeln würde [1]).

Erscheinet also daraus, daß die teutschen Fürsten sich nicht so sehr auf die Tripelallianz, als die ein zerbrechlich Rohr ist, lehnen, noch solche als ein Fundament ihrer Konsilien ansehen sollen. Ueberdieß ist, Frankreich betreffend, in die Tripelallianz treten soviel als sich Feind erklären [2]); denn die Tripelallianz und sonderlich Holland als Heber und Leger dieses Werks sich gleichsam offen vernehmen läßt: Bis hieher und nicht weiter, hier ist deine Schranke, wir wollen nicht, daß du weiter wachsest, auf welches Recht du dich auch stützen magst! Dieß aber ist soviel als Krieg ankündigen. Es können ja wohl die Bauern greifen, daß Frankreich und Holland soviel als öffentliche Feinde sein und nichts als ein Schwert das andre in der Scheide hält.

Hierin sich mischen ist soviel, als in aufgezuckte Schwerter greifen, zwischen Thür und Angel sich stecken und ohne Noth einen mächtigen Herrn irritiren, der auf einmal uns überschwemmen, da hingegen der Andre sich ohne uns beschützen, uns aber nicht helfen kann. Sollte wohl, da wir uns triplisch erklärt, wenn er uns einen unvermutheten Tanz zumuthete, von Holland

---

1) Dieser Abschnitt über Englands niederländische Garantie S. 212 f.

2) „Wir in unsrem traurigen Zustand der Vereinzelung würden nur als unzeitige, sich selbst obtrudirende, wiewohl ungeachtete, vergebliche, unmächtige Garantierichter und Schiedsleute fremder Dinge, als ihr feindlich Gemüth mit präkonzipirter Furcht allzufrüh blicken Lassende einen unversöhnlichen, gefährlichen Haß bei Frankreich gegen uns erwecken“.

oder Oestreich zeitlich genug Hülfe zu erwarten sein? Zudem hat Holland kein deutsches Interesse; es sähe lieber den ganzen Rhein, als Antwerpen verloren. Auch weiß man wohl, daß durch Verlierung des burgundischen Kreises Oestreich, wenn man's beim Licht besieht, nichts; das Reich freilich ein Großes verliert. So wie wir jetzt sind, d. h. ehe wir in einer besseren Verfassung stehen, welches erst durch Formirung einer Allianz unter uns selbst geschehen muß, sind wir weder schuldig, noch stark genug z. B. den burgundischen Kreis zu vertheidigen, uns als Schlachtopfer für ihn darzustellen, und uns die Kriegslast über den Hals zu ziehen; denn unsre Völker allein sind viel zu wenig und würden zu nichts dienen, als den Feind herbeizurufen, ehe triplischer oder östreichischer Sukkurs käme. Das teutsche Oestreich selbst hat die Vertheidigung auch nie übernommen, kann sie also uns ebenso wenig zumuthen. Und was Lothringen betrifft, so ist zwar nicht ohne, daß dadurch kein geringer Abbruch dem Reich geschieht, wenn es an Frankreich kommt. Allein dieß werden wir durch Eintreten in die Tripelallianz mehr acceleriren, als verhindern. Der König wird durch viele Irritationen des Herzogs, durch sein Werben, Negotiiren, Machiniren, das den Franzosen nicht verborgen sein kann, ja eben durch diese Pläne, mit der Tripelallianz sich zu verbinden, überdrüssig gemacht werden und der Pauke auf einmal ein Loch machen. Und wie, wenn der Herzog, auf'n Fall französischen Anfalls, sich akkommodirte und uns im Stich ließe, welches nicht allein seinen Aktionen gemäß, sondern im Nothfall auch mit der Bedrängniß zu entschuldigen sein würde? Dann würden seine Verbündeten am Rhein in Gefahr sein, den Schwall der Franzosen auf sich zu nehmen und das Gelag zu bezahlen oder wenigstens mit Frankreich desavantageuse, dem Reich nachtheilige Verträge aus Noth einzugehen. (Diese Vorhersagungen wurden durch den Erfolg zwei Monate später, wenigstens in ihrem ersten Theil glänzend, d. h. traurig bestätigt. Leibniz beruft sich in Theil II des Bedenkens darauf, um indeß seine, der Vertheidigung geltenden Ausführungen fast ohne Aenderung auch auf die etwaige spätere Wiedergewinnung von Lothringen anzuwenden.)

Kurz, wie man's betrachtet, würden wir mit dem Eintritt in die Tripelallianz nur in jeder Beziehung schlimm fahren und

aus Uebel ärger machen, namentlich unsre besondern Zwecke, Erhaltung von Burgund und Lothringen, eher vereiteln, als erreichen [1]).

Was sollen wir nun aber anstatt dieses Eintritts thun, da offenbar (vollends seit Lothringens Ueberfall) die Gefahr groß ist?

Ruhig bei gegenwärtigem Stand bleiben und uns für alle Nothfälle auf das Haus **Oestreich** verlassen, das genugsam, obgleich die Tripelallianz wanken möchte, unser Schirm und Schutz sein würde? Da sage ich, sovirt man eine Opinion, so durch Erfahrung unsres Sekuli allzuklar widerlegt wird. Denn ungeacht, daß damals sonderlich der Bayrische und Westfälische Kreis dem Kaiser mit aller Macht beistunden, so hat man doch diese Grenzen nicht mainteniren können; gesetzt aber, daß wir durch österreichischen Sukkurs wider feindlichen Anprall erhalten würden, würde man nicht überall österreichische Garnisonen einnehmen und also entweder dem Feind oder dem Helfer sich ergeben müssen? Und wie, wenn Spanien oder das gesammte Haus Oesterreich sich mit Frankreich einmal vertragen sollte, würden sie uns als Wehrlose nicht unter sich theilen? [2]) Würden wir alsdann nicht, so wir ohne eigene Verfassung sein (mit sammt der Tripelallianz), zwischen zwei Stühlen niedergesetzt und ohne Dank von Spanien (und Oestreich) Frankreich zum Feinde gemacht haben? [3])

Was thun? (— Glaube man nicht voreilig, daß diese Preisgebung der werthvollen deutschen Grenzländer, Burgund und Lothringen, diese sorgfältige Scheu vor Frankreichs Reizung das letzte Wort unsres deutschen Staatsmanns sei, der weit entfernt war, bei den Herzen seiner Deutschen endgültig an die Furcht zu appelliren; um so weniger, je mehr er damals Widerhall gefunden hätte. Es spricht hier der Diplomat, der nur nicht mit dem Kopf durch die Wand will, sondern nach Zeit und Umständen sich klug zu schicken weiß. —) Das Einzige, was übrig bleibt,

---

1) S. 171—176.

2) Ueber die absonderliche Lage schwacher Neutraler zwischen mächtigen Nachbarn sagt er um dieselbe Zeit in dem Aufsatz „einige politische Gedanken": Neutrales similes ei, der im mittleren Stock wohnet; der wird von dem Untersten beraucht und von dem Obersten urina perfundiret! Klopp I, 169.

3) S. 181, 182.

ist, daß wir uns selbst helfen, daß wir für uns einen Grund legen, daß wir eine **Partikular-Union** gewisser konsiderabler, der Gefahr nähesten oder des Reichs Angelegenheiten sich für andern annehmenden Stände (Mainz hatte das Reichsdirektorium), das ist eine kleine Allianz machen. Wollten wir für die Besserung auf die Komitien (Reichstäge) warten, so dürfte es lang werden. Denn die Stände und Legaten können ja bekanntlich über die geringste Sache nicht Eins werden und überhaupt ist auf den Reichstagen mit ihrem Pomp und Parade nichts auszurichten, wo über leeren Förmlichkeiten die Sache zu kurz kommt. Zu geschweigen, daß nichts, das in Komitien beschlossen werden soll, geheim gehalten werden kann. Daher gestalten Sachen nach eine öffentliche Reformation der Republik und Konstitution, ein Reichsheer, Reichsschatz, Reichsoberleitung für beständige Zeit, nicht zu hoffen steht[1]. Es darf aber dieser Hindernisse wegen der so wichtige Punkt der Sicherheit des Reichs, daran seine Wohlfahrt hängt, nicht unerörtert bleiben. Wir würden bei der Posterität diese schändliche Nachlässigkeit nicht verantworten können. Ist derowegen auf andere Mittel zu denken nöthig, durch welche ohne Kommovirung der Komitien, ohne Aenderung der äusserlichen Form der Republik, ohne Lärm und Pomp, der die besten Pläne vereitelt, gleichsam mit halbem Wind, mit schiefem Segel dahin zu gelangen, wozu man geraden Laufs, mit vollen Segeln auf öffentlichem Reichstag nicht kommen kann[2]. Demnach sind mit Verstand und Ansehen begabte, in der deutschen Republik versirte Leute in den Gedanken gerathen, daß durch kein einzig Mittel, als jene obige wohlformirte, beständige Allianz Deutschland wider innerliche Unruhe und äussere mehr und mehr ein gefährlich Aussehen gewinnende Macht beständig in Sicherheit zu setzen. Es gehe nun zu, wie es wolle, einige Union der Stände ist zum Heil des Ganzen nöthig; von jetzigen dissoluten zerstreuten Konsiliis ist nichts zu hoffen, eine Union aber des ganzen Reichs auf öffentlichem Reichstag ein desperates, fast unmögliches Werk: So bleibt nichts, als daß Einzelne der Sache sich annehmen, um das Ganze zu retten, weil die

1) S. 159.
2) S. 160.

Sachen also auf der Spitze stehen, daß ein einig übel geführt Konsilium, da Gott vor sei, ein Anfang vom Ruin des Vaterlands sein kann[1]).

Wir wollen nun also derowegen etliche Maximen und Grundregeln setzen, wie diese neue Allianz eingerichtet werden müsse, woraus sich der Schluß selbst finden wird. Vor allem darf durch eine solche kleine Allianz keine Trennung im Reich verursacht werden. Denn dann statt ihres Zwecks, so die öffentliche Sicherheit sein soll, gerade das Widerspiel, nemlich eine innerliche Unruhe, so dem äußerlichen Unfall Thür und Thor öffnet, erfolgen wird. Es hat nie so schlecht gestanden und hänget das Reich nur noch mit einem Faden zusammen, daß wir uns nur ein wenig bewegen dürfen, denselben vollends zu zerreißen. Jedermann kund und offenbar ist ja das schmähliche Reichsgeheimniß, daß wir durch so vieljährige Komitien, mit allem Anlauf und Apparat, nichts herausbringen. Denen nun, so sich auf des Reiches Sturz freuen, würde, wenn man sich nicht wohl versiehet, sonderlich wenn man die geringste Partialität dabei spüren läßt, die gewünschte Gelegenheit und ein Schein des Rechts an die Hand gegeben, eine Gegenallianz zu machen, Süddeutschland von Norddeutschland (G. superiorem ab inferiori) zu trennen und also der Republik unsres Reichs die letzte Oelung zu geben. Es sind keine leeren Suspiziones nicht, man weiß, was bei Ausgang voriges und Eingang dieses Jahrs (1670) in mächtigen Kreisen unter der Hand gewesen und gekünstelt worden[2]). Das Projekt war schon gemacht, denen, so die Reichsverfassung zu triplischem Ende treiben wollten, sich entgegen zu setzen. Die Exekution der Konsilia ist in der Feder blieben, weil man auch andererseits etwas gemächlicher mit Treibung des Punkts der Sekurität gangen. Die Konzepten sind aber viel tiefer eingewurzelt, als daß sie sobald sollten erloschen sein und daher nichts gewisser als die Reassumption und Formirung einer Gegenallianz sein wird[3]).

---

1) S. 160. 164.

2) Gemeint sind die Umtriebe des französischen Söldlings fluchwürdigen Angedenkens, des Wilhelm von Fürstenberg, der später Straßburg verrieth und es bei Köln ebenso versuchte. Wir werden dem Herrn Kardinal noch mehrmals begegnen.

3) S. 166—167.

Folget also aus dieser Maxim, daß man kein foedus eingehen solle, so vielen Reichsfürsten zuwider; denn dadurch das Reich hauptsächlich getrennet und Manche, so sonst stille gesessen, einem andern zugejagt werden dürften.

Vielmehr muß das Bündniß so eingerichtet sein, daß es auch diejenigen Reichsstände zu konsentiren, ja gar einzutreten locken könne, die im höchsten Grad antitriplisch sein. Denn wenn sie in diese deutsche Allianz nicht kommen, machen sie gewiß eine andre dagegen. Solches ihnen beizubringen, man ihnen die tiefgefaßte Opinion benehmen und sich dazu allerhand Künste bedienen muß. Denn man darf nicht mit Knütteln unter die Vögel werfen. Jeder Stand des Reichs ohne Unterschied (denn mit Fremden ist's jetzo bedenklich) muß Macht haben in dieß Bündniß zu treten, auch Sitz und Stimme darin zu erlangen, damit, wenn die Thür allen ohne Unterschied der Religion offen steht, sie seien Fürsten oder Städte, triplisch oder antitriplisch gesinnt, man die Allianz keiner Parteilichkeit beschuldigen könne. Wenig Mühe würden wir haben mit den Herzogen von Neuburg und Jülich, dem Hause Braunschweig und Lüneburg, dem gesammten Haus Hessen, Herzog von Württemberg und Andern, so theils Profession von einer deutschgesinnten Partei machen. Doch kann es, wenn man's klug angreift, auch gelingen, Französisch-Gesinnte oder Oestreich sich opponirende Stände, als Köln, Bayern, Brandenburg in die Allianz zu locken oder doch solche zu approbiren bewegen. Man muß ihnen nur vormachen, daß es gar nicht zu Frankreichs Schaden, sondern Nutzen geschehe. Dann wird keiner von denen, so noch so sehr gallice gesinnet, sich zu hart opponiren, weil er, wenn's im ganzen Collegio eben nicht dahin ausschlägt, wie Frankreich gewollt, Gelegenheit genugsam hat, die Schuld von sich auf die Andern zu wälzen. Ebenso kann man ihnen einreden, es geschehe gegen Oestreichs allzusehr wachsende Macht. Kaiserlicher Majestät dagegen würde man die Sache, wie sie an ihr selbsten, vorstellen und repräsentiren, wie man sie auch, wenn gleich nur mit ihren Erblanden hereinnähme und gleichsam zum Haupt des Bundes machen würde. Dazu kann endlich kommen die Inklination der Räthe und Gesandten, so nicht gern nach geschlossenem Reichstag nach Hause wollten, sondern wieder etwas zu thun haben wünschten, lieber aber mit Publicis, als mit Vi-

sitation des Kammergerichts, Kanzleisachen und Prozessen zu thun hätten [1]).

Wenn nun für's erste diese neue Allianz durchaus darauf bedacht sein muß, keine Trennung im Reich, namentlich zwischen Ober- und Niederdeutschland zu verursachen, sondern, mit Abweisung Fremder, möglichst Viele, wo nicht alle deutsche Fürsten in dieser oder jener Art zu gewinnen und anzulocken, daß sie einmal hineingelockt durch Mehrheit, ohne daß sie's merken, zu heilsamen Beschlüssen für's Vaterland verleitet werden können, so ist die andre Hauptmaxime, daß man durch sie Frankreich keinerlei Anlaß zur Feindseligkeit gebe. Was gegen den Eintritt in die Tripelallianz gesagt, das gilt auch hier gegen alle Unvorsichtigkeit und Unklugheit. Frankreich ist ein aller Irritation impatienter Herr, und ihn zum Feind haben ist sonderlich den am Rhein gelegenen Fürsten höchst gefährlich; uns, die wir an der Spitze Deutschlands offen und blos, kann er mit seiner Macht überschwemmen, wenn wir mit Präzipitanz zuplatzen. Wir würden gleichsam als im Sack steckende uns nicht regen können, sondern erwarten müssen, bis es Frankreich beliebe und Zeit dünke, ihn zuzuziehen. Hingegen ist gewiß und ein bewährter Staatsstreich, daß Frankreich nicht besser zurückzuhalten, als wenn diejenigen mit ihm Freundschaft halten, so ihm am nächsten sein. Unterdessen müssen ebendieselben, wiewohl unvermerkt, ihm Andre auf den Hals zu hetzen suchen (wozu freilich der Bruch Hollands und Englands die beste Gelegenheit gäbe), und während dem die Allianz so subtil einrichten, daß es hiebei auch nicht die geringste Ombrage schöpfen kann. Wir müssen uns fein stillschweigend, ohne Suspizion, ohne daß uns Jemand hindert, ja indem beide Theile uns fördern, in eine andre Postur setzen. Denn wenn man fragt, mit welcher Schminke (quo colore) man Frankreich, das alles, so nur von ferne einen Schatten von Befestigung des deutschen Reichs hat, hasset, bereden möge, die Aprobirung eines solchen doch einzig und allein dahin gerichteten Bündnisses zu geben, so sage ich, gerade so, wie man es einst bei dem Rheinbund gemacht, wo Frankreich selbst das Exempel des Verfahrens gegeben, so wie man seine Anhänger in Deutschland selbst in die Allianz

1) S. 185 f.

lockt. Man muß es, damit es nicht das werdende Bündniß in der Geburt ersticke und die junge Blüthe verdorren mache, mit einer gewissen Hoffnung laktiren und sich ja hüten, ihm die Hoffnung gar abzuschneiden, uns mit sammt dem foedere zu gewinnen und an sich zu ziehen. Man muß sagen, daß man es gegen die übermächtige Kraft Oestreichs abschließe, das durch seine Progressen in Ungarn furchtbar werde.

Daher muß die Allianz nur in allgemeinen Ausdrücken bestehen, daß Frankreich und seine Genossen es nicht apprehendiren; man darf es anfangs nicht sagen und sich nicht verreden, was der wahre Zweck derselben sei, obgleich es sich von selbst verstehet, und zu seiner Zeit herausbrechen muß, daß die Allianz (sowohl dem Lothringischen als) dem Burgundischen Kreis Garantie zu leisten Fug und Recht habe. (Und könnte daher nicht schaden, bemerkt Th. I. noch, wenn man größerer Verstellung wegen Lothringen nicht gleich anfangs hineinnehme, sondern erst, wenn die Sachen stehen. Unterdessen kann es ja sein Kontingent für sich gleich andern unterhalten. Zum wenigsten muß man's also anstellen, als ob Lothringen nur Nebensache, keineswegs aber Hauptgrund des Bündnisses wäre [1]).

Ist aber die Allianz einmal so in aller Stille fertig, so wird es Frankreich wohl gar an Kräften mangeln, solche übern Haufen zu stoßen und etwas, so dem Reich zuständig, als Niederland, Rheinstrom, Lothringen ferner anzugreifen (bzw. wird dessen Restitution unfehlbar gelingen); oder aber wird es auf den Fall der Noth genugsam Widerstand finden.

Sind wir denn endlich, ohne daß die Welt es merkte (plerisque nec sentientibus), zu einer richtigen Form kommen, haben wir, wie das Reich als persona civilis, das Abbild einer persona naturalis, es braucht, ein beständiges Reichsheer (Gliedmaßen), einen beständigen Reichsschatz (Blut), ein beständiges Reichsdirektorium (Seele) [2]), alsdann werden unsere Sachen überhaupt ein ander Aussehen haben. Die Herren Trip-

---

1) S. 170 f. 176. 182 ff. 187.

2) Das Nähere über die innere Verfassung eines solchen Bündnisses, sowie über seine wohlthätigen Wirkungen auf die Verhältnisse des deutschen Volkslebens im Allgemeinen, auf die Heilung der chronischen Schäden, versparen wir für das zweite Buch.

lanten, so uns jetzt so vornehm behandeln, werden uns alsdann suchen; alle Potentaten, auch so bisher unsere angebotene Mediationes und Interpositiones verlacht, werden wohl eine andere Reflexion auf uns machen müssen. Dann erst wird man die Früchte des Friedens genießen können, wenn man im Frieden zum Krieg geschickt ist. Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen sieht, und Manchem andere Gedanken machen, der jetzo nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben kann. Ja noch mehr! Gewißlich, wer sein Gemüth etwas höher schwinget und gleichsam mit Einem Blick den Zustand von Europa durchgehet, wird mir Beifall geben, daß eine solche Allianz und die Stärkung Deutschlands durch dieselbe, eines von den nützlichsten Vorhaben ist, so jemals zum allgemeinen Besten der Christenheit im Werk gewesen. Das Reich ist das Hauptglied, Deutschland das Mittel von Europa. Es ist vor diesem allen seinen Nachbarn ein Schrecken gewesen, jetzo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. Deutschland ist der Erisapfel, wie anfangs Griechenland und hernach Italien. Deutschland ist der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie gespielt, Deutschland ist der Kampfplatz, darauf um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kürzlich, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich rekolligirt, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten. Ist es selbst unüberwindlich gemacht, und die Hoffnung es zu dämpfen geschwunden, so wird sich die Bellikosität der Nachbarn nach eines Stromes Art, der auf einen Berg trifft, auf eine andere Seite wenden. Man wird erkennen, wie thöricht es ist, daß wir uns hier placken um eine Hand voll Erde, die uns soviel Christenblut zu stehen kommt, man wird an der beiderseits projectirten Monarchie verzweifeln; ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben und in sich selbst zu wühlen aufhören. Es wird sich ein anderer Streit erheben, nicht wie Einer dem Andern das Seinige abdringen, sondern wer am meisten dem Erbfeind, den Barbaren, den Ungläubigen abgewinnen und nicht nur sein, sondern Christi Reich erweitern könne. Es werden sich die Unternehmungen in die Ferne wenden, wo ein jedes Volk sei-

nen Wirkungskreis findet und Frankreich zumal vom Schicksal bestimmt ist, nach Ludwigs des Heiligen Vorbild ein Führer der christlichen Waffen in die Levante zu sein und uns neue Gottfriede oder Balduine zu schenken. Der Kaiser aber wird, wie es ihm zukommt über diesen Einzelnen zu stehen, im Verein mit dem geistlichen Haupt der Christenheit sein Amt als Advokat der ganzen, umfassenden Kirche wirklich exerciren, das allgemeine Beste der gesammten Christenheit suchen und ohne Schwertstreich die Schwerter (der Christen unter sich) in der Scheide halten. Alsdann wird jenes Filosofi [1]) Wunsch wahr werden, der da riethe, daß die Menschen nur mit Wölfen und wilden Thieren Krieg führen sollten, denen noch zur Zeit, vor Bezähmung, die Barbaren und Ungläubigen in Etwas zu vergleichen [2]).

Leibniz schließt seine ebenso großartige, als in den Grundzügen tief wahre Betrachtung in nicht minder würdiger Weise, indem er sich an seine Landsleute [3]) insbesondere wendet: Was ist untadeliger, als eine Sozietät zu gründen, die Jedermann, so zum Reich gehörig, drein zu nehmen erbötig ist, die ausländischer Händel sich entschlagen und nur vor sich vigiliren will? Was ist edler, höher und Gott angenehmer, als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzensstärkung seinem im Todeskampf liegenden Vaterland angedeihen lassen! Gewißlich, wer dieß Projekt fasset, wer sich die Mühe nimmt, ein so importirendes Werk zu erwägen, wird verhoffentlich dadurch ein wenig zu bewegen sein. Ich habe ohne Passion geschrieben, wünschte auch ohne Passion gelesen zu werden und Gemüther zu finden, so endlich aufwachen, in sich gehen und erkennen, daß alsdann Jedem insonderheit wohl ist, wenn's insgemein wohl geht, daß gemeine Ruhe ohne Einigkeit, Einigkeit anitzo ohne Allianz, Allianz, so durch Gegenallianz nicht unterbrochen, ohne Impartialität nicht zu wege zu bringen, da sie aber zu wege gebracht, mit Gottes Hülfe auch vermittelst auf's

1) Aristoteles.

2) S. 198—204.

3) Denn wenn die Schrift auch nicht gedruckt wurde, so war sie doch bestimmt, von den verschiedenen Gesandten und Fürsten gelesen zu werden, daher sie auch deutsch abgefaßt ist.

äußerste differirender Gemüther zu einem heilsamen Zweck und Ziel zu bringen sei. Ist dieses nicht zu fassen, oder wenn man's fasset, aller Raisonen ungeachtet nicht zu erhalten, so bekenne ich, daß ich an Verbesserung unseres Elends und Aufhaltung unseres übern Hals schwebenden herannahenden, keine Säumung leidenden Unglücks verzweifle und die gerechte Strafe Gottes vor Augen sehe. Es wird aber die schwere Verantwortung vor Gott und der verständigen Posterität denen auf dem Halse liegen, deren Affektus oder Fahrlässigkeit die Remedia ausgeschlagen und den Untergang accelerirt haben. Ich an meinem Ort hoffe gleichwohl noch von allen redlichen, deutschen, gewissenhaften, ihres Vaterlands liebenden, um Ehre und Nachrede bei der Nachwelt sich bekümmernden Gemüthern, sie werden dieses wohlmeinende Konzept nicht in die Luft geschrieben sein lassen. Diejenigen aber, so ohne das durch ihren Verstand, Interesse und Liebe des Vaterlands getrieben werden, darunter sonderlich ohne allen Zweifel kaiserl. Majestät sammt deren ihr wahres Interesse verstehenden Ministris, und dann Kurmainz als Reichsdirector, ermahne ich sich nicht zu säumen, sondern zum Werk zu greifen und an glücklichem Ausgang einer so gerechten Sache nicht zu zweifeln [1]). — Man darf nicht sagen, es sei unmöglich. Nein, nein! Es liegt nur am Wollen, doch nicht nur Eines, auch nicht Aller, sondern Vieler, welchen anheim zu geben, ob sie lieber einander nachgeben und zusammentreten oder mit gesonderten Konsilien alle einzeln darauf gehen und sich ihrer Caprice oder eingebildetem Interesse oder verderblichen Kunktationen mit ewiger Schande und Verfluchung der Posterität aufopfern wollen.

Gott, in dessen Hand das Wollen und das Vollbringen, d. i. sowohl Intentiones als Successus der Menschen, wird nichts desto weniger Alles also kehren, daß es doch nach vorhergehender Bestrafung der Turbatoren und Verhinderer gemeinen Bestens einen so gerechten Ausgang haben wird, als seiner Majestät und unerforschlichen Weisheit gemäß ist [2]).

Wir müßten die Schilderung der deutschen Verhältnisse in unsrer Schrift schon wieder ganz vergessen haben, wenn wir hin-

1) S. 204. 205.
2) S. 255.

gerissen durch die Wärme und Großartigkeit, wie durch die Sonnenklarheit ihrer Aufstellungen und Forderungen, uns auch nur einen Augenblick verleiten ließen zu glauben, daß etwas aus dem Vorschlag geworden sei. Doch nein, es ist etwas daraus geworden, seien wir billig! Noch im September 1671 wurde auf dem Schloß Marienburg ob Würzburg die Allianz zwischen Mainz, Kaiser, Trier, Sachsen und Münster abgeschlossen; später kam noch Ansbach-Baireuth dazu. Nur Schade, daß für's Erste der Bischof von Münster ein erklärter Anhänger Ludwigs war, wie er ihm denn auch (gleich dem durch Fürstenberg beredeten Köln) im Krieg gegen die Holländer Beistand leistete. Ein sauberes Glied der Leibnizschen deutschen Allianz gegen Frankreich! Die große Willfährigkeit und Leichtigkeit, mit welcher der besagte Bischof in demselben Jahr noch zweien solchen Bündnissen in Deutschland beitrat, macht es uns stark verdächtig, ob es nicht bei ihm von seiner deutschen Gesinnung heißt: Qui nimium probat, nil probat, oder: allzuviel ist ungesund; ob er nicht gerade Einer der Trefflichen war, von welchen Leibniz sagt, man solle sachte thun, daß nicht die Französisch-Gesinnten das Bündniß sogleich impugniren und in der Blüthe schon abtödten!

Allein auch der gute Kaiser Leopold, zwar ein im Allgemeinen deutsch gesinnter Mann (soweit er es neben seinen Hausintressen sein konnte), aber offenbar gerade kein Licht, sondern nur der Schatten seiner leitenden Minister, besonders des Lobkowiz, bei welchen allen die Louisd'ors gut anschlugen, auch der Kaiser, welcher im September die uns bekannte Allianz geschlossen, um Holland gegen Frankreich zu fördern, wenn auch nicht gerade sogleich zu unterstützen, schloß nur einen Monat später ein Bündniß mit Ludwig und versprach Neutralität im holländischen Krieg; alsdann folgte zur angenehmen Abwechselung ein Jahr später ein Bündniß des Kaisers mit dem großen Kurfürsten zur Unterstützung der Holländer aber, um den Kurfürsten nur in seinen Unternehmungen zu hemmen.

Genug mit dieser Probe! Wir werden uns jetzt nicht mehr wundern, wenn in einer Zeit, da Stockblindheit und Verrath in Deutschland den Vorsitz führten, auch aus unserer so wohlgemeinten und so dringlich nahegelegten Marienburger Allianz nichts weiter wurde, wenn „die ernstlichen Konzepten so gut, als in die

Luft geschrieben" waren. Folgen verspürte die Welt und unser Vaterland von diesem Bündniß so wenig, als von den Vielen ähnlichen in selbigen Tagen, die alle geschlossen waren, um nicht zu binden noch zu einen.

Ungerecht von uns aber wäre es, wollten wir den Werth unserer Leibniz'schen Schrift nach dem Erfolg messen, denn sie nicht hatte noch haben konnte. Sie bleibt uns nichts desto weniger eines der Ehrendenkmale des edlen Geistes, der mit rührender Liebe und Treue an einem solchen Vaterland hieng. Und was man von den Waizenkörnern der ägyptischen Gräber sagt, daß sie nach Jahrtausenden noch die Keimkraft bewahren, das gilt ja auch von den Gedanken und Worten eines solchen Mannes. Noch uns, in anderen Tagen, die durch zwei volle Jahrhunderte von jener Zeit getrennt sind, bleibt es merkwürdig und lehrreich, wie scharf der geistvolle Staatsmann, obgleich erst 24jährig, erkannte, was dringend Noth that und namentlich auch einsah, wie es nicht zu Stand kommen konnte. Ihm in seiner Stellung freilich blieb nichts Anderes übrig, als der Aufruf an den guten Willen seiner Zeitgenossen. Der Erfolg hat gerichtet; aber wohl vorher schon wird es dem Aufrufenden kaum verborgen gewesen sein, von welch zweifelhafter Kraft eine solche Wendung in der wirklichen Welt war, die in ihrem Durchschnitt nicht auf Ideen, sondern nur auf die selbstsüchtige Stimme des Eigennutzes hören will und darum fühlen muß.

Doch Leibniz wußte ja, daß dennoch ein Jeder das Seine zu thun und zu wirken hat, der Erfolg aber in Gottes Hand steht, vor dem auch 100 Jahre sind wie ein Tag. So erlahmte er nicht nach diesem kühnen und doch scheinbar so vergeblichen Flug; sondern wie er sich in seiner Erstlingsschrift über die polnische Königswahl die Verhältnisse und Bedürfnisse Deutschlands nach Osten klar gemacht, so hatte er sich mit unserer jetzigen Schrift den Standpunkt errungen, von dem aus er 40 Jahre lang sein Wirken sei's in freundlich mahnendem, sei's in bitterfeindlichem Ton gegen Frankreichs Uebergriffe fortsetzte. Daß es ihm an Gelegenheit dazu nicht fehlen werde, lag jetzt schon am Tag: Auf der Einen Seite die französische Macht, wie ein lange sorgfältig gespannter Dampf drückend und nach Ausdehnung drängend; auf der andern Seite das große Nachbargebiet

Deutschland bis in's Innerste zerrissen und zerfahren. Was mußte da die Folge sein?

Kapitel 3.

Der ägyptische Vorschlag.

(Schriften und Schritte von Leibniz, um Ludwig XIV. durch den Rath der Eroberung Aegyptens von Deutschland abzuziehen.)

1672 ff.

Wie sehr diese im höchsten Grad merkwürdigen Bestrebungen von Leibniz, deren Kenntniß indeß bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1798 ff.) verloren gegangen war, nicht blos der Zeit, sondern auch der Sache nach hieher gehören, zeigt uns der Schluß des „Bedenkens von der öffentlichen Sicherheit". Unser Staatsmann hatte dort ausgesprochen, wenn nur Gott geben wollte, daß Frankreich auf diesem Weg seine Herrschaft suchte, und hatte die Levante, insonderheit Aegypten als das Ziel bezeichnet, dem, alten Vorgängen zufolge, die französischen Waffen sich zuwenden sollten. Diesen dort nur gelegentlichen Gedanken nimmt er nun besonders auf und widmete ihm die genaueste, sorgfältigste Ausführung. Er hat der französischen Politik selbst die Art abgelernt, wie man über Andere Meister werden kann: Dadurch nämlich, daß man sich selbst stärkt und andere dagegen theilt. Jenes für Deutschland zu erlangen, macht er die Vorschläge des Bedenkens. Da er aber sehr bald, noch vor Ausbruch des Kriegs sah, wie wenig es fruchtete, wie wenig eine wirkliche ernste Stärkung des deutschen Reichs zu hoffen und zu erwarten war, so greift er zum zweiten Mittel und versucht sein Glück beim drohenden Feind, ob es nicht möglich wäre, ihn anderwärts genügend zu beschäftigen und so von dem unmächtigen, zerrissenen Deutschland abzulenken. Immerhin mag es, sieht man sich die Sache und die Verhältnisse nicht näher an, auf den ersten Blick scheinen, als ob dieß ein ziemlich unthunliches Hirngespinnst und eben der fromme Wunsch eines Gelehrten und Filosofen gewesen wäre. In der That wird Leibnizens Plan meist so beurtheilt

von denen, die überklug Alles nicht aus seiner Zeit, sondern nach ihrem weisen Standpunkt der Gegenwart bemessen. Anders, wenn wir uns genauer in die damalige Zeitlage versetzen, obwohl ich allerdings mit Entschiedenheit behaupten möchte, daß den äußeren Aufforderungen und staatlichen Anregungen wirklich ein tiefinnerlicher Zug in Leibniz dem Gelehrten und Filosofen unterstützend entgegen kam.

Die Erinnerung an die Kreuzzüge[1]) hatte im 15ten Jahrhundert nur noch schwach nachgeklungen, da man jetzt aus dem romantisch-abenteuerlichen Mittelalter heraus sich mehr und mehr der neuanbrechenden Zeit zuwandte. Doch hatte allerdings der Fall Konstantinopels (1453) und die Ueberschwemmung der schönsten europäischen Länder durch die wilden Türken den erschreckten Blick des Abendlands von Neuem nach jener Seite gezogen, ohne daß aber über der Fülle anderer Bestrebungen und Ereignisse etwas gegen die drohende Gefahr im Osten geschah. Daß die Kirchentrennung des 16ten Jahrhunderts für derlei gesammtchristliche Unternehmungen zunächst nicht günstig war, versteht sich, wiewohl bekannt ist, daß Luther mehr als einmal gewaltig gegen die Türken donnerte und mit größter Entschiedenheit auch von den Protestanten eine ernste Unterstützung des Kaisers zu diesem gemeinsamen Zweck verlangte[2]). Um dieselbe Zeit sang Tasso sein befreites Jerusalem, was jedenfalls auch ohne die Absicht des Dichters eine Mahnung an die damalige Christenheit werden mußte. Mit dem 17ten Jahrhundert erwachten diese Gedanken indeß mit neuer Lebhaftigkeit, und es ist besonders zu beachten, wie sie sich mehr und mehr aus dem Gebiet bloßer Wünsche auf den Boden der bestimmten Wirklichkeit begaben, d. h. Frankreich gerade als das für diese Unternehmungen ausersehene Land zu betrachten anfiengen. Hatte es doch, da sein König Ludwig der Heilige den letzten, so verunglückten Kreuzzug gemacht, gewissermaßen noch die Rachepflicht abzutragen.

Neben den Bestrebungen Mazarins, der ein bedeutendes Vermächtniß für einen Türkenkrieg aussetzte und den Anstren-

1) Wir benützen dankbar Guhrauer Kurmainz I, 207 ff.; weiterhin Klopp, Einleitung zu Band II. d. W. v. L.

2) Vgl. auch die Vorrede des Augsburgischen Bekenntnisses.

gungen des Papstes Alexander VII, einen Bund gegen die Osmanen zu Stand zu bringen, ist als entschiedenster Vorläufer von Leibniz für uns besonders Bako[1]) zu beachten. Derselbe schrieb 1622 ein (engl. und lat.) Gespräch „über den heiligen Krieg", in welchem er sechs Personen, und zwar Franzosen in Paris, auftreten läßt. Diese Männer von verschiedenen Berufsarten und Anschauungen kommen darin überein, daß ein Krieg gegen die Türken gerecht sei, da sie durch ihre Barbarei sich selbst außer das Gesetz gestellt haben. Freilich bemerkt der ironische Hofmann der Unterredung zum voraus, er habe immer geglaubt, daß der Stein der Weisen und ein heiliger Krieg nur in einem etwas gestörten Hirn und bei Leuten Platz haben könne, welche die Federn im Kopf, statt auf dem Hut tragen. Der Filosof selbst ist indeß nicht dieser Ansicht; denn er spricht in der Zueignung an einen französischen Prälaten allen Ernstes den kurz nach Anfang des 30jährigen Kriegs sehr passenden Wunsch aus, die christlichen Fürsten möchten sich gegen die Osmanen vereinigen, statt sich unter einander selbst aufzureiben.

Eine noch bestimmtere Gestalt nahm die Sache an, als Ludwig XIV zur Regierung kam. Aller Augen wandten sich in diesem Sinne auf ihn, Boileau und Fenelon wirkten in Briefen, andere gar mit apokalyptischen Weissagungen (diesen untrüglichen Wärmemessern einer aufgeregten Zeit). Und wirklich schien es bereits in den 60er Jahren, als ob die gehegten Erwartungen sich erfüllen sollten. Mitglied des (oben erwähnten) Rheinbunds ließ der König seine Truppen bei St. Gotthard (zur Rache für Neuhäusel) 1664 unter Montekukulli gegen die Türken siegreich mitkämpfen, und dem eigenen Land noch näher eroberte er im selben Jahr Gigeri an der Algierer Küste, um einen Hafen und Stützpunkt gegen die dortigen moslemitischen Seeräuber zu haben. Freilich gieng das Gewonnene bald wieder verloren; allein mit dieser letzteren Unternehmung war doch, nach langer Unterbre-

1) Es ist bemerkenswerth, daß Bako, den Leibniz immer mit der größten Anerkennung erwähnt, zwar weniger in der Filosofie und Wissenschaft selbst, als in den mancherlei Reform- und Besserungsplänen den entschiedensten, anregenden Einfluß auf Leibniz geübt hat; man denke nur an den L.'schen Plan der Scientia generalis, die er geradewegs nach Bako „instauratio et augmentatio scientiarum" nennt.

chung, das alte Verfahren wieder aufgenommen, die Türken auf Umwegen und zur See zu packen. Dieß faßte besonders Hermann Conring (der seinerzeit berühmte Professor der diplomatischen Wissenschaften in Helmstädt) auf. Er sammelte neun ältere und gleichzeitige Türkenschriften und widmete dieselben mit eigenen Gedanken vermehrt dem französischen Gesandten Robert Gravel. In dieser Arbeit, betitelt „über die vernünftige Art den Türkenkrieg zu führen", erklärt er auf's bestimmteste, daß man den Türken allein zu Wasser wirksam beikommen könne; dazu aber sei Frankreich als Hauptmittelmeer staat vor Anderen berufen [1]).

Man wird nunmehr zugeben, daß die Leibniz'sche Thätigkeit in dieser Frage denn doch nicht blos ein Hirngespinnst, sondern das durch alle geschichtlichen Verhältnisse sehr nahegelegte Eingehen auf einen im Vordergrund stehenden Zeitgedanken war, dem er selbst die letzte, bestimmteste, der Ausführung nächste Gestalt verlieh, um ihn zugleich in die Dienste seines Vaterlands zu ziehen. Wenn indeß Leibniz, der als 18jähriger Student in frischer Jugendbegeisterung den Jubel über den christlichen Sieg bei St. Gotthard miterlebte, schon durch all dieß Aeußere die ziemlich genügend erklärende Anregung empfieng, so dürfen wir doch meiner obigen Andeutung nach nicht vergessen, daß zugleich ein gewisser innerer Zug die Blicke des Filosofen nach dem alten Wunderland Aegypten lenkte. Wie später Indien und die heilige Ganga für die träumende Romantik (z. B. Schopenhauer), so war für Leibniz Aegypten und bald auch China [2]) mit ihrer uralten, aber verschlossenen Bildung ein anziehendes Räthsel. Den allseitigen Geist reizte nothwendig die erste Quelle; wie der Ursprung

---

1) Allerdings schreibt er, dankbar für seine französische Pension, im Jahr 1670 noch eine Schrift, wie Frankreich in Freundschaft mit den Türken die Herrschaft des Mittelmeers und seinen Handel gewinnen könne.

2) Ich finde nachträglich die schlagendste Bestätigung für diese meine mehr aus der allgemeinen Kenntniß von Leibniz geschöpfte Behauptung in einem Satz des consilium Aegyptiacum (Guhr. Kurm. II, 155) wo es heißt: Aegypten hatte immer die größte Bedeutung in der Menschheitsgeschichte; denn entweder ist es selbst eine chinesische Ansiedelung, oder aber die Chinesen stammen von Aegypten. Es ist die Mutter der Wissenschaften, der Früchte, der Wunder in Natur und Kunst.

des ägyptischen Nil für die Geografen eine so lang und rastlos untersuchte Frage war, so wurde die Theilnahme Leibnizens durch das ganze Land erregt, aus dessen unbekannten Tiefen man so viele Künste und Wissenschaften entsprungen glaubte. Es zogen ihn die ersten dortigen, ob auch noch so rohen Anfänge der Mathematik an; im höchsten Grad merkwürdig war ihm die seltsame Hieroglyfenschrift, die mit den Worten zugleich die Sache zu geben und in gewisser Weise, ähnlich wie die chinesische Schrift, mit seinem eigenen Jugendgedanken der „Charaktersprache" zusammenzutreffen schien.

So war ihm gewiß schon als Filosofen dieß Land frühe merkwürdig, ehe er es noch bestimmt in seinen staatsmännischen Gesichtskreis aufnahm. Und als dieß geschah, so verband sich mit den staatlichen Gedanken das allgemeinere wissenschaftliche Intresse, welches eine Hebung der vergrabenen Schätze durch europäische Hände hoffte. In diesem Sinn freut er sich der jesuitischen Bestrebungen in China und sucht noch weiter durch den russischen Czar, wie durch die preußische Akademie die dortige Mission zu befördern; in demselben Sinn spricht er bei Frankreich, Kaiser und Papst für den Kreuzzug gegen die Türken und gegen Aegypten insbesondere.

Denn fast an keinem andern Punkt so sehr wie hier haben wir Ursache, den Reichthum und die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte zu bewundern, welche Leibniz in Einer Sache zu vereinen wußte. Gehen ihm doch auch nach seiner filosofischen Lehre überhaupt Mittel und Zweck stets Hand in Hand, keines je allein und losgerissen vom Andern, sondern fast bis zur Verkennung und Verwechselung sich bindend und durchdringend bilden sie den Einklang des Lebens.

Ein schönes Beispiel liefert unser Fall: Zunächst (ohne jedoch damit die Zeitfolge oder den Werthgrad zu meinen) ist es das wissenschaftliche Intresse, was ihm Aegypten bedeutsam macht; dort, hofft er, sollte eine große Lücke in unserem Wissen von der Bildungsgeschichte der Menschheit ausgefüllt werden. Daran reiht sich der gleichfalls noch ganz allgemeine religiöse Gesichtspunkt: Christi Reich wird erweitert und mit ihm die Segnungen der europäischen Bildung noch mehreren Menschen mitgetheilt, die seither nicht blos ihrer entbehrten, sondern im Gegentheil auch noch die

Besitzenden störten und fortwährend beunruhigten. Ueberwindung und Bildung der Besiegten galt ihm als die wahre Art von Mission; und hier, wo die Barbaren und Ungläubigen stets drohend an der Grenze (vornehmlich des deutschen Reiches) standen, fiel Geben und Nehmen zusammen; der bildend Ueberwindende empfieng seine Gabe mit Zins zurück, indem er fortan in Ruhe leben konnte. Dieß führt uns von der allgemein menschlichen auf die, noch besondre Verhältnisse berücksichtende staatliche Betrachtung. Frankreichs angeschwollene Macht brauchte einen Abfluß; sie drohte und hatte bereits begonnen, Holland und damit dann bald auch Deutschland zu überschwemmen. Wie? Wenn man sie anderswohin ableiten konnte, wo sie statt schädlich nur wohlthätig wirkte, wo sie dem ägyptischen Nile gleich durch ihre Ueberfluthung sogar noch befruchtete? Der Feind Deutschlands im Westen, abgelenkt auf den Feind im Osten, das hieß wahrhaftig, mit der Schrift zu reden, Beelzebub austreiben durch den Obersten der Teufel und das Gute schaffen durch die, welche nur das Böse meinten. Gelang es, so war dieß in der That ein Meisterstück staatlicher Webekunst, bei aller Berechnung ehrlich und bei aller Ehrlichkeit durchtrieben, zu dessen Verwirklichung sich jedenfalls lohnte, kräftig und unverdrossen den Versuch zu wagen.

Indem hier nun eben weniger eine einzelne Schrift, obwohl wir nachher einen Auszug aus einer solchen geben werden, als vielmehr der rastlose Eifer von Bedeutung ist, mit welchem Leibniz, darin von seinen meisten Vorgängern sich unterscheidend, dem Plane Leben und thatsächliche Verwirklichung auf den verschiedensten Wegen zu geben suchte, wollen wir in der Kürze die mannigfachen Erscheinungsformen von den frühesten An- bis zu den letzten Ausklängen uns vergegenwärtigen. Die erste Spur des in seiner bloßen Allgemeinheit allerdings sehr naheliegenden Gedankens finden wir bei Leibniz in dem kleinen Aufsätzchen aus der Zeit 1668—70, betitelt „einige politische Gedanken"[1]), wo er sagt: Zu Paris hat man den Crequischen Affront (in Rom) ressentirt; was aber des Herrn de la Haye Sohn geschehen, der in öffentlicher Sitzung im Divan mit Maulschellen traktirt worden,

---

1) Klopp I, 168.

hat Niemand konsiderirt [1]). Frankreich hat von keinem Menschen (in Europa) Gewalt zu befahren. Sollte mit Holland nimmermehr brechen, — Polen und Kaiser zum Türkenkrieg durch weltliche Hülfe realiter aufmuntern — unterdessen die Levante angreifen. Es sollte Cypern oder Rhodus oder Malta haben. Aegypten ist die Kornkammer des römischen Volks gewesen.

Schon viel bestimmter und ausgeführter fanden wir denselben Gedanken in der oben ausgezogenen Stelle des „Bedenkens"; aber freilich ist es auch hier noch ein bloßer Wunsch, der selbst an seiner Ausführung zweifelt: „Wollte Gott, Ludwig suchte sich einen solchen Weg zur Monarchie, dazu aber noch zur Zeit schlechtes Ansehen!"

Doch schon im Dezember desselben Jahres (1670) ließ er den ersten (wie mir scheint) praktischen Fühler ausgehen in einem Gedicht, welches er bei der Wahl Lothars von Speier zum Coadjutor in Mainz diesem überreichte und an das er den Schlußversen nach deutlich die Hoffnung knüpfte, es könnte durch die kirchlichen Verbindungen an den rechten Ort gelangen. Daß es ihm selbst nicht ganz unwichtig erschien, sehen wir daraus, wie er es im Jahr 1687 seinem Freund Ludolf bei der Mittheilung seiner früheren ägyptischen Bestrebungen anführt: „Ich erinnere mich, daß ich damals einige Verse verfaßte (edidi), in welchen ich die Sache gelegentlich obenhin berührte" [2]). Das Hiehergehörige aus diesem (in lateinischen Hexametern verfaßten und trefflich zur geografischen Lage von Speier-Mainz passenden) Gedicht ist Folgendes. Der Rhein weissagt seinen Nebenflüssen und den andern Strömen Europas eine bessere Zukunft der Völker, an welche er sich also wendet:

---

1) Diese starke Spannung zwischen Frankreich und der Türkei, welche bis zu solchen völkerrechtswidrigen Scenen führte, fand zwischen 1650 und 70 statt, in welch letzterem Jahr erst ein neuer französischer Gesandte, Nointel, statt de la Haye's geschickt wurde, dem es denn auch nach vielen Schwankungen zwischen 1670 und 73 im Juni letzteren Jahrs gelang, den Freundschaftsvertrag mit der Türkei zu schließen.

2) S. Guhr. Kurmainz II, 199.

Ihr, die ihr euch in Kämpfe noch eben und sinnlose Kriegswuth
Stürzet, der Eine von Hoffnung bewegt, von Bangen der Andre,
Der den Jammer des Nachbars benützend und Jener des alten
Schadens gedenkend, da neu Kriegsfackeln nahen dem Brandplatz:
Hört und vernehmet und prägt, was ich sage, euch tief in das Herz ein.
Schon bereiten die Götter euch Heilung, und milder der Himmel,
Als ihr zu hoffen es wagt, beschämt eure Sünden durch Wohlthun.
Knüpfen will er den ewigen Friedensbund unter den Völkern,
Welche des wahren Glaubens Verein schon längst ja verbindet,
Längst schon gegen den schwellenden Feind im Osten zum Kampf ruft.
Schon erblick ich, wie Leopolds Stamm, an Ehren und Siegen
Reich, die Helden der Deutschen zu neuen Triumfen herbeiwinkt,
Und nachfolgend der heimischen Donau gewaltigen Wogen
Ueber der Feinde Gefild sich stürzt, ein vernichtender Bergstrom,
Konstantins Vormauern für Christum neu zu erobern.
Und auf der andern Seite erschau ich mit günstigen Sternen,
Ludwig, deine Geschwader einherziehn über die Wasser.
Der, dessen Namen du trägst, den dankbar nennet die Nachwelt
„Heilig", er läßt dich nicht ruhn; es weckt dich aus Ruhe und Schlummer
Dein Ahnherr und fordert vom Enkel zu rächen die Seinen,
Mit Sarazenenblut zu tilgen die Spuren der Fessel,
Auf des Gefangenen Arm einst blutroth geschrieben als Schuldbrief.
Also spricht er im Traum, dir die Heldenseele zu reizen.
Feiges Gesindel der Mauren, es stürzt, nicht rettet die Flucht mehr
Gigeri und Karthagos Feste, die einst so gewaltig;
Und aufwallend begrüßt den Sieger die wogende Nilfluth.

* * *

Doch du, Zierde der Zeit, ehrwürdig im Schmucke des Alters,
Johann Filipp [1] den Königen werth, geehrt von den Völkern,
Mahne die Häupter, es hören dein Wort die Ufer der Donau,
Selbst der Seine geschmeidige Woge ist freundlich geneigt dir.
Weck' in den Herzen so glänzende Hoffnung und zeige die nahe
Siegespalme den Helden von deinem erhabenen Stuhle.
Schirme Europa's Frieden und gib ihm dauernde Ruhe! [2]

Unmittelbar an dieß Gedicht knüpft sich die weitere Ausführung des Plans im Lauf von 1671, indem er nunmehr bereits auch ganz bestimmt die Absicht einer Ablenkung von dem bedrohten Holland zeigt. Leibniz kommt auf den Gedanken, am

1) Von Mainz.
2) Der lat. Grundtext bei Klopp II, 4 ff.

französischen Hof, wo man soviel auf Zierlichkeit und Gefälligkeit der Form hielt, seinen Vorschlag im Kleid einer „politischen Fabel“ anzubringen, die er Fabula Ludovisia zu nennen beabsichtigt. Ein etwa 100 Jahre später lebender Geschichtsschreiber soll es also darstellen: Der König von Frankreich berathschlagt mit seinen Ministern über die Frage eines Kriegs mit Holland, ohne zu einem Ergebniß kommen zu können. Dadurch zweifelhaft geworden setzt Ludwig den Beschluß auf einen andern Tag aus. Am Tag vorher begibt er sich in die Kirche des h. Ludwig und kehrt daraus gestärkt und beruhigt heim. In der folgenden Nacht träumt ihm, er sähe alles zum sofortigen Losschlagen gegen Holland bereit, Heer und Flotte gerüstet. Plötzlich bricht ein Sturm los, zerstreut seine Flotte und treibt ihn selbst auf einem Schiff an ein fremdes Gestade: Es ist Aegypten; und dort tritt ihm die Gestalt des Ahnherrn Ludwig des Heiligen auffordernd und mahnend entgegen. Die Folge dieses Traums am andern Tag ist der Entschluß des Königs zur ägyptischen Unternehmung [1]).

Diese hübsche romanhafte Form der Aufforderung wurde nun aber natürlich auf einmal unmöglich, als Ludwig dem Mainzer Hof im Dezember 1671 seinen bestimmten Entschluß des Angriffs auf Holland (mit der Forderung der Neutralität an das Reich) mittheilte. Doch mußte damit auf den Plan selbst noch nicht verzichtet werden, der nur mit Rücksicht auf die veränderten Zeitverhältnisse umzugiessen war. Schon vorher hatte sich Leibniz (und sein lebhaft theilnehmender Mitwisser Boineburg) an den Herzog Johann Friedrich von Hannover gewendet, als derselbe im Jahr 1671 sich in Mainz auf der Durchreise befand.

Weil „was selbst ein Kohlgärtner sprach, doch oft kein Kohl ist gewesen“, meinte Leibniz im Brief an ihn, daß vielleicht Gott die Gnade gebe, durch ihn an einem solch hohen Ort für die Kirche und das Vaterland so heilsame Sachen anzubringen. Dazu hätte er gern von dem in Frankreich viel geltenden Herzog, seinem späteren Herrn, ein Empfehlungsschreiben an den König gehabt, da er andre schon besaß. Es wurde aber, wie es scheint, nichts daraus.

Kurz nachher wurde auch der Kurfürst von Mainz selbst

1) S. Klopp II, XXV. Diese Form hat das Stück II, 45 ff.

in's Vertrauen gezogen, ohne sich jedoch an Leibnizens Unternehmung weiter viel zu betheiligen. Ein Versuch Johann Filipps, im Jahr 1672 die Sache durch den französischen Gesandten Feuquières im eigenen Namen zu betreiben, schlug fehl.

Allmählig kamen Leibniz und Boineburg zu der Ueberzeugung, daß es das Beste wäre, die Frage mündlich und persönlich in Paris selbst vorzutragen. Sie ließen daher durch den trierischen Rath Heiß ein Schreiben an Ludwig abgehen, in welchem die Ehre und Vortheilhaftigkeit des Zugs mit glänzenden Farben ausgemalt, die Mittel und Wege dagegen für weitere mündliche Verhandlung vorbehalten waren. Als keine Antwort kam, so schrieb Boineburg noch einmal und legte zwei Blätter von Leibniz in lateinischer und französischer Sprache bei, welche den Plan ganz kurz behandelten. Darauf erschien von Paris der Bescheid, der Vorschlagende möchte kommen und sich selbst eingehender über die Sache äußern. Auf dieß hin reiste Leibniz denn wirklich im März 1672 nach Paris ab. So viel aber in dem Dunkel der Sache klar ist, wurde er nicht persönlich zum Vortrag seiner Gedanken zugelassen, indeß vor dem Sommer 1673 auch nicht endgültig abgewiesen. So lange in Folge verschiedener Mißhelligkeiten die obenerwähnte Spannung zwischen Frankreich und der Türkei währte, d. h. vor dem Juni 1673 wollte man den Plan sich doch wenigstens für alle Fälle offen halten. In dieser Zwischenzeit machte Leibniz noch zwei Versuche, durch hohe Vermittlung seinem Ziel näher zu kommen; für's erste schrieb er, da sein eigener Kurfürst indeß gestorben war, wieder an den Herzog von Hannover mit der Bitte um Empfehlung, für's Andre suchte er in einer Audienz bei dem in Frankreich nur zu wohlgelittenen Fürstenberg Unterstützung zu gewinnen, Beides ohne Erfolg.

Wir gaben diesen Abriß der Leibniz'schen Bemühungen in der ägyptischen Frage nicht aus geschichtlich-kritischen Zwecken, für deren Verfolgung wir Andern dankbar sind [1]), sondern nur um eine Probe zu liefern, mit welcher eisernen Zähigkeit und Unverdrossenheit unser Staatsmann seine einmal gefaßten Pläne zu verfolgen pflegte. Ehe wir jedoch der späteren stärkeren

---

1) Das Verdienst der Aufklärung in dieser viel verhandelten Sache scheint Klopp zu gebühren.

oder schwächeren Nachklänge dieser Jugendbemühung gedenken, wird es nunmehr am Platz sein, den Auszug aus einer Schrift von dieser Hauptzeit des Plans zu geben. Eigentlich liegen eine Menge von hergehörigen Entwürfen vor, welche den ganzen 2ten Band von Klopp füllen; aus ihrem, durch diesen Gelehrten gesichteten Gewirr ragen aber zwei Schriften besonders heraus: 1) die justa dissertatio, als Hauptarbeit für den König von Frankreich bestimmt, wiewohl nicht übergeben; 2) das consilium Aegyptiacum, ein von L. aus Nr. 1) gefertigter Auszug, wahrscheinlich für Boineburg bestimmt, dessen Tod aber dazwischen trat. Beide sind nach vielen Vorarbeiten vermuthlich in Paris abgefaßt.

Da wir schon fast mehr als genug geschichtlichen Stoff in diesem Kapitel beigebracht haben, so wird es wohl genügen, wenn wir unsern Abriß in der Hauptsache nach der kleineren Darstellung, dem consilium Aeg. geben, wie es z. B. auch in Guhrauer Kurmainz II, 153—174 abgedruckt ist.

Leibniz geht an die Ausführung mit der Ueberzeugung, daß diese bisher immer nur auf den Kanzeln, in den sogenannten Türkenpredigten behandelte Frage s t a a t l i c h in die Hand genommen und in die Kabinette verpflanzt werden müsse, solle etwas daraus werden. Allerdings drückt ihn das Bewußtsein eines einfachen, noch unberühmten Privatmanns, dem man leicht zurufen könnte: „Schuster bleib bei deinem Leisten“ (wörtlich). Jedoch er ermuthigt sich selbst durch die Erinnerung an andre Privatmänner, die auch durch eine Entdeckung oder Erfindung einst Großes geleistet. Insbesondere sagt er (in der Vorrede der justa dissertatio): Ein Andrer würde mich vielleicht auslachen; Eure Majestät (Ludwig) erfaßt aber Alles mit höherem Geistesschwung, sieht die Dinge nicht nach dem äußerlichen Schein an und denkt nicht an den, der etwas anbietet, sondern an das Angebotene. Das Größte, weiß Sie, beginnt ja klein, und die Vorschläge von Privaten sind nicht immer zu verachten, mögen sie auch beim ersten Anblick als eitle Hirngespinnste erscheinen [1]).

Was nun den Rath selbst betrifft, so ist diese ägyptische Unternehmung d i e g r ö ß t e u n d w i c h t i g s t e, welche Frankreich vornehmen kann. Hier ist der Weg zum Schiedsrichteramt in

1) Klopp II, 212.

Europa und auf der ganzen Erde, hier die Gelegenheit, das Generalat der Christenheit zu erlangen und in einem wahren Alexanderszug bis Indien die siegreichen Waffen zu tragen.

Sodann ist dieser Zug der leichteste und gefahrloseste, selbst im Fall des Mißglückens nicht verhängnißvoll. Jetzt ist drittens die günstigste Zeit, die nicht verpaßt werden darf; so glücklich kehrt sie nicht wieder. Diese drei Hauptpunkte werden nun im Einzelnen ausgeführt.

1. Es ist eine großartige Unternehmung. Wir haben nicht nöthig, in's graue Alterthum bis auf Alexander zurückzugehen. Liegt uns doch gerade in Frankreich das Beispiel der Kreuzzüge viel näher. Schon Filipp von Frankreich hatte eben diesen Gedanken, die Türken in Aegypten zur See anzugreifen; nur Richard Löwenherz, sein Genosse, war das Hinderniß, der allzusehr auf Palästina unmittelbar erpicht war. Ebenso hat später Ludwig der Heilige seine Unternehmung gerade gegen Aegypten gewendet, die nur durch besondre leicht zu vermeidende Mißgriffe scheiterte. Man sieht also schon an diesen Beispielen, daß es keine unausführbaren Luftschlösser sind (vana et a praxi aliena), deren Plan hier vorgelegt würde.

Alle diese Vorgänger wußten wohl, warum sie nach Aegypten trachteten; hat es doch zu allen Zeiten die größte Bedeutung gehabt und ist als Mutter oder Tochter von China Quellpunkt der Wissenschaften und Künste, ein grundwichtiges Glied in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Drum wandte sich ihm der Scharfblick eines Alexander zu, nach dem Aegyptens wichtigste Stadt heißt, drum warfen die Römer und endlich die Türken selber ihr Auge darauf. Es ist der Hauptisthmus der Erde, die Brücke des Ostens und Westens, der allgemeine Stapelplatz, den Keiner umgehen kann, das Auge der umliegenden Lande, das **Holland des Orients!** Hier an diesem Punkt und mit diesem Umweg wird das eigentliche Holland am wirksamsten angegriffen. Seine Macht liegt in den Kolonien, in seinem ostindischen Handel. Dieß ihm abzujagen und selbst zu erringen ist Aegypten viel besser geeignet, als das unfruchtbare Madagaskar, das man bisher zu dem hin immer auf dem weiten Umweg um Afrika erreichen mußte. Und gelingt es auch noch nicht gleich, ganz Indien selbst zu gewinnen, so erlangt man mit Aegypten wenigstens

den Durchgangspunkt des orientalischen Handels mit all seinen unermeßlichen Vorteilen. Wer Aegypten hat, kann dem ganzen Erdkreis unermeßlich schaden oder nützen: Schaden, wenn er nach Art der Türken den Handel hemmt und abschneidet, nützen aber, wenn er durch einen Kanal das rothe Meer mit dem Nil oder dem Mittelmeere verbindet. (Daß das rothe Meer höher stehe als Aegypten, scheint mir eine Fabel; und wenn je, so wäre bei einer offenen Kanalanlage keine Ueberfluthung des Lands zu fürchten) [1]). Und nicht blos viel wirksamer, nein auch viel leichter ist es, Holland auf diesem Umweg anzugreifen. So viel größer Aegypten ist, als die Niederlande, so viel leichter ist es doch zu erobern. Ja der ganze Orient läßt sich eher als nur z. B. Deutschland allein beherrschen. Ein europäischer Krieg wäre sinnlos. Ein paar Städte am Rhein oder in Belgien sind ein Bagatell, das die Mühe nicht lohnt. Weiter aber zu nehmen gelänge nicht. Es hieße bald: Bis hieher und nicht weiter! Die allgemeine Furcht, das gemeinsame Mißtrauen Europas würde Frankreich eine Schranke setzen; wir bekämen nur einen beständigen gewaffneten Frieden und damit den Ruin von Handel und Wandel. Schon jetzt herrscht gegen uns ein allgemeiner Haß, den wir, so stark auch Frankreich ist, dennoch zu vermeiden oder wegzubringen suchen sollten. Seine Ursache aber ist die überall einwurzelnde Ansicht, daß wir nur darauf aus seien der ganzen Welt zu schaden, daß wir kein anderes Recht als das der Waffen kennen, daß wir auf Raub bedacht seien, wo es nur einen schwachen, geschickt gelegenen Nachbar gibt. Eine solche Stimmung ist denn doch gefährlich; man kann uns eines Tags den Handel sperren, kann zu einer allgemeinen Verschwörung sich zusammenthun. So stark ist aber kein Fürst, daß er nicht doch zu besiegen wäre, so mächtig keiner, daß er ungestraft treiben dürfte, was er wollte. Wider die Gerechtigkeit, d. h. wider Gott zu streiten ist unmöglich. Das einzige Heilmittel ist also eine gerechte Unternehmung in der Ferne. In Aegypten nun winkt kein nebelhaft eitles Weltreich, für was Europa nie der Boden ist. Zur größten Freude des Papsts wird es dort im Osten gelingen, das lateinische Kaiserthum zu erneuern, das ja schon einmal bei Frankreich war und dessen Besitz nicht zu verachten

1) Klopp II, 107.

ist. Friedlich werden sich dann die zwei mächtigsten Häuser in die Erde theilen, Oestreich im Westen, Frankreich im Osten kaiserlich herrschen.

2. Was Aegypten selbst betrifft, so ist es sehr leicht anzugreifen.

Eigentlich kommt das für Frankreichs wohl gegliederte und geordnete Macht kaum in Betrachtung. Dieß Volk, von Natur zur Monarchie und zum Hofdienst angelegt, schaart sich freudig um seinen König. Derselbe darf nur Abends befehlen, so geschieht es bis zum andern Morgen. Alles ist in Einer Hand, geräuschlos und ohne Mitwisser werden die Pläne entworfen und ausgeführt. Ein herrliches Feld öffnet sich dort für Frankreichs Truppen, damit sie nicht vom Rost der Ruhe gefressen werden. Je fester und strenger das Land geeinigt ist, desto mehr liegt es sogar im Vorteil des Königs, auswärtige Unternehmungen zu beginnen, um der gespannten Kraft Bethätigung zu schaffen, die sich sonst leicht zerstörend nach Innen wenden könnte [1]).

Wie kläglich steht es dagegen in Aegypten! Traurig sind seine Truppenverhältnisse. Janitscharen stehen dort wenige und zudem herrscht zwischen ihnen und den Andern eine beständige Spannung, da sie das übrige Heer von oben herab behandeln. Die Befestigungen aber sind zerfallen, da schon lange kein Feind mehr an Aegypten gedacht hat. So käme es also auf die türkische Hülfe an, die aber, weil Aegypten kein eigenes Reich mehr ist, sondern nur noch eine Provinz von fern her kommen müßte. Ja es bliebe derselben sogar nur der beschwerliche und gefährliche Landweg übrig, wenn einmal ein Feind die ägyptische Seeküste besetzt hat.

Allein auch abgesehen von dem ist die türkische Macht innerlich faul, ein Riese auf thönernen Füßen (moles ad extra, sed viscera corrupta). Sie erscheint nur noch gewaltig, weil sie immer angreift und sich nie im Stande der Vertheidigung befindet. Da haben wir eine trotzige, aufständische Soldateska; Paschas, Einer treulos gegen den Andern, eine ächte Satrapenwirthschaft von Günstlingen und Emporkömmlingen, die wie Pilze aus der

1) Dieser letzte Gedanke besonders in den Einzelentwürfen: „Was das Interesse Frankreichs, das Interesse des allerchr. Königs sei", Klopp II, 14 ff. 24 ff.

Erde geschossen, ihrer Zukunft unsicher sorglos wie in einer Komödie in den Tag hineinleben. Spaltung allenthalben, tiefste sittliche Verkommenheit, Erpressung und Armuth: dieß ist das wahre Bild der Türkei. Dazu kommt das bunte Völkergemisch und als Hauptübelstand die große Zahl der unterdrückten Christen, welche dazu noch die regsamsten sind, welche Handel und Gewerbe in Händen haben. An ihnen findet ein Angriff natürliche Bundesgenossen, besonders gäbe das christliche Abyssinien einen trefflichen Stützpunkt ab, um Aegypten zu fassen und so dem türkischen Koloß von der Seite einen Keil in den Leib zu treiben. Sogar einzelne Statthalter, die selbständig werden möchten, warten nur, bis sie die europäischen Waffen glänzen sehen, so schlagen auch sie los. Mit Einem Wort: es gährt überall (certum est omnia in fermento esse).

3. Es ist endlich jetzt der geschickteste Zeitpunkt. Günstig für Frankreich liegt Alles in der Türkei, günstig auch in Europa, von dem es sicherlich bei dieser Unternehmung nichts zu fürchten hat. Dem Kaiser kann ja nichts lieber sein, als daß Franzosen und Türken aufeinanderschlagen, die jeder für sich ihm gefährlich sind. Eher ist sogar Bundesgenossenschaft von ihm zu hoffen. Ebenso ist's mit Polen, das gleichfalls in den Türken seinen natürlichen Feind sieht. Nur etwa England und namentlich Holland dürfte dawider sein, weil letzteres wohl fühlen muß, wie gefährlich der Schlag für seinen ostindischen Handel und Besitz ist. Allein besonders wenn der Kaiser zu Frankreich hält, wird es nicht viel machen können, da Frankreich sich weit leichter und ungefährlicher in seinem Mittelmeer bewegt, als das entfernte Holland.

Und wenn es je schlimm gehen sollte, was aber kaum vorauszusehen, so ist die Gefahr nicht allzugroß. Das Meer bleibt immer für einen leichten schnellen Rückzug frei und jedenfalls hat Frankreich dann vor aller Welt seinen guten Willen und seinen Eifer für der Christenheit Sache gezeigt und kann die Verantwortung denen überlassen, die ihm im Wege stunden.

Es ist nach dieser Auseinandersetzung nicht nöthig, noch besonders von der Gerechtigkeit der Sache zu reden. Gerecht ist ein heiliger Krieg, unternommen zum Wohle der Menschheit, zur Beförderung des christlichen Glaubens, zur Befreiung der

Unglücklichen, die uns um Hülfe flehen, zur Gewinnung des heiligen Grabs, zur Rache für den Uebermuth und die Unbilden, welche auch Frankreich von den Barbaren erfuhr.

Hier haben wir einen Krieg, der einen heiligen Titel hat, noch mehr aber, der auch nützlich ist, wenn man's weltlich betrachtet; gewiß ein Zusammentreffen, das selbst Macchiavelli loben würde. Die ganze Christenheit wird man sich verpflichten, Italien insbesondre und Deutschland, bei denen Frankreich vornemlich gelten und geliebt sein will, werden gewonnen werden. Hier ist der Ort, Ehre und Verdienste zu erwerben, hier, Tapferkeit und Glauben zu zeigen, hier läßt sich das Begangene sühnen und die ewige Huld des Himmels erringen.

Wir sehen in dieser Denkschrift, welche uns ein so merkwürdiges Bild der orientalischen Frage jener Tage entwirft, den für den Faden unsrer Darstellung wichtigsten Punkt klar und scharf hervortreten, das Streben nemlich, Deutschland Ruhe vor dem unmüßigen Nachbar zu schaffen: ganz dieselbe Abmahnung von dem Suchen einer europäischen, doch nicht haltbaren Weltherrschaft, von dem Verbluten in erbärmlichen, kleinen Erfolgen statt großer und zugleich edler Ziele, wie wir dieß Alles schon vom Schluß des „Bedenkens" her kennen, wenn es bei seiner idealen Ländervertheilung ausruft: „Hiebei würde unsterblicher Ruhm, ruhiges Gewissen, Applausus universalis, gewisser Sieg, unaussprechlicher Nutzen sein!" Um Deutschlands willen ist auch Hollands Ruhe Leibnizen von Werth. Wie weit er eine unmittelbare Theilnahme für dasselbe hatte, ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls ist es, trotz der gebotenen Darstellungsform, nicht gerade sein Zweck, ihm mit dem ägyptischen Vorschlag einen Feind auf den Hals zu hetzen; dazu war er viel zu weitsichtig. Sondern er dachte: Wird es was, so schadet es gerade nicht allzu viel, wenn diesen Herren Krämern der Brodkorb ein wenig höher gehängt wird (vgl. das Bedenken: sie, nemlich Holland und England, sollten andre Nationen auch, wie billig, ihre Nahrung suchen lassen und sich nicht weiß nicht was für ein dominium des Meeres arrogiren wollen S. 202). Wird es aber nichts und zieht Frankreich mit Verlust ab, so ist das für Deutsch-

land wenigstens kein Unglück. Jedenfalls „fiet interim aliquid“, d. h. man hat unterdessen Zeit, sein Haus zu bestellen.

Obwohl man daher bei genauer Betrachtung nicht eigentlich sagen kann, daß Leibniz mit seinem Vorschlag Frankreich eine Falle stellen wollte, scheint man es dort doch gewissermaßen so angesehen zu haben. Sei dem wie ihm wolle, in einer keineswegs großartigen Eroberungs-, sondern ziemlich kleinlichten und gemeinen Raub-Staatskunst handelte man thatsächlich nach unsrem Sprüchwort: Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dach — und erachtete den Rhein oder die Schelde für näher und räthlicher, als den Nil, wie Leibniz in dem oben erwähnten Brief an Ludolf 1687 klagt. Denn, wie der Minister Pomponne dem Kurfürsten von Mainz 1672 auf seine selbständige Anregung antworten ließ, „Sie wissen, daß heilige Kriege seit Ludwigs des Heiligen Zeiten aufgehört haben, in der Mode zu sein“. Das Gute lag so nah, warum also in die Ferne schweifen?

Trotz dieser Mißerfolge ließ indeß Leibniz den einmal so lebhaft gefaßten Gedanken nie mehr ganz fallen. Zwar beobachtete er nach seinem Grundsatz, gute Vorschläge nicht durch unzeitiges und schlechtgewähltes Aussagen zu entwerthen, über diese seine Hauptverhandlungen ein tiefes Stillschweigen, so daß nach dem Tod von Boineburg und Johann Filipp wenigstens in Deutschland Niemand mehr davon wußte, als etwa Ludolf, dem er in obigem Brief eine Andeutung macht. Dagegen hören wir in verschiedenen seiner Schriften Anklänge und Hinweisungen, die jedenfalls für den Eingeweihten, d. h. vor Allem für Ludwig vollkommen verständlich sein mußten, Mahnungen, die in dem bitteren einmal geäußerten Wunsch zusammenlaufen: Wenn doch der allerchristlichste König nur einmal den Positiv seines Namens wahr machen wollte! So finden wir im Mars Christianissimus von 1683/84, freilich als bitter-ironischen Schlußgedanken, man verstehe die heiligsten Intentionen des Königs nicht: Er als Statthalter Gottes auf Erden habe natürlich mehr als Alles die Absicht, die Ungläubigen zu überwinden, daß zuletzt sei Un Roy, une Loy, une Foy (Ein Herr, Ein Glaube, Ein Gesetz). Aber dieß müsse hübsch säuberlich und allmählig gehen ohne gefährliche Luft- und Absprünge, wie ja auch, um die

Handlungsweise des allerchristlichsten Königs aus seinen wahren Beweggründen zu erklären, das Evangelium verordne: Zuerst die Juden, dann die Heiden! Daher auch Ludwig sich zuerst an die angrenzenden Deutschen und Niederländer mache, um von ihnen seinerzeit weiter zu den Türken zu schreiten.

Während der Mars diesen Gedanken nur neben andern hat, so behandelt eine weitere Schrift ihn als Hauptpunkt, nemlich das Flugblatt: „Des großen Königs Hauptdessein" von 1688/89, welches zu den von mir aufgefundenen, mit höchster Wahrscheinlichkeit leibnizischen Schriften gehört und alle Unternehmungen Ludwigs eben aus diesem letzten Gesichtspunkt erklären will. Dieß ist nun natürlich wieder ironisch; doch tritt bei letzterer Schrift im Unterschied vom Mars die Absicht hervor, zugleich auch in dieser Richtung rathend, ermahnend und verbindlich machend zu wirken. Denn kurz vorher hatte Leibniz in dem wichtigen Brief an Ludolf geäussert, wenn auch die Franzosen damals seinen Vorschlag verworfen, so wäre doch möglich, daß sie jetzt (1687—1689) dazu geneigt wären, wenn sich nur ein einflußreicher Rathgeber fände. Ja am Ende werden sie von selbst zugreifen, wenn sie sehen, wie die Türkei zusammenbreche, und daß wer nur wolle, ein gut Stück davon erwischen könne. Was er hier nur vermuthend und wünschend, im „Hauptdessein" aber aus der Maske der Ironie heraus rathend nahelegt, das spricht er weiterhin in dem (höchst wahrscheinlich von ihm verfaßten Kriegsgegenmanifest vom 18. Oktober 1688 und den damit gleich laufenden „Erwägungen über die Kriegserklärung" im Tone bitteren Vorwurfs aus, um keine einzige rednerische Schattirung unverwendet zu lassen. Dort heißt es: „Was hinderte den allerchristlichsten König, wenn das Glück Oestreichs gegen die Türkei ihm Eifersucht einflößte, Theil zu nehmen an den Eroberungen und der Beute des türkischen Reichs? Es war ja so leicht für ihn, da er zur See viel schneller dorthin und namentlich nach Aegypten dieser Hauptbülfsquelle des ottomannischen Reichs gelangen konnte. Alle diese Länder standen ihm zur Verfügung (étaient à sa discretion)" [1]).

In dem Manifest für Carl III. endlich (vom Jahr 1704) wird derselbe Vorwurf wiederholt und lautet der letzte Ausdruck

1) Klopp V, 620.

noch bezeichnender: Griechenland und Thrazien (um nichts zu sagen von Asien — wozu man Aegypten rechnete —) erwarteten es und waren ihm zugesichert (et lui étaient „assurées“) [1].

Daraus läßt sich mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß man sich zur selben Zeit (vor 1688), als das Glück die östreichischen Waffen gegen die Türken begünstigte, am Wiener Hof mit Plänen einer Theilung der Türkei trug und wohl auch mit Frankreich darüber in gewisse Beziehungen trat, da man die Beute allein zu behalten nicht hoffen konnte. Und dabei liegt die Vermuthung mehr als nahe, daß der Hauptträger des ägyptischen Plans, Leibniz, der schon vorher, aber namentlich um 1688 in genauer, freundlicher Verbindung mit dem Wiener Hof stand, die Hand mit im Spiel hatte, daß seine wiederholten Andeutungen besonders im „Hauptdessein“ sozusagen neue Fühler waren, was sich beim Kaiser und durch dessen Vermittlung anderwärts in der alten Sache ausrichten ließe. Und um endlich den Kreis zu schließen finden wir aus dem Jahr 1689 (wo Leibniz in Rom war) ein Gedicht an den Papst, das theilweise mit wörtlichem Anklang [2]) an das oben angeführte Gedicht für den Koadjutor den Papst selbst zur Veranstaltung eines Kreuzzugs anstatt der innern Kriege auffordert.

Alle diese Nachklänge des „consilium Aegyptiacum“ führten wir des vollständigen Ueberblicks wegen schon hier an, werden sie indeß um ihrer anderweitigen Beziehungen willen noch einmal besonders an ihrem Ort zu berücksichtigen haben.

Auch von diesem Abschnitt der rastlosen Bemühungen unsres Leibniz müssen wir also scheiden, ohne einen Erfolg in ihrer Zeit aufweisen zu können. Allein Männer, wie er, stehen und denken über der Zeit (sub specie quadam aeternitatis) und ihre Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von der Nachwelt. Wie bei dem „Bedenken“, so ist dies auch bei dem ägyptischen Vorschlag glänzend geschehen. Kein geringerer, als der größte Feldherr unsres Jahrhunderts hat dem Kriegsplan des deutschen Filosofen sein Placet gegeben. Um dem unmittelbar nicht faßbaren England, das inzwischen in Indien an Hollands frühere Stelle getreten

---

1) Guhrauer, Kurmainz II, 263.

2) Z.B. der Vers: „Konstantins Vormauern für Christum neu zu erobern“ kommt beidemal wörtlich gleich; ebenso der: „Selbst der Seine geschmeidige Woge ist freundich geneigt dir.“ An einem bewußten Zusammenhang ist somit nicht zu zweifeln.

war, auf diesem Umweg einen empfindlichen Schlag zu versetzen, machte im Jahr 1798 Napoleon seinen Zug nach Aegypten. Daß ihm nach neueren Untersuchungen vor seiner Unternehmung der leibnizische Plan noch unbekannt war, besagt nichts; im Gegentheil könnte man betonen, daß das unabhängige Zusammentreffen Beider nur um so mehr für die Richtigkeit und Bedeutung der Sache spricht. Und ein Nachspiel von dem Allem erleben wir endlich noch in unsrer Gegenwart, die ja überall weniger großartig, aber vielleicht noch gediegener und nachhaltiger arbeitet, die es liebt, Staatspläne und -Unternehmungen als Handelssachen zu verzollen. Der Bau des oben von Leibniz schon erwähnten Suezkanals durch eine französische Gesellschaft, die Besorgnisse Englands, die sich daran knüpfen, die Gedanken, welche man sich über die Tragweite seines abyssinischen Zugs machte, all diese Plänkeleien zwischen England, Frankreich und Rußland in unsrer heutigen orientalischen Frage rufen uns lebhaft die ahnenden Gedanken in's Gedächtniß, welche Leibniz vor 200 Jahren ausgesprochen. Und wenn nach dieser Seite hin der Gang der Ereignisse weniger Bedeutung mehr für Deutschland hat, was für Leibnizens staatliches Denken den rothen Faden bildete, so müssen wir ihm um so mehr Recht darin geben, wie er schon damals in der „Errichtung überseeischer lateinischer Kaiserthrone" einen heilsamen Wetterableiter für Deutschland sah, das inzwischen nach den Worten des Bedenkens spatium rerum componendarum, Zeit sich selbst häuslich einzurichten erhielte.

Kapitel 4.

Die Mahnschriften von Leibniz während des holländisch-europäischen Kriegs.

(Dreigliederig: An England, Holland und Deutschland) [1].

1673/74.

Wir bemerkten am Schluß von Kap. 2, daß die Schrift „Bedenken über die Sicherheit Deutschlands" neben ihrer Bedeu-

---

1) Ueber die leibnizische Urheberschaft der ausgezeichneten Trilogie s. meinen Nachweis. Es ist damit in würdiger Weise eine auffallende Lücke in dieser Thätigkeit unseres Staatsmanns ausgefüllt.

tung in Sachen des allerdings wirkungslosen Partikularbündnisses für Leibniz selbst deßwegen von besonderem Werth gewesen sei, weil er sich in ihr zu Anfang seiner Laufbahn ein für allemal Frankreich gegenüber klar wurde und den Standpunkt feststellte, von dem aus er fortan gegen die Uebergriffe dieser Macht kämpfte. Zunächst that er dies freundlich ablenkend mit dem eben besprochenen ägyptischen Vorschlag von 1672, von dem wir zu Anfang des 3ten Kapitels erwähnten, daß das Bedenken am Schluß seines ersten, durchaus noch friedlich-mahnenden Theils ihn bereits ganz klar und deutlich hervorhebe und als wahres Ziel der unmüßigen französischen Waffen durchblicken lasse. Anders lautete bereits der zweite nach der Wegnahme von Lothringen geschriebene Theil obiger Schrift. Mit großer Bestimmtheit erklärt er, wie es gar nicht mehr zweifelhaft sein könne, daß Frankreich einen Schlag und zwar zunächst gegen Holland im Schilde führe, mit großer Entschiedenheit weist er darauf hin, was man dieser drohenden Gefahr gegenüber zu thun habe. „Das Nächste deutscherseits wäre, daß wir Holland und womöglich England zu einer unversehenen Ruptur mit Frankreich disponirten und ihnen demonstriren, daß unsererseits gegenwärtig unmöglich, ja schädlich, sich zu moviren, daß Frankreich nicht uns, sondern sie meine und leichtlich eines nach dem andern oder vielleicht beide niederwerfen könne, wenn man nicht zeitig ihm zuvorkomme. Denn selbst Bauern wissen, was Vorteil der hat, der die erste Ohrfeige austheilt. Welches alles sicher ist und sich ihnen daher gründlich demonstriren läßt. Kapiren sie dieß, Beide oder Einer, und brechen mit Frankreich unversehens, so wird es gut. Aber ganz besonders sollte England dazu gebracht werden, mit Holland in Bund zu treten und den aufsteigenden Kolossum zu subruiren. Denn ohne daß Frankreich von England des Stillesitzens oder gar thätiger Hilfe versichert, wird es vor der Hand nicht wohl etwas zu unternehmen wagen". Der Erfolg bestätigte nur zu sehr, wie Recht Leibniz mit diesen im Jahr 1670 geschriebenen Worten hatte. Freilich geschah durchweg das Gegentheil von dem, was er gewünscht und gebeten. Man ließ seine schon damals sehr gründliche auf die innern Verhältnisse von Holland und England gebaute Demonstration „in die Luft geschrieben sein", man „kapirte" nicht, daß man der gemeinsamen Gefahr mit ver-

einten Kräften entgegentreten müsse; statt miteinander den aufsteigenden Kolossum Frankreich zu subruiren, traten die Tripelallianzmitglieder England und Schweden gar auf seine Seite und ließen dem bedrängten und innerlich zerrissenen Holland nichts als die Elemente zu Bundesgenossen. Denn die laue und durch Halbheit lahme Hülfe des Kaisers war kaum zu rechnen. Holland, und mit ihm für jeden schärferen Blick Deutschland und Europa war in der äußersten Gefahr, von den mit unerhörter Wucht und Schnelligkeit vordringenden französischen Waffen niedergeworfen zu werden. In diesem Augenblick der Noth konnte Leibniz, nachdem sein großartiger ägyptischer Vorschlag wie ein Schattenbild an der Wand spur- und wirkungslos vorübergegangen war, nicht umhin seine kampfbereite Feder zu ergreifen und ernste Mahnworte an die drei hauptsächlich von Frankreich bedrohten Mächte zu richten. Es galt, die „gründliche Demonstration" des Bedenkens noch einmal und noch gründlicher zu wiederholen, ob sie's nicht am Ende doch „kapirten" und ihr Verständniß öffneten [1]). Zwar sind ihm England und Holland fremde Länder; allein dieser Begriff hatte eigentlich vor seinem umfassenden, universalistischen Blick keinen Sinn, wie er ja schon mit seiner Erstlingsschrift Deutschland in

1) Ich kann an diesem Ort nicht umhin, abermals gegen das sonst so verdienstvolle Buch Biedermanns entschieden aufzutreten. Dasselbe glaubt nemlich den ganzen nun folgenden, ihm freilich zum Theil noch unbekannten Kampf Leibnizens gegen Frankreich in der überaus traurigen Weise bemängeln zu sollen, daß es wiederholt sagt, man wisse leider nicht, inwieweit die Erbitterung Leibnizens nicht blos verletzte Eitelkeit über das Scheitern seines ägyptischen Vorschlags und andrer Annäherungsversuche an Ludwig gewesen sei. Das ist Kammerdienergeschichtsschreibung, mit Hegel zu reden. Biedermann kennt ja „Deutschlands trübste Zeit" zu genau, als daß es ihm einfallen sollte, für den fast halbhundertjährigen Kampf eines Leibniz solche kleinlichte Triebfedern als zureichenden Grund hervorzuklauben. Ich denke, die Sache wäre auch ohne das für jeden Deutschen genug erklärt. Jene Eitelkeit wäre überdies bei dem erst 26jährigen, als Staatsmann noch unbekannten Leibniz sehr seltsam, um so mehr, als der Plan ganz geheim blieb und sein Scheitern ihn lediglich nicht blosstellte. Wir können also darin nur eine bedenkliche psychologische Dichtung Biedermanns und seiner Nachfolger sehen. Unsere Darstellung aber zeigt schon hier, daß Leibnizens Kampf gegen Frankreich bereits geraume Zeit vor dem ägyptischen Plan begann (poln. Königswahl, Bedenken). Auch werden wir im Folgenden immer wieder freundliche und unfreundliche Beziehungen unseres Staatsmanns mit Frankreich und Ludwig in bunter Abwechslung antreffen und wohl im Stande sein, diese Erscheinung in etwas großartigerer Weise zu erklären, als es die Männer der allezeit nur geraden Linie vermögen.

Polen vertheidigt hatte. Und zudem befand er sich eben zu jener Zeit mitten in den bewegenden und bewegten Kreisen, vom Frühjahr 1672—1676 an in Paris, Januar 1673 zu London und zwar immer zunächst und unmittelbar gerade in Staatsangelegenheiten. Allerdings konnte der unbekannte junge Deutsche nicht hoffen, Gehör zu finden, wenn er im eigenen Namen auftrat; daher er alle drei Schriften nicht blos ohne sich zu nennen schrieb, sondern auch in den an Holland und England gerichteten die empfehlende und ihn persönlich sichernde Maske eines Einheimischen vornahm (— ein Verfahren, zu dem er von der polnischen Königswahl an immer wieder seine Zuflucht nahm; man vgl. das Manifest für Carl III. von 1704 —).

Das Wichtigste war nun, auf England zu wirken und ihm das Thörichte seiner kurzsichtigen Staatskunst, das Verderbliche seines französischen Bündnisses vorzuhalten. Leibniz thut dieß, um mehr Eindruck zu machen, in der Form eines Gesprächs, das vier hohe englische Beamte miteinander geführt und ein unbemerkter Zuhörer zufällig belauscht haben soll. Dasselbe ist wohl künstlich in die Zeit vor Abschluß der Tripelallianz zurückverlegt, offenbar um die Bündnißfrage Englands möglichst ruhig und unparteiisch, ohne Hereinspielen aller vollendeten Thatsachen und etwa wachgewordenen Leidenschaften oder Sonderstrebungen zu behandeln. Der (erdichtete!) deutsche Uebersetzer aber, welcher das Gespräch mit einem Vorwort und kräftigen Anmerkungen begleitet, unterschreibt das Jahr 1674[1]) und spricht die entschiedene Hoffnung aus (welche sich ja wirklich auch erfüllte), daß England von seiner verderblichen Entscheidung zurückkommen und der im Gespräch siegenden, in den Anmerkungen kräftig bestätigten Ansicht sich zuwenden werde.

Wir geben nun in Kürze das Wesentliche aus der, mit einer nicht blos für jene Zeit auffallenden Sprachreinheit geschriebenen Schrift, deren Titel lautet: Gespräch über das Intresse des englischen Staats, darinnen klärlich gezeigt wird,

1) Diese Zweitheilung erklärt sich entweder so, daß Leibniz das Gespräch vor der Entscheidung geschrieben hat, aber durch die Ereignisse überholt wurde und erst, als die Würfel gefallen waren, es mit sammt den jetzt beigefügten Anmerkungen herausgab. Oder ist das Ganze nur ein rednerischer Kunstgriff, um durch den gemachten Gegensatz von Weissagung und Erfüllung desto mehr zu wirken.

wie schädlich es vor das Königreich England sei, mit Frankreich zum Untergang anderer Staaten sich zu verbinden. Sammt beigefügten nothwendigen Anmerkungen. Aus dem Holländischen in's Deutsche übersetzt. (Wobei noch über das aus französischer Sprache zu finden: Eine politische Betrachtung den gegenwärtigen Krieg betreffend.) Gedruckt im Jahr 1674.

Nach der oben erwähnten Einkleidung legt der Hausherr seinen Freunden die Frage der einzuhaltenden englischen Staatslenkung vor und weist sie auf die Pflicht hin, in einer so ernsten Zeit sich wohl zu bedenken, was man erwählen wolle. „Denn der Beschluß, den wir fassen werden, wird der Mittelpunkt sein, darnach alle die Linien und Züge unsres Vorhabens sollen gezogen werden". Zunächst ergreift nun der Freund der Neutralität das Wort. „Er erinnert an die Schäden, an welchen England vom vorigen Krieg her noch leide, zudem ja der Kaufhandel, dem jeder Krieg am meisten zusetze, Englands Seele und Leben sei. „Erst müssen wir uns die Flügel wieder wachsen lassen, die uns so kurz sind abgeschnitten worden. Andern Mächten ist's ja auch nicht so ernst wider Frankreich, sondern sie spielen mit ihm unter der Decke und denken nicht daran, den Bogen recht zu spannen. Frankreich dagegen ist reich und von einem zahlreichen Volk bewohnt, das all sein Fortun im Kämpfen und Streiten sucht. Sollen wir nun den herumschweifenden Rittern gleichen, daß wir unser Leben für anderer Leute Streitigkeiten und Zänkereien sollten blosgeben? Da ist eine große weite See, die uns von Andern absondert und auf's Beste vor Bestürmung und feindlichem Anfall vertheidigt. Sollen wir uns also den spanischen Niederlanden aufopfern, die selbst schwach sind; oder sollen wir andererseits gar den Franzosen helfen und die Werkmeister sein, dieß übermüthige Bild aufzurichten, welches uns endlich selbst untertreten und zwingen möchte, es für unsern Herrn und Meister anzuerkennen? Ich mache also den Schluß, daß wir neutral bleiben und sie allein mit einander kämpfen und streiten lassen, während wir uns unterdessen selbst besser einrichten".

Dieser Vorschlag findet aber in dem Freundeskreis gar kei-

nen Beifall, daher sogleich der Gegner der Neutralität antwortet: „Es ist nicht genug, selbst einen friedsamen Geist zu haben, welcher friedensbegierig sich erzeigt, sondern es müssen auch unsere Nachbarn von demselben Geist sich leiten lassen. Wer ein groß Verlangen nach Frieden trägt, hat sich zugleich verpflichtet zu halten, nach einigen gewaltigen Hilfsmitteln, dergleichen der Krieg ist, sich umzusehen. Bisher war allerdings die Grundregel des englischen Staats, die beiden Königreiche Spanien und Frankreich in der Wagschale zu halten und auf welcher Seite wir uns befanden, die hat gewiß und ohne allen Zweifel die Oberhand behalten. Allein dießmal thut es sich nicht so. Würde Spanien einbüßen und unterdrückt werden, so würden wir als Seiltänzer sein, welche ihre Gewichtsstange verloren und alle Tritte zu wanken pflegen. Denn wenn Frankreich durch den Sieg vollends solche Macht zur See bekömmt, so wird es nicht lange stillsitzen, sondern bald seine Waffen auch wider uns kehren. Die Neutralität ist also nicht zuträglich. Der schändlichste Name, den die Schrift einem Menschen gibt, ist, daß er weder warm noch kalt sei. Kluge Leute haben dieß stets geflohen, denn der Mittelweg macht keine Freunde und befreiet nicht von Feinden. Der Krieg wird uns überdies zu mehrerer Befreiung des Königreichs gereichen und dasselbe von seinen bösen Säften und Feuchtigkeiten, ich will sagen von dem unnützen Gesindel und Müßiggängern trefflich reinigen, die sonst des Staates Ruhe zu beunruhigen pflegen".

Auf Grund dieser Anschauung ergreift der Freund des französischen Bündnisses das Wort: „Ich bin mit Euch einverstanden, daß wir Eine und zwar die Seite erwählen, welche England am zuträglichsten scheint. Denn der Vorteil ist eines Staates Geist und Seele, ja das, was den ganzen Staat lebendig und wachsthümlich macht. Wo ist aber der größere Vorteil? Frankreich bietet uns Rosen, Spanien nur Dornen. Dort werden wir Antheil am Gewinn haben können, hier nur am Schaden, da wir doch das Pflaster zu spät auf die Wunde legen und der Krebs nunmehr zusehr eingewurzelt ist. Lasset uns daher zusehen, daß Frankreich nicht Alles allein überkomme. Denn die Wagschale ist doch nicht mehr gleich, sondern sie schlägt auf der Einen Seite ziemlich aus".

Dem stellt sich nun aber der Freund des holländischen Bünd-

nisses mit aller Entschiedenheit entgegen: „Offenbar, entgegnet er dem Vorigen, habt Ihr Eure wahre Meinung nur vermummt, damit Ihr durch Sagen des Gegentheils um so stärkeres wirken möchtet. Denn ernst gemeint, wäre dieser Euer Vorschlag, wie wenn man die alten Festungen einreißen und neue in die Luft bauen wollte. Ihr macht's wie diejenigen, welche, um wieder jung zu werden, sich gern in Stücke zerschneiden und in einen Destillirofen schieben ließen, um eines neuen Lebens auf solche Weise habhaft zu werden. Ich bitte Euch, entschlagt Euch dieser Meinung von Frankreich. Dasselbe soll doch nicht der ganzen Welt Staub in die Augen werfen, noch alle Leute betrügen. Seine Absichten sind einzig darauf gerichtet, die Einfältigen zu hintergehen, seine Handlungen trefflich herauszustreichen, unterdessen aber zu thun, was ihm gefällt. Den Engländern ist nichts dienlicher, als aus ihrem Irrthum gerissen zu werden und zu wissen, daß Frankreich einzig suchet Aufruhr, Zwiespalt, Trennung unter ihnen anzurichten und zu unterhalten. Dieß sind Frankreichs Grundregeln, dieß ist sein Intresse und Vorteil, dieß ist die Art und Weise, die es von seinen Vorfahren geerbt und wovon es nicht leicht lassen wird. Alle ihre Erfindungen sind so viel Zank- und Zwietrachtsäpfel, die die Abgefertigten von Frankreich mitten unter uns werfen. Es will ein Herr sein über alle Königreiche und Fürstenthümer in Europa; es will die Zügel in der Hand behalten und uns einen Kappzaum und Nasenband anlegen, damit es uns führe, wie es wolle. Man sieht wohl, es will jetzt mit Englands Fingern den Braten von dem heißen Spieße ziehen, trachtet aber dabei selben allein und ohne englische Mitesser zu verzehren. Sie machen uns jetzt Anerbietungen, aber auf diese Weise werden sie uns scheeren nach ihrem Wohlgefallen; alsdann werden sie köstliche Kleider von der Wolle machen, die sie von unsrem Fell überkommen haben. Sie geben uns nach ihrer Gewohnheit ein hartes Bein, daran zu nagen, und verlangen, daß wir solches sollen zerbrechen, trachten aber dabei, das Mark allein daraus zu essen. Sie wollen uns zu ihren Jagdhunden brauchen und alsdann, wenn das Wild gefangen, uns anschließen. Wie trefflich steht es jetzt schon mit ihrer Flotte und wie scheuen sie nicht Mühe und Kosten, um es darin immer weiter zu bringen! Kurz, es ist zu fürchten, daß das alte Sprüchwort mit Wahrheitsgrund von

uns gebraucht werde: England muß Frankreich auf seine eigenen Kosten dienen. Ja, wenn Frankreich zu seinem Ziel gelangt, so werden wir hinter den Ohren krazen müssen. Denn wie schrecklich wäre die Verbindung von Frankreich und Spanien, sonderlich, wenn der Abstand (= Renunziation) der Infantin[1]) wird aufgehoben sein.

Ist es unter solchen Umständen wohl glaublich, daß Volk und Parlament von England sich selbst die Ruthe schaffe, damit sie sollen gestrichen werden?

Jetzt sind noch die spanischen Niederlande (bzw. die Niederlande überhaupt) ein Bollwerk, welches Frankreich an der Herrschaft über ganz Europa verhinderlich, ja welches ihm ein sehr fester Damm ist, dadurch der schnellste Strom aufgehalten, als der, wenn er seinen Lauf hätte, alle benachbarten Länder überschwemmte. Ueberdies ist Spanien so schwach nicht, wie Ihr es schildert. Stehen wir zu ihm, so wird Frankreich wie Schnee vor der Sonne schmelzen. Auch die vereinigten Staaten halten ihre Segel bereits fertig und wachen ihrer Sicherheit, denn es ist ihnen sehr viel daran gelegen, daß sie starke Dämme den Strömen entgegen legen, die sie sonst überschwemmen möchten. Auch die andern Fürsten, die Frankreich mehr fürchten, als lieben, werden den Schönbart und verstellte Kappe gänzlich ablegen, wenn sie eine solche Macht sehen, die stark genug ist, sie zu schirmen. Und Frankreich selbst ist ein Land voll böser Feuchtigkeiten, welche wenn sie einmal ihre Wirkung recht thun, alsdann dasselbe verstend, ja gar zu nichte machen werden. Darum die Zeit benützt; wenn wir diese höchst angenehme und dienliche Gelegenheit aus Händen lassen, so werden wir sie alsdann nicht wieder bekommen.

(Diese letzte Ansicht dringt nun in dem Freundeskreis durch, in der Wirklichkeit aber erst ums Jahr 1675 als Aufgeben des Bündnisses mit Frankreich; ums Jahr 1677/78 als Drohung, geradewegs gegen Frankreich Stellung zu nehmen, wodurch dieses zum Abschluß des Friedens bewogen wurde.)

Für's Andere handelte es sich darum, ein mahnendes Wort an das innerlich zerrissene, ein tröstendes an das von Außen nie-

1) Ahnung des spanischen Erbfolgekriegs, der 30 Jahre später losbrach.

dergeworfene und in dumpfer Verzweiflung liegende Holland zu richten. Mit dem ersteren Punkt als dem Hauptübelstand hatte sich schon das „Bedenken“ ziemlich eingehend beschäftigt, daher Leibniz nur einem alten Gedanken eine Sonderausführung gab, wenn er die im Titel der vorigen Schrift schon als „beigefügt“ erwähnte Betrachtung über und an Holland schrieb. Ihr vollständiger Titel lautet: Politische Betrachtung über den gegenwärtigen Kriegszustand zwischen Frankreich und den vereinigten Niederlanden; aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt[1]) und zum Druck gegeben. Im Jahr Christi 1674.

Da die geschichtlichen Umstände theils schon aus dem Bisherigen klar sind, theils durch unsre Schrift selber es werden, können wir sogleich ihre wesentlichen Gedanken geben. Sie gliedert sich in der durchsichtigen Weise, daß sie für's Erste betrachtet, was war, d. h. was denn eigentlich Frankreich zu seiner ganzen Unternehmung bewogen, was England zu seinem Beitritt bestimmt habe. Für's Andre bespricht sie, was ist, d. h. wie es in der Gegenwart mit Holland stehe, nach Außen der unaufhaltsam vordringende Feind, nach Innen die sinnlos verderbliche Zwietracht der Parteien. Für's dritte faßt sie in's Auge, was sein wird, d. h. was Holland zu thun und zu hoffen, von seiner eigenen Kraft und der sicher nicht ausbleibenden fremden Hilfe zu erwarten habe. Daher es thöricht und allzu früh wäre, sich der dumpfen Verzweiflung, die bereits eingerissen, thatlos und matt zu überlassen, statt nach der Väter Art auszudauern.

Die Schrift beginnt mit der Erklärung: Die Gerechtigkeit unsrer Waffen ist so groß, als je einmal in der Christenheit. Der wahre Grund, warum wir angegriffen werden, das sind die hochtrabenden Gedanken des Königs von Frankreich, der eine vollkommene Monarchie in der Christenheit anzuordnen trachtet und deßwegen vor allem den Fuß auf den kaiserlichen Thron setzen will. Denn es wolle nur ein Politikus unbeschwert etwas reiflich der Franzosen An- und Vorschläge erwägen, welche sie in dieser Sache seithero praktizirt, so wird er dieß finden, daß all

1) Wir haben bei dieser und der vorigen Schrift wohl anzunehmen, daß Leibniz sie zunächst deutsch schrieb und dann eine Uebersetzung in's Französische oder auch in die betreffenden Landessprachen besorgte.

sein Zweck auf eine europäische Universalmonarchie gewesen, — folgt ein Nachweis ganz in der Art des Bedenkens und besonders in unverkennbarer Verwandtschaft mit einer später zu behandelnden, sicherlich auch leibnizischen Schrift: „Des großen Königs in Frankreich Hauptdessein“ von 1687. Da die gleichen Gedanken dort mit Bezug auf Deutschland behandelt werden, so wollen wir die Ausführung hier versparen und nur bemerken, daß unter den geistlichen Fürsten Deutschlands, die Frankreich an sich zu ziehen gewußt, besonders der Bischoff Bernhard von Münster Eins bekommt, „der weiß nicht wem um Geld dienen würde und alsbald der Franzosen Partei nahm“. Es ist dieß derselbe, dessen wir oben als eines Theilnehmers an der Marienburger Allianz so ehrende Erwähnung thun mußten! — Nun weiß aber der König von Frankreich, daß die Niederländer nie einen französischen König auf deutschem Kaiserthron dulden würden. Deßwegen nahm er ihm vor, sie auf solche Art zu unterdrücken, als nunmehr offen und am Tag ist. Daß aber England, ohne dessen Theilnahme Frankreich nicht leicht gebrochen, sich dazu verleiten ließ, obwohl es durch Frankreichs Erhöhung offenbar geschwächt wird, wo nicht gewisser Untergang folgt, dafür ist ein Hauptgrund der: Der König gedenkt denjenigen Vorschlag zu vollziehen und zu Ende zu bringen, welchen auszuführen schon viele Könige vor ihm sich äußerst bemühten, nemlich des Pöbels Recht und Privilegien zu Boden zu stoßen, den Adel aber wieder in seinen vorigen alten Stand zu bringen.

Wie steht es nun aber gegenwärtig bei uns selbst im Innern? Viele meinten, das Hauptunglück sei von den beiden Witt entstanden; denn es gieng, wie es in dergleichen Fällen sich jederzeit zu ereignen pflegt, daß man allen Unfall der Regierung zuschob und alle Schuld denen Regenten zueignete, also daß das gemeine Volk, den glücklichen Waffensucceß der Feinde sehend, zu schreien anfieng: Alles ist verrathen, verkauft und auf die Fleischbank geliefert! Von wem aber, ihr lieben Leute, wo, wann, warum, wie? wo ist das Geld? Wenn nur Jemand vorhanden wäre, der das geringste Zeugniß geben könnte! Ich will allerdings diese Faktion nicht entschuldigen, wenn es anders wahr ist, daß sie das höchste Unrecht begangen und das nassauische Haus unterdrücken wollte. Allein ebensowenig ist des Pöbels Grausamkeit (in der Ermor-

dung der beiden Brüder Witt, Häupter der republikanischen Partei) zu entschuldigen; denn es ist doch noch besser, unter einem schlimmen, als unter gar keinem Guverno stehen. Da hörte man allenthalb von Hälsebrechen reden und die Großen für Verräther ausrufen; das Lumpengesindel des Pöbels wollte eines Admirals Haus stürmen, weil etliche Weiber das Geschrei ausgesprengt, er habe die Flotte verkauft.

Nichtsdestoweniger hat der Pöbel in Erwählung seiner Hoheit (des Prinzen Wilhelm von Oranien) zum Generalguverneur so Unrecht nicht gethan; denn der mag ihm wider die Franzosen helfen. Leider aber treffen wir auch gegen die jetzige Regierung und seine Hohheit eine unglaubliche Menge der Malkontanten an, die sich wohl öffentlich unter einer Schafshaut blicken lassen, sind aber rechtschaffene Wölfe in ihren geheimen Unterredungen. Zwar sind, wenn man die Wahrheit melden will, ihrer sehr wenige, die unter dem König von Frankreich zu sein Belieben trügen, im Gegentheil aber recht viele, die lieber Alles möchten zu Grunde gehen sehen, als einen friedlichen und angenehmen Zustand unter seiner Hohheit Regierung erwählen. Sie möchten vor Verdruß und Aerger bersten, wenn sie etwas Gutes von diesem Prinzen reden hören, und lachen ihnen in die Faust, wenn sie einen üblen Ausgang seines Vornehmens verspüren. Diesem losen Gesindel — von dem die parallele Schrift „Hauptdessein" sagt, es habe geschrieen: „Lieber französisch, als prinzisch! — diesem losen Gesindel will ich in diesem Diskurs zeigen, daß sie übel thun, also gegen des Prinzen neue Regierung zu reden und zu denken (folgt eine beredte Schilderung seiner bereits errungenen Verdienste —). Und wir haben in der That nicht nöthig, auch noch inwendig zu hadern und zu streiten, wo der Feind mitten im Land steht. Er hat einen unzähligen Haufen solcher Leute, die, wenn sie nichts anders zu nagen und zu beissen haben, sich nothwendig in den Krieg begeben und eine Muskete anfassen müssen. (Ein Aufsatz des ägyptischen Vorschlags sagt: In Frankreich leben viele Menschen blos mit der Hoffnung auf ihre Gewandtheit und im Vertrauen auf das Glück. Sie trachten durch kriegerische Leistungen emporzukommen; daher sie nur bei einem Großes erstrebenden König Aussichten haben. So kommt es, daß dieser jeden Augenblick ein Heer von geborenen Prätorianern zusammenbringen kann.)

Unser Staat aber ist bei weitem nicht so volkreich und meistentheils mit Handwerksleuten angefüllt. Das ist das getreue Conterfei unsres Landes, wie es dermalen steht. — Wenn wir nun endlich für's dritte betrachten, was künftig sein wird und was wir thun oder hoffen müssen, so ist zu sagen, daß der Feind gedenkt, uns ganz und gar zu verderben. Allein gemach! Ueber die Gerechtigkeit, welche unsre Waffen begleitet, ist noch eine andre Hoffnung vorhanden. Es ist von uralten Zeiten her eine gemeine Staatsregel gewesen, die europäischen Fürsten dergestalt in der Glückswage zu halten daß keiner von ihnen also erhöht werde, daß ihn andre fürchten müssen. Nur der König von Frankreich hat bei allen Gelegenheiten im trüben Wasser zu fischen sich bemüht und alle benachbarten Potentaten in Sorge und Unruhe versetzt. Der Generalfriede ist so auch jetzt eines einzigen Königs Ehrgeiz aufgeopfert worden, der seinen Ruhm auszubreiten so viel Christenblut hat vergießen lassen. Doch ist gegründete Hoffnung, daß alle europäischen Fürsten sich gewiß der französischen Universalmonarchie widersetzen und uns helfen werden.

Einstweilen aber müssen wir selbst bitten, geben, streiten: Bitten; weil Alles von der Hand des Herrn kommt, so sollen wir ihn mit kindlichem Vertrauen ersuchen, daß er unsere gerechten Waffen segnen möge. Wir müssen geben; denn es ist besser, durch unsre Freigebigkeit dem Unglück, das unsre Nachbarn getroffen, zuvor zu kommen und alles zu geben, als in die unbarmherzigen Hände des Feinds zu fallen. Wir müssen streiten, oder gänzlich zu Grunde gehen. Bishero sind wir fast allezeit geflohen und haben etliche Mal nach einander ohne einige Feindeserwitterung das Hasenpanier aufgeworfen. Und welches sehr denkwürdig ist, so haben wir in keiner Renkontre, wo wir festen Fuß gefaßt, jemals eingebüsset. Wir können ja noch allezeit der Gnade Gottes erwarten, wenn wir steif widerstehen. Man muß nur der ersten Furie der Franzosen frisch und muthig entgegentreten, sie tapfermuthig angreifen und sich heldenmäßig im Kampf erzeigen, damit man die preiswürdige Viktoria davon trage. Man muß Leib und Leben, Gut und Blut für die Landeswohlfahrt und Erhaltung aufopfern; sonst ist Hopfen und Malz verloren. Dulce et decorum est pro patria mori: Vor das Vaterland zu sterben Heißet Preis und Ruhm erwerben. Auch unsre Alliirten werden

8 *

zu Felde ziehen und besonders die deutschen Fürsten gedenken, wie übermüthig sie von den französischen Gesandten behandelt worden. Hoffentlich werden diese heldenmüthigen Herrn den Franzosen zeigen, daß ihnen ihre Freiheit ungleich lieber, als ihr Leben sei. Auch uns gebührt eine solche tapfere Resolution zu ergreifen und zu bedenken, daß rühmlich pro ara et focis, vor die Religion, unsre Freiheit, unsre Güter, Weib und Kind bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen. Wohlan denn, ihr beherzten Niederländer! Bittet, gebet, streitet und zweifelt dabei im Geringsten nicht an einem glücklichen Ende.

Nun handelt es sich noch um die dritte an diesem Krieg betheiligte Macht, um Deutschland, dessen Thun und Leiden für Leibniz natürlich am wichtigsten war, weßhalb auch die seiner Heimat gewidmete Schrift der Zeit nach die erste in unsrer Trilogie ist. Wir stellen sie aber hieher, um mit dem Wichtigsten und Kräftigsten abzuschließen. Bei einer Schrift, die von Verrätherei in Deutschland, „dem Land der Treue" handelt, ist ja überhaupt das jeweilige Datum unwesentlich, da dieß „Reptilien- und Koriolaneuthum" sich bei uns wie eine lange Krankheit erblich fortschleppt! — Wie wir aus der oben erwähnten Stelle des Bedenkens wissen, war Leibniz — und mit Recht — nicht dafür, daß das deutsche Reich in seiner völligen Zerfahrenheit angriffsweise gegen Frankreichs drohende Uebermacht vorgehe, so dringend er diesen Rath den Engländern und Holländern an's Herz legte. Nun war aber eben der Krieg losgebrochen und Deutschland unvermeidlich hineingezogen worden. So galt es, ihn wenigstens mit Kraft und Anstand durchzuführen. Allein woher dieß nehmen? Einzig der große Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte Kopf und Herz am rechten Fleck, um die furchtbare Gefahr zu sehen und ihr muthig zu begegnen. Sonst in Deutschland nur Schlaffheit, Halbheit und Verrath (vgl. den Schluß von Kap. 2). Besonders der Kaiser Leopold, am Willen gut, am Verstande schwach, war das Werkzeug seiner verrätherischen, von Frankreich erkauften Räthe, namentlich des Lobkowitz, der Frankreich heimlich zu fördern Alles that und selbst den gegen diese Macht endlich begonnenen Krieg von Wien aus in solchem Sinne leitete — zur Verzweiflung ein-

zelner wackerer Generale. Aehnlich, nur mit offen frecher Parteinahme für Frankreich, benahmen sich natürlich die geistlichen Fürsten von Köln und Münster, bei welchen der bekannte Fürstenberg (nachmaliger Verräther von Straßburg) das Heft in Händen hatte.

Wie mußte da dem jungen, tief für sein Vaterland fühlenden Leibniz in Paris [1]) das Herz bluten, wenn er den übermüthigen Siegesjubel der Franzosen mit eigenen Augen und Ohren wahrnahm, wenn er dagegen an die jämmerliche Erbärmlichkeit der Verhältnisse und Handlungen von Seiten seiner fernen Heimat dachte! Denn wie bei allen edlen markigen Naturen diente auch bei ihm der Aufenthalt in der Fremde nachweislich eben dazu, die Vaterlandsliebe nur um so mehr zu entflammen, ja dieselbe sogar zeitweise zu einer gewissen nervösen Heftigkeit zu steigern [2]). Und es war dieß nicht blos und allein der Gegendruck gegen das Französische, sondern vielleicht noch mehr gegen die erbärmliche Art, wie er verschiedene seiner Landsleute sich in Paris und Frankreich aufführen sah.

Wie nahe ihm dieß gieng, sehen wir aus der zu verschiedenen Zeiten seines Lebens wiederholten Klage über die jungen Laffen (jeunes étourdis), die in Paris, wohin sie sich allzufrühzeitig begeben, nichts besseres zu thun wissen, als die eigene Sprache und Abstammung zu verleugnen und dafür in tölpelhaft-verunglückter Weise die französische Art nachzuäffen. Ihm selbst aber stellt ein Freund (Lincker) in einem Brief gerade von 1673 das Zeugniß aus, daß er die Ehre seines Volks ebenso edel als glücklich auch im Ausland wahre [3]).

---

1) Wohin wir die Abfassung dieser Flugschrift vom Jahr 1673 zu versetzen haben.

2) Vgl. was wir später über seinen damaligen Gebrauch der deutschen Sprache zu bemerken haben.

3) S. Klopp III, 59. Daß er diesem Sinn auch als gereifter Mann treu blieb, versteht sich von selbst. Unansehnlich von Gestalt (Kl. III, VIII — ohne apparenz und Exterieur, noch Eloquenz und Promptitude V, 41 —) wußte er doch überall durch geistige Bedeutung und Liebenswürdigkeit schnell Eindruck zu machen und sich, wie sein nie verleugnetes Volk zu Ehren zu bringen. Als er z. B. 1690 von Rom schied, baten ihn alle seine vielen Bekannte, ihrer eingedenk zu bleiben, besonders wenn einer seiner Landsleute einmal den Weg zu ihnen nehmen würde, Einer, „der uns das edle, gefällige, strebsame, ausgezeichnete Wesen des deutschen Stamms, kurz dein Bild wieder auffrischen möge“ Guhr. Leben II, 89.

Beides wirkte nun zusammen: Die Lächerlichkeit seiner Landsleute, die er zu Paris vor Augen sah, erinnerte ihn jeden Augenblick an die gleiche Fäulniß in den höheren leitenden Kreisen (zu Wien u. s. w.), wie ja überhaupt eine Regierung nie schlechter ist als ihr Volk. Und dieß trieb ihn, der schon in dem Bedenken (wie später im Mars) die „Judasse" gegeißelt hatte, „doch noch ohne dieß zu Jemandens Beschimpfung zu sagen", — dieß trieb ihn in einem solchen Augenblick der Noth jenem deutschen Erbübel der Verrätherei und Schlaffheit eine besondre, in der That ausgezeichnete Schrift zu widmen. Ihr Titel lautet: Deutschlands Klag-, Straf- und Ermahnungsrede an seine ungetreuen und verrätherischen Kinder, sammt Beifügung einer Aufmunterung der redlichen deutschen Patrioten zur Ergreifung der Waffen wider des Kaisers und Reichs derzeit tyrannisirende Feinde 1673 (22 Seiten).

Der erste und Haupttheil wendet sich der Ueberschrift gemäß an die deutschen Verräther: Es ist zwar einem jeden Volk, wie wild es auch sonsten sei, die Furcht gegen seinen Gott, die Reverenz gegen den Fürsten und Regenten und Liebe zu dem Vaterland von der allgemeinen Mutter Natur in das Gemüth tief eingepflanzt; dennoch aber muß ich — es redet Deutschland als Mutter — leider mit höchster Bestürzung erfahren, daß unter meinen Deutschen unterschiedliche ungerathene und zwar solche unartige Kinder anzutreffen, welche Gott und dem Kaiser eidbrüchig zu sein, ihr liebes Vaterland zu verrathen und den Eltern sammt der ganzen Freundschaft einen ewigen Schandfleck dadurch anzuhängen, ja sich und ihre unschuldige Nation um ein schnödes Geld in eine ausländische harte Knechtschaft einzuführen ihnen kein Gewissen machen. Soll ich Euch, Ihr Bösewichter, bei Namen nennen? Solches wäre mir, soviel die Urheber und Rädelsführer betrifft, zwar gar leicht zu thun; ich will aber Euer für diesmal noch verschonen, wiewohl zu besorgen, daß Ihr vorhero schon fast Jedermann bekannt seid. Damit aber der ehrbaren Welt kund werde, daß ich nichts, was einer treuen Mutter obliegt, unterlassen, so führe ich Euch vor Gottes allerheiligstes Angesicht und fordre Rechenschaft von Euch, in welcher Schule Ihr solche böse Stücke gelernt? Alles, was man Euch in zarter Jugend von den Eidbrechern und Gottes schwerem Zorn über solche gelehrt und in's Gemüth mit

höchster Sorgfalt eingepflanzt, das schlaget Ihr Alles in den Wind! Mit welchem Gewissen habt Ihr Euch denn an fremde Potentaten hängen, welche des Kaisers und des Reichs Untergang suchen, und ihnen zu ihrem bösen Vorhaben Rath und Vorschub geben können? Judas, der Verräther, war ein gräulicher Bösewicht, Ihr aber seid fast noch schlimmer. Gedenket doch an die letzte Stunde Eueres Lebens, in welcher Euch das Gewissen aufwachen und die ganze Welt zu eng sein wird! Werdet Ihr Euch dann mit diesem verrätherischen Geld den Himmel erkaufen? Ach, da fehlet Ihr weit, denn es ist Blut=Geld! Nehmet Euch doch ein Exempel an Eurem Bruder, dem Judas, und seinem erschrecklichen Ende!

Machet Ihr Euch vielleicht die Gedanken, daß Ihr Euren dem Kaiser und Reich geschworenen Eid beiseits zu stellen und einem ausländischen Potentaten, weil er die katholische Religion fortzupflanzen vorgibt, an die Hand zu stehen im Gewissen sicher seid? So thut Ihr dießfalls weit irren, zumalen Ihr ja aus der heil. Schrift wißt, daß nicht ist Böses zu thun, damit Gutes daraus werde. Und was sind das für katholische Apostel, so mit Einem Eheweib nicht vergnügt sind, sondern der christ=katholischen Lehre zuwider unterschiedliche Kebsweiber, welche theils andern Ehemännern zugehören, darneben haben und während solcher vermeinten Reformation zu der ganzen Welt Aergerniß mit sich herum führen? Sind das katholische Apostel, welche die katholischen Erzbischöffe, Kur= und andere Fürsten von Land und Leuten verjagen, die katholischen Kirchen und Klöster ausplündern und verbrennen, ja, was das Schrecklichste ist, die Klosterjungfrauen noch dazu schänden? Ist das eine apostolische Art zu reformiren, welche man die Zeit hero gegen Holland gebraucht hat? Es ist fürwahr eher tyrannisiren, als reformiren zu nennen und gleichwohl helfet Ihr treulich dazu. Der Effectus gibt, daß man mehreres die Region, als die Religion meine, maßen auch in zuvorgeführtem Leben bekannt, wie groß die Andacht und Frömmigkeit bei Einem und Anderem bisher gewesen.

Ich warne Euch daher, meine Kinder, vor solchen Aposteln, welche in Schafskleidern zu Euch kommen, in effectu aber reißende Wölfe und ehrgeizige Tyrannen sind.

Wollt Ihr aber Euer Gewissen nicht bedenken, seid Ihr etwa zum Theil Atheisten oder wenigst böse

Christen, so unterwerfet Euch gleichwohl dem Gesetz der Natur, vermöge dessen die alten Heiden dafür hielten, daß ein Jeder sein Vaterland allen andern Sachen vorzuziehen schuldig sei. Schämet Ihr Euch nicht, die Ihr Christen sein wollt, ärger zu sein als die Heiden? Schämet Ihr Euch nicht, wenn Ihr in den alten Skribenten leset, wie tapfer die alten Deutschen für ihr Vaterland gefochten?

Wisset Ihr nicht, daß bei denen alten Römern Brutus mit seinem Anhang den König Tarquinium Superbum sammt seiner ganzen Familie wegen seiner Hoffart, wegen Belästigung des Volks mit Steuern und Frohndiensten, wegen des von seinem Sohn an der Lukretia begangenen Nothzwangs von dem königlichen Stuhl gestoßen und in das Elend gejagt hat?

Und Ihr suchet Euren frommen, gerechten und keuschen Kaiser zu unterdrücken, dahingegen einer fremden Nation, bei welcher (jedoch nicht bei allen Individuis, denn es unter derselben auch ehrbare Leute gibt, man redet nur von den Mehrsten) der Ehebruch und Hurerei eine Galanterie, die Hoffart, Insolenz und Verachtung aller Völker eine angeborene Gewohnheit ist und die Unterdrückung des Adels und Unterthanen für eine gerechte Staatsregul gehalten wird, Euer Vaterland in die Hände zu spielen! Habt Ihr Euch nicht seit zwei Jahren die Prob schon abgenommen, wie die Franzosen in Deutschland tyrannisirt, wie sie ein vornehmes Glied des h. römischen Reichs, einen Grafen Solms, ohne sonderbare Ursache als einen Sclaven tractirt und zu todt geprügelt — wie sie das schöne Schloß zu Aschaffenburg in Brand gesteckt, wie sie die Städte Kolmar und Trier demolirt und alles weggeführt, wie sie die Reichsbürger und Unterthanen zu solcher Demolirung mit unbarmherziger Frohn angespannt, wie sie die lange und kostbare Brücke zu Straßburg in Brand gesteckt, wie sie die Leut zu Reichung unerträglicher Kontributionen und Brandschatzung angestrengt, wie sie Kirchen und Klöster beraubt und nicht blos die weltlichen Weibsbilder geschändet, sondern auch die, Gott mit reiner Keuschheit verlobten Klosterjungfrauen in Gott geweihten Oertern ihrer Jungfrauschaft beraubt. An diesem allem seid Ihr schuldig, Verräther Eures Vaterlands. Das Feuer habt Ihr zwar angezündet, könnet Ihr's aber wieder löschen?

Grausamer, als Nero mit seiner Mutter, gehet Ihr mit mir

um. Ich bin Eure Mutter; in Deutschland seid Ihr erzeugt, in Deutschland seid Ihr erzogen, in Deutschland habt Ihr alles Liebs und Guts empfangen, seid theils zu hohen Aemtern und Dignitäten erhoben worden. Und was habe ich für einen Dank von Euch? Durch Eure Faktiones habt Ihr meinen Leib zergliedert, durch allerhand Pressuren habt Ihr denselben geschwächt, ja daß ich's deutsch heraussage: die „Franzosen" habt Ihr mir an den Hals gebracht, wodurch viele Glieder meines Leibs schon also infiziret, daß dieselben ganz untüchtig worden und zu der völligen Abschneidung bereits zeitig sind.

Ja, die härteste Strafe, so im kaiserlichen Recht wider die Muttermörder verordnet, sollte man Euch billig anthun. Denn das heißt ja civiliter und moraliter ermorden, wenn man Einem seine Freiheit nimmt und seinen vorigen Namen bei der Welt auslöscht. Denn wo würde meine Freiheit bleiben, wenn Frankreich bei jetziger Conjunctur den Meister spielen sollte, weil ja die französische Nation selbsten ein hartes Joch tragen muß? Und wer würde in kurzen Jahren wissen, wie weit sich anjetzo meine Grenzen erstrecken? Läßt man Frankreich in Deutschland die Oberhand gewinnen, wo werden die Jura Statuum bleiben?

Ein Galan pflegt doch sonst nicht allein die Kuppler zu bezahlen, sondern auch diejenige Person selbsten, darum er wirbt, ihm auf allerhand Manier und Weise zu obligiren. Das Contrarium begibt sich zur Zeit bei Frankreich. Es buhlet zwar um Deutschland; wo bleiben aber die Präsenten für die Braut, wo bleibet die Karesse, so ein Galan gegen seine Liebste erzeigen muß? Seind die Einquartierungen, Kontributionen, Brandschatzungen und andere Exekutionen der Franzosen Präsente? Seind ihre Tyranneien, so sie gegen mich verüben, die Karessen, so hole der Teufel die Heirath!

Wollt Ihr endlich Eurer treuen Mutter nicht verschonen, so verschonet gleichwohl Eurer selbst und Eurer Kinder. Ihr müsset wissen, daß die historische Feder Eure schändliche Thaten schon aufgezeichnet; seid versichert, daß die Summe Eures Verrätherlohns der Welt nicht unbekannt ist. Glaubet für gewiß, daß davon nicht ein Kreuzer an den dritten Erben kommet, da hingegen der Schandfleck in Eurer Familie noch im 100ten Glied seine üblen Operationes haben und Eure

späte Posterität selbsten Euch sammt dem empfangenen Lohn der Ungerechtigkeit verfluchen und vermaledeien wird. Aber was red ich von so langer Zeit hinaus? Ihr werdet noch in Eurem Leben empfinden, was für ein Verlust der gute Name sei. Werdet Ihr und Eure Kinder unter ehrlichen Gesellschaften, da man von den Urhebern des Ruins des deutschen Vaterlands redet, ohne Scham und Konfusion Eures Gewissens erscheinen können? Werden diejenigen, so durch Euch in's Elend gesetzt sind, nicht über Euch ausspeien oder Euch gar die Hälse brechen? Glaubet mir, weder in noch außer Deutschland werdet Ihr vor der deutschen Rache sicher sein, sondern manch kalt Eisen in Eurem Wanst und manches Glas und Kandl in Eurem Gesicht müssen probiren lassen.

Vertröstet Ihr Euch vielleicht des Königs in Frankreich Protection? Ja eine Zeit lang mag sie Euch zu statten kommen, aber wie lang? Fürwahr nicht länger, als er Eurer Verrätherei zu vermeinter Subjugirung Eures Vaterlands von Nöthen hat. Er verliere nun oder gewinne, so seid Ihr gleichwohl verloren. Denn „den Verrath liebe ich und hasse den Verräther!" Machet Ihr Euch die Hoffnung, gleichwohl in einem so großen Land, wie Frankreich, einen angenehmen Ort unter Euren der Zeit vermeintlichen guten Freunden zu finden, so ist mein Rath, daß Ihr Eurer Meinung dießfalls nicht solltet Glauben geben, sondern gewiß dafür halten, daß Ihr als Verräther Eures eigenen Vaterlands allen Nationen verdächtig in Verachtung leben und krepiren müsset. Denn wie nennen Euch die Franzosen selbst? Marquereaux des Allemands, d. i. Verkuppler der deutschen Patrioten. Ein schöner Name, wem er wohl gefällt. Geben sie Euch schon jetzt solche schändliche Titul, was wird erst sodann geschehen, wenn sie sich in ihrer Hoffnung betrogen sehen und finden, daß man auf Euch so viele Millionen vergeblich spendiret.

Will Euch aber Frankreich nicht dulden, so werdet Ihr in Eurem Vaterland, das Ihr verrathen, noch weniger Platz finden. Verlasset Ihr Euch auf die Generalamnestie beim Friedensschluß? Solche befreiet Euch zwar von öffentlicher Strafe. Wenn Euch aber Einer da, der Andere dort, welcher durch diesen Krieg ruinirt worden, Schelmen, Verräther, Vaterlandsverkuppler nennet, wollet Ihr sodann gegen einen Jeden einen absonderlichen Prozeß

führen? oder sollt man Eurethalben einen neuen Krieg anfangen? O da würde der König von Frankreich selbst nicht dazu rathen, daß es wegen solcher infamen Leute der Mühe werth wäre. Er würde Euch vielleicht, wie Filipp von Mazedonien dem Lasthenes der ihm Olynth verrieth, antworten und sagen: die Deutschen seind schlechte Hofleut, sie können die Sach nicht beschneiden, sondern nennen Euch mit dem Namen, der Euch gebühren thut.

Bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr Eure Schande vor der Welt auslöschen oder nur bedecken werdet, wenn Ihr gleich zehn breite Modehüte, ob deren schon theils roth wären, übereinander aufsetzen thätet.

Sollte endlich der König in Frankreich nach Eurem verkehrten Willen in Deutschland den Meister spielen (welches doch der gerechte Gott nicht zulassen wird), meinet Ihr denn hernach diejenigen zu sein, die Ihr jetzt unter dem Kaiser seid? das dürfet Ihr Euch nicht einbilden, sondern müsset wissen, daß Frankreich nicht gewohnt ist, freie Leute unter seinem Dominio zu sehen; Unterworfene, nicht kleine Könige will es unter sich haben. Vergleichet doch die beiderseitigen Rechte und Freiheiten, sehet, wie es in Frankreich selbst stehet! Und vermeint Ihr, daß er denen Deutschen, welche er unter sein Joch bringet, ein Besonderes machen werde? Fraget nach, wie es Metz, Tul und Verdün ergangen. In was für einem Stand ist das Theil von Elsaß, welches Frankreich zu Osnabrück[1]) überlassen worden? Höret, was Euch der König durch seinen Herold, den Aubery in seinen vermeinten Prätensionen auf's Reich sagen läßt: „Was neue Eroberungen betrifft, so braucht man da noch weniger Schwierigkeiten zu machen. Man vergleicht gemeinhin die schwachen, von Stärkeren überwundenen Völker den kleinen Flüssen, welche sich mit den großen vermischen, von ihnen verschluckt und in ihr Wasser dergestalt vermischt werden, daß ihnen auch der vorige Name nicht übrig bleibt". Und dieses hat Frankreich von langen Zeiten her beständig also practiziret, wie kann man denn für die Deutschen ein Besonderes hoffen? Haltet dahero für gewiß, daß wenn durch Euren Vorschub die redlichen Deutschen subjugirt werden sollten (welches aber vorher manchen Kopf kosten müßte), Ihr und Eure Kinder hernach die letzten im Sack sein werdet.

1) 1644—48.

Schlaget Ihr aber vielleicht die deutsche Freiheit in Wind und seid vergnügt mit der Hoffnung, daß Euch Frankreich Eure Dienste recht reichlich bezahlen werde, so greift ihr, wie mich bedünkt, nach dem Schatten und werdet Euch, wie sich gebührt, häßlich betrogen finden. Schon ist das französische Aerarium erschöpft, in Frankreich und denen occupirten Provinzen ist fast nichts mehr zu erpressen, man schreitet daher in Frankreich schon ad extrema und will bleiern Geld machen. Mit was für Münz werdet Ihr dann endlich bezahlet werden? Ich hab wohl Sorg, wie die Arbeit, so wird auch der Lohn sein, wie es nemlich andern Verräthern vor Euch auch schon geschehen[1]).

Habt Ihr noch einen Funken eines redlichen deutschen Gemüths, so lasset Euch doch dieses alles tief zu Herzen gehen. Examinirt Euer Gewissen, ob Ihr soviel Unheil, welches Ihr angestiftet, an jenem großen Tag vor dem Richterstuhl Gottes zu verantworten Euch getrauet. Verlasset Ihr Euch etwa auf die römische Absolution (deren Ihr zwar wohl von Nöthen habt), so sagt mir aber, ob Ihr auch gedenket an die Restitution, ohne die keine Vergebung. Die Gerechtigkeit Gottes schreiet Euch zu: Gebt wieder die Legionen, gebt die Regionen, gebt zurück dem Vaterland die Freiheit, gebt den Geschändeten die Jungfrauschaft, den unschuldig

1) Obige Schilderung der geldlichen Verhältnisse Frankreichs weicht stark ab von dem, was wir in dem „Bedenken" gehört haben. Das spricht aber keineswegs gegen unsere Annahme, daß L. der Verfasser dieser „Strafrede" sei. Denn wir haben von ihm selbst aus den Jahren 1672—74 einen Aufsatz „die Schäden Frankreichs" (mala Franciae Kl. III, 78), in welchem er durch eigene Pariser Anschauung sein früheres Urteil sehr einschränkt. „Paris, heißt es hier, blüht; die Provinzen aber werden ausgesogen. Nach Außen scheint alles schön (Bella in speciem omnia, offenbar ein hübsches Wortspiel); innen ist's häßlich und verdorben. Es finden sich deutliche Anzeichen der Verarmung: der hohe Zinsfuß, das Feilstehen von Land, die Pachtrückstände. Ein großer Theil des Volks ist halbhungrig. Der Adel lebt nur in Paris glänzend, während es auf seinen Landsitzen gegen früher ärmlich zugeht. Der König, einige Minister und Schatzbeamte werden reich, die Fürsten aber und das Volk werden von langsamem Feuer verzehrt. Die Fremden merken das nicht, da sie nur in die Gasthöfe kommen und da blos von Unsinn reden. Diese Gasthöfe aber sind immer glänzend, wenn auch das ganze Land zu Grunde geht. Aufrichtige, für ihren König und ihr Volk begeisterte Leute haben mir gesagt, daß ein einziger Ausfall in der Ernte viele Menschen zum Hungertod bringen werde". Nach diesen selbsterlebten Erfahrungen schildert Leibniz fortan die innern französischen Zustände, vgl. bes. das Manifest für Carl III von 1704 u. A.

Gemordeten das Leben wieder! Aber wie ist Euch dieß möglich? Ihr müsset fürwahr ein weites Gewissen haben, wenn Ihr nicht in Desperationsgedanken gerathen solltet. Vielleicht aber gehet es Euch, wie denen vertieften Schuldnern, welche, wenn sie einmal die Scham verloren und andersten Kredit finden, sich immer mehr und mehr in Schulden einzuwickeln keinen Abscheu tragen.

Sollte ein und der andere aus Euch geistlichen Standes sein, (welches ich doch zur Ehr des Stands nicht glauben will, ob man es schon publice saget), so gedenket doch um Christi willen, wie Ihr mit Gott und Eurer geistlichen Obrigkeit spielet. Es sagen alle Kirchenlehrer einhellig, daß wer eines andern Blut vergießt oder dazu hilft, nicht mehr repräsentiren kann die Milde und Sanftmuth Christi und also vom Dienst des Altars zu entfernen ist. Ebenso daß ein Kleriker nicht Richter, Beisitzer, Ermahner oder Vollstrecker bei einem Blutgericht sein kann, weil er auch so den Mangel der Sanftmuth auf sich zöge. Ist nun dem so, maßen Ihr denn selbsten aus scheinbarer Heiligkeit niemals anders saget, wie könnet Ihr dann mit gutem Gewissen in einem solchen Blutrath, wie gegen Euren frommen Kaiser und mich, Euer treues Vaterland seit etlichen Jahren her von Frankreich öfters gehalten worden, Euch finden lassen? Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran gedenke.

Nun, ich habe das Meinige gethan, was einer treuen Mutter zu thun obliegt. Wollt Ihr Euch bessern, auf die kaiserliche Aufforderung die Feinde Eures Vaterlands verlassen und dagegen mit Eurem rechtmäßigen Herrn Euren Pflichten gemäß treulich halten, so ist es noch Zeit. Ihr könnet mit treuen Diensten für das Vaterland die Scharten zum Theil wieder ausschleifen und Euch vor der Welt wiederum in eine bessere Opinion bringen. Wollt Ihr aber nicht folgen, so wasche ich meine Hände in Unschuld; dann bin ich an Eurem zeitlichen und vielleicht ewigen Verderben unschuldig.

Wende mich dahero ab von diesen Bösewichten zu Euch, meine treuen Kinder, und ermahne Euch treuherzig und mütterlich, öffnet doch bei dieser gefährlichen Conjunktur Eure Augen. Folget dem heiligen Exempel der eilf treuen Jünger Christi und verlasset die verrätherischen Judasbrüder, welche Eure Freiheit um groß Geld verkauft haben.

Haltet hingegen fest bei Eurem Oberhaupt, dem Kaiser, welcher Eure Freiheit zu mainteniren einen unaussprechlichen Unkosten aufwendet. Schaffet die französischen Agenten und Residenten aus dem Land; denn Ihr leicht glauben könnet, daß sie nicht Eure Hohheit zu administriren und zu defendiren, sondern derselben Suppression zu machiniren und an den Höfen die treuesten Diener zu korrumpiren geschickt sind. Ihr könnet solches glauben, weilen Ihr die frischen Exempel von ein oder anderem vornehmen Hof in gutem Gedächtniß habt. Ihr deutschen Samsones, sollte sich etwa eine französische Delila finden, welche Eure Stärk und Schwächen mit liebkosenden oder importunen Manieren erkundschaften, solche des Reichs Feinden offenbaren und Euch per indirectum in ihre Hände liefern wollte, so erzeiget Euch nicht als Kurtisanen, sondern als deutsche Helden, weilen die ratio status in dergleichen Fällen gegen die Weiber, welche in Staatshändel sich nichts einzumischen haben, keine Höflichkeit leidet. Lasset Euch keine Delila in die Haare fallen, noch weniger dieselben in Aussaugung Eurer Länder und Verschickung des Gelds außer Deutschland gar abschneiden, denn Ihr sonsten einem andern bald werdet tanzen müssen, wie er Euch vorpfeift.

Lasset Euch nicht irre machen das unchristliche, auf Anblasen des hoch geschwollenen französischen Blasebalgs durch etliche vom Feuer der Verwirrung entzündete rothe Schmiedsknechte (Steropes) zusammengeschmiedete Projekt, daß nemlich die ganze Christenheit dem türkischen Joch nicht entfliehen könne, es seie denn, daß auf den König von Frankreich die Monarchia universalis gebracht und zu solchem End der Kaiser und die übrigen christlichen Potentaten sammt den Republiken zu Grund gerichtet und deren Länder der Kron Frankreich inkorporirt werden. Denn dieses heißt in der ganzen Christenheit eine Parisische Hochzeit anstellen, ja ein rechtes Blutbad zubereiten. Fürwahr solche Staatisten oder vielmehr Machiavellisten meritirten, daß man ihnen eine sizilianische Vesper singen sollte. Sag mir Einer die Ursach, warum eben der jetzige König in Frankreich derjenige Messias sei, auf welchem der ganzen Christenheit Heil beruhen sollte? Er wird zwar der „allerchristlichste“ intituliret; wo bleiben aber die Werk, ohne welche der Nam nur ein leerer Ton ist? Er ist zwar ein Herr von einer recht könig-

lichen Präsenz, von majestätischem Ansehn, aber dieses ist noch nicht genug, die Türken wieder aus Konstantinopel zu jagen. Der König Saul hatte von Statur und Ansehn auch nicht seines Gleichen unter dem Volk, und doch mußte der kleine David solche heroische That vollbringen und das Volk von jenem Eisenfresser Goliath befreien. Warum? Weil Gott den König Saul verworfen, David aber erwählt hatte. Die Menschen stellen zwar die Schlachtordnung an, das Glück zu siegen aber kommt von Gott. Was hat der König von Frankreich seither geleistet? Alles waren nicht sowohl Kriege, als Ueberfallungen unbewaffneter und theils verrathener Fürsten und Republiken zu nennen. Die größte Mannheit haben sie gezeigt in Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Schändung der Kloster= und anderer Jungfrauen!

Machet dagegen Reflexion auf die Waffen Eures rechtmäßigen Herrn, des Kaisers, und konsiderirt, ob dieselben jemals zur Unterdrückung seiner Nachbarn moviret worden. Die Türken und Tartaren hat er sammt ihrem Anhang bei Levenz und St. Gotthard auf das Haupt geschlagen und ihnen dadurch den Frieden abgetrutzt. Was sollte man sich denn nach einem andern Monarchen zur Beschützung der Christenheit umzusehen Ursach haben? Vermaledeiet seien demnach obgedachte unchristliche Anschläge, deren Erfinder Gott unfehlbar in die Grube stürzen wird, die sie andern graben wollen. Euch aber und dem Kaiser, wenn Ihr redlich zu ihm haltet, wird er sowohl wider den Franzosen, als wider den Erbfeind christlichen Namens Glück und Sieg geben. Nehmet zu Herzen, was die Franzosen dieserzeit schon allen andern Völkern zu Leid gethan, wie sie sich insonderheit gegen Euch selbst erwiesen und noch erweisen. Erwäget die Ursach und das Fundament der französischen Waffen, so wird sich nichts anders finden, als der Geiz, Hochmuth und Verachtung neben allen andern christlichen Potentaten auch namentlich der teutschen Nation. Ihr habt ja zum Theil um euer eigen Geld in Frankreich gelernt und erfahren, daß wenn die Franzosen einen einfältigen, ungeschickten und verzagten Menschen beschreiben wollen, sie denselben einen Deutschen nennen, und wenn sie selbst etwas Ungeschicktes thun, schon in der Gewohnheit haben zu sagen: J'ai fait comme un Allemand, d. i. ich habe gehandelt, wie ein Deutscher. Das

sollte ja alle rechtschaffenen Deutschen in der Seele verdrießen; denn ein generöses Gemüth alles ehender vertragen kann, als seine Verachtung. Erinnert Euch, daß die prallenden Franzosen der kaiserlichen Armee, als sie im Anzug war, sagen lassen, daß 1 Franzos 6 Deutsche vor sich nehmen und schlagen wolle. Ermuntert daher Eure deutsche Tapferkeit und zeiget denen Franzosen, daß man mehr mit Draufschlagen, als mit Prahlen gewinne. Verlasset Euch auf Eure gerechte Sache und glaubet gewiß, daß Euch Gott Muth, Stärke und Sieg geben werde. Lasset Euch die Ungelegenheiten des Kriegs nicht abschrecken, denn ohne dieselben kein Krieg geführt werden kann. Lasset Euch die großen Unkosten des Kriegs nicht dauern; denn Ihr erhaltet dadurch ein unschätzbares Kleinod; die Freiheit des Vaterlands von fremdem Joch ist nicht mit Geld zu bezahlen. Es ist besser, daß Ihr zur Erhaltung Eurer deutschen Freiheit und Hohheit Eure Mittel ein mehreres angreift, als daß Ihr dieselben unter einem fremden Joch hernach gleichwohl nicht genießen könnt, sondern zur Unterdrückung Eurer selbst solche nolentes volentes, ob Ihr wollet oder nicht hergeben müsset, in welchem Euch die okkupirten holländischen Provinzen, ja die französischen Nationalständ und Unterthanen selbsten zum Exempel sein können.

Setzet treulich mit dem Kaiser zusammen, so dürft Ihr nicht fürchten, daß dieser Krieg in Deutschland lang schweben würde. Denn Frankreich denen Deutschen, ohne der Deutschen Assistenz, noch wenig abgenommen, und dahero zu glauben, daß der König, wenn er eine tapfre Resistenz findet, ja sedem belli, d. i. den Kriegsschauplatz in seinem eigenen Land siehet, seine Gedanken Euch zu bezwingen und zu beherrschen bald fallen lassen wird.

Nunmehro ist ohne Krieg kein Friede und Ruhe in Deutschland zu hoffen; bellum geritur, ut pax acquiratur; der Deutschen von denen Franzosen angegriffene Freiheit muß durch's Schwert erhalten sein. Darum auf, alle redlichen deutschen Patrioten, auf, auf! Eure Freiheit stehet auf dem Spiel, lasset Euch solche zu erhalten keine Gefahr abschrecken. Gedenket, daß „Süß ist und rühmlich der Tod für's Vaterland". Dahero meine treuen und meine redlichen teutschen Kinder, ergreifet die rechtmäßigen Defensionswaffen. Lasset die Gelegenheit nicht aus Handen, sondern indem ihr nunmehr von den französischen Völkern Luft be-

kommen und sedes belli schon über den Rhein transferiret, so ziehet die Reichsmacht zusammen, revangiret den französischen Einfall mit einem nachdrücklichen Einbruch in Frankreich selbsten, allwo viel Malkontenten auf Euch warten, welche ihren König zur Raison zu bringen an die Hand gehen werden.

Faßt einen Heldenmuth, ihr kühnen Reichssoldaten,
Setzt gegen Eisen Stahl, schlagt auf den Franzmann zu,
Der euch androht den Tod und stört die deutsche Ruh.
Jetzt ist es Zeit, daß ihr könnt üben tapfre Thaten!

Blicken wir auf die ganze Trilogie zurück und fragen, in wie weit ihren mannhaften Worten, ihren Warnungen, Mahnungen und Tröstungen der wirkliche Gang der Ereignisse entsprochen, so bemerkten wir schon oben, daß England noch bei Zeiten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen wußte. Am meisten freilich wurden seiner charakterlosen Staatskunst die Augen durch die Siege geöffnet, welche die Holländer unter der Heldenführung von Ruyter und Tromp zur See über dasselbe erfochten. Im übrigen genoß es den Vorteil seiner Insellage, des „orbis a reliquo divisi“, um sich soweit unbeschädigt auf die Seite zu machen, nachdem es den Schaden mit angerichtet. Holland dagegen handelte, wie es in der Leibnizischen Schrift ermahnt wurde. Die aus Eigensinn verrätherischen Gegner Oraniens verstummten bald, „nachdem der gährende Volksgeist durch die Ermordung der Gebrüder Witt in fürchterlichem Instinkt den einzigen Weg zur Rettung gefunden hatte“. Mit starker Hand und ein würdiger Enkel seines großen Ahnen nahm Wilhelm die Zügel in die Hand. Die thatkräftige und lautere reformirte Frömmigkeit des Volks erhob sich mächtig und flehte in allgemeiner Landesbuße um des Himmels Beistand. Und mit kalter Entschlossenheit riefen sie in Durchstechung der Dämme die Elemente zu Hülfe, sonst des Landes Feinde, jetzt seine einzigen wahren Bundesgenossen. So kam es, daß dieses Land, dem der ganze Krieg ein Vernichtungskrieg hatte werden sollen, nicht nur mit Ehren, sondern sogar noch mit Vorteil aus demselben hervorgieng.

Und nun endlich Deutschland! Daß Einer den Schaden haben muß, ist bei allen solchen Spielen klar; so war es allerdings gerecht, wenn Deutschland ihn trug, wenn sein Kaiser Leo-

pold in dem schmählichen Frieden von Nimwegen 1678/79 erntete, was er gesät oder doch kurzsichtig und schwach hatte säen lassen. Die einzige lichte Gestalt auf dem ganzen Schauplatz ist der große Kurfürst, darum auch Fehrbellin, das den Grund zu Preußens Größe legte, der einzige helle Punkt in jenem Dunkel, der die Morgenröthe eines neuen Tages ahnen ließ. Einstweilen aber und für eine lange Zeit fraßen alle die Krebsschäden Deutschlands fort, deren Aufdeckung kaum eines Leibnizischen Scharfblicks in dem Bedenken und in der Strafrede bedurft hätte. Was er dort und hier verlangt und gebeten, geschah nicht; was er dafür Schlimmes vorausgesagt, geschah so ziemlich Alles. Auch in Holland gab es Verräther zu geißeln, aber diese waren es doch nur aus Eigensinn und wagten sich wenigstens in einiger Scham nicht offen an's Licht. Die deutschen Verräther aber waren es aus Gemeinheit oder markloser Selbstverlorenheit; und das läßt sich nie heilen, als mit dem Untergang und Absterben des ganzen Lumpengesindels, damit ein neues und gesünderes Geschlecht an seine Stelle trete. Daß unter diesen Umständen die tiefe Nimweger Demüthigung Deutschlands noch nicht das Ende sei, sondern nun erst einmal das Vorspiel der Tragödie, konnte keinem Tieferblickenden verborgen sein. Und wie gieng Deutschland diesen kommenden Ereignissen entgegen? Es war, um mit der Strafrede zu sprechen, von der Franzosenkrankheit schon bis in's innerste Mark angesteckt, ehe noch die Sieger kamen, um die überreife Frucht zu brechen. Leibniz gibt seinem Schmerz über diese innere, gerade damals so übel angebrachte, dem drohenden Feind Thür und Thor öffnende Abhängigkeit Deutschlands und namentlich seiner höheren Kreise einen bitteren Ausdruck in einem deutschen Gedicht, das wohl aus dieser Zeit stammt, jedenfalls hier am besten seine Stelle findet:

Auf die Nachahmer der Franzosen.

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren
Und unsre Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht [1];

1) Leute, die nach dem Ausspruch eines damaligen Deutschen (— im „Solstitium Galliæ" von 1691; Verfasser? —) eben noch Küchenbuben gewesen waren. Vgl. über-

Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Deutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man bei uns fast nichts mehr ohne Larve thut,
Wir andrer Affen sind und sie uns äffen müssen,
Wenn Keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht
Und lobt das deutsche Geld, wenn man des Deutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen,
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib:
Was ist es Wunder dann, daß auf der deutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden?
Bei Herren wird der Schad am allergrößten sein,
Der Bürger lernt Französisch weit leichter als Latein![1])

Kapitel 5.

Vom Frieden zu Nimwegen bis zum Waffenstillstand von Regensburg.

(Aussichten dieses Friedens — die Reunionskammern und der Raub Straßburgs — die Verhandlungen darüber. Leibnizen's Kundgebungen; agitatorisch: im Mars Christianissimus; diplomatisch: in dem „Accommodement avec la France".)

1678 — 1684.

Leibniz sagt im „Bedenken" über den König von Frankreich: „Aber allezeit, nicht allein, wer da hat, dem wird gegeben werden, sondern auch wer da hat, der wird mehr haben wollen". So war denn auch der oben besprochene Friede von Nimwegen für Frankreich in der That nur eine Pause, gemacht im Essen,

---

haupt die ganz übereinstimmende Schilderung bei Rühs S. 174 ff. oder die treffliche Schand- und Mahnrede von Chr. Thomasius an die Leipziger Jugend (kl. deutsche Schr. 3te Aufl. S. 3 ff.). Auch von Leibniz selbst werden wir später bei dem Abschnitt über die deutsche Sprache (und Sitte) wieder ähnliches hören.

1) Pertz, Gedichte von L. S. 267.

um Kraft zu weiteren größeren Leistungen zu sammeln. Es blieb das unserem scharfsichtigen Staasmann keinen Augenblick verborgen, wie ein höchst bezeichnender Brief aus dieser Zeit beweist [1]. Im Jahr 1679 (für das Reich kam der Friede erst im Februar dieses Jahrs zu Stand) schreibt er einem Freund: „Endlich ist jener Friede geschlossen, der das Aussehn von ganz Europa verändern wird. Denn jetzt ist allen mehr als klar, was vor Anfang des Kriegs nur die Klügsten voraussahn: Frankreichs Macht ist so groß, daß wahrlich Kunst und Geist noth thut, sie in Schranken zu halten. Drum ahnt mir ein schlimmes Ende. Man sehe doch nur: Auf der Einen Seite ein großer, umsichtiger König, auf der Andern aber Gegner, welche die Waffen wider ihn ergreifen, ohne gerüstet zu sein, Leute, die in den Tag hinein Krieg führen, die weder bestimmte Pläne, noch geübte Soldaten haben, die keinen Schatz, keine Nahrungsvorräthe besitzen, die sich nur so en passant schlagen, als gälte es ein Possenspiel und nicht den Sieg (qui passim nundinationi magis, quam victoriae militent), denen es gleich gilt, ob sie vom Freund oder Feind ihren Schnitt machen. Dazu kommt bei Manchen jener Eigensinn und hohle Dünkel, bei Andern die Unbeständigkeit, während die Zwietracht Allen gemein ist. Und welche verhängnißvolle Schläfrigkeit der Leiter, welche Lahmheit in der Ausführung und dann gleich wieder aus Scham die kopflose Verwegenheit! Man sah es eben, der Krieg wurde von Söldlingen geführt, denen der Ruhm kein Stachel, der Erfolg völlig gleichgültig war. Daher keine Schneide im Handeln (nullus in agendo vigor), kein Geist in der Unternehmung, keine Spur von Feldherrnkunst. Es war, wie wenn ein ungeschlachter Riese (informis robore) kämpft mit einem geübten Fechter vom Fach: Jener plump, unbeholfen, der lebhaft, gewandt, sicher, mitten im Kampf kaltblütig, besonnen. Denn für die Franzosen gab Kunst, Geist und Schnelligkeit, nicht Macht und Wucht den Ausschlag; ihre Pläne waren geheim, ihre Schläge nicht aufzufangen wie der Blitz, erst zu bemerken, wenn sie schon saßen (non ante notati quam excepti). Die Führer Männer von Kopf, die Obersten und Hauptleute stramm im Dienst (manu

1) Man vgl. dazu wieder die auffallend ähnliche Schilderung Napoleons und seiner Gegner in Fichte's Reden an die Deutsche Nation.

strenui), alle ihrer Belohnung sicher, wenn sie nach glücklich vollbrachten Thaten vor das Auge des Königs traten. Was Wunder, daß die Tapferkeit sich fand, wo sie auch anerkannt wird. Und alle diese Vorteile krönte noch das Glück. Denn es ist ein wahres Sprüchwort unter den Soldaten: Wer gut spielt, wirft gut. Dieß Glück des Königs setze ich aber nicht auf Rechnung seiner Geldmittel oder geschickten Diener (jene erwarb er sich durch Klugheit und diese durchs Geld), sondern ich schreibe es der Nachlässigkeit und den Sünden seiner Gegner zu"[1]).

Einstweilen blieb für Leibniz nicht viel weiter übrig, als in unmächtiger Kassandrastimmung die Zukunft zu erwarten. Doch benützte er wenigstens die Gelegenheit des Nimweger Friedens, um in seinem „Caesarinus Furstenerius" (von dem wir im zweiten Buch ausführlich zu handeln haben) den durch die Frage des Gesandtschaftsrechts „von den Feinden, d. h. Frankreich und Schweden hereingeworfenen Zankapfel" aus der Mitte der deutschen Fürsten möglichst zu beseitigen. Es sollte durch die Gewährung des nun einmal nach den thatsächlichen Verhältnissen nicht mehr Verweigerbaren den durch's Ausland genährten Hetzereien und Eifersüchteleien unter den deutschen Ständen ein Ende gemacht werden. Denn daß dieser höchst vernünftige und gutdeutsche Gedanke Hauptgesichtspunkt der schon damals und seither noch immer vielverkannten Schrift war, hoffen wir später vollständig nachweisen zu können.

Während aber die Deutschen in einer Zeit der schwersten Gefahr Muse hatten, sich nach einem spätern Ausdruck von Leibniz mit Lumpenfragen weiß nicht welcher Art (contentiunculis nescio quibus, Kurmainz II, 226) herumzuschlagen, hatte Ludwig den Frieden von Nimwegen schon mit merkwürdig gutem Magen verdaut und bereitete sich zu neuem Raub.

Es begann das System der Reunionen (1680), dieser friedlich-freundschaftlichen Vereinigungen, bei welchen Frankreich „als Kläger, Richter und Vollstrecker in Einer Person" aufspielte, um das im 30jährigen und letzten Krieg Gewonnene, namentlich die zehn genommenen und befestigten elsäßischen Reichsstädte noch weitere Theile des zerrissenen deutschen Reichskörpers mit magne-

1) Der lat. Text bei Guhrauer, Kurmainz II, 187.

tischer Kraft anziehen zu lassen. Es wurden, um das Recht nicht zu verletzen, in Metz und Breisach jene berühmten Reunionskammern errichtet, deren Aufgabe war, die sogenannten Dependenz- und Pertinenz- (d. h. Impertinenz-)stücke zu ermitteln; und sie besorgten ihr Geschäft so gründlich und glücklich, daß im Lauf des Jahrs 1680 allmählich gegen 600 Städte, Flecken, Dörfer, Burgen, Mühlen u. s. w. die hohe Ehre hatten, das französische Wappen angeschlagen zu sehen.

Da aber der große König nicht ruhen konnte, ehe er seine Thaten feierlich gekrönt hatte, so nahm er bekanntlich im Jahre 1681 die freie Stadt Straßburg unter seine Fittiche, weil sie bei dem deutschen Reichsadler nicht gut aufgehoben war. Glänzend zog er im Oktober dieses Jahrs ein und wurde von dem wackern Bischoff Fürstenberg, dem der Goldglanz und christkatholische Glaubenseifer natürlich die Augen über das wahre Wohl seines Bisthums geöffnet hatte, mit dem Gruße Simeons und mit Thränen freudiger Rührung empfangen.

Deutschland nun war erschrocken, ja sogar entsetzt, aber nichts weiter. Der seinen Fürsten an's Herz gewachsene innre Zank, der sehr zeitgemäße Hader der Bekenntnisse, die durch Oestreichs thörichte Glaubensverfolgung zur Verzweiflung und zur Empörung unter Tököli getriebenen Ungarn, die durch sie und Frankreichs geheime oder offene Unterstützung herbeigerufenen Türken, welche 1683 bis vor Wiens Mauern drangen, um nur durch der Bürger Heldenmuth überwunden zu werden, da die Fürsten flohen, all dieß machte, daß sogar Leibniz, der hiebei eine wichtige Rolle spielte, ob auch mit blutendem Herzen und in bitterem Zwiespalt mit seinen vorhergehenden agitatorischen Schriften als Diplomat nicht umhin konnte, zum „Accommodement“ mit Frankreich zu rathen, um bessere Zeiten abzuwarten. Also kam der „20jährige“ Waffenstillstand von Regensburg im August des Jahrs 1684 zu Stand und ließ mit nichtssagenden papierenen Klauseln Frankreich seinen Raub, vor Allem Straßburg mit dem kurz vorher noch dazu genommenen Luxemburg.

So weit die geschichtlichen Vorbemerkungen, welche zum Verständniß der folgenden Leibnizischen Kundgebungen nothwendig sind und bei welchen wir (gelegentlich gesagt) schon aus ästhetischen Gründen, um die Gleichförmigkeit des Stils mit Leibniz einiger-

maßen zu wahren, auch unsre Feder nicht gerade in Lamms- oder Schafsmilch tauchen konnten, wo wir von Wölfen sprechen mußten.

Wir lassen Leibniz zunächst seinen Schmerz und seine tiefe Entrüstung über die Hauptheldenthat dieses Zeitabschnitts, über den Raub Straßburgs aussprechen; er thut es in verschiedenen Gedichten, die er wahrscheinlich während seines damaligen Aufenthalts im Harz verfaßt hat; sehr möglich, daß das Eine und Andre seinerzeit in jetzt verlorenen Flugblättern herauskam:

1) Was das Recht nicht erlaubt, noch des heiligen Friedens Verträge,
Das vermag unser Louis—d'or, bahnt die Straß', stürmet die Burg.
(noster id argento rex jubet esse ratum; — Argentoratum = Straßburg).

2) Deutschland an Straßburg:
Schandfleck, welchen der Rhein mit all seinen Wogen nicht abwascht,
Daß du schweigend verdirbst, daß du das Reich mit verderbst! (peris — perdis.)

Straßburg an Deutschland:
Schandfleck, welchen der Rhein mit all seinen Wogen nicht abwascht,
Daß daliegen im Schlaf allzumal Kaiser und Reich!

3) Verschiedene Anagramme aus „Argentoratum", welche in ein lateinisches Gedicht verwoben sind. Wir deuten den Sinn dieser kaum übersetzbaren Wortspiele mit Zuhülfnahme des Gedichts selber so gut es geht an: Gerat ornatum, Germana tutor, Rogant, ematur? Ut Marte angor; ἔργον maturat, Tu nata, mergor; O tergum arant: Möge Straßburg allezeit ein Schmuck und Vorwerk Deutschlands sein, war unser aller Wunsch. Nun darf der Franzos nur kommen und anfragen, ob kein Geschäft mit Geld zu machen sei. Da sagst du ja! Entschuldige dich nicht, daß Kriegsgewalt dich zwinge; es gieng doch gar zu schnell mit der Sache zu; denn „ich kam, ich sah, ich siegte" konnte der Franzose mit Julius Cäsar sprechen. Jetzt dreht sich der Stil; der Gallier schwimmt oben auf, mußt du sagen, und ich versinke; o wie sie mir den Rücken zerdreschen!

4) Ein Anagramm aus „die Stadt Straßburg" gibt als Anrede an diese Stadt: „Du, der Gast ist Brast" mit folgendem (deutschen) Gedicht:

Du, Freund, gesteh es mir! ist nicht der fremde Gast,
Den du bewirthet hast, dir lauter Qual und Schmerzen?
Nun geht es dir zu spät noch näher erst zu Herzen:
Die Freiheit ist dahin, ist das nicht lauter Brast,
Was du muthwillig nun mit Fleiß versehen hast?
Pfui, Straßburg, schäme dich! Zündst du schon alle Kerzen
Im ganzen Deutschland an, mußt du mit vielen Schmerzen
Verspotten lassen dich zu deiner Pein und Last,
Was du verloren, wirst in Ewigkeit nicht finden;
Das kommt vom Hochmuth her und deinen schweren Sünden.
Du, sag ich, glaube mir, es wird der fremde Gast
Dich drücken wie ein Stein, das Mark aus deinem Leib
Dir saugen mit dem Blut, die Kinder und das Weib
Dir schänden noch dazu. Ist das nicht lauter Brast?

5) Das Bitterste ist ein Grabsteingedicht auf Straßburg, dem wir etwa Folgendes entnehmen können:

„Hier liegt die edle, die herrliche weiland deutsche Reichsstadt Straßburg, die ihre Jungfrauschaft ewig zu wahren einst so beflissen schien. Was hat sie nun zu Fall gebracht? fragst du, Wandrer. Höre es: Ludwig XIV, der herrliche Sieger und Triumfator, ja der Alkide unsrer Zeit, dem Jupiter ebenbürtig, nein selbst ein Jupiter, er ist in Liebe zu ihr entbrannt, hat ihr aus gallischem Gold und Silber einen verderblichen Liebestrank bereitet; und wer diese gallischen Tränke nur mit den Lippen berührt, um den ist es geschehen. Du siehst's an Straßburg. Eine neue Helena ist sie ihrem von Paris her fliegenden Paris schamlos — folgt eine sehr starke Beschreibung — in die Arme geeilt; aber sogleich auch hat das „Franzosengift" ihre Glieder erfaßt, ihr Blut vergiftet, einen schmählichen Tod ihr bereitet. Doch zuvor noch, um nicht undankbar gegen den jungen Gemahl Ludwig zu sterben, hat sie ihm all ihr Hab und Gut sammt ihren Schwestern im Testament vermacht" [1]).

Nach diesen Proben gehen wir nun zur Hauptschrift Leibnizens gegen Frankreich, zum „Mars Christianissimus" über, der in der That ein Meisterstück von staatlicher Satyre genannt werden darf. Derselbe ist mit dem Hauptstachel gegen die Er-

1) Die außer Einem Stück lateinischen Texte s. bei Klopp V, 152—158 oder Pertz 282—87. Kein Sachverständiger wird bei der Schwierigkeit der Sache einen zu strengen Maßstab an meine Uebersetzung derartiger Stücke und Wortspiele legen wollen.

scheinung gewendet, welche jedem noch halbwegs ehrlichen und gesunden Gefühl an dem französischen Uebermuth auch das Widerlichste sein mußte, ich meine die mit allem göttlichen und menschlichen Recht spielende, ja Hohn treibende Scheinheiligkeit, welche sich in den Mantel der Unschuld oder gar erhabener Ideen und Civilisationsaufgaben hüllte, während sie die einfachsten und grundlegendsten Gesetze des Völker- und Privatrechts mit Füßen trat. Diese Tiradeure, nicht Tirailleure der Civilisation, wie sie sich seit dem Nimweger Frieden bis zum Schluß unsres Abschnitts am breitesten machten, recht empfindlich zu treffen, stellt sich Leibniz zum Schein auf ihren Standpunkt [1]) und sucht nachzuweisen, wie ein so großer König sammt dto Nation mit Recht sich nicht an die gewöhnlichen Regeln und Rücksichten binden, sondern für ihre erhabenen Ziele als Stellvertreter und Streiter Gottes ein neues Völker- und Staatsrecht aufstellen dürfen. Der Unmuth, welcher schon längst, wie wir an den Straßburger Proben sahen, in dem sonst so friedlich-milden Filosofen kochte (nicht die verletzte Eitelkeit, wie hier vornemlich Biedermann glauben machen will!) kam um's Jahr 1683 zu diesem scharfen Ausbruch, als der „allerchristlichste“ König gar auch noch mit den Erzfeinden von Christenheit und Bildung, mit den bis vor Wien dringenden Türken sich in Verbindung setzte, als es (nach einer wahrscheinlich Leibniz'schen Schrift von 1688) von Oestreich und Deutschland hieß: Filister über dir, Simson! während Frankreich und sein Genosse, der Fürstenberg, wie Füchse nur auf den Fall von Wien, des zweiten Konstantinopel, lauerten, um ihre Pläne am Rhein zu vollenden [2]).

1) Der „Mars Gallicus“, wahrscheinlich von Jansenius in Ypern, gab wohl das Vorbild für Leibniz. Während aber jener geradeaus die heimtückische und unchristliche Politik von Richelieu geißelt, wählt Leibniz die, eine noch stärkere Farbenauftragung ermöglichende Form der Satyre gegen Ludwig.

2) Sehr wahrscheinlich ging diesem bittersten Auftreten Leibnizens im Mars, ganz seiner Natur entsprechend, ein milterer Versuch voran, in gütlicher Weise auf Ludwig zu wirken. Es findet sich nämlich unter den von mir untersuchten 12 Schriften ein kleines Flugblatt deutsch und lateinisch (je 20 Halbseiten), gedruckt im Jahr 1683, geschrieben also vielleicht 1682 oder Anfang 83, das im Wesentlichen ganz die Gedanken des Mars, nur im Tone freundlich ernster Mahnung enthält. Natürlich läßt sich bei einer so kleinen Schrift nicht allzuviel durch innere Kritik über den Verfasser ermitteln, dennoch scheinen mir die für Leibniz sprechenden Gründe so beachtenswerth,

Leibniz schrieb die Schrift im Sommer 1683 während der Belagerung von Wien, und zwar zuerst lateinisch; dann übertrug er sie selbst wörtlich in's Französische, um ihr einen weiteren Leserkreis zu verschaffen. Da sie aber vornemlich für Deutschland bestimmt

daß ich wenigstens die Hauptsätze hier folgen lasse. Der volle Titel lautet: Ursachen, welche den allerchristlichsten König bewegen können, dem heiligen römischen Reich Dasjenige wieder abzutreten, was demselben bishero durch dero Armeen abgenommen worden; 1683. Der lateinische Titel hat dazu den Sinnspruch aus Seneka: Schön ist's zu glänzen in edler Männer Reihen, Dem Vaterland wohlthun, zu steuern des Jammers Nöthen, Von wildem Blutbad fern sich halten und Langmuth üben, Dem Erdkreis Frieden und seinem Jahrhundert Ruhe schenken, Dieß ist die höchste Tugend, der Weg zum Himmel dieses! — Es wird nun erklärt, daß Kaiser und Fürsten durch ihren Eid gebunden seien, kein Reichsglied abreißen zu lassen. Denn Jener trage das Schwert nicht umsonst. Wenn nun auch die Franzosen etwa für den Augenblick oben schwimmen würden, so entspinne sich doch nur für alle Zukunft ein endloser Hader beider Nationen. Frankreich werde nie im ruhigen Besitz des Geraubten sein, wie die höchsten Häuser durch ihre eigene Last zusammenstürzen. Denn verflucht ist, wer seines Nächsten Grenze rücket. Und vergeben wird die Sünde des Raubs nicht, wird das Geraubte nicht zurückerstattet. Zwar können freilich soviel entseelte Leiber und soviel verlorene Seelen nicht wiedergebracht werden; aber doch bietet sich gerade jetzt die beste Gelegenheit zur Sühne. Wo können so viel Todtschläge besser abgewaschen werden, als im Türkenblut? Wie viele schwere Beleidigungen hat nicht auch Frankreich von ihnen erlitten! Welch herrliche Beute andererseits bietet das Reich Orient mit seinen kostbaren Schätzen, Tempeln und Ländern! Ist der König von Frankreich ein Alexander, so sind hier die Perser; ist er eine Sonne, so findet er hier seinen Mond. Indessen, schließt die Schrift, weil Gebet und Thränen die Waffen der Kirche sind, so bezeugen wir offenbarlich, daß wofern nicht die Ruhe der bedrängten Welt wiedergegeben werde, das Unheil falle auf der Anstifter Kopf. Dagegen wollen wir den höchsten Gott eifrigst anrufen, daß wofern der König von Frankreich in gütlichem Vergleich die Waffen niederlegen und sie gegen den gemeinsamen Feind wenden will, er stets glücklich an gutem Gerücht und langem Leben bleibe. Wo aber nicht, so müsse er endlich mit traurigem Ausgang erfahren, daß ein gerechter Richter im Himmel und Gott größere Gewalt als Menschen habe. — Ich denke mir, daß Leibniz dieß Flugblatt etwa zur Zeit des Frankfurter Kongresses geschrieben hat, auf welchem bekanntlich die Proteste und Verhandlungen wegen Straßburg's Raub und der früheren Reunionen vorkamen. L. hatte anfänglich selbst im Sinn, als Beigeordneter des hannoverischen Gesandten Grote den Kongreß zu besuchen, wurde aber daran verhindert. Vielleicht daß er wenigstens schriftlich das Seinige beitragen wollte. Mit wie wenig Aussicht auf Erfolg, wußte er selbst; doch war es immerhin ein Versuch, und für uns besonders bedeutsam, weil auch diese Mahnung mittelbar in die Reihe der vielen ägyptischen Vorschläge zu stellen ist. Als alles vergeblich war und Frankreich im Gegentheil mit den Türken sich verband, statt sie zu bekämpfen, da schlug denn auch Leibniz den entgegengesetzten Ton an und schrieb seinen Mars.

war, so gedachte er sie auch deutsch erscheinen zu lassen. „Die Schrift (schreibt er seinem Herzog, ohne sich als Verfasser deutlich zu nennen) verdiente mit einer deutschen Uebersetzung gedruckt zu werden. Denn diese Art, die Unternehmungen Frankreichs zu vertheidigen, wirkt meiner Ansicht nach so stark, als eine Widerlegung derselben" [1]). Die französische Ausgabe, (welche früher aus guten Gründen sehr selten war) erschien 1684 zu Köln, bald darauf auch eine deutsche Uebersetzung mit dem Spruch:

Auf, Teutscher, auf! dein Heil ruht fast auf schlechtem Fuß;
Auf, Teutscher, lies, bedenk, und mach den rechten Schluß!

Diese Uebersetzung ist wohl nicht von Leibniz selbst, worauf verschiedene Spuren hinweisen; aber jedenfalls war von ihm nach dem Obigen eine solche beabsichtigt und daher wohl auch diese von ihm mitveranlaßt. Jedenfalls erkannte er sie, der Hauptsache nach, durch seine Namensunterschrift in dem Exemplar der hannoverischen Bibliothek an. Deßhalb und weil dieß die Gestalt war, in welcher die Arbeit seinerzeit in Deutschland wirken sollte, nehmen wir keinen Anstand, unsern Auszug aus ihr zu geben [2]).

Der Titel lautet: „Der allerchristlichste Mars, ausgerüstet von Germano Gallograeco [3]), oder Schutzschrift der Waffen des Allerchristlichsten Königs wider die Christen".

Die (von Leibniz selbst herrührende) Ankündigung des Druckers beginnt: „Ich kann nicht entscheiden, ob der Verfasser dieses Werkleins das, was er schreibt und urteilt, im Ernst meine oder nur mit den Franzosen spiele, da sich derselbe bald einem Spötter, bald einem Eiferer gleichstellt. Dem sei aber wie ihm wolle, kein französischer Advokat hat besser, als er, das Geheimniß der französischen Unbilligkeit und Anforderungen aufgedeckt".

Nun folge ein getreuer Auszug aus der Schrift selbst:

1. „Alldieweilen man gemeiniglich mehr auf das eigene, als gemeine Beste und mehr auf das Gegenwärtige als Zukünf-

---

1) Guhrauer, Kurmainz II, 75.

2) Sie liegt mir in dem mehrerwähnten Quartband als Nro. 10 der Sammlung, aus dem Jahr 1685, vor und ist äußerst selten. Dresden besitzt auch ein Exemplar.

3) So hießen — warum? kann ich nicht finden — die damaligen Anhänger der Franzosen in Deutschland.

tige zu schauen pflegt, so habe mich um so weniger gewundert, Leute gefunden zu haben, welche, obgleich sie wohl sehen [1]), daß das Heil der Kirche einzig von Frankreichs Größe abhängt, dennoch das Interesse ihrer Nation mehr achten, als das allgemeine Beste des Christenthums, mit dem Vorwand, sie wollen ihre Freiheit erhalten, die sie in Wahrheit doch nicht gegen die ottomanischen Waffen behaupten können, wenn Frankreich sie nicht vor der Dienstbarkeit schützt. Man könnte nun wohl sothane obgleich unbescheidene Vaterlandserhaltungsbegierde einigermaßen entschuldigen, wenn sie nicht ungeziemend von des Königs Ludwig Meinungen zu reden sich erkühnte. Ich aber, ob ich gleich ein Deutscher bin, bewundre doch auf's Höchste die französischen Tugenden und finde mich im Gewissen verbunden, gründliche Folgerungen an's Licht zu ziehen, welche zur Vernichtung solchen Uebermuths dienen. Besser wäre freilich gewesen, ein Franzose hätte dieß unternommen; allein diese behaupten ihr Recht kräftig mit den Wäffen und wissen auch, daß das Glück oder vielmehr die Gerechtigkeit ihres Königs allezeit fremde Schutzfedern finden werde.

2. Im Jahr 1672 wurde in Frankreich der Beschluß gefaßt, daß der König hinfüro der ehrbaren Welt von seinem Vornehmen (etwa in Manifesten, wie noch seine Vorfahren gethan) keine Rechenschaft mehr geben sollte. Daher gegen die Holländer statt eines Manifests blos die Ankündigung des Kriegs und als Hauptgrund solchen Ueberfalls blos des Königs Willen und Meinung hat dienen müssen. Es hatten nemlich seine Majestät ein groß Mißvergnügen aus dem übeln Verhalten der Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande geschöpft. An guten Gründen fehlte es zwar Frankreich nicht, und hatte auch ein nicht un-

---

1) Hier ist die deutsche Uebersetzung bes. für heutige Leser äußerst unglücklich: — welche der Kirche Heil blos auf F.'s Wachsthum ruhen sehen und mehr auf ihrer Herrn Nutzen — Acht haben wollen; und dieses zwar unter dem Vorwand — ihrer Freiheit, die sie sich doch nur zu erhalten getraueten u. s. w. Das „bien voyant“ enthält natürlich ein „obgleich“ und ist nicht mit blos beiordnendem „und“ aufzulösen; für's andre heißt es nur „qu'ils ne conserveront pourtant pas“ — wozu die Uebersetzung ungeschickt ein „sich getrauen“ setzt, während gerade der Gegensatz von Meinung und Sachverhalt betont werden soll. Schon diese zwei Beispiele aus dem Eingang geben mir die Gewißheit, daß Leibniz die Uebersetzung nicht selbst gemacht hat.

geschickter Kopf ein Manifest entworfen, da die Herrn Generalstaaten ihres Verhaltens halber angezapft wurden. Die Herren Minister aber hielten es zurück, weil sie wohl wußten, daß alle den Richelieu'schen letzten Königsgründen (dernières raisons des rois) nicht ähnlichen Gründe seien ihrem Herrn und König ganz unanständig.

Und als bei den Friedensverhandlungen in Köln die Holländer baten, ihnen die Forderungen vorzulegen, so erklärten die Franzosen, ihre Gesandten seien nicht gekommen, um als Advokaten Prozesse zu führen, sondern als Minister eines großen Monarchen den Frieden zu unterhandeln und zu erklären, was der Wille ihres Königs sei. Zu Nimwegen ist ihnen solche Art zu handeln nicht minder glücklich angegangen, da sie erklärten, daß man sich schlechterdings mit dem, was ihr Herr und König nachließe, begnügen und es als eine sonderbare königliche Gnade annehmen müsse.

So haben auch die in Frankfurt (1681) gewesenen französischen Gesandten von dem Satz des westfälischen Friedens: „der Allerchristlichste König soll gehalten sein" (teneatur rex Chr.), nichts hören wollen; ob nun ihren zarten Ohren etwa das Wort: „soll gehalten sein", unhöflich oder der ganze Text anzüglich vorgekommen, kann ich nicht entscheiden; soviel ist gewiß, daß sie sich vor dieser bösen Passage äußerst möglich hüten und sagen, man solle sie doch mit diesem münster'schen Frieden ganz und gar zufrieden und ungekränkt lassen. Und solches ist nicht geschehen, weil sie sich nicht der Antwort und guten Sache getraut, sondern weil sie bei dem einmal in Frankreich gefaßten Beschluß beständig beharren und allein den Degen als Richter anerkennen wollen. Nicht zwar auf die Weise, wie der Gottlose sagt: Gott ist allein mir die Faust, und Waage der eherne Degen (Dextra mihi Jupiter telum quod missile libra), sondern weil sie Ursach haben zu glauben, daß wer siegt, auch vor Gott Recht hat (victrix causa diis placuit) und daß man nicht Rechenschaft geben dürfe, wo die Götter selbst das Endurteil gesprochen.

3. Da nun aber diese Weise, unnöthiges Gezänk zu verhüten, unsren Deutschen gänzlich mißfällt, als die des Schriftkriegs nur allzuwohl gewohnt sind, so habe ich beschlossen, vor meine Person auf den Kampfplatz zu treten, damit ja der gerech-

ten Sache nicht geschadet werde durch Stillschweigen, so von Vielen für ein Merkmal der bösen Sache genommen würde. Ich will hoffen, sie werden sich aus dem Irrthum lenken und zeigen lassen, daß man den König vielmehr einer übergroßen Mäßigung, als Ehrgeizes beschuldigen müsse, wo aber zu hoffen, daß er dieß nicht mehr lange thue, sondern bald die aufsuche und zu Boden werfe, welche nicht leiden wollen, daß die Ketzer ausgerottet und Ein Herr, Ein Glaube, Ein Gesetz (un roy, une foy, une loy) alsdann sein möge.

Wirft mir Jemand vor, ich trage des Königs Geheimniß etwas roh und allzukeck vor und offenbare es vor der Zeit, so diene zur Antwort, daß man mir in Frankreich das nicht übelnehmen werde. Zumal daselbst nicht nöthig geachtet wird, sich zu verstellen, und die Herren Franzosen in Wort und Werk zu erkennen geben, daß sie sich nicht sehr an des Pöbels Urteil kehren. Denn sie verstehen unter dem Pöbel um so getrösteter alle diejenigen, so es nicht mit ihnen halten, als heutigen Tags fast Niemand für rechtschaffen und von dem Pöbel unterschieden erachtet werden kann, er zeige denn in all seinem Thun und Wandel, daß seinen Körper allein eine französische Seele belebe.

So ist sicher, daß man in Frankreich glaubt, man habe nicht mehr Ursache, so gewissenhaft zu sein. Und wenn man auch früher manchmal seine Antworten auf die Zeit gericht, so ist die Zeit nun eine andre worden und man lacht diejenigen aus, so meinen, es werden die Gründe und Beweisthümer des gemeinen Rechts z. B. bei den Beisitzern der Metz- und Breisachischen Kammern ihre Kraft finden.

Aus all dem ist klar genugsam abzunehmen, daß die Franzosen den Anfang allbereits gemacht, ihnen die unanständige Schande oder Bauernscham, damit sie sich sonst befleckt sahen, abzugewöhnen und alleine solcher Gestalt frei in ihrem Benehmen sich zu bezeigen, wie es vornehmen und wohlgearteten Leuten sich gebührt. Es wird aber nicht undienlich sein zu betrachten, was für Staffeln sind betreten worden, ehe man diesen Muth gefaßt, kraft dessen man dermalen aufrichtig entdecket, was man sonst verborgen gehalten. Zuerst bezeugte man sich gegen die Fürsten in Deutschland höflich und nahm wohl in Acht den Schein des gemeinen Rechts. Als aber Herr von Lionne todt war, so stellte

Herr Louvois dem König vor, um die Fürsten Deutschlands hätte man sich eben nicht sosehr anzunehmen; kein Geld werde übler als auf dieselben verwendet. Das h. römische Reich sei ein bloßer Name ohne That, so man nach Belieben unsträflich vexiren und dennoch Leute drin, die es billigen, finden könnte. Kaum hatte solcher Vorschlag stattgefunden, so kam Herr von Pomponne und rekommandirte sich beim König durch folgende neu erfundene Lehre: Das Schreckſal des westfälischen Friedens hätte nun lange genug des Königs Progressen gehemmt; man hätte jetzt einen neuen Frieden, den Nimwegischen; der aber rührte blos von des Königs Gnade her, es komme also Niemand als dem König zu, die Auslegung über solche Wohlthat zu machen. Ist nun dermalen Frankreich dem Herrn Louvois hoch verpflichtet, daß er die Schwäche der deutschen Fürsten entdeckt, nicht weniger dem Herrn Pomponne, daß er den König aus dem Irrgarten des westfälischen Friedens geleitet, so glaub ich gewiß, daß mein Verdienst ebenso groß sein werde, als das dieser Messieurs, wenn ich den königlichen Rath von all den Gewissensskrupeln befreien werde, die er sich durch Betrachtung einiger Leute und Kirchenrechte noch machen könnte.

Will demnach zeigen, daß diese Dinge alle Jene, so ordentlicher Weise Menschen sind, binden, für die Andern aber es dennoch ein anderes, der unbeschränkten göttlichen Gerechtigkeit ähnliches Gesetz gebe, welches den König in allen seinen Bedenken frei spricht. Dazu aber muß ich den Grund einer neuen Rechtslehre legen, etwa wie Plato sagt: Gerecht ist, was dem Starken nützt; und wie Moses kraft eines solchen Sonderrechts den Aegyptern güldene und silberne Gefäße und das Volk Israel den Kanaanitern ihr Land nahm. Denn man muß wohl wissen und merken: Für den Gerechten ist das Gesetz nicht gegeben, und wer den Charakter einer ungeheuren Macht hat, ist kraft seiner Kommission an dieß, was sonst alle Menschen bindet, nicht gebunden. Hiebei liegt mir nun ob zu zeigen, daß der König mit einem solchen Charakter bekleidet und daß heut zu Tag Niemand sei, vom obersten Himmel und untersten Antipoden, der durch ein gewiß Verhängniß Gottes mehr Macht über das Zeitliche habe, als Ludwig XIV, daß er sei, was Papst Alexander VI bei Austheilung der neu entdeckten Länder sich angemaßt, der wahre und einzige Statthalter Gottes

in Ansehung aller zeitlichen Güter und hat zum Küster den Papst. Sein Amt ist heroisch und hat er als einzige Richtschnur seiner Gerechtigkeit seine Hohheit. Faktisch nun ist der allermächtigste in der Welt, den Teufel ausgenommen, der allerchristlichste König, und es läßt sich sein obgedachtes Statthalteramt auf Erden auch erweisen leicht und ohne Umschweif; ja es ergibt sich sein Obereigenthumsrecht fast von selbst, wenn man sich nur der gleichen Gründe bedient, mit denen der Kardinal Bellarmin es für den Papst beweist.

Alles nun, was im neuen Testament vom Reich Gottes gesagt, mag vom Reich des allerchristlichsten Königs verstanden werden und darf sich Niemand einbilden, es sei für nichts zu rechnen, daß der König vom Himmel herab die Gabe Wunder zu thun und Kranke zu heilen empfangen. Ich weiß, daß einige Aerzte selbst das Mirakel, das der König oft thut, indem er die Kröpfe heilt, in Zweifel ziehen wollen; man muß sich aber an dieser Leute Kleingläubigkeit nicht kehren, welche so groß ist, daß man aus der Aerzte Glauben ein Sprüchwort gemacht.

Ebenso haben Jesus und die Profeten allezeit die Könige von Frankreich im Gesicht gehabt, und braucht man von andern Sprüchen nichts sagen, indem der folgende klar und deutlich genug sich hieher schicket: Die „Lilien“ des Feldes spinnen nicht; damit soll gesagt sein, daß die Herrschaft in Frankreich nie an die Unterröcke kommen soll (tomber en quenouille), auf daß nicht das Scepter von dieser zum Krieg bestimmten Nation genommen werde, aus welcher der zeitliche Schilo oder Messias kommen soll.

Ja noch täglich bekräftigt die göttliche Vorsehung durch Wunderzeichen die Befugniß, welche wir dem allerchristlichsten König zueignen. Denn es ist in Wahrheit kein geringes Mirakul, daß ein König, der so viele Kriege auf'm Hals hat, dennoch keinen Mangel an Geld leide. Einige auslachenswürdige Leute meinen zwar, er habe den gesegneten Stein. Andre meinen, da ihm auch nie unwissend sei, was bei seinen Feinden vorgehe, er sei mit einem dienstbaren geheimen Geist versehen. Aber es ist nicht nur lächerlich, sondern auch bös und gottlos, dem Teufel zueignen, was durch himmlische Wirkung geschieht, gleichwie die Juden bei

dem Herrn Christo an Beelzebub dachten. Das sicherste und klarste Zeichen aber des Willens Gottes ist doch gewiß das, was wir alle Tage sehen, nemlich der unaufhörliche Beistand des Himmels, welcher so stark, daß man meinen könnte, es hätten Menschen und Zeiten sich zusammenverschworen und beschlossen, Glück und Herrlichkeit des Königs auf's Beste zu vermehren. Denn dieß, das man Glück heißt, ist anderes nicht, als ein Beschluß der göttlichen Vorsehung, der sich entgegenzusetzen ebenso viel sein würde, als wider den Stachel löcken. Der Kaiser Leopold ist mit Tugenden ausgerüstet, von der ganzen Welt seiner herzlichen Frömmigkeit willen bewundert, ja wegen seines hohen Fleißes in seinem Amt auf's höchste belobet, so daß man von ihm sagt, es arbeite keiner seiner Bedienten so stark, wie er. Nichtsdestoweniger geht bei ihm Alles einen ganz andern Gang, als es wohl billig gehen sollte. Dem allerchristlichsten König dagegen gelingt Alles, was er ihm vornimmt, ohnerachtet derselbe sein Gemüth blos in Wollust zu weiden sich bemüht. Sollten wir hieraus wohl eine andre Folgerung machen, als daß der Himmel diesen König zu großen Dingen ausersehen habe? Denn die himmlischen Seelen erlangen ihr Gutes im Schlaf, während die Andern nichts erlangen können, ob sie gleich darnach rennen und laufen, die ganze Nacht wachen und früh aufstehn. Es mangelt uns nur noch ein Jeremias, der den irdischen Gewalten anzeigen möge, daß die, so sich widersetzen, zugleich dem göttlichen Willen widerstreben und die, so heutigen Tages auf das Haus Oestreich hoffen, oder sich drauf verlassen, denen gleichen, so zur Zeit Nebukadnezars auf den zerbrochenen Rohrstab Aegyptens sich lehnten. Aber siehe da, es gibt schon einen solchen Jeremias, welcher zu dem Ende auftritt, damit die Deutschen am Tag des Zorns sich nicht unschuldig halten möchten. Ein Dorfpfarrer in Deutschland ist vor Kurzem zum Profeten worden und hat unumstößlich aus der Offenbarung Johannis bewiesen, daß alle Feinde des Königs umkommen werden, welches auch der Erfolg gelehrt: Die Italiener müssen dürre Zeit leiden, die Holländer werden mit Wasserfluthen gezüchtigt, das undankbare Schweden muß grausame Kälte ertragen, Oestreich hat mit den Ungarn zu thun, ganz Deutschland aber ist durch die Ottomannen, auf der andern Seite aber durch die Dänemarkischen Bedrohungen sattsam angefochten. Weßwegen sie auch

Ursache haben, Alle in sich zu gehen, der Züchtigung durch schleunige Buße zuvor zu kommen, mit Einem Wort in die Hand des Königs Ludwig zu fallen. Denn wenn die Völker sich auflehnen und berathschlagen wider seinen Gesalbten, so ist kein Wunder, daß der Himmel sich wider sie erhebe und sie zerstreue. Alle hat Frankreich im vorigen Jahr wider sich erregt, leicht hätten sie ihm den Garaus machen können; aber nichts davon hat sich zugetragen. Und so ergibt sich die Antwort von selbst, daß Gottes Wunderhand mit im Spiel gewesen sei und ihre Augen mit Blindheit geschlagen habe, wie es dem Heer der Syrer geschehen.

5. Glaube dannhero genugsam durch Profezeiungen, Wunder und Mirakel bewiesen zu haben, daß des Königs Beruf oder ungemeine Sendung zu Verbesserung christzeitlichen Heils fest gegründet sei. Daraus folgt, daß alle Könige ihn zum Schiedsrichter annehmen müssen, auch die Richt- und Schlichtung allgemeiner in der Christenheit vorfallender Geschäfte ihm zu überlassen haben. Die Völker aber, wenn die Fürsten sich weigern, sind von ihrem Unterthaneneid entbunden und müssen selbst dem König zufallen. Es werden sich vielleicht einige stoßen an dem frischen Exempel derer von Messina, so mit sonderlicher Zuneigung sich dem König ergeben und dann von ihm im Stich gelassen wurden. Man darf aber das nicht dem König, sondern den jetzigen so bösen, veränderten Zeiten zuschreiben und muß bedenken, daß die ganze große Sekte im Anfang auch ihre Märtyrer haben müsse.

Ueber das Alles müssen ja die Katholiken von Deutschland in ihm billig ihren Erlöser erkennen, indem kund und offenbar, daß der Franzosen Waffen von Gott mehr zur Vermehrung der Religion, als der Region ausersehen sind. Erinnert man sich nicht, was für Mühe sich die Franzosen beim Frieden von Nimwegen um die freie Uebung der katholischen Religion in den Niederlanden gegeben? Denn sie wußten wohl, daß man zum ersten das Reich Gottes suchen müsse und dabei versichert sein, es werde alles Andre dann auch folgen und zufallen. Wendet man mir ein, daß Frankreich es auch mit den Ketzern (Tököli) gegen Oestreich und sonst gehalten, so vermelde ich die Gegenantwort, daß ein kleiner vergänglicher Schaden der christkatholischen Religion nicht anzusehen, wenn daraus ein unvergänglich größerer,

beständiger Nutzen sich ergibt. Denn sobald das Haus Oestreich durch solche Griffe wird erniedrigt sein, und Frankreich zum Schiedsrichter in der ganzen Christenheit erkieset ist, wird es bald auch mit Einem Schlag den Ketzern und Türken ein Ende machen.

Schon singen die gemeinen katholischen Geistlichen in Deutschland das Hosianna, dieweil sich ihre Erlösung naht. Die Bischöffe freilich fürchten vielleicht, es könnte dann auch in Deutschland die französische Kirchenfreiheit eingeführt werden (welche zwar in Ansehung des Papsts für eine Freiheit, in Ansehung des Königs aber für eine Knechtschaft zu rechnen). Allein sie sollen nur ruhig dem Beispiel der zwei Straßburger Bischöffe (Gebrüder Fürstenberg) folgen; man wird sie schonen und zu ihren Lebzeiten nichts Neues einführen, ihnen vielmehr Gelegenheit überlassen, unterdessen ihre Enkel mit gutem Gewissen zu bereichern, welches nicht nur zugelassen, sondern auch geboten, widrigenfalls man durch Versäumung der Zeit und Gelegenheit für ärger als ein Heide zu achten. Denen weltlichen Fürsten in Deutschland dürfte es zwar gewaltig hart vorkommen, die sich zueignende, fast königliche Macht Ludwigen zu unterwerfen. Wie man sonsten von den Reichen weiß, daß sie schwerlich in's Himmelreich kommen werden, so ist auch hier zu besorgen, daß es ihnen mächtig beschwerlich fallen werde, in das allerchristlichste Reich und unter dessen zeitlichen Statthalter, den König, sich einzufinden. Gleichwohl werden sie es doch über kurz oder lang müssen. Denn gleichwie alle Flüsse, sie krümmen sich auch noch so sehr als sie wollen, dennoch endlich in's Meer fallen müssen, also werden alle Gewalten vom König verschluckt werden. Besonders werden die rheinischen und westfälischen und mit der Zeit auch die fränkischen Bischöffe und geistlichen Fürsten sich dem katholischen Eifer des Königs nicht zu lang widersetzen können. Auch die Welschen werden ihm zufallen. Zwar glaube ich wohl, daß die Mannsbilder in Welschland, ehe sie sich ergeben, sich einigermaßen wehren und ein wenig nicht um Haus und Hof, aber um's liebe Bett (non pro ara et focis, sed pro lectulis) streiten dürften, nicht sonder Furcht der Hörner, die ihnen die Franzosen zubereiten, mit denen sie ihre Weiber sich gleichsam allschon zusammenrotten sehen [1]). Dieß ist

1) Vgl. dazu das boshafte Distichon von L.: „Die Franzosen in Mailand" aus

vornemlich von der Zeit an kund worden, da der französische Gesandte in Genua unter andern schweren Bedingungen auch mitbedungen, daß den Weibern dieses Landes inskünftige gestattet sein sollte, sich der französischen Freiheit zu bedienen und die Franzosen unbewehrt bei sich auf- und anzunehmen. Es seufzen also die Weibsbilder in ermeldtem Welschland um ihre freundnachbarliche Befreiung und wirkliche Abnehmung des Jochs ihrer Männer ebenso sehnlich, als die deutschen Priester um ihre Erlösung von den protestantischen Sekten. Folglich ist Frankreichs Glück so beschaffen, daß es auch unter dem Feinde mächtigen An- und Beifall finde. So traue ich nicht, daß inskünftige sich Jemand unterstehen werde, denen sich zugleich zusammenrottirenden Pfaffen und Weibern sich zu widersetzen.

6. Mich däucht nun, es möchte sich nicht übel schicken, hier gleichsam im Vorbeigehen bei meinen französisch gesinnten Mitbrüdern, die sich so wohl auf die französischen Luis's (d. h. d'or) verstehen, auch ein wenig vorzusprechen. Die gemeinen Ignoranten nennen uns Verräther, vermeldend, wir verkauften das Vaterland und arbeiten, dasselbe einem Fremden zu unterwerfen. Aber ich glaube sehr, daß die Meisten, die uns dieß vorwerfen, nicht weniger wünschen, dieses Lasters fähig zu sein; schreien darum nur aus Neid, dieweil sie das Geschick oder Glück nicht haben, das Wasser auf ihre Mühle zu leiten. Ich nehme hier aus einige einfältige Leute, so sich ein Gewissen darüber machen dürften; weil aber deren Anzahl gering, muß man sie um ihrer Thorheit willen auslachen. Und überdieß haben sie Unrecht. Denn die geschicktesten Staatslehrer stimmen überein, daß der deutsche ein so ungeheuer verwirrter Staat sei, der zur Einführung eines guten Regiments durchaus einen absoluten Herrn von Nöthen habe. Was ist der Deutschen Freiheit anders als ein Muthwillen von immerzu schreienden und hinundherhüpfenden Fröschen, welchen, weil sie das vom Himmel gefallene Stück Holz nicht mehr fürchten, ein Storch hauptsächlich zu setzen ist. Ich weiß, daß die meisten meiner Mitbrüder so frei nicht reden, wie ich, vielmehr

---

dem Jahr 1702: Servate uxores, Itali, nam vespere Gallus — Pro Siculo totis noctibus ultor adest. Deutsch etwa zur Noth also: Hüte dein Weib, Mailänder, der Hahn kräht, und für jenen „Abend". — In Sizilien rächt sich der Franzos mit der Nacht!

ihrem Verfahren durch Vorwendung des westfälischen und nimweger Friedens, der kaiserlichen Wahlkapitulation [1]) und andrer Reichsgrundfesten eine Farbe anstreichen. Ich aber, der ich viel aufrichtiger, auch mit viel festeren Gründen gestärkt bin und rede, will mich diesen nicht gleich stellen. Ich weiß, daß diese Vorwendungen auf einem schwachen Fuße stehen, und der Kaiser auf's Gerechteste und Beste das gemeine Wohl seiner Alliirten im Auge hat. Ich finde nur Ein Ding an ihm zu tadeln, daß er allzu hartnäckig darauf beharrt, die Reichsgrundfesten zu vertheidigen und keine höhere Gewalt zu erkennen, die doch der allerchristlichste König von der Vorsehung empfangen hat.

Es sind noch einige andre französisch Gesinnte in Deutschland, welche mit Juda dem Verräther 30 Groschen nehmen und hoffen, die himmlische Barmherzigkeit werde Deutschland nicht stecken lassen, sondern dasselbe mächtiglich retten, da sie indeß das Geld behalten und wohl gar die Zeit erleben möchten, die Franzosen ihrer Leichtgläubigkeit halber tüchtig auszulachen. Aber! wohl wird der lachen, der am letzten lacht. Nehmets wohl in Acht, lieben Freunde, und denket, daß weder die Götter, noch der König ihrer spotten lassen!

Es ist eine kurze Zeit, daß ich nebst andern meiner Freunde in eine Versammlung gerieth und antraf einen alten Greis, welcher wider die französischen Deutschen mächtig donnerte, sie eine Pest des Vaterlands, ein Gift edler Seelen, eine Schande des menschlichen Geschlechts nannte und endlich fast gar dem Teufel übergab. Hierauf waren einige von uns, so mit etwas zartem Gewissen versehen waren, durch des guten Mannes Worte so gerührt, daß sie auf das geringeste Geräusch zitterten und fürchteten, es möchte ein Teufel von hinten her kommen und sie von dannen führen. Ich aber, der ich nicht den geringsten Wankelmuth bei mir spürete, unterließ nicht das von Christo seinem Petrus Befohlene auszuführen, „ich stärkete die Brüder", verwies ihnen den schlechten Muth und zeigte, wie viel daran gelegen, daß man nicht ein zweifelhaft noch skrupulös, sondern durch gute Gründe versichertes Gewissen habe. Ich machte sogar, daß sie begrif-

---

1) Die Kapitulation von 1658 bei der Wahl Leopold's I beschränkte den Kaiser sehr zu Gunsten der Fürsten und Frankreichs.

sen, wie wir vor der Kirche Bestes arbeiteten und daß der Name des Vaterlands nur ein Schrecksal der Idioten sei, da hingegen ein herzhafter Mensch allenthalben sein Vaterland finde, oder vielmehr der Himmel das allgemeine Vaterland der Christen sei, hauptsächlich aber der Sondernutz der deutschen Völkerschaft dem allgemeinen Besten der Christenheit, wie auch des Himmels Verordnung weichen müsse.

Zwar kommt auch mir oftmals vor, in was für einem elenden Zustand die Deutschen unter dem französischen Joch leben würden. Schon jetzt verachten sie unsere Nation, da sie noch etwas ist und eine gewisse Gestalt in der Welt hat. Was werden sie nicht thun, wenn wir bezwungen sind, wie werden sie uns die dem vorigen guten Namen der Nation ganz unwürdige und ungemäße Zaghaftigkeit vorwerfen! Billig würden sie uns die Waffen abnehmen als Leuten, die solcher nicht würdig; die vornehmen Familien dürften sie erniedrigen oder nach Frankreich wandern lassen, die Pfründen und hohen Aemter nur mit Franzosen besetzen oder endlich auch an rechte knechtische deutsche Seelen vergeben, da inzwischen rechtschaffene Gemüther, so noch etwas von der alten Tapferkeit hegen und zeigen möchten, tausenderlei Hohn sich müßten anthun lassen, bis zuletzt die ganze Nation gewöhnt sein würde, ein barmherzig und furchtsam Schauspiel abzugeben.

Allein dergleichen Gedanken sind teuflische Versuchungen, die mich jezuweilen anfechten. Denn der Geist ist hurtig in dergleichen Vorstellungen und braucht es Mühe genug, sich dergleichen böser Gedanken zu entschlagen, als welche uns fast angeboren zu sein scheinen. Aber ich wickle mich bald heraus und werfe alle Skrupel weit weg, nachdem ich meine Seele zum Himmel erhebe. Denn solchermaßen bedenke ich, daß dieß, so man für Jammer achtet, eine wahre Glückseligkeit sei, daß die Frommen durch Trübsal müssen geprüft werden und die Kirche niemals als in der größten Trübsal blühe. Ihr werdet demnach, lieben Freunde, glückselig und selig sein, wenn Euch die Franzosen auf der Welt werden Jammers voll gemacht haben, daß ihr werdet viel lieber heimgehen, wenn ihr dieses Thränenthal werdet ohne Schmerz verlassen können. So gehet nun hin und nehmet das Joch willig

an; eilet durch Hurtigkeit, Gehorsam, Geduld und andere christliche Tugenden den Himmel zu verdienen und solcher Gestalt zu veranlassen, daß der König die Ketzer und Türken schlagen könne.

Hier hast du nun den völligen Entwurf obgedachter Jurisprudenz und Sittenlehre, welche kurz darin stehet, daß des Königs und der Krone Frankreich Hohheit über alle Rechte und Eidschwüre, sie seien noch so gut und kräftig, unwidersprechlich gehe. Sonst könnte wohl auch der ehrwürdige Pater Jesuit, ordentlicher Beichtrath des Königs, so leicht nicht billigen, was im Namen und auf Befehl des Königs geschieht, wenn er nicht mit diesem, zur Generalzuheilung aller Skrupeln dienlichen Mittel versehen wäre. Denn die, so dünket, Frankreichs Thun und Lassen durch Gründe des ordentlichen Rechts behaupten zu können, irren gröblich und siehet man sie gar leicht zu Grunde gehen, wenn sie sich deßwegen in Wortwechselung einlassen.

7. Damit man dieß noch mehr erkenne, wie ohne solche Jurisprudenz der Krone Thaten unmöglich unschuldig zu schätzen, will ich mir nicht beschwerlich fallen lassen, einen Theil der Vorwürfe vorzustellen, so Frankreichs Feinde pflegen auszuschütten.

Vor Allem pflegen sie zu sagen, daß Frankreich allein den großen (30jährigen) Krieg so in die Länge gezogen; ihm sei alles seither in der Christenheit bis auf unsere Zeit vergossene Blut zuzurechnen, allerorten habe es Feuer zugetragen; denn so gut katholisch, als es sich auch ausgab, es wollte nur im Trüben fischen, das allschon taumelnde Haus Oestreich gar zu Boden werfen und Deutschland, welches allein seiner Hohheit hinderlich war, durch sich selbst zu Grunde richten. Beim Friedensschluß sei offenbar geworden, daß bei den Franzosen Religion und Gewissen vor blos und allein zur Hintergehung der Einfältigen erfundene Namen zu achten seien, daher alle, so sich darauf verließen, ihre Leichtgläubigkeit büßen müssen. Zudem ja offenbar sei, daß die Franzosen gegen das Reich und die Niederlande feindlicher zu Friedens- als zu Kriegszeiten zu handeln pflegen.

Ferner sei durch die französische Armee lauter Ungemach in Deutschland angerichtet worden, Trier weggenommen, die zehn elsässischen Reichsstädte auf eine gar nicht aufrichtige Weise überrumpelt und geschleift, auch am Rhein und in der Pfalz allerhand Feindseligkeiten verübt worden. Der Uebermuth sei endlich so

gewachsen, daß er sich wie ein Schulmeister berechtigt erachtet, Anderen wie Buben mit der Ruthe zu begegnen. So bestehen sie (des Königs Feinde) auch weiter darauf, daß die Einnehmung der Stadt Straßburg vor einen gewaltsamen, ja mehr als türkischen Streich zu achten, welcher alle diejenigen weit übertreffe, so je ein christlicher Fürst practiziret. Solchergestalt seien Gewissen, Treu und Glauben, auch Völkerrecht nur lächerliche Worte, nichtige Schatten geworden. Lächerlich seien die Justizkammern bei den Dependenzien gewesen, da immer der König für den König gesprochen; ja einige französische Advokaten, so sich durch das westfälische Friedensinstrument übermannt sahen, wollten noch eine andere Schanze suchen und da sie in diesem Jahrhundert wenig Favorables antrafen, sich mit den Zeiten Dagobert's und Karl's des Gr. schützen. Wunder über Wunder, daß sie nicht auch an den Großtürken das, so die alten Gallier in Griechenland und Galatien erobert, zurückfordern und die heutigen Römer um das von ihren Großeltern wegen Verschonung des Kapitols den Galliern versprochene Lösegeld (dessen Bezahlung Kamillus unterbrochen) gerichtlich angehn.

Ich habe hier natürlich nur fein vorgestellt, was von Andern wider des Königs Anforderungen gesprochen wird, damit man sehen möge, daß kein anderer, als der ob ermeldte Rechtstitel helfen möge. Da aber der gemeine Mann von dieser schönen Erfindung inzwischen nichts weiß, so muß man sich nicht wundern, wenn die, so des Ihrigen erst kürzlich beraubt, sich quälen und den Himmel durch die traurigsten Vorstellungen und Worte zu bewegen trachten. Sie stellen ihm vor, wie mit dem zur Versöhnung einer einzigen, die gemeine Ruhe verhindernden Nation vergossenen Blut ganze Felder überschwemmt; ja zu Tausenden seien zu präsentiren, die durch Schwert, Hunger und andere Plagen allein darum aufgeopfert wurden, damit man Fug und Anlaß haben möge, über die Thore zu Paris mit güldenen Buchstaben den Namen zu schreiben:

LUDWIG der GROSSE.

An Frankreich liege es nur, sagen sie, daß Europa friedlich und glücklich sei, also könne kaum etwas Grausameres und Lasterhafteres gefunden werden, als all dieß in der Christenheit ange-

stellte Uebel, so viel vergossenes unschuldiges Blut, die begangenen ärgsten Schandthaten, veranlaßte Flüche der Bedrängten, Wehklagen der Sterbenden, ausgepreßte Wittwen- und Waisenthränen, so durch die Wolken dringen. Sie müssen Gott, den großen Gott, über kurz oder lang bewegen, deß erschreckliches Urteil keine heimliche Schalksverstellungen noch zweideutige Redensarten leidet, auch sonsten unter Königen und Bauern keinen Unterschied der Strafen zu machen pfleget.

Aber die Franzosen überwinden sich noch selbst über alle diese Gräuelthaten. Denn zu der Zeit, da die Türken die Christenheit allbereits überfallen und an die 200,000 Mann entweder jämmerlich niedergesäbelt oder in eine herz- und seelbrechende Knechtschaft, viel ärger als der Tod, jämmerlich abgeführt, unterstützen sie die Rebellen in Ungarn, helfen insgeheim den Türken, und lassen sich nicht rühren durch die mit Thränen vor ihren Füßen liegende und in der Aschen sitzende Kirche. Sie wollen Deutschland zwingen, endlich aus Muhamed IV und Ludwig XIV Einen auszuwählen.

8. Hier hast du nun einen Theil dessen, so wider Frankreich öffentlich geredet wird, wovon die schärfsten und heftigsten Expressionen, so sich in Büchern und Unterredungen hin und wieder hören lassen, durch die Verehrung sind zurückgehalten worden, so man hohen Häuptern schuldig. Aber all diese Leute kennen des Königs heiligste Intentionen nicht. Er muß ja Oestreich zu Grunde richten; denn so lang dieß stehet, ist die Vereinigung der Christen unter Ein Haupt und Bestreitung der Ketzer unmöglich. Einige bilden sich zwar ein, der allerchristlichste König würde besser thun, wenn er seine Anschläge lieber durch Zerstörung des türkischen Reichs, als Kränkung armer Christen auszuüben anfienge. Diese bedenken aber nicht, daß an Frankreich nicht Türken, sondern Deutsche und Holländer grenzen, also fein in der Ordnung von den nächst Gelegenen zu denen Weiteren müsse geschritten werden. Denn falls man hoch steigen will, betritt man lieber eine bequeme und feste Staffel, als daß man einen gefährlichen Luft- und Absprung macht. Damit wir aber um politische Ursachen uns nicht weiter umsehen, so will ich hier einen Grund des Gewissens zeigen und sagen, daß der König die Anweisung und Ordnung des neuen Testaments befolgt, welche will, daß man in der

Mission von denen Juden den Anfang mache und erst dann sich zu den Heiden wende [1]).

Es ist wohl nichts bezeichnender für den Jammer jener Zeit, als wenn wir nun sogleich sehen müssen, wie der Verfasser dieser prachtvollen Satyre, der Dichter der Straßburger Epi- und Anagramme eben im Jahr 1683/84 nicht umhin kann, im Blick auf die oben geschilderten inneren und äußeren Verhältnisse seines Vaterlands mit schwerem Herzen das heiße Blut zur Ruhe zu zwingen und als Diplomat mit mathematisch kalter Abwägung sich zur „Consultation touchant la guerre ou l'accommodement avec la France“ zu verstehen, ja in schmerzlicher Akkommodation an Zeit und Umstände selbst für das „Accommodement avec la France“ zu stimmen. — Doch am schlagendsten drücken diese Seelen-Stimmung seine eigenen Worte in ebengenannter Schrift aus: „Die Gefahr eines völligen Untergangs ohne Möglichkeit der Heilung ist für das Reich, für das Haus Oestreich, für die vereinigten spanischen Niederlande nie größer gewesen als jetzt. Darum gilt es, diese Erwägung als die wichtigste anzusehen, welche je angestellt worden ist. Von ihr hängt Leben oder Tod, Umsturz oder Rettung des Staates ab. Um daher in dieser Frage richtig zu denken, um sich keine Gewissensvorwürfe hinterher machen zu müssen, um der Pflicht gegen das Vaterland, die Ehre, die Freundschaft zu genügen, darf man sich weder schmeicheln, noch der Entmuthigung Raum geben, die wahren Gründe von Furcht und Hoffnung durch eine voreingenommene Einbildungskraft weder übertreiben, noch unterschätzen; mit Einem Wort, man braucht einen Augenblick völliger Geistes- und Gemüthsruhe, um nur und allein auf die Stimme der Vernunft zu hören.

Zu dem Zweck gilt es, alle Erregung abzulegen, welche aus einer verzweifelten, mit dem Schleier der Hochherzigkeit zugedeckten Stimmung fließen oder als Niedergeschlagenheit sich äußern könnte, oder die dem natürlichen Zug des Menschen nach Ruhe, nach

---

1) Der Grundtext dieser merkwürdigen Schrift ist Jedermann leicht zugänglich in Klopp V, 203—243. Er ist freilich französisch; dieß wird aber wohl gerade für diejenigen, denen ein genaueres Nachlesen besonders ersprießlich sein dürfte, kein Hinderniß bilden.

Wahrung seines Sondervorteils entspricht und sich mit der Schminke der Klugheit herauszuputzen weiß. Endlich hat man im Auge zu behalten, daß man wird Rechenschaft abzulegen haben vor Gott, vor sich selbst, vor dem Vaterland, vor unsrem ganzen Jahrhundert und Welttheil, ja vor der gesammten Nachwelt, Rechenschaft über die Benutzung der paar Augenblicke, die uns vielleicht noch bleiben, um einen endgültigen, entscheidenden Beschluß zu fassen.

Gehen wir in solcher Gemüthsverfassung an die Erwägung.

I. Was spricht für den Krieg?

Daß ein solcher durch und durch gerecht sei, ist außer allem Zweifel, so daß wir nichts weiter darüber zu sagen haben.

Aber auch der Ehrenpunkt sollte für Jeden klar sein. Wenn die deutschen Fürsten leiden, daß man ganze Reichsglieder nur so ohne weiteres abreißt und sie in solch roher Weise ihrer deutschen Selbstständigkeit beraubt, so zeigen sie dadurch, daß sie wenig Gefühl mehr für das haben, was ihr Volk, ihre eigene Familie, ihre Würde betrifft. Es wäre in der That ein Beweis von wenig Muth oder viel Einfalt, jedenfalls von großer Schwäche. Lassen sie sich's gefallen, so ist der deutsche Name auf ewig gebrandmarkt; alles Ansehen würden sie in der Welt verlieren, man würde sie fortan als Nullen ansehen. Ist es doch ein unerhörtes Vorgehen von Frankreich, jetzt Frieden zu predigen, während man durchaus Krieg fühlen läßt; dem Recht in's Gesicht schlagen, keine Schutzbündnisse dulden, Hohn und Spott zu den Thaten fügen — das ist empfindlicher noch, als der Verlust selbst.

Nicht minder gebieterisch, als die Ehre, verlangt die Selbsterhaltung einen kräftigen Schritt. Denn einem Angefallenen gegen einen Räuber und Mörder beizustehen, ist allgemeine Pflicht. Je mehr man Frankreich gibt und läßt, desto mehr wird es verlangen. Seine Habsucht ist unersättlich, seine Unverschämtheit wird wachsen im selben Verhältniß wie seine Erfolge; es wird schließlich gar nichts mehr achten noch schonen. Andererseits werden die Gemüther durch ein Nachgeben und Weichen so schimpflicher Art immer mehr eingeschüchtert und niedergeschlagen, bis sie zuletzt ganz stumpf sind. Man wird sich schließlich an die schlimme Behandlung gewöhnen und Geduld lernen, es wird Einem vorkommen, als wäre es nun einmal so in den Sternen geschrieben: Kurz

alles wird geradewegs auf die Knechtschaft lossteuern. Sind die spanischen Niederlande (das heutige Belgien) verloren, so ist es auch Holland, dessen Vormauer jene bilden; dann ist Frankreich Herr des Meers und damit ergibt sich auch die Eroberung des Rheins. Mögen die ferner Liegenden sich nicht schmeicheln, unbehelligt zu bleiben: Wenn Ein Damm bricht, ist das ganze Land im Nu überschwemmt. Nur der Anfang ist für einen Eroberer schwer. Frankreich stellt sich zudem als religionseifrig; damit wird es natürlich den deutschen Klerus an sich ziehen. Die Herren von Fürstenberg haben sich bei der Hinwendung zu Frankreich wohl befunden; sie weinten vor Freude, statt daß sie es vor Schmerz hätten thun sollen. Aber freilich ihr einiger Abgott ist der Sondernutzen.

So wird es ihren nicht an Nachfolgern fehlen, und dann haben wir den Religionskrieg, vor dem uns Gott behüten möge.

Die große Frage ist nun in diesem Augenblick höchster Gefahr, ob es besser sei mit Frankreich zu brechen oder sich auseinanderzusetzen und die Abrechnung für bessere Zeiten aufzusparen.

II. Was spricht für das „Accommodement?"

So schwer es einem edlen Gemüth fallen muß, sich unter die Ungunst der Verhältnisse zu beugen und unwürdige Beleidigungen, Hohn und Uebermuth hinzunehmen, so schwer der Widerstreit zwischen Edelsinn und Vernunft sein mag, so muß man eben doch schließlich auf die Stimme des Gewissens und Gottes hören. Es ist nicht zu entschuldigen, sich und den Staat in's Verderben zu stürzen und das Vaterland zu ruiniren — blos der Ehre wegen. Denn daß es so kommen könnte, ist nur zu wahrscheinlich, wie jetzt die Sachen stehen. Auf besondere Wunder und außerordentliche Glücksfälle zu hoffen, heißt Gott versuchen. Er hat uns kein Wunder versprochen und nicht immer siegt hienieden die gute Sache.

Wie steht es aber mit uns und unseren Aussichten, menschlich betrachtet?[1]) Auf der Einen Seite drängen und drohen die Türken und mit ihnen im Bund Tököli, der Führer der auf-

1) Hier folgt eine überaus genaue und sorgfältig in's Einzelnste gehende Erwägung, aus welcher wir nur die Hauptpunkte herausheben.

ständischen Ungarn. Fällt aber Ungarn dem Erzfeind in die Hände, so stehts mit Deutschland schlecht [1]).

Darum ist dieser Tököli'sche Aufstand so sehr gefährlich und bedenklich. Zudem spielen diese Feinde im Osten, offen und verdeckt, unter Einer Decke mit Frankreich [2]), dessen Gesandte

---

1) Leibniz spricht diese hohe Bedeutung von Ungarn, als Schutzmauer Deutschlands, in einem deutschen Gedichtlein (Pertz S. 266) aus, das freilich aus den 60ger Jahren stammt, wo Ungarn noch als reichsfreundliches Land von den Türken überschwemmt wurde:

Deutschland: Ungarn, willstu türkisch werden?
Ungarn: Ungern, doch ich muß an's Joch.
D.: Christus wird die Christen retten.
U.: Wenn sie würden einig noch.
D.: Ich muß dieses Joch zerbrechen.
U.: Was mich drücket, drohet dir.
D.: Teutschland soll mit Gott obsiegen.
U.: Dir du hilfest, hilfst du mir.

2) Aus dem „L'hombre-spiel" der Fürsten, einer satyrischen Darstellung der Staatenverhältnisse von 1684; s. Klopp V, 297. Leibniz sandte es einem Freund nach Dresden. — Ich habe hier noch einer eigenthümlichen Schrift Erwähnung zu thun, welche mein öfter angeführter Nachweis auch behandelt und die durchaus als eine prosaische Ausführung dieses leibnizischen Scherzes mit dem Jeu des princes anzusehen ist. Ihr Titel lautet: Das verkehrte Glücksspiel europäischer Allianzen, welche vornämlich in diesem Jahrhundert unter denen europäischen Potentaten und Republiken geschlossen, hingegen aber durch listige Staatsstreiche, Gegenallianzen, auch andere Glücks- und seltsame Zufälle wunderlich sein verkehrt worden. Nebst vielen merkwürdigen Seltenheiten und kuriösen Anmerkungen vorgestellt. In Verlegung des Authors. So groß diese Schrift ist (120 Seiten 4°), so läßt sich doch natürlich bei ihrem überwiegend geschichtlichen Inhalt eine ganz sichere Entscheidung über den Verfasser nicht wohl treffen. Doch scheint mir die überwiegende Wahrscheinlichkeit, was Form und Inhalt betrifft, für Leibniz zu sprechen. Diese Entdeckung ist alsdann wirklich nicht ohne Werth, wenn uns gleich die Schrift als geschichtliche Darstellung nichts wesentlich Neues gibt. Dagegen füllt sie einerseits eine empfindliche Lücke in L.'s Thätigkeit auf diesem Gebiet aus. Denn einer Angabe nach zu schließen ist sie vor der Einnahme Ofens, also etwa 1686 geschrieben, während wir bisher zwischen $16^{83}/_{84}$ (Mars, Consultation) und $16^{88}/_{89}$ (Schriften des orlean. Kriegs) nichts von unsrem rastlosen staatsmännischen Schriftsteller haben. Diese Lücke aber ist insofern höchst unwahrscheinlich, als L. in der Consultation den damaligen Zeitpunkt gerade als einen der wichtigsten und allerentscheidungsvollsten darstellt, von dem Leben und Tod abhänge. Und da war er gewiß der Letzte, der schwieg und die Hände in den Schooß legte. Für's andre aber stellte sie uns eine ganz eigenthümliche, höchst ehrenwerthe Art leibnizischer Schriftstellerei dar, nämlich einen

immerdar geschäftig sind, das Feuer zu schüren, wo es irgend brennt (sie besorgen beim L'hombrespiel das Kamin, während die englischen mit verschränkten Armen dastehn). Gerne würde der Kaiser selbst diesen vereinten Feinden kräftig gegenüber treten, könnte er sich nur auf die Seinen verlassen. („Ich spielte gerne kühn, fürchtete ich mich nicht vor den falschen Karten, die unter den Meinigen stecken" L'hombrespiel.) Allein die rheinischen Kurfürsten, die nächsten bei Frankreich, wollen nicht recht mitthun (mitspielen), sie fürchten, es könnte die Bezahlung sie schlagen. Besonders auf den von Köln ist kein Verlaß, er ist das blinde Werkzeug des Fürstenberg („während er sein Brevier betet, läßt er beim Spiel einen Andern für sich einsitzen"). Was aber am meisten zu bedauern, das ist, daß der früher so kräftige Feind Frankreichs, der Kurfürst von Brandenburg sich grollend zurückzieht. Ob auch grundlos, ist er noch immer wegen des Nimweger Friedens verstimmt, wo er behauptet, von Kaiser und Reich elend im Stich gelassen worden zu sein [1]).

Versuch populärer, volksmäßiger Geschichtschreibung. Sie behandelt nämlich in der ganz dem Volksgeschmack gerechten Form des Kartenspiels und Würfelns die Geschichte der europäischen Allianzen und Unternehmungen vom 30jährigen Krieg (einschl.) bis in's Jahr 1686, Alles, wie Seite 7 gesagt wird, dem deutschen Vaterland zu Lieb und Besten. Besonders nachdrücklich wird hervorgehoben, wie alle Einmischung der fremden Mächte (Frankreich, Schweden) und alle Verleitung deutscher Fürsten zur Anlehnung an's Ausland durchweg nur zum schwersten Schaden der letzteren als der betrogenen, zahlenmüssenden Spieler ausgeschlagen habe, so schön klingend auch immer die speziosen Namen von „Religionsvertheidigung und Freiheitswahrung" gewesen seien. Und wie damit ein lehrreicher, warnender Rückblick gegeben wird, so nicht minder ein ruhig besonnener Ausblick, wie sich wohl in Zukunft die Staatengruppirung und Bündnißschmiedung gestalten werde, was zu hoffen, was zu thun sei. Auf diese Weise leistet unsere deutsche Schrift für das Volk, was die französische Consultation für die Gesandten und Diplomaten: Sie halten beide in der ruhigen, aber gewitterschwülen Zwischenzeit zwischen zwei Kriegen eine klare Rundschau, damit sich Jedermann, Hoch und Nieder, zurechtfinden und darnach seine Entschlüsse einrichten könne. — Daß in dem „Verkehrten Glücksspiel" von 1686, wie in dem „Jeu des Princes" von $16^{84}/_{85}$ die Einkleidung als „Spiel" nicht blos ein harmloser Scherz, sondern zugleich eine bittere Ironie ist, leuchtet ein. Es soll damit der frivole Leichtsinn jener charakterlosen Kabinetskriege gegeißelt werden, da den Fürsten das Wohl und Wehe von Tausenden ihrer Unterthanen nicht mehr galt, als ein Karten- oder Würfelspiel beim Wein — dem tiefmenschlichen und darum volksfreundlichen Sinn unseres Filosofen ein Greuel!

1) Leibniz schrieb über diesen Punkt einen besondern kleinen Aufsatz: „Ueber die bis zum Ueberdruß oft wiederholten Klagen Brandenburgs, daß man es im vorigen

Auf diese Art ist denn einstweilen nichts zu machen; so wehe es thut, so kläglich es ist, man muß sich der Nothwendigkeit fügen und bessere Zeiten, günstigere Umstände abwarten, wo sich die Scharte auswetzen läßt. Und dieselben werden kommen. Bereits beginnt der Kaiser bessere Erfolge in Ungarn zu haben; und was den Kurfürsten von Brandenburg betrifft, so hat er doch schließlich trotz seiner dermaligen Verstimmung ein Herz, das fühlt mit den Leiden seines Vaterlands, einen deutschen Sinn. Und überdieß ist der Kurprinz ganz auf der guten Seite; so werden sich die jetzigen Minister hüten, zu weit zu gehen, aus Furcht, daß er es sie später büßen lassen könnte.

Und auf Gelegenheit, mit besseren Kräften Frankreich gegenüberzutreten, wird man, soweit es auf diese Macht ankommt, nicht lange warten müssen. Sicher bricht es den Waffenstillstand bald und macht das Maß voll, daß es überläuft.

Daher ducke man sich eben jetzt ein wenig und lasse den Sturm über sich wegbrausen, indem wir uns für eine bessere Zeit aufsparen. Können wir durch diesen Waffenstillstand nur ein paar Jahre Ruhe gewinnen, so halte ich Europa für gerettet. Freilich müssen wir die Zeit gehörig nützen, um unsere Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und dürfen nicht im Schatten eines trügerischen Friedens schläfrig werden. Wir müssen so sehr auf

---

Krieg (Vossem und St. Germain waren erzwungene Separatfrieden) im Stich gelassen habe“. Mai 1683. Dieser Vorwurf, meint L., treffe nicht den Kaiser und das Reich, sondern Holland, überhaupt die allgemeinen Verhältnisse. Außerdem sei der Kurfürst dadurch nicht berechtigt, in einer so schweren Zeit, da es sich um die Rückgewinnung Straßburgs handle, sich dem Reich zu entziehen und zu Frankreich zu neigen. Wieweit hier Leibniz, der gegen Außen und namentlich in früherer Zeit sehr stark kaiserlich, immer aber einheitlich gesinnt war und jedenfalls etwaige Bedenken zu ä u ß e r n mit Recht nicht für zeitgemäß erachtete, wieweit er hier gegen den großen Kurfürsten berechtigt ist und wie weit nicht, haben wir nicht zu entscheiden. Wir müssen, neben der größten Bewunderung Leibnizens, auch an einem andern Ort zugeben, daß ihn inmitten der Ereignisse seine leidenschaftlich-tiefe deutsche Gesinnung nicht mehr ganz gerecht urteilen ließ, wie wir es jetzt vermögen; ich meine den Grafen Tököli und den ungarischen Aufstand. Dessen Berechtigung anzuerkennen fehlte Leibnizen die ruhige Unbefangenheit und Unparteilichkeit, so daß er Tököli auf Eine Stufe mit Fürstenberg stellte. — Besser indeß in Zeiten der Noth eine solche theilweise Kurzsichtigkeit, als jene übergerechte, aber doch immer nur dem F r e m d e n billige Fernsichtigkeit, durch die wir Deutsche uns sonst auszuzeichnen pflegen.

der Hut sein, als wären wir noch immer in der größten Gefahr. Wir müssen Frankreich täuschen, als entwaffneten wir, während wir unsere Truppen bei einander behalten; denn eine stehende Bewaffnung thut unter diesen Umständen dringend noth. Vor Allem aber müssen alle Betheiligten, statt im Haag einen Bruch zu beschließen, den die ruhige Erwägung abräth, einen festen, unerschütterlichen Bund eingehen, um wenn der rechte Augenblick gekommen, in Gottes Namen und guten Muths den unvermeidlichen Krieg glücklich führen zu können. Dann wird die gerechte Sache siegen, welche Chikanen und Gewaltthätigkeiten bisher unterdrückt haben".

Wie es scheint, ist diese Schrift im Frühjahr und Sommer 1684 und zwar zunächst für den Herzog Ernst August von Hannover ausgearbeitet, um bei den Berathungen mit dem Kaiser und den übrigen Reichsständen über die, Frankreich gegenüber einzunehmende Stellung als Grundlage und Anhaltspunkt zu dienen. Ihrem Ergebniß entspricht dann auch der von Kaiser und Reich gefaßte Entschluß, aus dem am 15ten August 1684 die Annahme des zwanzigjährigen Waffenstillstands zu Regensburg hervorgieng [1]).

Kapitel 6.

Ludwigs orleanistischer Krieg.

(Vorspiele: Der Versuch Leibnizens, die wachsende Eifersucht Frankreichs über Oestreichs steigende östliche Erfolge abzulenken gegen die Türken: „Des großen Königs Hauptdessein"; seine Kundgebung gegen Frankreichs Einmischung in die Kölner Kurfürstenwahl: „Das verwürzte Köln".

Ausbruch des Kriegs: Das Gegenmanifest von 1688 und die begleitenden „Réflexions sur la déclaration de la guerre"; Rath an den Kaiser in der „Geschwinden Kriegsverfassung"; Siegeshoffnung, ausgesprochen in Gedichten.

Letzter Versuch, die Kriegsleiden von der Christenheit ab gegen die Türken zu

---

1) S. Klopp V, XXXIII ff. Die leibn. Schrift selbst (mit zwei Vorarbeiten) V, 247—296.

wenden: Das „Gedicht an Papst Alexander VIII" von 1689. — Mahnungen während des Kriegs zu mehr Einigkeit und Entschiedenheit: Consultation von 1691; „Landung in Biskaya" von 1692. — Trauriger Abschluß des Zeitraums im Frieden von Ryßwick: Schriften und Kundgebungen Leibnizens vor, bei und nach demselben.)

1688—97.

Leibnizens Berechnung in der „Consultation," welche uns mit Bewunderung gegen die geistige Klarheit und Kaltblütigkeit des doch so vaterländisch warmen Diplomaten erfüllen muß, schien wirklich in Erfüllung gehen zu wollen. Der dringende Rath, mit dem er beide Theile seiner Erwägung schließt, wurde befolgt, indem im Jahr 1686 auf Betrieb Wilhelms von Oranien der Kaiser, Holland, Brandenburg, mehrere andere deutsche Reichsstände, endlich Spanien und Schweden sich zu dem Augsburger Bund gegen Frankreich vereinigten (während freilich Jakob II von England mit Ludwig in Verbindung trat).

Auch im Osten gieng es nach Leibnizens Vorhersagung glücklich. Seit die Türken vor Wien so klägliche Geschäfte gemacht, schien Glück und Kraft von ihnen gewichen. Karl von Lothringen eroberte als östreichischer Feldherr in Ungarn eine Stadt um die andre, endlich sogar Ofen, das die Türken 146 Jahre lang besessen, worauf der Kaiser die Zeit gekommen glaubte, um in dem Blutgericht von Eperies den letzten Widerstand Ungarns in staatlicher und kirchlicher Hinsicht zu brechen. So unmenschlich und für einen weiteren Blick auch unklug dieser Schritt war, welcher nach 17jährigen Wirren den Knoten mit dem Schwert zerhieb, so schaffte er doch Oestreich zunächst freie Hand und ermöglichte seine Erfolge, die in einer Reihe von glänzenden Siegen (Salankemen, Zentha) endlich das Jahrhundert mit dem Frieden von Karlowitz (1699) abschloßen.

Kaum kann man es der so lange bedrängten Christenheit und insbesondere den Deutschen verdenken, wenn sie zunächst über die Art und Weise wegsahen, mit der Oestreich verfuhr, und sich einfach des Glückes freuten, das die christlichen Waffen gegen die einst so furchtbaren Barbaren begleitete. Man schien sich mehr und mehr der frohen Hoffnung hingeben zu können, daß es jetzt endlich gelingen werde, diesen Krebsschaden ganz aus Europa zu schaffen. Freilich hatten die vorhergehenden Erfahrungen gelehrt und ver-

stand es sich schon von selbst, daß dieß nicht angehe, ohne außer Oestreich auch die zweite europäische Hauptmacht, Frankreich in's Geschäft zu ziehen und dieselbe mit einem guten Stück der Beute abzufinden, damit sie nicht in der Eifersucht über Oestreichs einseitiges Anwachsen das Werk störe und verhindere. So scheint es nach allen Andeutungen (wie wir sie namentlich bei Leibniz finden, vgl. oben die Nachklänge des ägyptischen Vorschlags Kap. 3), daß man sich in den Jahren 1684—88 zu Wien geradewegs mit dem Gedanken trug, die Türkei zwischen Oestreich und Frankreich zu theilen. Wir bemerkten schon oben, daß es unter solchen Umständen dem rastlosen Urheber des ägyptischen Plans unmöglich sein mußte, nicht auch seinerseits von Neuem Hand an das Werk zu legen, das er einmal so lebendig erfaßt hatte. Jetzt schien, wie Leibniz in dem schon erwähnten Brief an Ludolf von 1687/88 schreibt, die Zeit gekommen, wo die Franzosen auf den früher verachteten Vorschlag denn doch noch einzugehen geneigt sein konnten, „wenn ein Rathgeber von gleichem Ansehen aufträte, ja sie würden vielleicht von selbst handeln, wenn augenscheinlich wird, daß der Untergang des türkischen Reichs bevorstehe und seine edelsten Provinzen demjenigen, der Lust hat, zufielen". Dieser „von selbst daseienden" Geneigtheit einerseits noch nachzuhelfen, andererseits aber, und dieß hauptsächlich, auf einen „Rathgeber von gleichem Ansehen" oder noch größerem als einst Boineburg und der Kurfürst von Mainz besessen, nemlich auf den Kaiser selbst und den Wiener Hof anregend und ermunternd einzuwirken, damit sie in ihren Theilungsplänen fortfahren und Ernst damit machen, — zu diesem Zweck und mit solchen Absichten scheint mir nun eine Schrift geschrieben, die ich wieder in dem Quartband (als Nro. 23) finde und nach allen Anzeichen Leibniz zuschreiben muß. Ihr Titel lautet:

Wahres Intresse der Krone Frankreich oder des großen Königs in Frankreich Hauptdessein durch eine vielleicht nicht ganz ungegründete Muthmaßung freimüthig und offen entworfen und vorgestellt von einem deutschen Freund der vereinigten Niederlande — Leipzig bei Weidmann 1687.

Die Schrift stellt allerdings eine eigenthümliche Verwicklung und Verschlingung von Gedanken und Absichten dar, entsprechend dem

verschlungenen Spiel der damaligen Verhältnisse oder der diplomatischen Kreuz- und Querzüge. Denn sie ist ein förmliches Mittelding zwischen dem ägyptischen Vorschlag und dem Mars Christianissimus. Dem letzteren entsprechend, fühlen wir nicht undeutlich den Spott über die französische Anmaßung und die heuchlerische Frechheit seiner Civilisationspläne herausklingen. Das gibt Gelegenheit, das französische Sündenregister mit gehörigen Hieben zu Nutz und Frommen der verblendeten oder schläfrigen Deutschen auch einmal wieder auszuführen, gleichsam eine Rechnung für den Eindringling und gefährlichen Gast auszustellen, über der dem Wirth bange werden soll.

Dieß ist aber nun nicht das Einzige. Entschieden ist der Spott wie überhaupt der ganze Ton gegenüber von dem Mars stark gemildert. Die Behauptung, daß Frankreichs ganzes Absehen, sein „Hauptdessein" einzig und allein auf die Ungläubigen und deren Bezwingung gerichtet sei, ist nicht mehr blos und ausschließlich bittrer Spott und Ironie, sondern es verbindet sich damit der positive[1]) Zweck, auf ermunternde Weise Frankreich in einer so günstigen Zeit sein „wahres Intresse" sein einzig edles Ziel vorzuhalten. Vor der ganzen (deutschen und französischen) Welt sollte Ludwig durch diese „freimüthige Muthmaßung" seiner „innersten" Gedanken gewissermaßen verbindlich gemacht und im jetzigen Zug gegen die Türken zu dem thatsächlichen Nachweis gezwungen werden, daß wirklich alle seine Uebelthaten nur diesen höheren Zweck gehabt; wo nicht, so lag das ganze Sündenregister ohne Entschuldigung auf ihm und hatte er die volle Erbitterung der enttäuschten Völker zu tragen. Aber nicht blos die öffentliche Meinung überhaupt sollte mit solchen Gedanken und Anschauungen vertraut gemacht werden; insbesondre an den Wiener Hof und den Kaiser ist die Schrift als Fühler und Mahner gerichtet, daher sie ja auch deutsch geschrieben ist. Diesen leitenden Kreisen sollte nahegelegt werden, sich nunmehr an Frankreich zu wenden und es unter Berufung auf seine allerchristlichste Gesinnung und die öffentliche Schande im Fall der Weigerung, zur Theilnahme an der Vertreibung der Türken und an der Beute aufzufordern.

1) Es lag ja überhaupt tief in Leibnizens Natur, nie, wo es ging, blos verneinend und zerstörend, sondern zugleich Friede stiftend und bauend zu wirken.

Daß die Schrift trotz dieser Bestimmung für den Wiener Hof Oestreichs Untergang als das von Frankreich bei seinen orientalischen Endabsichten betriebene Mittel darstellt, macht nichts aus. Gerade damals (1687) stand es mit dem Kaiserstaat ja wieder verhältnißmäßig gut, und leicht konnte bei weitrer mündlicher Besprechung ohne Larve und Verstellung gezeigt werden, wie im Fall einer gehörigen Vergrößerung Oestreichs auch ein entsprechender französischer Gewinn nicht gefährlich sein, im Gegentheil durch diese östliche Befriedigung am ehesten im Westen ein für allemal Ruhe hergestellt werden könne. In der That war Leibniz zur selben Zeit (Herbst 1687) im Begriff seine italienische Reise anzutreten, um zum ersten Mal auf der Durchreise die ihm so lang schon wichtige Reichshauptstadt Wien zu besuchen und in 9monatlichem Aufenthalt (Mai 1688 bis Januar 1689) auch auf staatlichem Gebiet seine ganze Wirksamkeit zu entfalten. Um eben diese Zeit war, gedemüthigt durch die Schlacht bei Mohacs 1687, durch die Einnahme von Belgrad und eine Umwälzung zu Konstantinopel eine türkische Friedensgesandtschaft im kaiserlichen Lager erschienen.

Fassen wir die Fäden, welche sich in dem „Hauptdessein" so merkwürdig kreuzen, noch einmal zusammen, so können wir sagen: Leibniz dachte, ehe die Stellung Frankreichs entschieden war, ungefähr in dieser Weise: Gelingt es, jene Macht gegen die Türken zu gewinnen, so hat diese Schrift als „consilium aegyptiacum" gewirkt! gelingt es aber nicht, so bleibt sie immer noch ein „Mars Christianissimus" in zweiter Auflage, mit der Anwendung auf einen ganz bestimmten, besonders schlagenden Fall und dient dazu, bei den alsdann sicher ausbrechenden Wirren am Rhein, die Galle und Thatkraft der langmüthigen, schläfrigen Deutschen gegen den heuchlerischen und eifersüchtigen Feind im Westen zu wecken.

Wegen dieser nahen Verwandtschaft mit zwei schon behandelten Schriften können wir uns bei der Inhaltsangabe des „Hauptdessein" ganz kurz fassen, so merkwürdig für die Darstellung des leibnizischen Wirkens schon das Vorhandensein einer solchen, unermüdet die alten Gedanken wieder aufnehmenden Schrift bleiben muß.

Dieselbe beginnt mit einem gelinden Spott über den Titel „Ludwig der Große", mit welchem man besser bis nach seinem

Tod gewartet hätte. Doch ist es wahr, daß er seinem Namen des „allerchristlichsten“ entsprechend schon von Geburt an eine große Bestimmung hatte (freilich nicht so stark, wie eine pariser Ehrenpforte meint, die ihm als von einer alten Mutter geboren einen beinahe himmlischen Ursprung „ortus prope divinus“ beilegt). Diese Lebensaufgabe, zu der ihn auch der Schimpf seines Ahnherrn, des h. Ludwig, sowie die Erinnerung an das ehemalige lateinische Kaiserthum in Konstantinopel ermuntert, besteht in der Vernichtung der ottomannischen Macht. Vorspiele hat er schon in seinen Unternehmungen auf Gigeri und Kandia gegeben; doch waren das erst Bravaden, welche Zeugniß ablegen sollten, daß der allerchristlichste König den Muhammedanern nicht so hold sei, als man vorgeben thäte. Um indeß diesen Plan seines Lebens auszuführen, bedurfte es der Vorbereitung und einer Wegräumung der Hindernisse. Zunächst mußte Frankreich im Innern selbst stark und vereinigt sein (folgt eine Schilderung dieser „Centralisationsbestrebungen“, welche fast bis auf's Wort der uns aus dem „Bedenken“ bekannten sowie der später zu erwähnenden aus dem Manifest für Karl III entspricht). Namentlich vergaß man dabei auch der Hugenotten nicht und sparte kein Geld, um die Seelen zu fahen, so von einer Religion soviel als von der andern wußten [1]). Mit Einem Wort, es wurde dahin gebracht, daß Alles den König als einen irdischen Gott anbeten mußte. Dann dachte er wohl auch bei gelegener Zeit, zu den Andern sagen zu können: Ich bin Kaiser! (Ego sum Caesar). Denn nach außen hatte ihn ebenso die Geschichte der alten Kreuzzüge gelehrt, daß einzig die Uneinigkeit der christlichen Führer Schuld am Mißlingen gewesen. Darum handelte es sich für ihn darum, diese Uneinigkeit zu heben, indem er die ganze christliche Macht unter Ein Haupt, d. h. unter sich vereinigte. Es mußte der Papst (durch die Spalatinischen Traktate) in's Geschirr gebracht werden, daß er ihm den Schlüssel von Rom, wie einst Karl dem Großen, entgegentrüge. Noch wichtiger aber waren die weltlichen Häupter. Da war nun klar, daß eine Universalmonarchie nicht zu hoffen, so lange das Erzhaus Oestreich im Stand sein würde, das römisch-deutsche Reich wider

1) Aufhebung des Edikts von Nantes 1685. Mißhandlung der Hugenotten von 1670—1704.

den Erbfeind zu schützen. Es war daher dasselbe unter der Hand zu schwächen und also des Kaiserthums unvermerkt unfähig zu machen, damit bei bevorstehender Wahl die Kurfürsten von selbst solches schwache Haupt verlassen und sich zu einem mächtigeren, das den Türken gewachsen wäre, wenden möchten. Ferner suchte man dem deutschen Reich selbst durch die Reunionen und Dependenzien zu schaden und hielt sehr viel von den alten Grenzen, welche Julius Cäsar gesetzt. Auch die Tripelallianz mußte gesprengt werden. Freilich war das nicht schwer, denn ihr Nachdruck bestand auf dem Papier und in bloßen Worten. England war eingeschläfert und ließ Gottes Wetter über das Land gehen, als ob ihm nichts an der Erhaltung der spanischen Niederlande läge. Ja man suchte noch weiter England und Holland aneinander zu hetzen, nur damit man die Kriegführung (consilia bellica) beiderseits desto besser auskundschaften und die Art eine Seeschlacht zu liefern recht absehen und ablernen möchte. Denn bisher hatten es die Franzosen zur See noch nicht so hoch gebracht, daß sie England oder Holland eine Seeschlacht liefern dürften. Darum sollten sie einander selbst aufreiben und sich abmatten, indem der König von Frankreich mit Freuden zusähe solchem Spiel, auf daß, wenn er würde anfangen zu spielen, sie alsdann schachmatt wohl würden müssen sitzen und zusehn und sich eine Brill auf die Nase setzen lassen. Kurz, sie ließen ihre alten Maxime genugsam blicken, daß sie lieber zusehn, als fechten, und sich selbst konserviren. Das Ziel aller dieser mittelbaren und unmittelbaren Unternehmungen ist gewesen, daß überall in der Christenheit unter dem allerchristlichsten König sein sollte „un Roy, une Foy, une Loy“, wohin die Sonne auf den Mützen deutet, auch die Symbola: non minor junctis, nec pluribus impar, fulget ubique d. i. nicht geringer, als die Vereinigten, auch mehreren gewachsen glänzt sie überall. — Davon der Ausgang in Gottes Hand stehet; jedoch bisher noch Keinem gelungen, der wider Gott streiten wollen.

All dieß Grausame nun, so geschehen, hat der König nur über's Herz bringen können, weil es ein Meisterstück ist, die türkische Macht erheben, um sie ebendadurch zu ruiniren; wird auch solches christliche Hauptdessein nach der theologia morali der Jesuiten im Gewissen entschuldiget, wo ein guter Zweck auch die Mittel gut macht, wenn's die Noth nicht anders leidet. Welches

alles Ursach gibt zu glauben, man thue dem allerchristlichsten König Unrecht, wenn man ihn für einen Türkenfreund hält, da doch Niemand mehr damit umgehet, sie zu seiner Zeit totaliter zu ruiniren".

Auch diese Schrift hatte als „consilium Aegyptiacum" das alte Schicksal ihrer Vorgängerinnen, nemlich das Loos überhört zu werden und wirkungslos zu bleiben. Wiederum hatte Frankreich am Rhein Näheres und Wichtigeres zu thun. Dießmal galt es, in Köln Ränke zu schmieden, um wo möglich der Welt eine zweite Auflage des Straßburger Raubs zu liefern. Auch hier sollte der allezeit zum Verrath brauchbare Fürstenberg als Werkzeug dienen. Im Juni 1688 war nemlich der schon längst von seinem Koadjutor Wilhelm von Fürstenberg gegängelte und verführte Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln gestorben. Da setzte Ludwig alle Hebel (die natürlich aus edlerem Metall, als Eisen waren) in Bewegung, um den Koadjutor zum Nachfolger machen zu lassen. In der That brachte er es durch seine Unwiderstehlichkeit dahin, daß trotz der ernsten Abmahnung des Kaisers die Mehrzahl der Domherrn dem französischen Söldling ihre Stimme gab. Der Papst aber war dagegen und bestätigte den von der Minderzahl gewählten und vom Kaiser mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reichs begünstigten jungen Bewerber Josef Clemens von Baiern.

Leibniz hatte sich schon früher mit genanntem Fürstenberg beschäftigt [1]). Besonders aber wendet er in unsrer Zeit (1688/89) der für jeden halbwegs tieferen Blick hochwichtigen Wahlfrage, welche bekanntlich lange schwebte, die allergrößte Aufmerksamkeit zu. Den Beweis liefern seine ächten Briefe und Aufsätze aus jenen Tagen, welche so ziemlich alle des Handels Erwähnung thun. Wir glauben nun aber sogar eine, ausdrücklich dieser Sache gewidmete leibnizische Schrift gefunden zu haben in Nro. 3 unsres

---

1) S. den Aufsatz „Sempersibisimilis" vom Jahr 1674, wo der „sich selbst stets gleiche" Leibniz trotz aller deutschen Entrüstung doch die völkerrechtswidrige Aufhebung des als französischer Gesandte anwesenden Fürstenberg in Köln (Febr. 1674) zu tadeln nicht umhin kann. Ebenso schreibt er im selben Jahr ein Gutachten über seine Freilassung. Beide Aufsätze s. Klopp III, 84 u. 93.

schon wiederholt hülfreich eintretenden alten Quartbands. (Derselbe enthält, dieß nebenbei bemerkt, jedenfalls zwei anerkannt ächte Stücke von Leibniz: den Mars deutsch und ein gleich anzuführendes Gedicht, das als Anhang zu dem „verwürzten Köln“ mit fortlaufender Seitenzahl gedruckt ist.) Ich meine: „Das verwürzte Köln oder die geschwächte kölnische Kurwürde“ (22 Seiten, ohne Namen, Ort und Jahr). Wie sich aus dem Inhalt ergibt, ist das Flugblatt im Sommer 1688, also mitten unter der Wahlbewegung geschrieben, ehe noch der französische Krieg losgebrochen war. Es scheint indeß, daß es erst im Spätjahr 1688 oder sogar erst 1689 herauskam, indem das in diese nachherige Zeit fallende Gedicht (von L.) „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken“ beigedruckt ist. Indem wir auch diese Schrift mit viel Wahrscheinlichkeit unserem Leibniz zuschreiben zu dürfen glauben, wird es gestattet sein, deren Inhalt hier folgen zu lassen. Wir thun es indeß nur abgekürzt, da uns dieselbe Angelegenheit noch einmal im Zusammenhang des Manifests vom 18. Oktober 1688 und in den dazu gehörigen „Réflexions“ vorkommen wird.

Die Arbeit trägt folgenden schönen Denkspruch[1]: „Es gefällt zuweilen der göttlichen Vorsehung, im Krieg und in der Staatsleitung die menschliche Zuversichtlichkeit und Klugheit zu Schanden zu machen, so daß hochgespannten Hoffnungen ein nicht ebenso glänzender Erfolg entspricht. Die Menschen sollten dadurch wenigstens lernen, den Himmel zu verehren, für ihre eigene Beurteilung aber daran zu gedenken, daß sie eben schwache Menschen sind und in ihren Geschicken den mannigfachsten Wechselfällen ausgesetzt“. Im Weiteren wird zuerst darauf hingewiesen, wie allgemein bekannt es sei, daß die Fürstenbergische Familie ihr Aufkommen allein dem Haus Oestreich zu danken habe. Trotzdem mußte man dem Wilhelm v. F. bei seiner Aufhebung in Köln vorwerfen, daß er schimpflich und übel bei Banketten und andern Konventen über kaiserliche Majestät geredet. Ja in Köln selbst sei er nur darauf bedacht gewesen, als Gesandter bei den Friedensverhandlungen das Feuer zu schüren. Dieß war genug, nach

1) Lateinisch aus Rachel (?).

des Reichs Gesetzen einen Solchen abzustrafen[1]). Aber er ist nicht anders geworden. Während andre unruhige Bischöffe und Päpste um ihres Landes Intresse willen einen und andern Staatsstreich employiret, so stürzet Kardinal Fürstenberg diejenigen, so ihm Gutes thun und bringt sein ihm untergebenes Land unter fremde Herrschaft. Er will Deutsche regieren und ist ein ärgster Feind deutscher Nation; er begehret zur höchsten Dignität zu schreiten, damit seine Nachfolger unters Joch zu stecken; er ist bei Frankreich am meisten angesehn und in dieser seiner Herrlichkeit ein Sklave dieses Monarchen, eine Kreatur Ludwigs. Nimmermehr glaubte Deutschland, daß ein Feind des h. römischen Reichs, so ohnedem von Frankreich mit den Bisthümern Metz, Verdün und Straßburg nebst Erlangung des Kardinalshuts begnadigt worden, sich unterstehen sollte, wider alle constitutiones imperiales in die höchste Gewalt und innerste Geheimnisse der deutschen Prinzen listiglich einzudringen und durch solch strafbares Mittel den Stillstand zu beunruhigen. Ob nun gleich Fürstenberg selbst wie man saget (welches doch von einem Ehrgeizigen schwerlich zu glauben), zu sothaner Dignität schlechte Lust getragen, weil er wohl gewußt, daß solches ohne Unruhe nicht geschehen würde, so hat dennoch die Persuasion seiner geehrten Gräfin de la Mark Alles bei ihm ausgericht. Diese regiert sein ganzes Konzept, seine ganze Person, und was sie will, muß nothwendig geschehn. Sie ist das Ziel seiner Rathschläge und der Entwurf seiner Staatsgedanken. Denn ich frage: Kann nicht bei einem verheiratheten Prinzen eine rechte Gemahlin, so ihren Herrn beherrschet und von ihm geliebt wird, durch diesen Vorteil viel ausrichten, die Geheimnisse von ihm erfahren und dafern sie Lust hat, in die Staatsaffairen sich zu mengen, viel verwirren, bevorab wenn ein schlauer ausländischer Minister, von dem sie Pension gewärtig und bei ihr in gutem Kredit ist, dazu kommt und die ausländischen Intressen wohl zu befördern weiß, welches Polen, Deutschland und Frankreich mit genugsamen Exempeln bestätigen? Wie viel mehr eine Solche, die bei einem unverheirathen Herrn in großem

---

1) Es scheint, daß Fürstenbergs Verrath von Straßburg den Leibniz doch aus der rein rechtlichen Haltung (vgl. S. 167, Anm.) gebracht hat, was wir ihm auch in einer agitatorischen Schrift nicht verargen.

Kredit steht und deren Verstand sich nach der Zeit zu reguliren weiß! Diese Gräfin de la Mark, sage ich, hat vollends des Herrn Kardinals Ehrbegierden den Paß geöffnet, daß selbiger wie ein Blinder dem Stab williglich gefolget, mit französischen „Pistoletten" die Pforte des Domkapitels in Köln geöffnet und ihrer heiligen Wahl das Benedicite gesprochen.

Besonders groß ist aber die Gefahr bei diesem Fürstenberg, weil er schon alt ist, nach seinem Ableben aber zweifelsohne Frankreich die Stadt Köln einschieben will. Denn Frankreichs unruhiger Kopf kann unmöglich bei siegreichen Progressen der kaiserlichen Waffen still in der Harre sitzen und seine längst verfertigten Staatsstreiche vermodern lassen. Darum wurde kein Geld gespart, die Herren Kapitularen in Köln zu bereden, daß nicht allein durch Kraft des h. Geists, sondern auch durch Einwilligung und Beförderung des Intresses seiner allerchristlichsten Majestät die Koadjutorswahl geschehen müsse. Die guten Domherrn müssen also schweigen und sich schicken, wollen sie anders ihre Präbenden ad dies vitae in Ruhe und Sicherheit genießen. Was fragen sie darnach, ob Köln frei sei oder unter gewisser Herrschaft stecket, wenn nur ihnen von ihren Einkünften nichts entzogen wird!

Stirbt also der Kardinal, so nimmt Frankreich die Stadt weg, inmaßen sie ihm trefflich gelegen; und kann es bei deren Behauptung sich ganz Meister des Rheinstroms machen. Was dann Rheinfelden zu gewarten, ist leicht zu erachten. Mittelst dessen kann man die Baseler einspannen und denen Herren Schweizern, welchen Frankreich schon längst gern in die Haare gewollt, eine Brüll auf die Nasen machen, gleich es oberhalb mit Hüningen geschehen. Ob Bonn nachfolget, stehet dahin. Der allerchristlichste König wird nach Einnahme Kölns zweifelsohne mehr Dependenzien ersinnen und was diesem Erzstift gehörig, unter seine Protektion nehmen wollen. Wer aber, wenn man sich einmal von Frankreich einen Kurfürsten aufdrängen läßt, wills ihm wehren, Köln gleich der Stadt und Bisthum Straßburg seinem dominio einzuverleiben? Aber auch ehe noch Frankreich die Stadt in Besitz nimmt, hat Köln von dem Kardinal wenig Guts zu hoffen und ehestens einer Belagerung oder gar Subjugirung sich zu gewarten, weilen ohne Zweifel ihre Stadt

nach französischer Mode halben verrathen und verkauft ist. Darum heißt es für Köln beim etwaigen Einzug des neuen Kurfürsten: Hannibal ist vor den Thoren.

Was hat nun dagegen Oestreich und Deutschland zu thun? Bei Wiens Belagerung galt es für Oestreich: Filister über dir, Simson! Frankreich und Fürstenberg lauerten wie die Füchse auf den Ausgang, um nach Eroberung Wiens den ganzen Rheinstrom nachzuholen. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Das hohe Haus Oestreich schwung seine siegreichen Adlersflügel über den bleichen Mond in die Höhe und bleibt bis jetzo ein Meister der Türken und Ruthe der Ungläubigen. Und nun Frankreich gegenüber, es gehe nun drunter oder drüber, so muß einmal die Karte zerrissen werden. Man zwickt und zwackt Deutschland so lange, bis der Adler gegen Occident fliegt und den stolzen Hahnen zu pariren treibet.

Nur eine gute Einigkeit wird verlangt. Man sieht's ja an den unvernünftigen Thieren, daß bei gemeinsamer Gefahr Eins dem Andern Beistand leistet, ob sie schon unter einander vorher uneins gewesen.

Vielmehr wird bei dieser bevorstehenden Unruhe Deutschlands jeder Prinz hoffentlich sein Privatinteresse an die Seite setzen und die edle Freiheit zu erhalten helfen. Deutschland ist mit vereinten Kräften nicht schwach, in Gesellschaft kaiserlicher Majestät gegen Orient und Occident seine Feinde zu dämpfen. Geschiehts, woran denn bei ereigneter Ruptur nicht zu zweifeln, wird Frankreich die deutschen Kräfte besser kosten und der Herr Kardinal seiner Ehr- und Regiersucht vergessen.

So seid demnach auf, ihr deutschen Helden, vereinigt Eure Kräfte und lasset den trotzigen Hahn nicht ferner auf deutschem Boden krähen, zeiget den blühenden „Lilien", daß ihr aus dem alten Geschlecht der Gothen — und Franken entsprossen, um den prahlenden Lilienstock auszurotten! Soll sich das streitbare Deutschland von einem einzigen Abtrünnling ihrer Nation travailliren lassen? „Zwarten, schließt der Verfasser, ist meine Feder viel zu gering, denen vornehmsten Staatsministern

---

1) Vgl. Leibniz's Aufsatz de origine Francorum im Gegensatz zu Pater Tournemine.

der deutschen Prinzen einigen Eingriff zu thun, dennoch wäre dieß meine einfältige Meinung".

Mit diesen zwei Schriften hatte Leibniz versucht, einerseits im Osten, andererseits im Westen selbst dem drohenden Frankreich noch einen Riegel vorzuschieben, indem er vollkommen richtig die zwei Hauptursachen des späteren französischen Bruchs herausgriff. Allerdings hatte ihm die Mühe, welche sich Frankreich in Köln gab, so ziemlich die Hoffnung benommen, daß es gelingen könne; daher die Schrift in Sachen Fürstenbergs gegen den Schluß sogut als den Charakter eines Aufrufs annimmt, um „endlich einmal die Karte zu zerreißen, dem unerträglichen Zwicken und Zwacken ein Ende zu machen" und den schließlich doch unvermeidlichen Krieg mit Kraft zu führen. Wir wissen ja, daß er schon 1684 beim Regensburger Waffenstillstand einen baldigen Bruch desselben voraussah, wo nicht wünschte, damit das dort nur von der Noth Abgedrungene nachgeholt und hereingebracht werden könnte. Doch wäre es ihm, von Anderem abgesehen, wohl lieber gewesen, wenn noch ein kleiner Aufschub hätte erlangt werden können, um die Angelegenheit mit den Türken zu Ende zu bringen und dann, wenn's nicht anders gieng, mit ungetheilter Kraft Frankreich sich zu widersetzen.

In diesem Sinne äußert sich ein Brief Leibnizens an Ludolf (vom August 1688 aus Wien) also: „Der gegenwärtig verhandelte Friede mit den Türken wird nicht zu Stande kommen. Wir haben große Hoffnung, dieselben jetzt ganz aus Europa zu vertreiben, wenn nicht im Westen ein Ungewitter aufsteigt". Diese Besorgniß erfüllte sich nun freilich schon nach ein paar Wochen. Am 24. September 1688, vier Jahre nach dem Regensburger Uebereinkommen, brach Ludwig den „20jährigen" Waffenstillstand, indem er gleichzeitig mit seiner Kriegserklärung Filippsburg nahm, den Rhein überfiel und mit seinen Banden den schwäbischen und fränkischen Kreis überschwemmte. Wir brauchen, um die herrlichen Erstlingsthaten dieses Kriegs zu zeichnen, aus der (zum zweitenmal) verwüsteten Pfalz nur das zerstörte Heidelberger Schloß mit seinem gesprengten Thurm, die Niederbrennung von Worms, die Plünderung und Anzündung von Speier, die Schändung seiner Kaisergräber herauszuheben, für Schwaben und Franken aber nur den Namen Melac zu nennen:

Nichts war den allerchristlichsten Heldenschaaren heilig, nicht Gotteshaus, noch Kaisergrab; nicht Fürstenschloß, noch Bauernhütte.

Gegen die übermüthige französische Kriegserklärung, deren Abfassung unter solchen Umständen eigentlich an und für sich schon der ärgste Hohn war, ergieng am 18. Oktober das kaiserliche Antwortsmanifest, welches in würdig kräftiger Sprache die französischen Frasen (Recht, Freiheit u. s. w.) zurückweist. Wer war der Verfasser desselben? Guhrauer nimmt es mit schlagenden inneren Gründen für Niemand anders, als Leibniz, in Anspruch[1]). Dieser, der langjährige erbitterte Kämpfer gegen Frankreich, dem Kaiser und Hof aber schon seit jedenfalls acht Jahren, wo nicht länger (Caes. Furstenerius) wohl bekannt, der Mann, der vier Jahre vorher mit seiner sicherlich dem Kaiser bekannt gewordenen „Consultation" für den Entschluß des Reichs so wichtig gewesen, wie war gerade er bei seinem Wiener Aufenthalt der trefflich geeignete Mann für eine solche Abfassung! Auch Klopp (V; XLV) gesteht zu, daß Guhrauers Ansicht und Beweisführung alle Beachtung und Anerkennung verdiene, doch will er derselben schließlich nicht beitreten, weil es ohne ein äusseres Zeugniß (eine Bemerkung von Leibniz oder Auffindung seiner Handschrift) immerhin mißlich bleibe anzunehmen, daß der Wiener Hof dem zufällig anwesenden hannover'schen Hofrath und namhaften, aber noch nicht europäischen Gelehrten die Abfassung einer amtlichen Schrift anstatt der eigenen Räthe übertragen.

Ich finde diese Einwände nicht schlagend. So sehr zufällig war Leibniz in Wien nicht anwesend, sondern er hatte unter Anderem für seinen Hof wichtige diplomatische Geschäfte zu führen (es handelte sich um die hannover'sche Kurwürde). Auch ohne das aber war er in Wien, wie aus unsrer ganzen bisherigen Darstellung sattsam hervorgeht, nicht blos als Gelehrter, sondern gerade als eindringend scharfer Staatsmann wohl bekannt. Ich gebe zu, daß man ihm nicht in aller amtlichen Form die Abfassung übertragen haben wird. Wer aber Leibnizens Verfahren gerade auf diesen Gebieten kennt, wird keinerlei Unwahrscheinlichkeit in der Annahme finden, daß er, der allezeit

1) Daher gibt er es in seinem „Kurmainz" II, 242—253 (lat.).

Schlagfertige unter den immer etwas langsam voranmachenden Wienern sich gedrungen fühlte, für seine Person einmal eine solche Erwiderung abzufassen, um dieselbe nach seiner Art in aller Stille und unter der Hand an den rechten Ort kommen zu lassen, wo sie wenigstens der Hauptsache nach um ihrer schlagenden Vortrefflichkeit willen angenommen und benützt wurde. Im Dezember desselben Jahrs übersandte Leibniz dem Vicekanzler Grafen Königseck und dem Hofkanzler Stratmann seine das Manifest weiter ausführenden „Réflexions sur la declaration de la guerre“, welche an das fragliche Manifest in einer Weise genau sich anschließen und anklingen, wie es uns wenigstens bei Leibniz ohne die Annahme der Selbigkeit des Verfassers auffallen müßte. Bei dieser Uebersendung erwähnt er seine in Frage stehende Urheberschaft der ersten Arbeit mit keiner Silbe; im Gegentheil meint er in einem Ton der geflissentlichsten Bescheidenheit: „Ich wollte versuchen, ob ein in die eigentlichen Staatsgeheimnisse nicht eingeweihter Mann, den aber seine geschichtlichen Studien auch auf solche Fragen führen. nicht doch auch etwas einigermaßen Brauchbares über die gegenwärtigen Ereignisse sagen könnte. Dabei bitte ich dringend, meinen Namen zu verschweigen“. Unbegreiflich ist mir, wie Klopp, der doch sonst Leibnizens Art so gut kennt, hierin ein *starkes* mittelbares Zeugniß gegen Guhrauers Annahme finden kann. *Mußte* denn nicht Leibniz nothwendig so reden, besonders wenn auch das Manifest von ihm war, wollte er nicht die in Wien so leicht erwachende Eifersucht gegen den Fremdling und Protestanten rege machen und sich ein weiteres Wirken selbst verbauen?

Kurz wir können nicht umhin, trotz Klopp der Ansicht von Guhrauer beizutreten, bei welcher alle äusseren und inneren Umstände vortrefflich stimmen, und hoffen, daß eine endgültige Lösung der Frage doch noch durch Auffindung weiterer Handschriften gelingen wird. Dabei ist es nach unsrer Ansicht nicht wahrscheinlich, daß der leibnizische Grundtext in Hannover entdeckt wird, sondern es würde sich die Reinschrift wohl eher in dem *Wiener* Archiv finden, während das Konzept Leibnizen so leicht verloren gehen konnte. Die Arbeit war ja gedruckt, so lag nicht mehr viel an dessen Aufbewahrung, zudem er gerade auf seiner italienischen Reise sich mit einer Unmasse andrer, geschichtlicher Schriftstücke schleppen mußte.

Ich habe mir diese kleine kritische Abschweifung erlaubt, da es für unsre Darstellung des leibnizischen Wirkens von größter Bedeutung sein muß zu sehen, wie es ihm durch Geisteskraft und Klugheit gelang, in einem geschichtlich hochwichtigen Augenblick seine Feder sogar einer amtlichen Kundgebung des Reichs zu leihen, während er sonst so oft zu seinem Schmerz nur als Privatmann nebendraußen stand.

Für den Inhalt der Antwort können wir uns nun aber an die von allem Zweifel freien „Réflexions“ anschließen, welche neben weitrer Ausführung so ziemlich alle Gedanken des Manifests mitenthalten.

Dieselben wurden mit den oberwähnten Begleitschreiben den leitenden Kreisen zugesandt, wobei sich Leibniz über die französische Abfassung gewissermaßen entschuldigt und meint, in dieser Sprache werde die Arbeit besonders im Ausland (dem Norden und Westen) eher gelesen. Denn daß sie als eine zur Weckung und Ermunterung gegen Frankreich bestimmte Schrift[1]) mit der festen Absicht der Herausgabe verfaßt war, beweisen Leibnizens Briefe, wo er eingehend sagt, es könnte etwa 12—16 Bogen geben und sollte in Holland mit Duodezformat gedruckt werden. Ob dieß geschah oder nicht, war bis jetzt nicht zu erkunden. (Es wäre daher auch hier zu wünschen, daß die Historiker in den alten Drucken aus jener Zeit drauf Acht haben möchten.) Geben wir nun den genauen Auszug aus der trefflichen Schrift[2]):

„Statt eines anständigen Manifests hat man uns einen Wisch voll handgreiflicher Falschheiten und schnöder Verläumdungen gegen die Person des Kaisers gesandt. Derselbe hat bereits in genügender Weise darauf geantwortet; doch geschah es etwas kurz, daher diese Bemerkungen nicht undienlich sein werden. An und für sich zwar sind die Franzosen bereits auf dem Fuß angelangt, daß sie die bloße Unzufriedenheit (mauvaise satisfaction) als Grund für die größten Kriege anzuführen pflegen; man denke an 1672. So müssen wir eigentlich noch dankbar sein, daß sie dießmal überhaupt eine Erklärung erließen, wiewohl sie etwas

1) Auf einem der Entwürfe steht als Titel: „Mars Christianissimus“, um damit auf die frühere, satyrisch gehaltene Schrift hinzudeuten. Doch unterdrückte es Leibniz wieder, um besser unerkannt zu bleiben.

2) Der sehr empfehlenswerthe Grundtext bei Klopp V, 525—634.

hinter dem Fest herkam (literae non indicti, sed illati belli meint das M. vom Oktober). Allein das jetzige Unternehmen ist auch so schwarz und empörend in den Augen aller ordentlichen Menschen, daß es nothwendig eine Schminke brauchte. Indeß sind die Gründe dabei ersetzt durch eine freche Sprache und Prahlen mit den großen Proben, die man ablegen werde (m: literae foedissimae in fuco verborum d. i. ein elendes Geflausel). Von dieser Art ist schon der Titel, welcher lautet: „Denkschrift über die Gründe, durch welche der König von Frankreich genöthigt gewesen, die Waffen zu ergreifen, und **welche die ganze Christenheit** von dem Intresse seiner Majestät für die Befestigung der allgemeinen **Ruhe überzeugen müssen**" [1]).

Das heißt nun doch sich einbilden, daß aller gesunde Menschenverstand aus Europa gewichen und nur nach Frankreich sich gezogen habe, wenn man meint, eine so schlechte Münze werde bei uns Kurs haben. Schwer wird es freilich den Verfassern, aus schwarz weiß zu machen und zu beweisen, daß man zur Befestigung der allgemeinen Ruhe die Waffen ergreift, welche dieselbe gerade zerstören, und daß es für das Wohl der Christenheit geschehe, wenn man den Kaiser in dem Augenblick anfällt, da er die muhammedanische Pest aus Europa zu vertreiben auf dem Punkt steht.

Gewiß haben diese elenden Feuerstürer (boute-feux; geht bekanntlich besonders auf den Kriegsminister, der damals Louvois hieß) viele Minen springen lassen müssen, bis sie den König von Frankreich selbst zu einem so häßlichen Unternehmen gebracht. Doch ehe wir an's Einzelne gehen, wollen wir ein wenig den ganzen Weg überblicken, auf dem man soweit gekommen, um die unerträgliche Frechheit derer besser zu begreifen, welche fast die ganze Schuld an allem Leiden Europas seit dem pyrenäischen Frieden (1659) tragen.

Ich finde, daß es ein wesentliches Mittel der französischen Politik ist, seine Nachbarn mit einer solchen Masse von Unverschämtheiten und Beleidigungen zu überhäufen, daß die Vorwürfe nicht mehr gleichen Schritt damit halten können; auf diese Art wird man schließlich die neuen Vorwürfe los, die doch nicht mehr

1) Der Text auch bei Leibniz in fettester Schrift.

ärger sein können, als die alten. Ob man 100 oder 1000 mordet, bleibt sich in der menschlichen Strafe am Ende gleich. Nur Gott vergißt nichts und weiß auch stets das rechte Strafmaß zu finden. Bei uns Menschen aber vergißt man über solcher Häufung das Alte und gewöhnt sich daran, gleichwie eine häßliche Frau Mohren oder Affen um sich zu halten liebt, um schöner zu erscheinen.

So kann man keinen Vertrag nennen, den Frankreich nicht seit einiger Zeit gebrochen; aber da dieß sein Handwerk ist, so verwundert man sich nicht mehr darüber. Besonders ist es der Verlust von Straßburg und der von Luxemburg (1684), was fast alle jene früheren Unbilden hat vergessen machen. Die Reunionen und Dependenzien hatten doch noch einen Schein des Rechts (freilich sagt das M.: instituta per ludibrium figura quaedam Iudiciorum); hier aber ist keine Spur davon, sondern das bloße Recht des Räubers. Man sagte, man könne Straßburg und Luxemburg nicht entbehren; der König brauche sie für die Sicherheit seines Reichs, d. h. auf gut deutsch, um das besser zu behaupten, was er bereits dem Reich gestohlen, müsse man noch mehr stehlen. Schöner Grund das; freilich der Appetit kommt mit dem Essen. Dann schloß man zwar im August 1684 einen Waffenstillstand von 20 Jahren. So ist es nemlich neuerdings Mode. Sonst führte der Waffenstillstand zum Frieden; jetzt schließt man Frieden, den man nachträglich zu einem Waffenstillstand macht, indem man einfach erklärt, der Friede von Nimwegen habe aufgehört zu existiren, um dann schließlich zum Krieg überzugehen. Denn es kommt noch besser, als wir's vorhin fanden. Nachdem man alle menschlichen Rücksichten mit Füßen getreten, bleibt nur noch übrig, den Himmel anzugreifen und mit dem Christenthum zu brechen. Das thut man jetzt und hält es mit den Türken, ihnen wieder auf die Beine zu helfen.

Gehen wir nach dieser Uebersicht zum Einzelnen über. Man wirft dem Kaiser erstens vor, er habe beabsichtigt mit den Türken Frieden zu schließen, um Frankreich dafür zu überfallen. So? gieng denn nicht im Osten alles derart, daß, wenn man nicht nachließ, sondern fortfuhr, Aussicht war, die türkische Macht ganz zu brechen? Die an Frankreich grenzenden Rheinlande hatte man im Vertrauen auf sein Wort völlig von Truppen entblößt, alles stand gegen den Feind im

Osten. Als die Pforte Friedensanbietungen machte, war man hartnäckig, so daß der Kaiser von seinen eigenen Verbündeten Vorwürfe bekam. Wo also war eine Spur von Sinn oder Beweis, daß man im Einverständniß mit den Türken stehe und Absichten gegen Frankreich hege? (Man hatte nach dem M. alles gethan, ne videretur Caesar ullatenus si non fodisse, ne pupugisse quidem superstitiosae Gallicanae politices ignem plus nimio facilem, d. h. es sei alles geschehen, um den Schein zu vermeiden, als habe man irgend in dem mehr als leicht entzündlichen Feuer der argwohnsvollen gallischen Politik gestürt, ja nur von Ferne es angeregt.) Die Franzosen dürfen den Kaiser nicht nach sich beurteilen, wo Ehrlichkeit ein unbekanntes Wort ist und ein Verhängniß zwingt, Böses zu thun [1]).

Der zweite Vorwurf ist gegen die Schutzbündnisse gerichtet, welche der Kaiser zu Augsburg und Nürnberg geschlossen habe und welche einen Angriff auf Frankreich beabsichtigen. Derartige Rüstungen gegen Frankreich, von denen man uns da redet, müssen wahrhaftig in einer überirdischen Region gemacht worden sein; hienieden wenigstens ist nichts davon zu merken. Allerdings wäre es gut gewesen; und so ist in diesem französischen Vorwurf genau betrachtet ein Spott enthalten und uns gesagt, was man eigentlich gegen einen solchen Nachbar hätte thun sollen.

Was indeß Frankreich gegen die Bündnisse als solche zu sagen hat, ist unbegreiflich. Es ist doch eine unerträgliche Frechheit, dem Haupt des Reichs verbieten wollen, Bündnisse mit den

1) Trotz jener in der „Consultation" ausgesprochenen Hoffnung oder jedenfalls sicheren Erwartung eines baldigen Bruchs mit Frankreich konnte Leibniz recht wohl so reden. Abgesehen davon, daß unter allen Umständen im damaligen Zeitpunkt kein Angriff auf Frankreich beabsichtigt wurde, weiß er seine Hoffnung und Mahnung recht wohl von dem zu trennen, was von dem Kaiser und Reich selbst thatsächlich zu erwarten stand; hier aber spricht er nur in deren Namen und Sinn. Da war es sicher, daß von einem Angriffskrieg gegen Frankreich, sogar nach den schweren erlittenen Verlusten, nicht die Rede sein konnte, wo man sie ja selbst zu den nöthigsten Vertheidigungskriegen wie den Hund zum Jagen tragen mußte (sit venia verbo!). So beschränkte sich also Leibnizens Hoffnung eines Bruchs, welcher Gelegenheit zur Rache und Wiedergewinnung geben sollte, in Wahrheit doch nur auf die sichere Erwartung, Frankreich, von neuem reizend, werde endlich „das Maß voll machen, daß es überlaufe".

Reichsgliedern zu schließen oder vielmehr nur mit ihnen zu berathen, um in's Werk zu setzen, was die Reichsgesetze schon längst bestimmen. (M.: Man weiß nicht, soll man es anmaßend oder verrückt heißen, wenn Frankreich meint, es dürfe den Kaiser im Reich zu einer solchen Null machen — adeo nullum existimare — daß er nicht einmal mehr mit den Ständen seines Reichs zusammentreten dürfte!)

Doch Gott sei Dank, Frankreich hat uns noch nicht so wehrlos gemacht, noch nicht so weit heruntergebracht, daß wir keine Truppen halten dürften ohne seine Erlaubniß. Wir haben nicht nöthig, ihm über unsere häuslichen Angelegenheiten Rechenschaft zu geben. (Text bei Klopp V, 553: Grace à Dieu, la France ne nous a pas encore désarmés ni réduits à n'entretenir des troupes qu'avec sa permission, et nous ne sommes pas obligés de lui rendre compte de nos actions domestiques!)

Welche Unbilligkeit! Frankreich maßt sich das Recht an, wichtige Plätze mitten im tiefen Frieden zu rauben oder ihre Befestigung zu schleifen (ou les demanteler), Brücken über den Rhein zu bauen und auf unsrer Seite Werke (Hüningen und Kehl) anzulegen, um besser in's Herz von Deutschland dringen zu können. Uns aber soll es nicht erlaubt sein, an Vertheidigungsmittel zu denken und wirksame Maßregeln für unsre Sicherheit, ich sage nicht schon in's Werk zu setzen, sondern nur davon zu reden und zu verhandeln! Welches Recht hat Frankreich und welches Privilegium, allein im Stand zu sein, Andre zu überfallen und zu verderben, wenn's ihm gut dünkt, ohne daß es diesen erlaubt wäre, sich dagegen zu sichern? Es will wohl, daß alle Fürsten nur für kleine Schulbuben gelten, während es selbst als allgemeiner Richter und Vormund der Christenheit angesehen würde. Dieß verdient es wahrhaftig auch durch seine großen Verdienste um die Christenheit, worüber man nächstens ein Buch schreiben könnte: Gesta Francorum per impios et impiorum per Francos".

So wird gegenwärtig Schwaben (Melac!) wahrscheinlich deßwegen gezüchtigt, weil es dem Kaiser gegen die Türken Hülfe leistete. Daß man ihm solches doch nicht offen verbieten konnte, darüber ist man jetzt in Frankreich wüthend.

Die dritte Klage ist, daß man den Waffenstillstand nicht in einen Frieden verwandeln wolle. Da-

gegen war man keineswegs unter allen Umständen, aber allerdings von Ferne nicht unter solchen Bedingungen; den ganzen Raub sollte man Frankreich lassen und sich schmählicher Weise dem Gesetz eines unverschämten Nachbars unterwerfen, der uns befiehlt, auf der Stelle einen Frieden zu schließen, wie er ihn vorschreibt — nein das konnte und wollte man nicht. Wenn man sagt, die Rechte und Ansprüche des Reichs können nicht aufrecht erhalten werden, ohne Wirren und Erbitterung zu erregen, so ist dieß das Höchste, was man in Frechheit leisten kann. Weiter sagt das fr. Manifest, diese Abtretungen (von Straß- und Luxemburg) werden der Christenheit die Ruhe schenken und werden alle Ursache des Mißverständnisses zwischen Deutschland und Frankreich aus dem Wege räumen. — Allein da fehlt es doch weit. Ist dieser Uebermuth, der alle Geduldsfäden reißen macht, nicht vielmehr das, was die gemäßigtsten Geister, welche noch einen Funken von Ehre im Leib haben, nur erbittern muß statt die Mißverständnisse zu heben? Das ist am Tag, es gibt in Ewigkeit keine Ruhe zwischen Deutschland und Frankreich, wenn dieses nicht seine unerträglichen Räubereien wieder gut macht (car il est manifeste qu'il n'y aura jamais aucune bonne intelligence entre l'empire et la France, si elle ne quitte des entreprises si insupportables.) Ist es doch wahrlich keine Kleinigkeit, deren beständige Abtretung Frankreich uns zumuthet. Und ob es gleich nur zu wahr ist, daß Frankreich uns nicht in Ruhe läßt, welche Zugeständnisse wir ihm auch machen, so ist es doch Sitte, daß die vorangehenden Verträge die Grundlage der folgenden bilden. Geht diese Abtretung einmal durch, so wird sie augenscheinlich sehr lang dauern, wenn nicht gerade ein Wunder geschieht, das uns zu Herrn der Lage machte. Darauf aber so ohne weiteres rechnen hieße Gott versuchen. Ueberhaupt kann man das Lachen nicht halten, wenn man die Franzosen den sehnlichen Wunsch nach einem beständigen Frieden aussprechen und sich beklagen hört, daß wir so wenig Neigung zu einem so großen Gute haben. Wenn diese Herren den Frieden predigen, so ist das fast wie die Predigt, welche Reineke Fuchs unterwegs auf seiner Pilgerfahrt einem Hühnerhofe hielt. Dahin muß man sie schicken, wo's allerdings einen ewigen Frieden gibt — auf den Kirchhof!

Als Hauptgründe des Bruchs werden aber viertens

angegeben die Erbansprüche in der Pfalz [1]) und die Fürstenbergische Sache in Köln.

Was den ersteren Punkt betrifft, so liegt für Frankreich keinerlei Rechtstitel vor. Das Testament des verst. Kurfürsten lautet klar und bestimmt, ebenso wurde seiner Zeit im Heirathsvertrag der Prinzessin alles wohl geordnet. Daß das Reich in einer so wichtigen Sache sich nicht das Recht nehmen läßt selbst zu entscheiden, und sich einen fremden Schiedsrichter verbittet, daran thut es wohl. Man kennt die Maxime der Franzosen! Sobald ein Prinz etwas erwirbt, so wird es als ewiges Eigenthum zu Frankreich geschlagen, ganz in der Art der Türken, die auch erklären, kein Land mehr herauszugeben, wo sie einmal eine Moschee gebaut.

Offenbar ist indeß der Fürstenbergische Handel Frankreich viel wichtiger und unter den ausgesprochenen Gründen des Kriegs der hauptsächlichste. Hat doch der König von Frankreich dem Papst in einem Brief gedroht, die Nichtbestätigung werde einen blutigen Krieg über die ganze Christenheit herbeiführen (che il comportamento che Sua Santità tiene di presente, produrra una guerra generale in toutta la christianità e che la S. S. confirmando la postulatione del Cardinale darà il riposo a tutta Europa). So hätte man sich also alle obigen Gründe neben diesem Einen ersparen können. Man paradirte offenbar nur mit denselben und wollte ununterrichteten Leuten Sand in die Augen streuen. — Warum aber Kaiser und Reich den Fürstenberg nicht wollten? Damit er nicht durch das Thor seines Erzbisthums die Franzosen ins Reich führe und es mit Köln am Unterrhein mache, wie mit Straßburg am Oberrhein. Fürstenberg ist nach der Ansicht der Deutschen, wie der ehrlichen Franzosen ein Feuerschürer (boute-feu), ein Mensch, der an Frankreich, ja der dem Teufel unlösbar verkauft ist. Wo hat er auch nur Eine bischöff-

---

1) Beim Tod des Kurfürsten Karl fiel die Pfalz nach Reichs- und Hausgesetzen, sowie nach dem Testament des Verstorbenen an die kath. Seitenlinie Pfalz-Neuburg. Ludwig aber sprach „für“ die an seinen Bruder, den Herzog von Orleans vermählte edle Elisabethe Charlotte, die Schwester des verst. Kurfürsten, ein gut Theil dieser Lande mit etlichen Dependenzien an. (Vgl. das Manöver beim Devolutions- und span. Erbfolgekrieg; daher mit der Unmuth Leibnizens und anderer Patrioten über die leichtsinnigen französischen Heirathen!)

liche Eigenschaft? Heute Reiteroffizier, morgen Bischoff, jetzt in Metz, dann in Straßburg, seine Pfründe genießend und nichts thuend (wie eine andre Schrift aus dieser Zeit sagt: mit dem Machiavelli besser vertraut als mit dem Augustin und andern Gewissenspeinigern!). Es ist ein Verräther der Freiheiten und Rechte seines Bisthums, nur um ein größeres zu bekommen, ein Mensch, der Tag und Nacht nur darauf denkt, den gehorsamen Diener (bon valet) eines fremden, Deutschland aufwühlenden Hofs zu machen und einen Brand anzuzünden, der nur mit allgemeiner Verwüstung enden kann — Alles nur um seinen unersättlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Gibt das etwa einen guten Erzbischoff und Seelenhirten?

Die Amnestie des Nimweger Friedens entzieht ihn der verdienten Strafe; aber es hieße die christliche Liebe doch etwas zu weit treiben, wollte man ihn auch noch für das belohnen, was er seinem Vaterland angethan, und ihm eine der höchsten Stellen im Reich geben. Aus dem Strom der Lethe tranken wir doch nicht trotz der Amnestie, und erlauben uns noch, ein Gedächtniß zu haben.

Nun kommt auch noch fünftens der Vorwurf, Oestreich wolle die kleinen deutschen Fürsten unterdrücken. Ja, wenn es mit ihnen vereint gegen Frankreich kämpft, so kann es nichts Besseres als dieß thun, um die Freiheit und Selbständigkeit der Deutschen zu erhalten, die unter Frankreichs despotischer Herrschaft, wenn es siegte, gänzlich verloren wäre.

Ebenso lächerlich ist der daran geknüpfte Vorwurf, Oestreich begünstige die Protestanten. Es ist selbstverständlich, daß die Fürsten und Stände des Reichs allzumal ohne Unterschied und Berücksichtigung der Religion das Recht wie die Pflicht haben, des Reiches Grenzen zu decken, also z. B. auch protestantische Truppen bei Katholiken in's Winterquartier zu legen, wie umgekehrt. (Ausführlicher behandelt diesen noch heute bemerkenswerthen Vorwurf das Manifest: Es wird von französischer Seite gesagt, Oestreich begünstige nur deßhalb den jungen Clemens Josef von Baiern als Bewerber um das Erzbisthum, um mit diesem unblutigen Mittel (des Cölibats) das ihm verdächtige Fürstenhaus auszurotten. Dahinter steckt wieder die alte Art der gallischen Pseudo- d. h. Lügenpolitik, durch seine Sendlinge alle Höfe zu ver-

giften und den Samen der Zwietracht und des Mißtrauens zu säen, damit endlich, wenn ihre Herzen getheilt, alle untergehen. Ganz dasselbe ist die ächt französische (ex ingenio Gallorum) Einflüsterung bei den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs, der Kaiser wolle auf ihre Kosten einen Krieg führen und ganz Deutschland der französischen Freundschaft abspenstig machen, um sie in seine eigene schimpfliche und klägliche Knechtschaft zu bringen. Man trachtet, die Leute aufzuhetzen, damit sie sich nicht zusammenschließen, noch zu ihrer wahren Ehre und Sicherheit vereinigen. Denn einzeln bricht sie der König leicht, während er von allen miteinander ohne alle Mühe — gejagt würde. Darum trachtet er mit allen Mitteln darnach, Deutschland soviel möglich durch Lug und Trug aus dem Schirm und Schutz der östreichischen Macht zu ziehen. Doch so dumm ist Baiern, ist das deutsche Volk nicht. Es weiß, daß es von Frankreich nichts zu hoffen hat, welches überall nur das Seine sucht. Jeder Deutsche, Hoch und Nieder, so weit er noch von dem eisernen Joch der Franzosen frei ist, kann aus der Unterdrückung deutscher Völkerschaften, ja an der Knechtung der französischen Unterthanen selbst, der Vornehmen, wie der Geringen leicht abnehmen, ob Oestreichs Leitung mehr nach Tyrannei schmecke oder Frankreichs Herrschaft.)

Suchen wir uns, statt dieses Geflunkers die wahren Gründe klar zu machen, welche Frankreich zum Krieg veranlaßt haben. Hier kommt in erster Linie und im tiefsten Grund des Herzens der Aerger in Betracht, daß man seinerzeit die gute Gelegenheit der Wiener Belagerung verpaßt, daß man (mit Machiavelli zu reden) nicht schlecht genug gewesen. Denn nur recht schlecht oder recht gut sein führt zu etwas Gehörigem. Man bereut es jetzt, daß man sich damals nicht geradezu mit den, Wien belagernden Türken verbunden, nachdem man vorher nur erst halbschlecht gewesen und Straßburg gestohlen. Indeß geschehen ist geschehen. Man könnte nun allerdings sagen, nachdem Frankreich eben einmal in dieser Art gehandelt, so sehe es sich jetzt begreiflicherweise genöthigt, sowohl die Vergrößerung der kaiserlichen Macht, als die Ordnung der Dinge im Reich selbst zu verhindern, welche dasselbe eines Tags in Stand setzen könnte, Frankreich heimzusuchen. Das böse Gewissen macht Angst. Ich gebe, von Christenthum und Gewissen abgesehen, zu, daß dieser Grund ein guter wäre, hätte

es nicht einen andern Weg gegeben der Gefahr auszuweichen, bei welchem Gerechtigkeit und Gewissen unverletzt geblieben sein würden. Was hinderte den allerchristlichsten König mitzuthun bei den Eroberungen, und bei der Theilung des türkischen Reichs? Es war ihm so leicht gemacht, da er zur See viel schneller in jenen Gegenden, besonders in Aegypten sein kann, — in Aegypten, dieser einzigen Hilfsquelle der Pforte. All dies stand ihm zur Verfügung. Man wird daher zur Frage veranlaßt, was einen so weisen König abhielt, an einer solch günstigen Unternehmung Antheil zu nehmen. Die Menschen, antworte ich, so groß sie sein mögen, haben eben doch auch schwache Augenblicke. Gott hat sich die Macht vorbehalten, die menschliche Weisheit zu verwirren, eben wenn man sich so hoch gestiegen glaubte, als der Thurm zu Babel. Und wenn die Herren Freigeister in Frankreich uns erlauben fromm zu reden, so kann man sagen, daß die Ungerechtigkeit der Franzosen diese Verblendung verdient und daß Gott sie eben nicht für würdig erachtet habe, Werkzeuge seiner Ehre zu sein. Ich weiß, die gewöhnlichen Staatskünstler, welche alles nur äusserlich betrachten, nehmen es für einen Erweis großer Klugheit, daß man in Frankreich nur an's Gediegene und Nahe denkt, d. h. an den Rhein und die Niederlande, ohne sich Beschwerden zu machen mit entfernten, nebelhaften, meist unglücklichen Eroberungen über'm Meer. Allein da haben sie doch nicht Recht. Heut zu Tage und im gegenwärtigen Augenblick wäre diese Unternehmung jenes alles nicht gewesen. Sagen wir also, daß Gott, der die Herzen der Könige in der Hand hat, ihnen, wenn er's für gut hält, ein „Bis hieher und nicht weiter!" zuruft.

Dieser Aerger Frankreichs, solange gezögert zu haben, wird noch erhöht dadurch, daß die Deutschen gar keine Erkenntlichkeit für die Gnade zeigen, welche ihnen der König erwiesen. Er zog keinen Gewinn aus der Türken- und Ungarnnoth, d. h. er griff Deutschland nicht an, als die Türken auf der andern Seite eindrangen. Man wagt es öffentlich in der dem Reichstag eingereichten Denkschrift zu sagen, daß das Reich für alle seine wider die Türken erfochtenen Siege Frankreich den Dank schulde. Das ist, wie wenn ein Mensch Lob und Belohnung forderte, weil er nicht geraubt oder gemordet hat, als Gelegenheit dazu war — eine Enthaltsamkeit, welche blos bei einem gewerbsmäßigen Räu-

ber und Mörder Anerkennung verdient, sofern sie einen Anfang von Reue zeigt.

Man ist weiterhin mißvergnügt über die schlimmen Erfolge der Intriguen, die man in dem Bisthum so lange hat spielen lassen; man schämt sich, den Klerus so lange vergeblich karessirt zu haben; man ärgert sich über die Festigkeit Baierns in der guten Sache, über den Entschluß Brandenburgs, Hessens und Württembergs. Mit Einem Wort, man sieht, daß die Scene sich verändert hat und daß die Deutschen anfangen klar zu sehen. Das aber kann Frankreich nicht ertragen, daß Deutschland Muse habe oder finde, um aufzuathmen. Unsre friedlichsten Pläne, die auf nichts Anderes zielen, als uns in bessere Verfassung zu setzen, nimmt es für die Absicht, es angreifen zu wollen. Dieß ist ein stillschweigendes Zugeständniß, daß es unser natürlicher Todfeind ist, der unser Wohl für sein Unglück und unsre Zerrüttung für seinen Vorteil erachtet.

All dieß trieb nun zu verzweifelten Schritten (1688). Mußte man früher die kluge Umsicht Frankreichs anerkennen, das so schöne Schläge austheilte, ohne selbst etwas zu wagen, so ist dieß jetzt anders geworden; man spielt va banque und erfaßt dazu gerade die schlimmste Verbindung der Umstände. Denn nicht blos, daß ganz Deutschland einig ist, auch fast das gesammte Europa scheint dieselbe Haltung einzunehmen. Es ist wahr, schon früher war die Politik der Franzosen nicht so ganz ohne Fehler, wie sich die Masse einbildet; wer die Sachen kennt, weiß davon zu sagen. Nur wurden die Mißgriffe durch den glücklichen Erfolg vertuscht. Allein zuviel darf Keiner dem Glück vertrauen; es verläßt uns, wenn wir uns gerade am meisten darauf verlassen.

Indeß wenn man auch sagen kann, daß Frankreich dießmal einen Fehler gemacht hat, indem es in einem so ungünstigen Augenblick seinem Aerger und seiner Eifersucht gegen Deutschland die Zügel schießen ließ, so ist es doch darum nicht minder zu fürchten. Wehe denen, die nicht auf ihrer Hut sind und in diesem Augenblick milde verfahren wollen! Es wird Schritte thun, die man nicht für möglich hielte, und sein Zorn wird weder Göttliches, noch Menschliches achten. Gewohnt mit seinen Schlichen durchzudringen, verstimmt, daß seine Anschläge auf Köln, seine Machereien in München, Lüttich, Hannover besonders aber

in Holland nicht geglückt, handelt es jetzt so, daß man sieht, es ist außer sich. Denn bei heftigen Ministern, welche für unfehlbar gelten wollen, ist der stille Vorwurf eines folgenschweren Fehlers soviel als eine tödtliche Beleidigung. Der Degen muß jetzt den schlimmen Erfolg des Geschäfts rächen oder decken, und müßte man auch bis über's Knie in Christenblut waten. (Grundtext der absonderlich bedeutsamen Stelle bei Klopp V, 626 med.: Accoutumée à réussir dans ses cabales et picquée de honte d' avoir manqué son coup à Cologne, à Munster, à Liège, à Munic, à Hannover, mais surtout en Hollande, après avoir eu tout le loisir de préparer les affaires, elle fait maintenant des choses, qui marquent un esprit outré; car auprès des ministres violents, qui veuillent passer pour infaillibles, le reproche tacite d'une faute de quelque consequence tient lieu d'une offense mortelle. Il faut que l'épée maintenant venge ou couvre le mauvais succès de la negotiation, quand il faudrait se baigner dans le sang Chrétien et rappeler les Turcs en Allemagne.)

Wir dürfen uns also nicht im eitlen Gefühl der Ueberlegenheit wiegen, dürfen nicht nachlassen, denn wir haben es mit einem schlimmen Feind zu thun (Verachtung des Feinds ist stets gefährlich — intutus semper hostis contemptus, sagt L. in einem gleichzeitigen Brief, das Wort „Hochmuth kommt vor dem Fall", auf's Kriegswesen anwendend). — Zwar ist in dem französischen Manifest auch noch von friedlicher Beilegung die Rede. Allein damit ist es jetzt herum. Ist der Stein geworfen, sagt man bei uns im Sprüchwort, so gehört er dem Teufel. Das deutsche Volk ist mit einer noch nie erhörten Unverschämtheit behandelt worden; die Schmach desselben wird ewig bleiben, wenn sie nicht abgewaschen wird — im Blut der Feinde. Nur Tropfen, die ihre Kraftlosigkeit oder Feigheit fühlen, lassen sich zur Ruhe bringen unmittelbar nachdem sie mißhandelt worden. Die wüthenden Bienen wohl kann man mit einer Hand voll Staub zur Ruhe bringen (certamina tanta — pulveris exigui jactu compressa quiescunt); wir Deutsche aber sind keine dummen Thiere!

Nein es gilt, dießmal alles dran zu setzen. Lassen wir jegliches Sonderinteresse bei Seite, welches die Vielheit der Verbündeten zu einem Verderben macht. Glauben wir fest, daß es

sich jetzt um Ehre und Freiheit, ja um Alles handelt, was es Kostbares in der Welt gibt. Finden wir kein Mittel, die Quartiere jenseits des Rheins aufzuschlagen und den Schrecken in's Feindesland selbst zu tragen, so braucht man kein Profet oder Profetenschüler zu sein, um einen für uns schimpflichen Frieden vorauszusagen. Wenn aber Frankreich sich dießmal in seinem Raub erhält, dann gute Nacht Unabhängigkeit von Europa! so günstige Umstände findet man nicht wieder. Helfen alle Anstrengungen nichts, so nur herunter mit der Fahne! denn woher anders dann noch Hülfe nehmen; sollen wir sie etwa von den Türken oder Russen erwarten?

Jetzt aber liegt, wie gesagt, alles günstig. Der Kaiser, zur Ergreifung der Waffen gezwungen, ist von der göttlichen Hülfe überzeugt. Er bleibt fest und wird den Harnisch nicht ablegen, bis er einen, die Ruhe von Europa sichernden Frieden erfochten. Dasselbe Gefühl beseelt die Fürsten; ihr hoher Sinn kann nicht länger die unerhörte Frechheit der Franzosen ertragen. — England wägt seinen Nutzen und die Fortschritte Frankreichs ab; so wird es dasselbe für seinen natürlichen Feind halten. Möglich, daß der Himmel Frankreich noch strafen wird durch dasselbe England, welches das Werkzeug seines Ehrgeizes gewesen. König und Volk werden hoffentlich die Augen aufthun, ihre ächten Vorteile wahrnehmen, welche dieselben sind mit denen von ganz Europa, und sich an einer Krone rächen, deren Spielzeug (jouet) sie schon seit so vielen Jahren gewesen.

Auch die vereinigten Niederlande haben das Eis durchbrochen; sie sind geheilt von dem Mißtrauen, welches Frankreich bei Einigen gegen den Prinzen von Oranien gepflanzt; sie kennen jetzt seine wahren Gedanken, sowie die schlimmen Künste dieser Krone, welche ihr Verderben wollte, indem sie ihnen schmeichelte.

Die italienischen Fürsten haben (bei der Beschießung von Genua und sonst) Gelegenheit gehabt, mehr noch als andre zu erfahren, was es heißt, wenn Frankreich das Heft in Händen hat (ce que c'est que la France arbitre des affaires). Schont dasselbe je einen Einzelnen, so ist das nur die Gnade des Polyfem, d. h. das Vorrecht, zuletzt aufgefressen zu werden. Allerdings wäre es bisher für dieselben gefährlich gewesen, Frankreich

vor den Kopf zu stoßen; aber Gott sei Dank, diese Zeit ist vorbei. Nur aber keine Mittelwege; die sind in solchen Augenblicken immer das Gefährlichste!

Auch die Schweizer mögen sich das gesagt sein lassen. Der Befehlshaber des französischen Hüningen hat schon probirt, ob die Kanonen seines Werks bis Basel tragen. Die Wegnahme der Freigrafschaft, der Einbruch Frankreichs in Schwaben schließt auch sie in immer engere Netze ein. Aber noch ist es Zeit, Muth zu fassen und an die glorreichen Thaten der Ahnen zu gedenken.

Doch genug! Meine Absicht war nur, in aller Einfachheit die Ungerechtigkeiten und Maßlosigkeiten der Franzosen darzustellen; da dieß nicht eben allzu schwer war, so darf ich mir ohne Eitelkeit sagen, daß es gelungen sei.

Glücklich wäre ich, wenn meine Gründe dazu beitrügen, einen Schauder vor solchen schlimmen Absichten einzuflößen und zu kräftigen Gegenentschließungen zu veranlassen. Es ist wahr, der Himmel muß auch ein Wort mitsprechen, und man hat Grund, dieß zu hoffen. Denn die Sache der Gerechtigkeit, der Unschuld und des Christenthums ist ja die Sache Gottes selbst. Indeß hat dieser Himmel uns noch kein Wunder versprochen, darum ist das beste Mittel seinen Beistand sich zu gewinnen, wenn man zur Gerechtigkeit der Sache auch die genaueste Sorgfalt und die größtmögliche Anstrengung fügt. Vor Allem aber braucht es eine feste Vereinigung aller Betheiligten. Denn sicher gibt's kein Heil mehr für sie, fallen sie in den alten Fehler von Nimwegen zurück". (Das Manifest schließt auf folgende kräftige Weise: Man verzagt in Deutschland nicht: den Türken, den Brecher der alten Verträge hat man gebändigt und zu Boden geworfen; man wird auch noch den Franzosen, den Brecher der frischen Verträge niederwerfen können!)

Wie wir aus der eben mitgetheilten Schrift sehen, ist Leibniz für die kräftigste Durchführung des Kriegs, für eine Aufbietung aller Mittel, um endlich einmal Ruhe zu bekommen. Hiefür noch weitre Anleitung zu geben und namentlich die Reichsstände wie das Volk selbst opferwillig zu stimmen, schreibt er im Oktober

1688 [1]) noch eine kleine, für Deutschland insbesondre bestimmte Schrift „die geschwinde Kriegsverfassung". Er sendet sie vor dem Druck mit einem Brief an Kaiser Leopold, wo er sagt: „Es sind das nicht meine Gedanken, sondern die Rathschlüsse eines seinerzeit mächtigen Königs. Zwar Eurer Majestät und dero Oberbedienten erleuchteter Verstand bedarf keiner Erinnerung, und haben dieß alles und mehr erwogen. Aber vielleicht dienet es, den Unterthanen die Sache nach ihrer Billigkeit und Nothdurft begreiflicher zu machen. Denn die Menschen sich lieber durch ein Exempel als Vernunftgründe regieren lassen. Wir haben (— dieser Satz lateinisch —) solange in ruhigen Zeiten über eine beständige Kriegsmacht (miles perpetuus) berathen, so wollen wir nun endlich in der Zeit der Noth auf die augenblickliche und zeitweise Aufbringung von Truppen (de milite pro tempore colligendo) denken".

Dasselbe sagt er in einem Brief an einen kaiserlichen Minister. Er habe die Sache seinerzeit von seiner Reise in Frankreich mitgenommen, weil man nie wisse, wo man was brauchen könne. Vielleicht sei die Herausgabe nicht übel, um auf das Volk zu wirken, das eine Sache nur für thunlich halte, wenn sie schon einmal irgendwo geschehen sei, dessen Gemüth man daher durch die Geschichte der Vorfahren und durch das Ansehen großer Leute, so uns ein Beispiel gegeben, zur Aufmerksamkeit bringen müsse [2]). —

1) Man beachte dieß für unsre obige Ausführung, daß auch das Oktobermanifest von Leibniz sei. Er hatte das franz. Machwerk (nach einem Brief bei Klopp V, 498) schon bis zum 10ten Oktober gesehen und spricht unter diesem Tag bereits einige Grundgedanken des Manif. und der Réflexions aus.

2) Wie wir aus der „Vorerinnerung an die geneigten Leser" sehen, ist das Schriftchen erst im Frühjahr 1689 herausgekommen, „als die Sachen sich schlimmer angelassen und die Nothwendigkeit eher vermehrt, als vermindert". Jedenfalls aber blieb es (worüber Klopp dießmal schweigt) nicht Manuskript; das macht uns zum Voraus seine Bestimmung, sowie die in den Briefen und auf dem Titel von Leibniz bestimmt ausgesprochene Absicht der Herausgabe wahrscheinlich. Ja ich glaube, daß in einer andern Stelle von Leibniz die volle Gewißheit dafür liegt. In dem bei Guhrauer (deutsche Schr. II, 463 ff.) abgedruckten Brief von L. an den Herausgeber der „monätlichen Unterredungen", Tenzel, ist neben dem Mars Christ. und einigen andern, natürlich allgemeiner bekannten, also herausgegebenen Schriften auch das Büchlein „fas est et ab hoste doceri" lobend erwähnt als eines, aus dem man noch (1694) etwas lernen könne. Dasselbe sagt er 1697 in einem Brief an Ludolf (Guhr. Kur-

Der volle Titel lautet: Geschwinde Kriegsverfassung oder Verordnung, so weiland König Ludwig XIII in Frankreich in einer dringenden Noth ergehen lassen, um Völker in der Eil aufzubringen — folgt die französische Ueberschrift —, anjetzo zusammen herausgegeben und übersetzt durch B. v. L. Fas est et ab hoste doceri (auch vom Feinde darf man lernen). — Das Schriftchen (d. h. zunächst die den Hauptraum einnehmende Erinnerung an die Leser) beginnt also: Wir Teutsche haben solche Vorstellungen hoch von Nöthen, denn wir dürfen eine kurze Ungelegenheit nicht ansehen, um großem Uebel zu entgehen; lieber ein beschwerlicher Krieg von wenig Jahren, als eine lange Sklaverei. Besser ist's aus groben Geschützen Feuer zu geben, dazu zwar viel Kraut und Loth [1]) auf einmal nöthig, aber auch die Mauer bald durchbrochen wird, als sein Pulver aus kleinen Stücken einzeln verschießen. 100, ja 1000 Schüsse mit Hagel (Schrot) machen kein Loch in die Planke, so der erste Schuß mit der Kugel unfehlbar durchlöchern würde.

Wir Teutsche sind wunderliche Leute und wissen kein Maß zu halten. Als es irgendwo gerathen, meinten wir nun, Frankreich in Einem Stoß zu füllen und den Sieg mit Spielen und Schlafen zu erlangen. Hätte Einer Wachsamkeit gepredigt, den hätte man ausgelacht oder gar für einen Uebelgesinnten gehalten. Jetzt da es schlimmer gehet, lassen wir ebenso schnell die Flügel hängen, anstatt daß es jetzt Zeit wäre alle Gemüthskräfte und Lebensmittel daran zu strecken.

Man will sich nicht gern wehe thun. Der Eine sagt, was liege ihm dran, wer sein Oberherr sei; der Andre denkt, wie er seine Zeit noch in Ruhe hinbringen könne, Gott gebe, wie es möge den Nachkommen ergehen. Da doch der gemeine Mann

---

mainz II, 226). Diesen Spruch trägt nun eben unsre „geschwinde Kriegsverfassung“, so daß kein Zweifel ist, daß sie gemeint sei. Dieselbe wird sich also vielleicht unter den alten Flugschriften aus jener Zeit noch vorfinden. Wir glauben mit Recht auf eine solche wirkliche Verwendung, also namentlich auf die Herausgabe derartiger Schriften unsres Staatsmanns ein besonderes Gewicht legen zu dürfen; daher wir wo möglich nirgends versäumen, diese scheinbar nur literären Bemerkungen beizufügen.

1) Der bekannte alte Ausdruck für Pulver und Blei (bezw. Eisen).

bedenken sollte, daß das französische Joch unerträglich und die Teutschen von ihnen nichts besser als Sklaven geachtet, wie süß sie ihnen auch anjetzo pfeifen. Gewiß man weiß, wie die Franzosen schon längst verächtlich von den Deutschen und Holländern reden, als wären's grobe, ungeschickte Leute, gut zur Arbeit und weiter nichts. Da kann man sich die Rechnung machen, was einsmals von der französischen Herrschaft zu erwarten. Derowegen ist nöthig, daß ein jeder getreue Unterthan anjetzo seiner hohen Obrigkeit mit Leib und Gut aus allen seinen Kräften beispringe und bedenke, daß dieses besser sei, als bei Näherung des Feinds sein Haus und Hof angestecket, sein Vermögen hingerissen, seine Kinder in den Wildnissen vor Hunger und Frost verdorben sehen, wie man das am Rheinstrom erfahren. Die großen Herren aber haben zu betrachten, daß sie es sich zu ewiger Schmach in den Historien nachschreiben lassen müssen, durch ihre Trägheit oder Zaghaftigkeit oder weibisch Faullenzen sei die Freiheit des Vaterlands, die Ehre der Nation, die Würde des Geschlechts zu Grunde gegangen.

Es ist noch Zeit aufzuwachen; aber es ist ein Donnerschlag nöthig, die Teutschen munter zu machen. Das kann die letzte Niederlage in Schwaben wirken. In Dingen, die wenig wichtig, zeigen wir Muth und Verstand; wo es aber auf die allgemeine Wohlfahrt ankommt, da sind wir gleichsam ohne Geist und Seele. Kommt mir vor, als ob ein großer König nichts als Tanzen gelernt hätte. Hat Mancher mit seinem Nachbar eine Kleinigkeit wegen eines Grenzsteins oder Jagdgerechtigkeit, da weiß man Alles rege zu machen. Aber wo der ganze Staat auf dem Spiel steht, will man sich ruhig drein geben und mit dem fato entschuldigen, was man sich selbst geschmiedet. Der Himmel hat noch kein Edikt für Frankreich ausgehen lassen. Gott ist vor die, so sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, vor die besten Regimenter und vor die guten Rathschläge. Dessen hat Frankreich genossen und uns ist's auch nicht abgesprochen. Freilich das langsame Leiern hilft nichts, es ist gegen diesen Feind nöthig, sich zusammenzunehmen. Nicht als ob alle Klugheit in Frankreich beschlossen wäre; aber wenn einmal etwas gut eingericht, so laufts von selbst; sie brauchen nur einen Fabius Cunctator, wir einen Scipio. Frankreich hat alle möglichen Vorteile, Festun-

gen, Magazine im Land, gutes Vertrauen bei seinen Soldaten, Einverständniß beim Feind, Gehorsam bei den Unterthanen und was das Schlimmste für uns, die Kleinmüthigkeit vieler bei den Alliirten. Wir hingegen haben wegen Menge der Häupter und Bundesverwandten viele natürliche und unveränderliche Mängel; so kann das nur durch sonderliche Anstrengung und Klugheit, vollkommenes Einvernehmen, frühzeitige Stimmung unsrer Anschläge und unfehlbare Vollstreckung der Abrede ersetzt werden. Denn wer jetzo seinen besondern Nutzen suchen wird, auch sein besonderes Verderben mit Andern dadurch findet. Bei ihnen, wo Alles an der Schnur, reicht ein mittelmäßiger Geist aus: wo aber alles so schlecht und verwirret, wie bei uns, da muß man treffliche Helden und ausbündige Geister haben, das Werk wieder emporzubringen. Mit der gemeinen Leier oder blindem Anlaufen ist allhier nichts ausgericht. Der Krieg ist anjetzo eine rechte Wissenschaft trotz der subtilsten Mathematik und mit Einem Wort fast aus der Bassette zum Schachspiel geworden.

Ich komme schließlich nach dem, wollte Gott nicht nöthigen Umschweif zu diesem kleinen gegenwärtigen Modell kräftiger Anstalt, „damit man selbst von unsern Feinden lernen möge", ob man's auch vielleicht nicht gleich mache, wenigstens daß man in so gefährlichen Zeiten mit Hintansetzung aller andern Absehen recht zu der Sache thun müsse:

Register der Verordnungen.

„Alle Edelleute, Soldaten u. s. w., die außer Dienst, müssen sich stellen bei Verlust des Adels und andrer Strafe; ebenso alle Hofjunker. Jede Gilde hat eine Anzahl Soldaten zu unterhalten. Die Herrn haben ihre Lakaien zum Krieg zu schicken, sonst werden sie um Geld und die Lakaien mit der Galeere bestraft. Jeder Hausbesitzer hat einen Kerl, doch nur mit einem Degen und Gehenk zu schaffen. Die Meister dürfen nicht mehr, als Einen Gesellen halten. Alle Bauwesen haben aufzuhören und die Bauleute Soldaten zu werden. Nur die Bäcker, Waffenschmiede u. s. w. dürfen so viele Gesellen halten, als nöthig. Wer eine Karosse besitzt, ebenso jeder Postmeister hat ein Pferd und einen Mann zu

stellen. Alle Kapitel, Kollegien und Klöster haben möglichst Beitrag zu liefern [1]).

* *
*

So klein diese Schrift ist, deren Grundgedanken wir auch schon von früher her kennen, so glaubte ich sie doch nicht übergehen zu dürfen. Erinnert sie uns nicht in der schlagendsten Weise, obwohl zunächst von Frankreich angeregt, an jene großartige Aufbietung aller Volksmittel und Kräfte, durch welche über 100 Jahre später Preußen das französische Joch brach? Auch hier waren es zwei Filosofen, zwei Landsleute von Leibniz, nemlich Fichte und Schleiermacher, welche durch ihr Beispiel ermunterten, welche durch ihren Eifer für die Einübung der Freiwilligen den Dank der Generale verdienten.

Und gereinigt von den Härten und Willkührlichkeiten jener Zeit sind es in unsern Tagen jene Grundzüge, nach welchen die gesammte Heereskraft des deutschen Volks, gebe Gott endlich einmal dem Vaterlande zur Verfügung steht, wie es vor zwei Jahrhunderten sein großer Sohn gewünscht und so dringlich empfohlen.

Da zwischen die Absicht und die wirkliche Herausgabe des besprochenen Schriftchens über ein Halbjahr mit wechselnden, allmählig sich trübenden Ereignissen fällt, so müssen wir noch einmal auf den Anfang des Kriegs mit seinen besseren Aussichten zurückgehen. Bei aller Vorsicht, bei aller Warnung vor leichtsinniger, vorschneller Geringschätzung des Feinds [2]) glaubte Leibniz

1) Dieß Register der Verordnungen ist deutsch und französisch neben einander; die ganze Schrift mitsammt den darauf bezüglichen Briefen s. bei Klopp V, 499—510. Wie Herr Careil arbeitet, weist ihm Klopp auch hier wieder (neben einer Masse andrer Fälle) schlagend nach. Jener gibt nemlich diese auf Deutschlands Volk agitatorisch zu wirken bestimmte Schrift in einer französischen Fassung, welche absichtlich Leibnizens französischen Stil und Schreibweise nachahmt, als ob dieß der Grundtext wäre. Derartige verdächtige Machereien hat ein „Herausgeber" durchaus zu unterlassen (vgl. Buch 2, Thl. 2, Kap. 3 über Leibnizens Deutschschreiben).

2) „Die leitenden Minister, sagt er einmal, sollten das Schlimmste, die Truppen aber das Günstigste annehmen, dann gleicht sich Beides trefflich aus und hält die Mitte zwischen Verzagung und Uebermuth".

doch in dem Manifest und den Reflexionen sagen zu dürfen, daß dießmal, wie noch nie, die Umstände sich günstig für Deutschland und gegen Frankreich anlassen. Das Augsburger Bündniß hatte die bedeutendsten deutschen Stände geeinigt, so daß wir in L.'s Briefen aus jenen Tagen das vordem unerhörte Wort vernehmen: Deutschland ist eins! (vgl. Klopp V, 498: L'Allemagne n' a jamais été mieux unie qu' elle est à présent). Außerdem waren, von England abgesehen, die wichtigsten europäischen Mächte jenem Bunde beigetreten (toute l' Europe étant aigrie contre la France, ebendas.). Und als vollends im November 1688 Wilhelm von Oranien siegreich als Befreier in England landete und nach kurzen schwächlichen Versuchen des mit Frankreich verbundenen Gegners Jakob II die Krone erlangte, da schien eine geschlossene Schlachtlinie gegen Frankreich gewonnen zu sein. Es schien das in aller Demuth kraftvolle Wort in Erfüllung gehen zu können, mit dem das kaiserliche Manifest geschlossen: „Der Türke, der Brecher der alten Verträge ist gebändigt, man wird auch Frankreich, den Brecher der frischen Verträge niederzuwerfen wissen".

In dieser frohen Stimmung und gleichsam als dichterische Ausführung dieses Schlußsatzes verfaßte Leibniz seine „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken" [1]):

Teutschland, liebes Teutschland, jauchze
Und sei fröhlich!
Denn es ist die Zeit gekommen,

1) Der lat. Text aus dem Jahr 1688 bei Pertz S. 292. Noch ohne diesen zu kennen, fand ich in dem alten Quartband das Gedicht deutsch und lateinisch als fortlaufenden Anhang zu dem „verwürzten Köln". Es fiel mir gleich um seiner treffenden, ächt volksmäßigen Gedanken auf; um so mehr freute mich's, hernach aus Pertz den Verfasser zu erfahren. Dieser Fund zeigt einmal, daß L. das Gedicht seinerzeit herausgab; sodann kann aber unter solchen Umständen kein Zweifel sein, daß auch die deutsche, ziemlich viel kräftigere und ausführlichere Fassung von ihm selbst ist. Denn wie hätte er mit einem blos lateinischen Gedicht auf das Volk wirken wollen? Unbedenklich gebe ich daher diese deutsche Uebersetzung als leibnizisch. — Man wird für die künstlerische Schätzung seiner deutschen Gedichte nicht vergessen, in welch jämmerlichem Abschnitt unsrer Dichtkunst er, ein Zeitgenosse der Hofmannswaldau und Lohenstein lebte, um ihn doch auch hierin noch zu achten. Seine lateinischen Gedichte dagegen haben den unleugbarsten dichterischen Werth (vgl. das Urteil Fontenelles in seiner Lobrede Dts. I, XX).

Da durch Gottes reiche Gnad
Recht im Namen und der That
Unser Leopoldus sage:
„Zwei ich jage" (Pello duos Anagramm aus Leopoldus)
Als deine, liebes Teutschland, Hauptfeinde.
Einen, der es grob gewaget, nun verjaget
Können wir bereits schon sehen;
Und dem Andern, der's schlimm machet, Deutschlands lachet,
Wird's in Kurzem, wie wir hoffen, auch so gehen.

Sultan, Ludwig,

Wie sie heißen, die sich spreißen:
Beide scheinen groß von Thaten, wenn's gerathen.
Jener, so der Welt ein Schrecken, Ruth und Stecken
Vormals war an allen Orten,
Der geschnaubet und geraubet,
Ist nunmehr zu seinem Schaden
Durch der Teutschen Heldenthaten
Aller Welt zum Spott geworden,
Daß die Türken nun als Spürken
Sind geachtet und verachtet.
Unter ihm ist die Türkei
Bei viel hundert her der Jahren hoch gefahren,
Voll von Sieg und Siegsgeschrei.
Frankreich, so mit seinem Brüsten
Sich nunmehr dem Feind der Christen
Stellet ganz in Allem gleich,
Wollt seither schier aller Enden
Unter diesem Wuthregenten
Auch monarchen-groß sich weisen,
Ohn Geziemen, Prahlen, Rühmen,
Und unüberwindlich heißen.
Aber daß man dem das Maul gestopfet,
Drauf geklopfet,
Seine wilde Hord verheeret,
Hat mit unerhörtem Schaden
Jener diesen satt gelehret,
Daß sie Gottes Rach könn' finden
Und die Schnarcher überwinden. —
Jede dieser beiden Peitschen
Machte Stillstand mit den Teutschen,
Jeder auch auf zwanzig Jahr:
Wie sie Friedensfreunde scheinen,
Sollt man meinen!
Aber wie sie Beid gebrochen
Mit Monarchen, Schnarchen, Pochen,

Der am End, im Anfang dieser,
Ist gewisser.
Doch der Erste liegt gebrochen,
Mußte wandern; und dem Andern
Wird man bald ein Gleiches kochen. —
Gleichen Vorwand jeder brauchte,
Der nichts taugte.
Zu beschönen wußt ein Jeder
Sein vergiftes, angestiftes
Angelköder:
Jener mit Graf Tököli,
Und der wirlet überzwerg Fürstenberg.
Jeden wollte Jeder schützen,
Ohne Grund, mit großer Müh
Und vielem Brüsten,
Der den wankbarn Tököli,
So ein Christ, doch wider Christen.
Und die andre Teutschlands Peitsche
Hielt auf seinen Fürstenberg,
Der ein Deutscher, wider Deutsche.
Auch ein Jeder dieser Beiden
Führt der Zeiten
Kriegsheer unberechtigt, ohne Ehr
Gleiches Fortgangs, gleiches Glücken
Ihrer Tücken,
Wie wir ungezweifelt hoffen,
So den Einen schon getroffen. —
Laßt uns nochmals weiter gehn,
Wieder Ludwigs Thun ansehn,
Dessen Tyrannei man kennet
Und der Vierzehnt wird genennet.
Sollt man, was er wäre, fragen,
Sollt er recht die Wahrheit sagen,
Würd' er sich ein Türk benennen
Selbst erkennen
Dessen Thaten, wie sie sein,
Stimmen mit den Türken ein.
Wer wollt denn deß Zweifel tragen,
Daß wir Christen solcher Maßen
Müssen uns bekriegen lassen
Und mit zweien Türken schlagen?
Ja daß Ludwig türkisch seie,
Wieg die Treue!
Wie er sich nun so erwiesen,
So wird er auch gleiches Glücken
Seiner Nicken, falschen Tücken

Mit dem Türken einst genießen.
Denn es ist die Nacht vergangen,
Die so grausam hat gestirnt
Zwei gehürnt,
Und des stolzen Monden Prangen,
Auch das nächtlich krähend Thier
Weicht mit ihr:
Mond und Hahn,
So da regiert und sich hoch am Brett geführt,
Sind übel dran,
Nun der Tag ist angebrochen,
Da Oestreichs Sonne, unsre Wonne,
Legt des Monden Schattenpochen
Und verdunkelt seinen Schein,
Thut ihn ein.
Und dieweil das Adlerauge
Strebet nach der Sonnenhöhen,
Läßt sich schwingend siegbar sehen,
Stößet sich das Hahnenkrähen
Und wird sein Geschrei vergehen.
Jauchze demnach, Teutschland, jauchze,
Daß du solches hast vernommen;
Denn es ist die Zeit gekommen,
Daß Ludovikus der Große
Dürfte bald heißen der Kleine!

Dieselbe Zeit und Haltung, wie dieses Gedicht, hat ein ironisches Bücherverzeichniß, aus dem wir nur etliche Proben geben wollen.

1. Theologische Bücher.

Ludwig XIV: Kommentar zum Koran mit „Stahlstichen".

Desselben türkischer Katechismus in's Französische übersetzt.

Desselben: Die apostolische Mission der französischen Soldaten gegen die Kalvinisten.

Desselben: Führung zum Himmel durch's Feuer.

Wilh. von Fürstenberg: Ausgewählte Predigten über den Text: Viele sind berufen, aber wenige sind ausgewählt.

Leopold (I): Ueber die Wiedererscheinung des Pilatus und Herodes in den Türken und Franzosen.

Innocenz XI: „Kanonisirung"[1]) Ludwigs des Großen.

---

1) In einer andern Schrift meint Leibniz, die französischen Bischöffe wissen die „canones" der Kirche gar wohl mit denen des Arsenals zu vereinigen. (Man vgl. die Wunder von Mentana und die moderne Schutzpatrone Roms!)

Soliman: Selbstgespräche über Buße und Sinnesänderung.

Tököli: Traktat über die Ubiquität.

2. Medizin.

Leopold: Die Heilung der Franzosenkrankheit durch kräftige Mittel.

Soliman: Häusliche Beobachtungen über Kopfweh und Schwindel.

Tököli: Von der Erhaltung der Gesundheit durch viel körperliche Bewegung.

Ludwig von Baden: Neue Manier den Türkenwahn durch Aderlaß zu heilen.

Leopold: Brief an den allerchristlichsten König über Ursachen und Folgen der Mondsucht.

3. Filosofie.

Max Em. von Bayern: Beschreibung eines Fernrohrs, durch das man die Mondflecken beobachten kann, mit einem Anhang über die Mondverfinsterungen des vorigen Jahrs.

Tököli: Astronomische Untersuchung über die Irrsterne.

Anonymus: Ueber die Art, die französischen Worte, welche „Versprechen" bedeuten, zu dekliniren (beugen).

Ludwig XIV: Trostschreiben an die unterdrückte mohammedanische Kirche.

Prinz von Oranien: Astrologische Untersuchung über die Geburtsstunde des Prinzen von Wales (— welcher allgemein für unächt galt —) [1].

Indeß nicht lange dauerte diese siegesfrohe und freudige Zuversicht, die einzige, welche Leibnizen während seines langen Wirkens zu Theil wurde. Schon in der „geschwinden Kriegsverfassung" sahen wir den Himmel bewölkt. Namentlich aber die schnöden Schandthaten der Franzosen, welche besonders das erste Jahr des Kriegs kennzeichnen, waren es, was unsrem deutschen Mann das Herz schwer machte und ihn fern von der Heimath, in Italien, wohin ihn im Frühjahr 1689 seine Reise führte, zu folgendem schönen Gedicht an den im Herbst 1689 neu gewählten Papst Alexander VIII veranlaßte. Außer einer tiefergreifenden, nur allzu wahren Schilderung der damaligen Ereignisse finden wir darin den letzten Ausklang des ägyptischen Vorschlags, welcher nunmehr durch die Wendung an den Papst alle Möglichkeiten vollends erschöpfte, nachdem er früher vergeblich bei König Ludwig selbst angeklopft und durch die Vermittlung von Staats-

1) Dieser hübsche, dem L'hombre-Spiel der Fürsten verwandte (lat.) Scherz bei Klopp V, 642—45. Wahrscheinlich wurde er handschriftlich weiter verbreitet, wie jenes Spiel.

männern, Bischöffen, Kurfürsten, Herzogen, Kaiser und Volksstimme umsonst durchzudringen versucht hatte:

Glorreiche Buße des Erdkreises.

(An Alexander:)

Tritt, o Vater, herfür, es ruft sehnsüchtig die Menschheit,
    Der dein Name verbürgt, daß Alexandern du gleichst.
Herrlicher Ruhm wird dir, wenn du tilgst den Schandfleck des Krieges
    Und zur Buße bewegst christliche Führer und Herrn.
Schämen sollen sie sich, daß sie wüthen gegen die Mutter,
    Und daß die Christenheit selbst heget den gottlosen Feind.
Unsere Sünden tilge sein Blut vergossen zur Sühne,
    Und mit der Beute geschmückt falle dieß Opfer für uns!
Rufe sie auf, die Männer, dich hört ja die herrliche Donau,
    Und die Seine sogar lenkt ihre Wogen dir zu.
Buße soll thun, wer Friede gewollt oder Bündniß mit Türken,
    Trete vom Irrthum zurück, wem noch die Umkehr steht frei! —

(An Leopold:)

Nichts begehrtest du mehr, denn zu nützen, erhabener Kaiser,
    Bis zum Ende die Gunst, so dir der Himmel gezeigt,
Und auf den stolzen Nacken des Türken zu treten als Sieger.
    Aber im Westen zog auf Wetter und Sturm, der dich hemmt.
Doch wie ein Fels im Meer, so standest du, ohne zu wanken,
    Solche Stunde kehrt nie, denkst du, für's christliche Wohl,
Mit mir streitet der Himmel! Doch endlich mit flammendem Schriftzug
    Ruft dich Schwaben zurück, ruft dich des Vaterlands Weh.
Ungern liehst du das Ohr, wir wissen's, dem tückischen Feinde
    Und nur mit hartem Gesetz bietest den Frieden du ihm.
Gott ist gerecht im Himmel und weise; er härtet die Herzen,
    Denn es sträubt sich der Feind, will sich nicht beugen dem Joch.
Auf! Geh auch du nun zurück; nichts mehr von Verhandeln! du kannst es.
    Glückliche Reue, wodurch stürzt in's Verderben der Feind.
Horch, wie die Donau rauscht, sie trägt zum Meer dir die Flotte,
    Bringt eine Krone dem Reich, einet das Einst und das Jetzt.
Herrlich im Siegesflug schwing' empor sich dein doppelter Adler
    Und sein Gefieder erkenn' willig das andere Rom;
Konstantins Bollwerk, es kehre wieder zu Christo:
    Dieß ist der Krieg, den heut Papst Alexander begehrt.

(An Ludwig XIV:)

Jetzo ersleh ich von dir, o großer König, Erbarmen;
    Höre das Jammergeschrei, der du „der Christenheit Hort"!
Ach, wie klein ist das Fleckchen der Erde, wo du dir den Ruhm suchst!
    Kann dir die Saar und die Ill würdig ersetzen den Nil?

Meide die Wogen des Rheins; stets brachten dem Feind sie Verderben,
Sie, die der Römer Joch donnernd einst warfen vom Hals.
Selbst wenn das Schicksal dir unwillig dein Thun ließ' gelingen,
Lohnen die Wasser des Rheins wohl solche Ströme von Blut?
Wüsten zu gründen im blühenden Land, o welch ein Beginnen!
Solchen Frevel zu thun nimmer vermag es ein Held!
Wenn du's ihn auch nicht heissest, von selbst schon wüthet der Kriegsknecht,
Und sein schändliches Thun schreiet um Rache zu Gott.
Kirche und Haus zerstört er, der Schreckliche kennt keine Schonung,
Zückt in der Rechten den Stahl, schwingt in der Linken den Brand.
Sehe nur hin, es flüchten die Schaaren zur Höhle des Wildes;
Fern von des Hauses Herd frißt sie der bittere Frost.
Wölfe zerreißen den Knaben, zerfleischen das zitternde Mädchen,
Und den willkommenen Schmaus feiert die schreckliche Pest.
Ach, es hänget der Säugling an leeren Brüsten der Mutter,
Bis Ein Tod sie erlöst, zu sich nimmt Mutter und Kind [1]).
Wahrlich, es trägt einen Stein in der Brust, wer solches kann ansehn:
Solchen Frevel zu thun nimmer vermag es ein Held!
Und was wirst du erstreiten mit solchem Kampf? eine Handvoll
Erde; das ist wohl ein Preis, so dir die Mühe verlohnt.
Zwei Nationen verdammst du zu ewigem, bitterem Hasse,
Ferneste Zukunft ererbt nimmer ersterbenden Groll.
Ach wie viel besser, o König, du suchtest dir fromme Triumfe,
Fühltest im Herzen die Reu, daß du so übel gethan.
Gegen den Türken wende die Rechte, du siegreicher König,
Geh' und nimm sie, die Kron', welche der Himmel dir beut!
Unermeßliche Schätze des Ostens, die Reiche von Memfis
Bietet dir gnädig ein Gott, zögre nicht länger und nimm!
Gib Europa den Frieden, einstimmig bitten dich alle,
Thu es, so lang es noch geht, ehe gefallen der Wurf.
Heilig seien bei Christi Volk die Marken der Ahnen,
Welche nach göttlichem Recht altersgran stecket der Stein.
Deine Gerechtigkeit wird der Deutsche preisen; nur laß ihn
Ruhig im eigenen Haus wohnen, den Anderen gleich!
Suche die Größe dir nicht auf den rauchenden Trümmern des Nachbars;
Denn es lebt noch ein Gott, wahret das ewige Recht.
Banne die nichtige Furcht; Denn Niemand verlangt's, dich zu reizen;
Alles liegt günstig; darum wage die herrliche That.
Ludwig, des Erdballs Zierde bis jetzt, o höre das Flehen!
Dieß ist der Krieg, den heut Papst Alexander begehrt.

(Nochmals an Alexander:)

Jetzo kehr ich zu dir und deiner Weisheit, o Vater,
Dem das heilige Recht Gottes auf Erden vertraut.

---

1) Durchaus nach der Natur gemalt.

Höchster Ruhm ist es dir, wenn durch dich die Erde zur Reue
Kommt, und nimmer ein Krieg Christen durch Christen zerfleischt.
Völker hängen an deinem Munde, dir winket der Himmel,
Und mit vereinigtem Schutz stehen die Engel dir bei.
Auf nun und laß sie strömen die herzumstimmende Rede,
Streue der Lehre Gold unter der Völker Gewühl.
Alles ist klar deinem Geist; doch darf ich dieß Eine dich lehren:
Größer ist noch deine Macht, als du es demüthig glaubst.
Siehe, es zeiget dir Christus vom fernen fönizischen Ufer
Jenes geheiligte Kreuz, das einst die Hölle bezwang.
Solimans Reich soll werden das Erbe des heiligen Petrus,
Und wo irgend der Fuß göttlicher Boten geweilt.
Auf, schon legen sich dir besänftigt die Wogen des Meeres;
Flotten, sie eilen herbei, folgen, wohin du sie führst.
Deutsche Ritter vereint mit Malta's Streitern, sie nahen:
Rein wird das Land, und es thut auf sich das heilige Grab! [1]).

Allein wie hätte dieser letzte (unmittelbare) Nachklang des 17 Jahre früheren ägyptischen Vorschlags ein anderes Schicksal haben können, als alle vorangegangenen? Läßt doch Leibniz selbst im L'hombrespiel den Papst sagen: „Ich verbiete dieses Spiel, weiß aber wohl, daß man nicht auf mich hört". — Der Krieg hatte seinen ungestörten Fortgang, und trotz der Uebermacht oder besser Ueberzahl der Feinde schien es, als ob das Glück durch lange Gewohnheit an die französischen Fahnen gefesselt gewesen wäre, welche freilich auch von den trefflichsten Generalen (Luxemburg, dem deutschen Bastard; Katinat; Tourville; Vendome) fast von Sieg zu Sieg geführt wurden, während die tüchtigsten kaiserlichen Generale, wie Prinz Eugen, im Osten große, aber die westlichen Verluste nicht ausgleichende Vorteile gegen die Türken errangen. Daß indeß auch von dieser Führung abgesehen die französischen Erfolge, mit Leibniz zu reden, nicht gerade dem Fatum oder einem Edikt des Himmels zuzuschreiben waren, das läßt uns ein sehr werthvoller leibnizischer Aufsatz aus dem Jahr 1691 erkennen. Derselbe ist enthalten in der Sammlung von Careil, Band III, S. 251—291, und führt den Titel: Consultation sur les affaires générales à la fin de la campagne de 1691 [2]).

---

1) Aus dem Lat. Pertz 295 ff.

2) Careil bezeichnet ihn als „original inédit". Doch kann man sich dar-

Die Arbeit steht in naher Verwandtschaft mit einem Theil der Reflexionen von 1688, sofern auch sie mit einer umfassenden Uebersicht die sämmtlichen europäischen Höfe zum gemeinsamen Vorgehen und Ausharren gegen Frankreich ermuntert. Für's Andre berührt sie sich sehr mit der „geschwinden Kriegsverfassung“, indem sie als Hauptfrage eine bessere Regelung der militärischen Verhältnisse behandelt. Hiedurch stellt sie sich dann auch dem „Bedenken“ an die Seite, wenn sie mit größter Entschiedenheit vor Allem die Einigung innerhalb Deutschlands fordert und wiederum eine Art von Partikularbündniß vorschlägt, dießmal zu dem Zweck, die gegenseitigen Beeinträchtigungen durch die verschiedenen Truppentheile abzustellen. Der letztere Punkt macht sie für uns besonders bedeutsam, da sie einen schlagenden Einblick in das durch den 30jährigen Krieg verwilderte und verrohte Soldatenwesen gibt. Hierauf werden wir daher bei unserem Auszug vornemlich Rücksicht nehmen, indem wir im Uebrigen Wiederholungen möglichst vermeiden.

Die Schrift ist geschrieben im Herbst 1691, nachdem die Franzosen eine Reihe glänzender Siege erfochten, bei Fleurüs in den Niederlanden, bei Staffarda in Italien, bei Dieppe zur See. Namentlich hatte auch der Oberrhein (Breisgau, Schwaben, Franken) ihre Geißel in gewohnter Weise zu fühlen bekommen. Die frohen Aussichten, mit denen Frankreichs Gegner den Krieg begonnen, waren damit gänzlich dahin und wenn es so fortgieng, stand es mißlich um Europa. Wo in aller Welt fehlte es denn aber? Diese Frage mußte sich nothwendig aufdrängen und verlangte eine Lösung, wie sie Leibniz in unsrer Schrift zu geben versucht: „Es handelt sich für das nächste Jahr um Operationen und Verhandlungen. Während des Winters können erstere nur darin bestehen, daß man sich gegen Ueberraschungen und Ueberfälle schützt sowie seine Rüstungen für das nächste Frühjahr trifft. Dagegen ist dieß die Hauptzeit für Verhandlungen. Die Zahl der Gegner Frankreichs muß um jeden Preis vergrößert, ihre innere Stärke erhöht werden. Zunächst wären die neutralen

---

auf nicht verlassen, wenn es gleich mehr für sich hat, daß die Arbeit nur diplomatisch als handschriftliches Bedenken bei einem oder mehreren Höfen und Gesandtschaften verwendet wurde.

nordischen Mächte zu gewinnen, indem man sie auf die von Frankreich erlittenen Beleidigungen hinwiese und besonders ihnen vorstellte, wie sie durch ihre kurzsichtige Staatskunst den protestantischen Glauben in die schwerste Gefahr bringen. Denn mit Frankreichs Uebergewicht siegt auch der Katholizismus. Mögen sie sich also bedenken, ehe es zu spät ist.

Was die neutralen Fürsten von Deutschland und Italien betrifft, so wären auch sie zur Theilnahme herbeizuziehen. Das gemeinsame Elend bei diesen ist die Muth- und Hoffnungslosigkeit; denn daß Frankreich sie mit sicherer Knechtschaft bedroht, das sehen sie gewiß, sie müßten sonst sehr geistesschwach sein. Aber sie bilden sich ein, es lasse sich dagegen doch nichts machen; so entschlagen sie sich des widrigen Gedankens an die Zukunft und ergeben sich der ruhigen Bequemlichkeit des Augenblicks. Wenn sie es nur gut haben, so lange sie leben; die Zukunft soll für sich selbst sorgen; es lasse sich ja hoffen, daß irgend eine große Umwälzung in der Welt uns retten werde. — Diesen trügerischen Einbildungen hat man mit etwas vernünftigeren und gediegeneren Erwägungen entgegenzutreten und ihnen zu zeigen, daß eben ihre höchst unzeitmäßen Zweifel über einen guten Erfolg Schuld am Scheitern der besten Pläne seien. Die Furcht vor dem Unglück zieht dasselbe oft erst herbei, wie manche Sterndeuter wirklich an der eingebildeten Ungunst der Gestirne gestorben sind. Zuweilen schlägt ein Unternehmen nur deßwegen fehl, weil die, welche sich daran betheiligen, von Anfang an einen schlimmen Ausgang weissagen; sie müssen dann doch in ihrem Eigensinn ihre Profezeiung wahr machen und suchen, nicht des Irrthums überführt zu werden. So ist es bei diesen Fürsten. Nur ihre Thatlosigkeit, ihre Furcht, ihre lächerliche Einbildung irgend welcher künftigen Umwälzungen, weiß nicht von welcher Art, ist Schuld, daß es so schlimm geht. Als ob die Unbeständigkeit der irdischen Dinge für sich allein, ohne daß wir nachhelfen, das furchtbare französiche Uebergewicht brechen würde. Das heißt sehr unvernünftig denken oder vielmehr aller Vernunft gute Nacht sagen! Es heißt das Steuer ohne Noth fahren lassen, in der Hoffnung, daß irgend ein günstiger Windstoß uns genau in den Hafen werfen werde. Möglich ist das, wie Niemand leugnet; wann aber handelte ein vernünftiger Mensch blos auf's

Mögliche, ohne daß auch noch Wahrscheinlichkeit vorliegt? Manche denken, es gäbe ja ein gewisses Verhängniß in der Zeitdauer der Reiche. Allerdings, wenn etwas den Gipfel erreicht hat, so beginnt es zu fallen. Aber hat ihn denn Frankreich schon erreicht? Kann es nicht noch weiter steigen, wenn wir nicht dazu thun? Man denke nur an den Tod des jetzigen Königs von Spanien und wie sich mit demselben das Gleichgewicht vollends ganz und gar verrücken muß! Warum sollte ein französisches Weltreich nicht ebensogut möglich sein, als seinerzeit ein römisches?

Was insbesondere die italienischen Fürsten betrifft, so sehen sie die Gefahr zwar nur zu gut, aber sie bringen es nicht zu einem mannhaften Entschluß. Sie wie ihre Völker haben es für den Augenblick und im gewöhnlichen Leben zu behaglich, und das macht leicht schlaff. Ueberdies fürchten sie nichts mehr, als Frankreich vor den Kopf zu stoßen. Allein da gäbe es einen Ausweg. Wie wäre es, wenn sie ein Bündniß schlößen? Italien war ja sonst das Land der Intriguen und Verhandlungen. Dieß Bündniß müßte nur die Erhaltung der Ruhe in Italien zum Zweck haben, ohne sich sonst in etwas zu mischen. Hätte es schon früher bestanden, gewiß die Franzosen ständen jetzt nicht in Kasal und hätten Genua nicht so schmählich mißhandelt. Nähme dann Frankreich diese Einigungsversuche übel, gewohnt wie es ist, die Leute von Oben herab zu behandeln, so könnte man schließlich auch dagegen die geeigneten Maßregeln treffen und die Herren von der Liga wären im Stand, die Maske abzulegen. Würde dieser Winter den Samen eines solchen Bündnisses ausstreuen, so hätten wir im nächsten Sommer die Früchte zu genießen. Denn die Ungeduld der Franzosen, gewohnt nichts zu schonen, würde es bald zum Aeußersten treiben und den Bruch herbeiführen.

Auch unter den deutschen Fürsten sind mehrere sogut als neutral. Der Bedeutendste unter diesen ist der Herzog von Hannover, dessen Gewinnung auch die andern nachziehen würde. Er ist ein hochherziger Fürst aber empfindlich, und fühlt sich auf's Schwerste durch die Art beleidigt, wie man ihm bei seinem Streben nach dem Kurhut begegnet ist: Zuerst freundlich und geneigt ließ man ihn, als schon alles weit gediehen war, plötzlich

vor aller Welt sitzen. Dieß sollte man wieder gut machen; solche und andre Bewilligungen würden dazu dienen, Deutschland zu einigen[1]). Ebenso sollte man bei andern Fürsten verfahren, ihren Verwandten Vorteile, Rangerhöhungen u. s. w. zuwenden. Jämmerlich und elend ist es zwar, daß man solche Umwege anwenden muß, um die Leute zu ihrer Pflichterfüllung herbeizuziehen. Allein der Weise nimmt Menschen und Verhältnisse wie sie sind, und schlägt einen kleinen Nachteil gegen einen beträchtlichen Nutzen in die Schanze. (Il est facheux, qu'on doit employer ces détours pour attirer les gens à leur devoir; mais la sagesse veut, qu'on s'accommode aux hommes et aux choses et qu'on préfère un bien considérable à un petit mal S. 265 m.) Daß diese neutralen deutschen Fürsten selbst das Schlimmste zu fürchten haben, liegt am Tag. Paßt man nicht auf, so ist das nächste Mal Köln verloren. Dieß ist das einzige Loch, das Frankreich noch nicht zugemacht hat. Dann aber ergeht es Westfalen, wie man es an Baden sieht. Selbigenorts wird man den Titel eines Vertheidigers des katholischen Glaubens hervorsuchen, womit auch die Kleriker ihr Einverständniß mit Frankreich zu beschönigen wissen werden. Mit Westfalen aber liegt alles Land bis an die Weser, liegt auch Hannover offen und hat nichts besseres zu gewarten, als Württemberg oder Baden-Durlach. Man wird ohne Gnade entwaffnen und sich hüten müssen, den geringsten Anlaß zum Mißtrauen zu geben, will man nicht mit Feuer und Schwert heimgesucht werden (sous peine d'être brûlé et saccagé). Man wird sich glücklich schätzen dürfen, wenn man noch einen schwachen Schatten von Freiheit und Unabhängigkeit behält. Ich denke, solche Aussichten — und sie sind nicht fern — sollten einen vernünftigen, hellblickenden Fürsten zur Versöhnung mit seinen Stammesgenossen und zum Beitritt geneigt machen.

Um aber einen Nutzen aus dieser Vereinigung zu ziehen, scheint mir ein Kunstgriff wichtig, der den Feind überraschen soll. Frankreich, ein geschickter zuerst immer nur abwehrender Fechter, ist stets nur allzugut von unseren Vorbereitungen und Kräften unterrichtet. Man weiß aus Erfahrung, daß bei unseren früheren, langwierigen und schwerfälligen Verhandlungen eben wenn man

1) Vgl. später die Bemühungen L.'s in Sachen der hann. Kurwürde.

glaubte am Ziel zu sein, der Feind die Mine entdeckt und sich bereits auf die Seite gemacht hatte. Man marktete eben immer zu lang, statt mit Einem Schlag abzuschließen. Und was dieses Bündniß betrifft, so ist auch das noch zu beachten: Wenn man das Unglück hat, Frankreichs Nachbar zu sein, so will dasselbe Einem nicht einmal erlauben, daß man Schutzbündnisse abschließe und die allerunschuldigsten Maßregeln treffe. Ist es doch der Feind aller Welt, gegen den man allenthalben die Sturmglocke läuten sollte. Es handelt sich deßwegen darum, die Sache in aller Stille abzumachen und den Augenblick des Zusammentritts genau zu wählen, um Frankreich aus der Fassung zu bringen, weil die Zeit nicht mehr zu Gegenmaßregeln reicht.

Fast noch wichtiger als die Verhandlung mit den Neutralen, welche die Zahl von Frankreichs Gegnern vergrößern soll, ist nun aber diejenige unter den bisher Verbündeten selbst, welche eine innerliche Stärkung und Kräftigung zum Zwecke hätte. Sie ist vielleicht noch schwieriger, als die erstere, da die Menschen nun einmal nur sehen, was sich mit leiblichen Augen sehen läßt, und auf eitlen Ruhm oder auf ihren Schnitt aus sind, derselbe mag so klein sein als er will. In der That, es gibt Leute, die es gar nicht sehr anficht, wenn ihre Genossen geschlagen werden. Obwohl der Rückschlag sie selbst treffen muß, ist man doch gegen die Freunde viel empfindlicher, als gegen die erklärten Feinde, von denen geschädigt zu werden man für natürlich und weniger ehrenkränkend hält. So entstehen denn gewöhnlich Reibereien, die dem gemeinsamen Feind gewonnen Spiel geben.

Es ist dieß freilich mit der Menschennatur unabtrennlich gegeben, so daß die Weisesten Mühe haben, sich frei zu erhalten. Wenn deßwegen alle Verbündeten sich doch zu der Ueberzeugung zwängen und ein für alle Mal sich die große Wahrheit einprägten, die bei sehr wenig Nachdenken einleuchtet, aber freilich in der Hitze der Leidenschaft leicht vergessen wird, die Wahrheit, daß Alle verloren sind, wenn dieser Krieg schlimm ausfällt, und daß demgemäß der gemeinsame Vorteil der Partei allen Sondervörtelchen vorzugehen hat. Ich weiß freilich, es ist mit diesen Wahrheiten wie mit der Predigt von Himmel und Hölle, die allezeit von den Kanzeln erschallt und von welcher man auch überzeugt scheint; allein es bleibt sozusagen unfruchtbare Lehrmeinung,

die alle Tage vom wirklichen Handeln Lügen gestraft wird. Und doch darf man nicht aufhören sie zu predigen, man wird immerhin einigen guten Erfolg erzielen. Die Menschen haben ihre guten Augenblicke und gehen zuweilen in sich, wenigstens sündigen sie dann mit einigen Gewissensbissen und mehr Rückhalt.

Um in's Einzelne einzugehen, so wäre zu wünschen, daß Oestreich den Krieg gegen Westen mit mehr Eifer führte und die Sache des Reichs neben seinen ungarischen Angelegenheiten nicht blos so gelegentlich (par manière d'acquit) behandelte. Auch ist es eine schlimme Sache um die Leute, welche dem Kaiser in den Ohren liegen und von einem sehr seltsamen Eifer gegen die Protestanten und für den (englischen Prätendenten-) König Jakob beseelt sind. Allerdings wundre ich mich nicht, daß der kaiserliche Hof mehr Eifer gegen die Türken zeigt, wo er siegreich ist und große Eroberungen macht, die ihm allein zu Gut kommen. Frankreich gegenüber gibt es für denselben nichts zu gewinnen als die Ehre, des Reiches Grenzen wiederhergestellt und seinen Verbündeten geholfen zu haben. Indeß sollte sich Wien Gewalt anthun und wo möglich Frieden mit den Türken schließen, um die ganze Macht auf Frankreich zu werfen. Denn die Vernunft fordert, daß man seine Erhaltung selbst dem größten Neugewinn vorziehe. Nun aber ist Oestreich in Gefahr die Niederlande zu verlieren, um davon nichts zu sagen, daß das deutsche Reich nur noch ein leerer Name ist, wenn alle Einheitsbande so sichtbarlich zerrissen werden, wenn es sich zeigt, daß die Glieder weder Schutz noch Deckung vom Ganzen hoffen können. Wer weiß, wann Alles im Reich drunter und drüber geht; so daß der Kaiser mehr dabei betheiligt ist, als es zunächst scheint.

Umgekehrt aber gibt es in Deutschland nur zuviel Leute, die sehr zur Unzeit gegen das Haus Oestreich die alte Eifersucht wieder auftauchen lassen und bei dem geringsten Erfolg der Kaiserlichen zittern. Wenn sie doch bedächten, daß die Gefahr von Frankreich her unvergleichlich viel größer, und es noch weit bis dahin ist, daß der Kaiser den Franzosen gewachsen wäre. Es ist wahr, daß die schlimme Aufführung einiger kaiserlichen Offiziere viel dazu beiträgt. Es gibt welche, die wenn sie im Reich sind, glauben in Feindesland zu stehen, wo Alles erlaubt ist. In der That muß es den Reichsgliedern sehr em-

pfindlich sein, durch die zu Grunde gerichtet zu werden, von denen sie ihre Rettung erwarteten. Allein es ist dieß ein Uebelstand bei den Truppen fast aller Reichsfürsten; sie verderben diejenigen, denen sie vom Feind zu helfen vorgeben. — Früher waren diese Dinge in Deutschland besser geregelt; der Schaden stammt aus dem dreißigjährigen Krieg. Als Mansfeld und seine Genossen kein Geld zum Bezahlen der Soldaten hatten, so überließen sie ihnen Alles. Diesem Beispiel folgten die kaiserlichen Generale, die ihre Rechnung dabei fanden, wie auch der Hof nicht minder damit einverstanden war, daß „der Krieg sich selbst bezahle", besonders wenn es auf Unkosten der Ketzer gieng. Drauf kamen die Schweden und waren auch nicht drauf aus, eine so löbliche und vorteilhafte Art der Kriegsführung aufzugeben. Nun gieng in Deutschland Alles drunter und drüber; die Länge des Kriegs erschöpfte die Kriegführenden, man war nicht mehr im Stand, dem Uebel abzuhelfen. Die Franzosen und Spanier machten es ebenso, die Unordnung wurde eine ganz allgemeine, so daß schließlich doch wieder Niemand einen Vorteil davon hatte. Ludwig XIV war der erste, welcher nach vorhergehender Ordnung des Geldwesens seine Truppen auf einen guten Fuß brachte. Seine Nachbarn aber thaten nicht gleich also; die Einen steckten anderweitig in Verwicklungen, wie z. B. Oestreich gegen die Türken, oder rieben sich an einander, wie Holland und England. Andre, wie die kleineren deutschen Fürsten benutzten den langen Frieden zu landesverderblicher Verschwendung. Als dann der Krieg losbrach, so war nichts geschehen, nichts gerüstet, nichts geordnet; was Wunder, daß er in dem verhängnißvollen Frieden von Nimwegen endigte, dessen Folgen um so unheilvoller sind, als sie den Leuten erst die Augen öffnen, wenn es zu spät ist. So geht es bei den Ausschweifenden, die ihren Fehler erst einsehen, wenn ihre Gesundheit rettungslos dahin ist.

Um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so ist bei einer solchen ungeordneten Art von Kriegsführung, die den Verbündeten so schlimm behandelt wie den Feind, die Folge einfach diese: Wenn die kleinen Fürsten oder Grafen des Reichs ihres Gleichen in Ruhe und Behaglichkeit unter Frankreichs Schutz leben sehen, so werden sie bald müde werden, die beständigen Leiden ihrer Unterthanen, den völligen Untergang ihrer Staaten vor Augen

zu haben. Thatsächlich sind die zwei Kreise Franken und Schwaben durch die Märsche und Einquartierungen der Kaiserlichen u. A. so erschöpft und ausgesogen, daß zu fürchten steht, sie denken endlich an Waffenruhe und verbinden sich mit den andern neutralen Staaten. Dann ist das Reich im Ganzen so gut als neutral und nur einzelne Glieder haben die ganze Last und Gefahr des Kriegs auf dem Hals. Bereits hört man solche Stimmen, und Frankreich wird sich dieselben zu Nutz zu machen wissen. Wollte der Kaiser und die noch kriegführenden Glieder sie zwingen, so könnte die Verzweiflung jene Kreise treiben, Frankreichs Truppen zu Hülfe zu rufen. Alsdann ist die gemeinsame Sache verloren; jeder wird nur daran denken, sich selbst einzurichten, und wir haben einen noch viel schlimmeren Frieden als den Nimweger zu erwarten. Bedenke man doch, wie schwach bereits das Band ist, welches das Reich noch zusammenhält und dem sterbenden Körper einen kleinen Rest von Leben gibt! Es muß vollends reißen, wenn man den Schutz nicht gewährt, welchen die Glieder verlangen können, wenn der Große den Kleinen drückt und ihn dadurch dem Grössseren in die Arme treibt, wie ein Kahn zwischen zwei Fregatten sich nicht halten kann. — In der That, diejenigen, welche den Krieg in solch schädigender Art führen, haben meines Erachtens den Neutralbleibenden nichts vorzuwerfen. Diese thun zwar dem Feind keinen Abbruch; jene aber sind davon gleichfalls weit entfernt und schädigen zum Ersatz, um doch etwas zu leisten, auch noch ihre Freunde und Bundesgenossen. Zu was führt dieß abscheuliche Gebahren anders, als dazu, die unselige Neutralität zu berechtigen und ihr einen ausreichenden Vorwand zu geben? Man kann diese Folgerungen nicht abweisen, wenn man nicht seine Aufführung gründlich ändert und ernstlich einen guten Willen zeigt. Sonst setzt man sich dem Verdacht aus, daß es Einem gar nicht um das Interesse des Reichs zu thun sei, wenn man eine kleine Summe Gelds dem Heil des Vaterlands vorzieht. Und wahrhaftig, nicht einmal einen der Rede werthen ernstlichen Gewinn haben die Fürsten von diesen Ausschreitungen mit den Märschen und Quartieren. Der Vorteil geht in den Sack der Kommissäre und Offiziere, und die Soldaten verderben zehnmal mehr als sie wirklich genießen. Daher sage ich noch einmal, diese krummen, ungeordneten Wege, auf welchen man die Truppen zu

unterhalten sucht, sind wenigstens auf die Dauer nur verderblich und unhaltbar. Dringend Noth thut eine strenge Mannszucht und gleiche Vertheilung der Lasten im Reich. Was Christus auf geistlichem Gebiet sagt, das sollte man auch, die Erhaltung der Staaten betreffend, befolgen: Was du nicht willst, daß man es dir thue, das thue auch keinem Andern; und: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; du sollst, wenn du in eines Bundesgenossen Land stehst, dasselbe behandeln, als wäre es dein eigenes.

Worauf also die Verhandlungen der Verbündeten unter einander vornemlich zu gehen haben, und ohne was ein glücklicher Ausgang des Kriegs schlechterdings nicht zu erwarten steht, das ist eine völlige, gründliche Aenderung der Kriegsführung. Dazu gehört dreierlei: Einmal ein fester Entschluß es zu wollen, sodann alle Strenge, Festigkeit und Genauigkeit in der Durchführung, und drittens Mittel, um die Truppen in einer geregelten und geordneten Weise zu bezahlen oder zu unterhalten. Denn wenn man ihnen das Nöthige nicht gibt, so müssen sie's eben nehmen, wo sie es finden. — Diese Besserung aber muß ganz oben, d. h. bei den Fürsten selbst und ihren ersten Ministern anfangen. An ihrem guten Willen zweifle ich nicht; ebenso wenig an ihrer Einsicht in die Sache. Allein die besten Gedanken und schönsten Entschließungen im Kabinet verrauchen so leicht und schnell, wenn man im Feld steht. Da lockt ein kleiner Vorteil, dort flüstert Einem ein Kommissär oder Offizier ein verführerisches Wort zu; da ärgert man sich über die Ungefälligkeit eines kleinen Stäätchens, so wird es Ehrensache, dasselbe dafür zu züchtigen.

Kurz es geht, wie bei denen, die sich einem verderblichen Laster ergeben haben und immer zwar sich vornehmen, davon abzulassen, allein im Augenblick der Entscheidung ist man stets wieder von Neuem schwach. Und mit all diesen Vorsätzen und nichtigen Hinausschiebungen rennt man dem Spital oder einer unheilbaren Krankheit in die Arme. Dieß ist das Bild unserer Verhältnisse.

So muß man es denn machen, wie ein ernstlich bußfertiger Sünder, der aufrichtig mit der Welt brechen will. Nicht einer langsamen Besserung sich getrösten, nein Knall und Fall, mit Aufsehen muß die Umkehr geschehen, damit man sich selbst bindet

und durch die Furcht vor dem Vorwurf des Wankelmuths auf dem einmal gewählten Weg erhält. So würde ich denn wünschen, daß, ohne Bild geredet, die mächtigsten Fürsten, von denen das Ganze abhängt, eine Zusammenkunft hielten, aber ohne Pomp und unnöthige Geldverschwendung, um keine Eifersüchteleien wach zu rufen. Diese müßten nun einen Plan zur Regelung des Heerwesens entwerfen und zwar so, daß ihn auch die kleinen Staaten gerne sähen.

Selbiger Plan wäre alsdann zu veröffentlichen mit starken Betheuerungen vor Gott und Menschen, daß man ihn einhalten wolle und seine Ausführung sich zur Ehrensache mache. Man hätte die widerstrebenden Minister und Offiziere abzusetzen und rechtschaffene Leute an ihre Stelle zu thun. Alle Verfehlungen dagegen würden streng bestraft. Ferner würde man die Frage regeln, wie viel Truppen die kleineren Fürsten zu stellen haben, wie dieselben in Sachen des Oberbefehls, des Rangs, der Unternehmungen zu behandeln, wie es mit Ehrenposten oder besonders gefährlichen Stellungen zu halten sei und was sonst noch so vielfach Anlaß zu Beschwerden gibt. Ebenso würde man Maßnahmen treffen, um die Kriegskasse und die Vorrathslager bis zu einem bestimmten Zeitpunkt vor dem Feldzug gefüllt zu haben; man würde für Fuhrwerke sorgen, kurz was der Oberbefehlshaber zu seinen Unternehmungen braucht, vorbereiten.

Für diesen Plan nun hätte man die Billigung der beträchtlichsten Fürsten und Stände des Reichs nachzusuchen; man würde ihn ihrer Beurteilung vorlegen, ihre Klagen, Beschwerden und Ausstellungen anhören und darauf Rücksicht nehmen. Unterdessen würden auch vor dem Beitritt Anderer die, welche einmal unter sich überein gekommen sind, so viel an ihnen liegt, die Sache zur Ausführung bringen.

Man würde erklären, das Ganze sei nur vorläufig, daher man es von Zeit zu Zeit verbessern würde. Dieß könnte etwa durch Versammlungen in Frankfurt geschehen, indem man zum Voraus erklärte, daß man sich nicht das Geringste um die Kleinlichkeiten des Formenwesens und des Gepränges kümmere. Alles hätte ganz häuslich, sozusagen inkognito, ohne Feierlichkeit und amtlichen Charakter zu geschehen. Die Minister müßten Vollmacht haben und lediglich nichts ad referendum nehmen dürfen.

So würde man in einer Stunde weiter kommen, als sonst in einer Woche. Ein Feldzug mit solchen Anordnungen unternommen würde besser ausschlagen, als zehn andere.

Kurz es handelt sich bei dieser ganzen Erwägung darum, das größtmögliche Heer auf die Beine zu bringen und zu unterhalten. Denn es genügt nicht, Frankreich blos Widerstand zu leisten, nein, man muß Vorteile über dasselbe erringen, um zu einem vernünftigen Frieden zu gelangen. (Folgt der Anfang eines Feldzugplans, dessen Grundgedanke ist, statt großer, schwer zu leitender und zu unterhaltender Heere lieber mehrere kleinere zu haben, die in der Hand eines geschickten Oberfeldherrn mehr leisten, als schwerfällige Massen.)

Wir können uns des Staunens nicht erwehren, wenn wir unsern Filosofen und Staatsmann hier schließlich gar auf einem Gebiet arbeiten sehen, das wir von ihm am wenigsten erwartet hätten, nemlich auf dem Feld der Kriegskunst. In der That, er verdient seinen Ruf eines allumfassenden Geistes. Wenn wir uns indessen erinnern, so hatte er schon bei einem Abschnitt seines ägyptischen Vorschlags mit Aehnlichem zu thun. — Noch mehr ist dieß der Fall mit einem Feldzugsplan eben aus unsrer Zeit (1692), den wir nicht umhin können in der Kürze zu besprechen, da er uns nicht nur die überaus lebendige Theilnahme zeigt, mit welcher Leibniz den Krieg verfolgte, sondern auch mehr als Alles bisherige diese neue, unerwartete Seite an ihm hervortreten läßt. Es ist das „Projet de descente en Biscaye“ Careil III, 291 ff. wie sich aus dem Inhalt ergibt, geschrieben nach der Seeschlacht bei la Hogue 1692, in welcher die französische Flotte von den vereinigten Engländern und Holländern fast gänzlich vernichtet wurde. Dieser errungene Vorteil, glaubte Leibniz, sollte nun sogleich, ehe der Feind Zeit zur Herstellung hätte, für eine Seeunternehmung ausgebeutet werden, wodurch die ganze bisher ziemlich geist- und kunstlose Kriegsführung der Verbündeten erst die rechte Schneide und Entschiedenheit bekäme. Wir wissen ja aus verschiedenen Schriften von ihm, wie gerade noch aus dem Schluß der vorigen, daß er durchaus gegen den bloßen, läßigen Vertheidigungskrieg ist und Angriff, Fassen des Feinds in seinem

eigenen Land durch irgend eine geschickte Seitenbewegung verlangt. Ueber den Werth und die Verwendung einer Kriegsflotte hatte er schon im äg. Vorschlag geäußert: Wer eine Flotte auf dem Meer hat, besitzt gleichsam Flügel. Wie der Habicht in der Luft seine verschlungenen Kreise zieht, die Vorsichtigen irre zu führen und seine Beute endlich jählings zu fassen, so hat der Besitzer einer Flotte alle Vorteile des reinen Angriffskriegs und kann schrecken, ohne selbst was zu fürchten. Er ist außer Schußweite, kann hieher dorthin schweifen und den Platz auswählen, wo er unversehens einfallen will (Kl. II, 27). In diesem Sinn ist auch der folgende Vorschlag abgefaßt: „Es ist Jedermann gestattet, in öffentlichen Angelegenheiten seine Gedanken zu haben und sie selbst denen mitzutheilen, welche an der Spitze stehen, mögen dieselben dann daraus machen, was sie wollen. Wahr ist, daß die Rathgeber oft daneben schießen (rencontrent mal), sei's daß sie nicht genug davon verstehen, oder daß die leitenden Behörden Alles bereits selbst erwogen haben. Allein trotzdem schadet es wenigstens nichts, wenn man sie hört. Die weise Republik Venedig hat nicht umsonst die Büchse am Markusplatz aufgehängt, in welche jeder Privatmann seine Wünsche und Rathschläge niederlegen darf. Ob nun mein Plan ein guter ist, lasse ich dahin gestellt; nur bedaure ich, ihn nicht schon vor drei oder vier Jahren ausgesprochen zu haben, als ich ihn bereits erfaßt hatte.

Jeder Urteilsfähige wird zugeben, daß wir in einer Zeit der folgenschwersten Entscheidung leben, deren Verhältnisse ausgebeutet und benützt werden müssen. Die französische Flotte ist geschlagen. Machen wir uns dieß aber nicht schnell zu Nutzen, so wird dieselbe bald wieder hergestellt sein und die Franzosen dürften uns nicht zum zweitenmal das Vergnügen eines solchen Mißgriffs bereiten, daß sie offen gegen die vereinigte englisch-holländische Flotte auftreten, sondern sie werden sich fortan darauf beschränken, ihre Küste zu decken. Darum gilt es, jetzt oder nie eine Landung zu versuchen. Allerdings ist dieß eine schwierige Sache; denn es lassen sich auf diesem Weg so wenig Truppen auf einmal befördern, daß es den Franzosen leicht wird, dieselben mit einer Uebermacht zu erdrücken, vorausgesetzt, daß man keinen Rückhalt hat. Diesen hätte man also zunächst zu suchen und zu beschaf-

sen. Ich wüßte nun allerdings eine solche Landung, welche gar keine Schwierigkeiten bietet, die sicher ist und doch folgenschwer; d. h. man hat nicht in Frankreich zu landen, sondern in Spanien, genauer in Biskaya an der französischen Grenze. Der Weg ist weiter, als der nach der Bretagne oder Poitou, dafür aber gefahrlos. Denn der Hafen von San Sebastian ist einer der besten und würde einer ganzen Flotte Raum und Bergung geben. Ebenso könnte man an Bilbao denken, dessen Festungswerke den Rücken deckten. Die Reiterei machte man erst in Spanien beritten, da die Ueberfahrt der Pferde eine so schwierige Sache ist. Vorräthe und Quartier nähme man im Feindesland, in das zu gelangen nicht allzuschwierig wäre, denn die hohen Berge an der Grenze besagen nichts; es gibt überall Pässe, zumal da der Weg nur so kurz ist. Ich nehme nun an, man landete mit 12—15,000 Kerntruppen etwa bei San Sebastian. Unterdessen würde der Hof von Madrid, von der Sache unterrichtet, der katalonischen Armee Befehl geben, sich in der Nähe zu halten, um in die Unternehmungen thätig miteinzugreifen.

Das gäbe etwa 30,000 Mann, hinreichend, um sich auf Languedoc und Guienne zu werfen, Bearn vom Joch der Unterdrückung zu befreien und die englischen Fahnen in jenen Gegenden neuaufzupflanzen, in welchen die Erinnerung daran noch allenthalben lebt. Weiter würde man die Hoffnung der frommen Sekten neubeleben, welche in den Provinzen noch eine gehörige Macht bilden, und endlich dem Herzog von Savoyen die Hand reichen, der auf der andern Seite von der Dauphiné und Provence her eindringt. — Nur müßte All dieß bald geschehen, denn das Meer ist blos noch kurze Zeit für dieses Jahr frei und überdem müßte man für die Landunternehmungen auch noch Frist haben. Gleichzeitig würden der König von England und der Kurfürst von Baiern ihre große Macht nützlich verwenden, ebenso die Deutschen am Ober- und Niederrhein vorrücken; die Mißvergnügten in Frankreich selbst würden sich mit uns verbinden, und so hätte diese Krone, auf allen Seiten zugleich angegriffen, Mühe und Noth zu widerstehen, während sie bisher nur gegen Deutschland und die Niederlande hin sich in Acht zu nehmen hatte. Jetzt aber, wenn man gehörig darauf drückte, würden die Sachen schnell ein anderes Gesicht bekommen.

Was insonderheit den Plan der Landung betrifft, so hätte man im schlimmsten Fall, da sie in Spanien geschähe, den Rücken frei und die Verbindung mit dem Meer offen. Man hat also dabei wenig zu fürchten und viel zu hoffen; mehr aber als dieß kann man im Krieg nicht verlangen, denn wer für solche Unternehmungen volle Sicherheit begehrt, fordert doch meist etwas Unmögliches.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß sowohl dieser treffliche Vorschlag, als die ernsten Mahnungen und Besserungspläne der vorigen Schrift eben wieder in den Wind geredet waren und keinerlei Ausführung fanden. „Die vielen natürlichen und unveränderlichen Mängel wegen der Vielheit der Häupter und Bundes-Verwandten", von welchen schon die „geschwinde Kriegsverfassung" redet und die Consultation von 1691 ein so traurig lebenswahres Bild entwirft, scheinen allerdings sehr „unverändert" geblieben zu sein, wie der Erfolg lehrt. Besonders mit Beziehung auf Deutschland spricht dieß Leibniz selbst ein Jahr nach den beiden obigen Schriften schmerzlich bewegt aus. Im Januar 1693 schreibt er seinem Freund Ludolf: Es ist, wie du sagst, daß man im Reich nicht verfährt, wie sich's gehört. Aber ich sehe auch kaum ab, wie dieß bei der großen Menge von Fürsten und Herrn anders sein kann. — Die Maschine ist zu verwickelt, so daß sie gar leicht versagt. — Möchten doch wenigstens die Mächtigeren sich des Allgemeinen annehmen, statt nach einigen elenden Vorteilchen für sich oder vielmehr für ihre Leute zu haschen. Möchten sie das Wohl ihrer Bundesgenossen für so wichtig erachten, wie das eigene; nur so ist das Vaterland zu retten. Denn wo es sich um Sein oder Nichtsein, um Selbständigkeit und Freiheit handelt, ist es ja wahnwitzig, erbärmlichen Kleinigkeiten nachzujagen (compendiola sectari)" [1]). Auf diese Art konnte denn auch das schließliche Ergebniß nicht ausbleiben, welches Leibniz gleich zu Anfang in den Reflexionen „ohne Profet oder Profetenschüler zu sein" für den Fall der Halbheit und schläfrigen Läßigkeit voraussagte, ich meine den schimpflichen und natürlich wieder

1) S. Guhrauer Kurmainz II, 214.

für das Reich nachtheiligsten Frieden von Ryßwick, abgeschlossen von dem zwar meist siegreichen, innerlich aber, und namentlich im Geldwesen tief erschöpften Frankreich, das zugleich für die in naher Aussicht stehende Angelegenheit der spanischen Erbfolge freie Hand bekommen wollte. So war die Annahme dieses Friedens für die Verbündeten schimpflich in der Gegenwart, da sie mit einigem Ausharren den erschöpften Gegner wohl hätten überwältigen können, und nicht minder bedenklich für die Zukunft, deren dunkle Gewitterwolken bereits am Saume des Himmels auftauchten. Die übrigen Mächte freilich, kurzsichtig wie immer, waren froh, daß sie ziemlich ungeschädigt oder gar mit etlichen Handelsvorteilen wegkamen; nur Deutschland trug abermals den ganzen Schaden, wie in Nimwegen, indem es nunmehr den Preis des 9jährigen Kriegs, um den Leibniz 16 Jahre lang gerungen und sich bemüht, indem es Straßburg und die elsäßischen Reunionen für immer dem Gegner überlieferte und — Dank dem Hause Habsburg — zum Anknüpfungspunkt für spätere Unternehmungen sich die bekannte pfälzische Religionsklausel gefallen ließ. Nun, wer Wind sät, muß nach ewigen Gesetzen Sturm ernten!

Wie nahm unser Leibniz diesen Schluß des Trauerspiels auf? Soweit seine Werke bis jetzt bekannt und zugänglich sind, könnte man meinen als bloßer, ob auch tiefinnerlich bewegter Zuschauer. Denn als ächte Kundgebungen besitzen wir vor der Hand nur seine bittern Klagen von 1697/98, niedergelegt im Briefwechsel mit dem wackern Gesinnungsgenossen Ludolf (s. nachher). Daß aber bei einem Mann, wie Leibniz uns seither erschien, eine solche Zuschauerrolle schlechterdings undenkbar ist, wird Keiner leugnen. Leider reicht die schöne wissenschaftliche Ausgabe von Klopp bis jetzt nur in's Jahr 1688/89. Careil dagegen gibt eine große Zahl von leibnizischen Schriften bis in's Jahr 1714, nur keine einzige aus unsrer Zeit des Ryßwicker Friedens. Ich denke aber, bei dem ungeordneten und wenig wissenschaftlichen, flüchtigen Gepräge dieses Sammelwerks fällt die Schuld lediglich auf den französischen Herausgeber und nicht auf Leibniz, als hätte dieser in einer der ernstesten Zeiten die Hände klagend in den Schooß gelegt und seine sonst so tapfre Feder ruhen lassen. Ich freue mich indeß, schon jetzt, bis eine weitere Herausgabe uns ganz Sicheres bietet, diese unerträgliche Lücke mit 2—3 Schriften ausfüllen zu

können, die ich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit als leibnizisch nachweisen zu dürfen glaube.

Die zwei ersten führt auch Rühs, S. 222, aber ohne den Verfasser zu ahnen, unter der Masse damaliger Flugblätter an. Sie gehen unmittelbar gegen den beabsichtigten (und sich ziemlich lange hinziehenden) Ryßwicker Friedensschluß, indem sie die schwere Schädigung nachweisen, welche Deutschland (und mittelbar Europa) durch seine Bedingungen erleiden würde. Die erste versucht dieß vornemlich vom feldherrlichen Standpunkt aus unter dem Titel „Anmerkungen über das Friedensprojekt und dessen Punkten, zu welchen die Kron Frankreich sich erklärt, aufgesetzt von einem, der die Wohlfahrt Europä" sucht. Pax est repudianda, si sub ejus nomine latitet bellum (ein Friede ist zu verschmähen, der neuen Krieg im Schooße birgt) Cicero Phil. 12. — anno 1698" [1]).

Ich gestehe, daß bei dieser sehr kleinen Schrift (sie ist deutsch und französisch neben einander, je 56 Halbseiten) etwas Bestimmtes über den Verfasser nicht auszumachen ist; doch scheinen mir die Gründe für Leibniz noch beachtenswerth genug. — Ihr ganzes Absehen ist durch den obigen (ächt leibnizischen) Sinnspruch bezeichnet. Sie beginnt nun mit der Erklärung, daß die vorgeschlagene Ruhe allerdings das größte Gut wäre, das Frankreich der Christenheit schenken könnte, da es ja seither ganz allein an sämmtlichen Wirren und Nöthen Europas Schuld gewesen sei. Dieß wird durch einen kurzen Rückblick besonders auf Deutschlands Schädigungen erhärtet; es wird der westfälische Friede „als beständige Quelle von Prätexten für Frankreich" beleuchtet, weiterhin das Unwesen der Reunionen gegeißelt, „da es diese herrlichen Tribunale aus seinen Unterthanen zusammensetzte und als Kläger und Richter in einer Person das Ganze für den Theil nahm", endlich sind als nächste Veranlassung des Kriegs die orleanistischen Erbansprüche an die Pfalz hervorgehoben, wo Frankreich, statt den ordentlichen Weg des Rechts einzuschlagen, „durch Plünderung und Verbrennung der Pfalz sein Recht an den Tag legte, d. i. durch eine ganz un-

1) Die Jahreszahl ist, da die Schrift gegen den erst abzuschließenden Frieden geht, entweder falsch, oder verspätete sich die Herausgabe. Ueberflüssig war diese auch dann nicht, da ja der Friede allgemein als ein nur kurz währender angesehen wurde.

gemeine erschreckliche Ungerechtigkeit, davon man nicht leicht ein Exempel unter den barbarischen Nationen finden wird". Am ausführlichsten wird nun, wie gesagt, die kriegerische Seite der Friedensbedingungen besprochen. „Frankreich bietet zum Ersatz die Schleifung der diesseits des Rheins gelegenen Werke von Hüningen und Fort Louis an; allein wer wird es hindern, wenn's von Neuem zum Krieg kommt, im Besitz der jenseitigen Werke auch die diesseitigen wieder aufzubauen, die unter den Kanonen der ersteren liegen und wozu es Menschen, Schiffe und alles Nöthige sogleich bei der Hand hat? Läßt es sie aber auch ungebaut, wird dann das Land diesseits vor seinem Einfall sicher sein? Wer wird es, wenn ein Bruch eintritt, hindern, allda eine Brücke zu bauen und darüber so viel Volks, als ihm beliebt, zu führen? Auch die Rückgabe von Filippsburg hilft nichts, wenn Straßburg in seinen Händen bleibt; denn damit bleibt es Herr des Rheins und des ganzen linken Ufers, kann sich daher jederzeit plötzlich auf Filippsburg werfen und es wegnehmen, ehe man im Stande ist, mit Hilfe zu kommen. Ja es braucht diesen Platz nicht einmal, um in Schwaben und Franken einzudringen, so lange es Straßburg besitzt. Denn es kann alsdann längs des Rheins alles Zubehör zu einer Brücke führen und eine Armee, so groß es will, übersetzen. Bedenke man dabei nur auch, wie langsam das Reich in seinen Beschlüssen der Hilfesendung ist. Umgekehrt kann man deutscherseits von Filippsburg aus, ja selbst wenn Landau zurückgegeben wird, dort nicht in Frankreich einbrechen; man stößt sogleich auf Berge, Flüsse, Hölzer, Wüsten und Moräste, die mächtig genug sind, eine ganze Armee in ihrem Marsch zu ruiniren. Kurz, Straßburg und nur dieß, ist von jeher als der Hauptschlüssel des Reichs betrachtet worden, dessen Besitz Frankreich in den Stand setzt, den ganzen Rhein zu schließen und die linksrheinischen Provinzen des Reichs zu beherrschen. Nimmt man die Fruchtbarkeit des Elsaßes dazu, das dem Besitzer alles Nöthige liefert, und erwägt man sonst die geografische Lage von Straßburg, so ist klar, daß man es als Brennpunkt betrachten muß, wo Frankreichs ganze Macht zusammenlauft, um tief in die entferntesten Provinzen des Reichs einzudringen. Dasselbe gilt von Luxemburg, der Festung und Provinz, die Frankreich gleichfalls behalten will, was zum größten Schaden des Reichs wäre, was

Trier, Bonn, Köln und Jülich dem ersten Anfall des Feindes Preis geben hieße". Endlich weist unsre Schrift auch Holland und Spanien, die scheinbar günstig wegkommen sollen, darauf hin, wie Frankreich ihnen durch seine Wiederversöhnung, ja durch seine Allianzen schon öfters mehr Schaden gethan, als selbst durch den Krieg, wie namentlich Holland sich fortwährend hüten möge vor „des Königs schlechten Satisfaktionen"; denn „sie wissen, daß Frankreichs listige Griffe nicht weniger in Friedenszeiten zu fürchten, als selbst seine Waffen im Krieg; sie haben das selbst mit äusserster Noth erfahren". Unsre Schrift schließt mit der Erklärung: Jedermann in der Welt und Christenheit wünscht den Frieden sehnlich, aber nur einen solchen, der wahrhaft und dauerhaft ist, der Frankreich an späteren Einbrüchen verhindern kann. Damit dieser jetzige also beschaffen sein möge, ist es nöthig, daß die alten Grenzen wieder festgesetzt werden, damit wenn Frankreich Lust hat zu brechen, es überall solche Vormauern finde, welche die Macht seiner Waffen aufhalten können. Dieß ist die einzige Sicherheit; denn wenn es dabei so viel zu wagen hat, als die Angegriffenen, so ist gewiß, daß es sich mehr zurückhalten wird. Das einzige Mittel, ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Nationen herzustellen, ist, alles Geraubte, insonderheit also Straßburg und Luxemburg zurückzugeben und das deutsche Reich vor ferneren Einfällen sicher zu stellen.

Nahe verwandt mit dieser ersten Schrift ist die zweite wider Ryßwick gerichtete, so daß auch abgesehen von der Zuweisung an Leibniz die Selbigkeit des Verfassers von beiden vieles für sich hätte. Hier finden sich nun aber noch weit mehr Anhaltspunkte, welche die ziemlich umfangreiche Schrift unsrem Staatsmann zusprechen. Wir haben an ihr wohl weniger eine Volks-, als eine für Gesandte u. s. w. bestimmte Staatsschrift; denn der Stil ist theilweise minder leicht und stärker mit Fremdwörtern versetzt, als es sich sonst in den eigentlich volksmäßigen Arbeiten von L. findet. Ihr Titel lautet:

„Reflexionen eines getreuen Patrioten über die von der Kron Frankreich bishero offerirte Aequivalentien vor die festen Städte Straßburg und Luxemburg, wor-

innen aus dem wahren Intresse der römisch-kaiserlichen Majestät und des römischen Reichs, auch dero hoher Alliirten angewiesen wird, daß nichts in der Welt sei, so den Verlust dieser beiden Schlüssel des römischen Reichs, wenn sie verloren oder weggegeben worden, kompensiren könne. Gedruckt im 1696ten [1]) Jahr".

Indem sich diese Schrift besonders in der strategischen Betrachtung der Frage völlig mit der vorigen berührt, ohne indeß gleich ausführlich zu sein, so wollen wir mit möglichster Vermeidung von Wiederholungen uns an diejenige Seite derselben halten, wodurch sie zur vorigen eine wesentliche Ergänzung bildet und was sie selbst auch offenbar als Hauptsache behandelt. Es ist der Rechtspunkt im weitesten Sinn des Worts, dem ja auch gewiß in dieser Angelegenheit die erste Stimme gehörte: — „Das entschiedene Dringen Frankreichs auf die Abtretung dieser durch Fertilität und Lage ausgezeichneten Städte und Provinzen beweist eben, daß es nach den alten Prinzipien dieser Krone vor und im Frieden einen neuen Krieg meditire und den bevorstehenden Frieden so einzurichten gedenke, daß es in und mit demselben seine prätendirte Universalmonarchie desto sicherer befestigen möge. So hat es Frankreich seit vielen Jahren mit allen Frieden gehalten und keinen länger bewahrt, als sein Intresse erlaubte. (— Hinweisung auf die Reunionen, Dependenzien und andre dergl. fatale Namen, auf die Wegnahme Straßburgs und Luxemburgs sine ullo colore juris, ein Friedensbruch, wie er weder bei den Türken noch Barbaren erhört. —) Jetzt werden uns für alles so schnöd Geraubte Aequivalentien angeboten; aber man hüte sich, darauf einzugehen. Ist es denn überhaupt erhört, wenn ein Straßenräuber einem entwaffnet reisenden Mann seine Kleinodien, seinen Rock und Mantel nehmen und den Mantel zum Aequivalent offeriren, die Kleinodien aber für sich behalten wollte? Und so ist es hier. Es wird uns offeriret ein Dorf gegen eine Stadt, ein Nichts gegen Alles; Ein Raub soll den andern bezahlen. Man soll zwar von Königen mit der allerhöchsten und devotesten Be-

1) Die Jahrszahlen machen hier nichts aus, daher ich mir aus sachlichen Gründen die Umstellung dieser und der vorigen Schrift erlaubte.

neration reden, allein die Wahrheit werden sie doch hören können. — Es wäre denn doch die höchste Unklugheit, wenn Einer, der den Schlüssel zu einer Festung hat, denselben weggäbe und statt des eisernen einen fremden güldenen oder mit Diamanten besetzten dafür annehmen wollte, weil er damit seine Festung weder auf- noch zumachen kann. Wer den Schlüssel zu seinem Haus seinem Nachbar, seinem Feind, seinem formidabeln Feind, einem Feind, der eine ewige Ambition und Jalusie gegen das römische Reich unterhält und nimmermehr quittiren wird, überlassen muß, der kann gewiß nicht ruhig darin schlafen. Der Schlüssel eines Hauses, das man behalten will, inmaßen ja das römische Reich nicht feil sein wird, ist inästimabel, wenn gleich auch lauter florentinische Diamanten oder ägyptische Perlen dafür geboten würden.

Frankreich hat ferner gar keinen Grund, zu seiner Sicherung, wie es behauptet, etwas zurückzubehalten. Denn es hat wahrhaftig vom römischen Reich keines feindlichen Angriffs sich zu besorgen, dazu dieses weder Interesse, noch Intention, noch Kräfte hat. So wären diese französischen Aequivalentspropositionen nur Meditamente eines neuen Kriegs. Das Reich dagegen kann es nicht über's Herz bringen, in diese Abtretung zu willigen. Denn es ist nicht dafür zu halten, daß ein Stand im Reich sein werde, der sonst nicht ein ewiges Ressentiment behalten und auf alle Posterität, solang noch eine sein wird, fortpflanzen würde. Man lässet den bei Friedenstraktaten sonst gewöhnlichen Artikel de Amnestia an seinen Ort gestellt sein. Ich zweifle aber, ob ein alter deutscher Patriot kapabel gewesen wäre, all den Schimpf, der seinem Vaterland widerfahren, durch seine Vergessenheit zu aboliren. — Ferner sind aber auch die Bestimmungen des Friedensvorschlags (termini propositionis pacis) obskur, dunkel und kontradiktorisch und nach der alten Maxim dergestalt beschaffen, daß sie die Interpretation nach Gelegenheit der Kräfte und Konjunkturen admittiren können. Zwar scheint es, als wenn Straßburg allein prätendirt würde. Daß aber der Krone Frankreich Absicht auf das ganze Elsaß gerichtet sei, ist schon ab effectu gewiß, weil diese Kron, wenn sie Straßburg hat, Meister ist des ganzen Elsaßes und aller Orten, die es schon vor Straßburg genommen, welches aus Polyfemi Gnade das letzte gewesen, das man verschlang. Alle ihre Worte, propositiones, sincerationes reden nur von

Straßburg, es ist aber ein viel größerer Ambitus und Complexus in recessu und in der Intention. Wer also nicht sähe, was Frankreich per indirectum prätendire, der würde in seiner Vernunft sehr unglücklich sein und in dem Kataloge der Einfalt obenan stehen müssen. Anjetzo ist diese politische Kron wohl so vorsichtig, daß sie das ganze Elsaß wohl schwerlich conceptis verbis in Anspruch nimmt, weil sie das römische Reich zu sehr irritiren würde. Sie wird sich vielmehr so generaler und zweifelhafter Redensarten bedienen, die sie nach ihrer Konvenienz extendiren, auslegen, erläutern und zu seiner Zeit mit Gewalt und Macht der Waffen durchdringen kann. Es ist also alle Kraft und Vorsichtigkeit anzuwenden, solche terminos auszufinden, welche das römische Reich bei künftiger Konjunktur außer Gefahr und Kavillation stellen können.

Was Frankreichs Vorschläge betrifft, die Pfalz zurückzugeben, Filippsburg und Freiburg zu restituiren, Trarbach und Montroyal demolirt zurückzugeben unter der Bedingung, daß sie nicht wieder aufgebaut werden, so ist zunächst gegen das Letztere zu sagen, daß es mit dem deutschen Reich doch noch nicht soweit gekommen, daß es ihm von der Krone Frankreich leges vorschreiben lassen und annehmen müßte, wie es seine Grenzen befestigen oder vielmehr abandonniren solle, daß es sich vorschreiben lassen müßte, was es für Festungen auf seinem Grund und Boden bauen und wie es seine Grenzen befestigen dürfe, zumal gegen einen so unruhigen Nachbar. Und wenn sich Frankreich bei der Rückgabe auf die großen Kosten beruft, welche ihm die Befestigung gemacht habe, so machen es diese nicht aus, sondern Frankreich hat es sich selbst zu imputiren, daß es kostbare Werke in alieno fundo, nicht allein mala fide, si jura privata consideraveris, sondern auch animo nocendi angelegt.

Zwar erbietet es sich nun, unter diesen Bedingungen das Ottomanische Interesse und Bündniß zu abandonniren und mit Oestreich, wie mit dem h. römischen Reich eine ewige unzertrennliche Freundschaft zu unterhalten, zu versichern und zu verewigen. Risum teneatis amici! (Wer lacht da?) Gleich als ob der eingewurzelte Haß gegen das Haus Oestreich unbekannt. Die alte, in Frankreich beinahe kanonisirte Maxime ist unvergessen, das Haus Oestreich durch die Ottomanischen Waffen einzuhalten. Wie

viel edles Christenblut, das dieser allerchristlichste König durch die Unglaubigen hat auszapfen lassen, schreiet um Rache gegen den allerchristlichsten König! Wie viele Millionen unchristlicher Seelen hätten zu der christlichen Kirche gezogen und derselben einverleibt werden mögen, hätte es nicht der allerchristlichste König verhindert. Es ist keine Aenderung zu hoffen und derjenige sehr einfältig, der sich mit solchen Versprechungen flattiren läßt.

Allein die französischen Minister wollen ihre Propositionen bei den Deutschen adduciren, die sie nach ihrem impertinenten satyrischen Sprüchwort konsideriren „pour les Allemands", und wollen Gründe beibringen. Namentlich sagen sie, daß Straßburg sich freiwillig ergeben und jetzt glückseliger sei als vorher. Allein man weiß, wie sie mit Heeresmacht des „Compelle" gebraucht. Und was gehet für's Andre die Glückseligkeit Straßburgs das Reich an, welches das Seine vindiziret? Wer hat die Krone Frankreich zur Vormundschaft bestellt, um die Stadt Straßburg glückselig zu machen, welche Vormundschaft allzukostbar ist? Es ist aber das Suppositum der gerühmten Glückseligkeit ganz unbegründet, wenn auch nur bedacht wird der Verlust der Libertät in Religions- und Profansachen, der den Deutschen unerträglich ist. Der französischen Nation mißgönnt man die Sklaverei nicht, darin sie geboren und erzogen und daran sie gewöhnt ist".

So richtet denn unsre Schrift zum Schluß die ernste Mahnung an's Reich und an die Alliirten, doch ja nicht vom Frieden hören zu wollen oder durch Aequivalentien sich endormiren zu lassen. „Denn (wie mehrmals wiederholt wird) den Worten der Eide und allen heiligen Vinkulis menschlicher Sozietät bei Frankreich nicht zu trauen ist, sondern man muß diese Kron mit der That binden, daß sie, ob sie gleich wollte, doch nicht schaden könnte noch den ambitiosen Willen erfüllen. Möge endlich, wenn die Menschen ihre Schuldigkeit thun, auch die höchste Potenz sich erweisen und den Periodum der prätendirten französischen Monarchie schließen. Ita fiat! Ita fiat!"

Der Grundgedanke dieser beiden Schriften ist endlich kurz und schlagend in einem kleinen Flugblättchen zusammengefaßt, das Rühs S. 222 abdruckt. Wie ich in meinem Nachweis zeige,

sprechen verschiedene Gründe dafür, daß es in der That unmittelbar zu diesen beiden Schriften gehört und vom gleichen Verfasser, d. h. von Leibniz stammt, dem der Scherz ganz ähnlich sieht. Es lautet (deutsch und lateinisch): An die durchlauchtigen hohen Alliirten, daß dieselben auf keine Weise sich möchten bewegen lassen, den vorhabenden Frieden mit der Krone Frankreich zu schließen, bevor die beiden Hauptschlüssel Deutschlands gegen Frankreich, Luxemburg nemlich und Straßburg, wie auch Lothringen und die Festung Saarlouis vollständig restituirt sind:

Es kann der Friede nicht auf festem Grunde stehen,
Ihr müßtet solchen denn so untersiegelt sehen:

L ocus S igilli L ocus S igilli.
Luxemburg Strassburg Lorraine Saarlouis.

Wird königliche Treu und Siegel nichts geachtet,
Die sonst das theure Band bewährter Treue sind,
Und wo kein Schwur noch Eid durchlauchtge Seelen bind't,
So ist's umsonst, daß man nach neuem Frieden trachtet.
So lange Ludewig des Reiches Schlüssel hegt,
So steht ihm auch der Weg zu dessen Grenzen offen;
Weßwegen weder Treu noch Friedensruh zu hoffen,
Darnach die ganze Welt ein heißes Sehnen trägt.
Drum muß man solche ihm aus seinen Händen ringen,
Sonst wird man uns nicht leicht des Friedens Palmen bringen.

Die dritte der auf Ryßwick bezüglichen Schriften, bei welcher ich am wenigsten an Leibnizens Urheberschaft zweifeln kann, ist lateinisch abgefaßt, offenbar, weil sie ganz gleichmäßig Bezug auf alle europäischen Gegner Frankreichs, sowie auf dieses selbst hat. Wie mir scheint, ist sie die der Zeit nach letzte, geschrieben als der unselige Friede kaum mehr fraglich war. Doch entwirft sie, um einen letzten Druck auszuüben und die Verbündeten, wenn auch nicht mehr zum Ausharren im Krieg, so doch zu höheren Forderungen im Friedensschluß zu reizen, vor Allem ein langes Sündenregister Frankreichs und zählt alle „Actiones Galliae“, alle Uebelthaten gegen die verschiedenen Reiche und Mächte auf, die es seit geraumer Zeit begangen. Es ist wie eine Art von Rechnung, dem schlimmen Gast ausgestellt, nachdem er lange ge-

nug gehaust, damit die Verbündeten, deren Länder so wider Willen hatten Wirth sein müssen, nicht allzubescheiden in ihren Ansprüchen auftreten möchten. So bildet dieser zweite und Hauptheil der betreffenden Schrift das vollkommene Seitenstück zu der Ueberschau[1]), welche namentlich die Reflexionen zu Anfang desselben Kriegs gehalten, um die verschiedenen Völker durch Aufzählung der von Frankreich erlittenen Schädigungen und Beleidigungen zum kräftigen Eintritt in den gemeinsamen Krieg zu ermuntern. Da aber dem Verfasser nicht mehr zweifelhaft ist, daß Frankreich so oder so mit Vorteil aus dem Krieg hervorgehen werde, so wendet er sich an diese Macht im Tone ernster Warnung vor dem Uebermuth, den stets über kurz oder lang die gerechte Strafe treffen müsse. Geben wir nach diesen Vorbemerkungen noch einige Hauptsätze aus der Schrift, deren Titel lautet: Gallia titubans et mente titubante resurgens sive succincta demonstratio, quam male hactenus Gallia per actiones suas summae suae existimationi serviverit et in quantum in tanto existimationis suae periculo iterum resurgere possit. — Gratia Nopoli[2]) anno 1697 (d. h.: das wankende Frankreich kommt wieder empor. Nachweis, wie schlimm es bisher für seinen Ruf gesorgt und in wie weit es denselben wiederherstellen könne).

Die Schrift beginnt mit einer allgemeinen theils durch Dichterworte, theils durch Aussprüche und Beispiele der Bibel belegten Auseinandersetzung über den Satz: Luxuriant animi rebus plerumque secundis (Uebermuth stellet sich ein, wenn das Glück dem Menschen zu günstig). Dieß gilt namentlich von den Königen und Fürsten, deren irdische Glücksstellung an und für sich schon die der gewöhnlichen Menschen überragt, wie die Sonne vor allen andern Gestirnen strahlt. Nun schont zwar Gott in seiner Langmuth oft zwei oder drei Jahrhunderte lang; wenn aber zu allen andern Fehlern sich auch noch Anmaßung und Hochmuth gesellt, so schiebt er seine Strafe höchstens noch ein halb Jahrhundert lang auf und stürzt mit Einem Schlag den vom höchsten

1) Es findet sich eine solche Rundsicht übrigens auch sonst noch in verschiedenen leibn. Aufsätzen, da sein umfassender Blick nie am Einzelnen haften blieb.

2) Ich vermuthe, daß dieß andeutungsweise Hildes-(Huldes-)heim heißt.

Gipfel, der ihn langsam und stufenweise erstiegen. Da aber die göttliche Weisheit heute nichts mehr unmittelbar thut, so braucht sie natürliche Strafmittel, in denen wir aber nicht minder ihr Walten zu erkennen haben. Auch Frankreich ist, wenn man genauer zusieht, schon früher für seinen Uebermuth dann und wann gezüchtigt worden. Jetzt aber befindet es sich gerade in der glänzendsten und glücklichsten Lage, die ihm je zu Theil geworden. (Folgt in verschiedenen Richtungen eine Beschreibung, wie wir sie schon öfter bei Leibniz fanden.) Auch der König ist wohl ausgestattet; was seine Gemüthskräfte und körperliche Gestalt betrifft, so kennt man seinen königlichen Anstand, seine Würde und Hohheit. Aber freilich, all dieß, was ihn zum glänzendsten König des schönsten Lands machen könnte, befleckt er durch die häßlichsten Laster und Fehler.

Erinnern wir zuerst an die „Uebelthaten" wider den apostolischen Stuhl, dessen Inhaber zudem noch ein durch große Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ausgezeichneter Mann ist. Um so schmerzlicher hat Frankreichs gewaltthätiges Gebahren in der ganzen Christenheit, selbst in der protestantischen, Aufsehen erregt und befremdet.

Es folgen nun die Uebelthaten wider Oestreich und Deutschland überhaupt, wobei in sehr eingehender Nachrechnung aller Räubereien und Schädigungen besonders auf den ganz andern, freilich hinterlistig freundlichen Ton hingewiesen wird, den Frankreich früher gegen die deutschen Fürsten angeschlagen, als es noch hoffte, sie von Oestreich und dem Kaiser abspänstig machen zu können. — England wird daran erinnert, wie ihm Frankreichs Freundschaft innerlich und äußerlich allezeit nur zum Verderben ausgeschlagen habe. — Die nordischen Mächte, namentlich Schweden, werden darauf hingewiesen, wie schlecht ihnen Frankreich die einst geleisteten so trefflichen Dienste gelohnt und gedankt.

Den Italienern wird die schmählich-furchtsame Abhängigkeit zu Gemüth geführt, in welcher sie wiederholt Frankreich gegenüber gestanden.

Ebenso werden auch Spanien, Belgien und die Schweiz an das Erlittene erinnert, und endlich die Uebelthaten vorgerechnet, die Ludwig gegen seine eigenen Unterthanen begangen:

Sie leben unter einem ganz unerträglichen und doch nicht abwerfbaren Joch, so daß sie ganz den russischen Leibeigenen gleichen. Dem König persönlich wird z. B. das Sinnbild der Sonne vorgeworfen mit der Umschrift „Nec pluribus impar" (auch Vielen gewachsen), ferner der Titel „Ludwig der Große", den sich sonst kein Magnat oder Monarch zu seinen Lebzeiten beigelegt habe, während er ihn auf die Pariser Triumfpforten schreibe. Die Schrift schließt mit der Mahnung an denselben, zu bedenken, daß die Könige ihre Würde einzig und allein von Gott haben und nicht um ihrer selbst willen Verehrung verdienen. Darnach sich zu achten und zu leben. Das göttliche Grundgesetz aber ist, daß das Ganze dem Theil entspreche und der Theil dem Ganzen keinen Schaden thue.

Wenn auch begreiflicher Weise diese mahnenden und warnenden Worte eines Privatmanns bei Frankreich wie bei den Verbündeten keine Wirkung thaten, so sind sie doch und bleiben ein ehrendes Zeugniß für die rastlose Entschiedenheit, mit welcher Leibniz dem Strom der Zeit und der geschichtlichen Entwicklung sich entgegenzustellen suchte, ob er ihn nicht doch von seinem, besonders für Deutschland so verderblichen Lauf ablenken könnte. Um so rührender sind die Klagen, in denen er, als Alles vergeblich war, seinen Schmerz vor Ludolf ausschüttet, indem er, wahrhaftig unschuldig, sich mit seinem lässigen und erstorbenen Volk zusammenfaßt und spricht: Wir verdienen es nicht anders!

„Ich kann gar nicht sagen (heißt es in einem solchen Brief an Ludolf vom 19. September 1697[1]), wie mich die Nachricht ergriffen hat, daß wir Straßburg für immer verlieren sollen. Aber das verdienen wir Deutsche, die in der schwersten Gefahr Zeit haben für Lumpenfragen weiß nicht worüber, die niemals etwas zur rechten Zeit thun können. Wir hätten selbst mit viel mehr Schneide und Wucht angreifen, hätten die Holländer und Engländer in ihrer Bedrängniß kräftiger unterstützen sollen, wollten wir beim Friedensschluß nicht zu kurz kommen. Die Deutschen hätten mehr leisten können, sie hätten auf den Verfasser des vor

---

1) Guhrauer Kurmainz II, 226 f.

einigen Jahren erschienenen Büchleins „Auch vom Feinde darf man lernen“ hören sollen. Allerdings sind die zwei tröstlichen Ereignisse nicht zu verachten, die Du in Deinem letzten Brief anführst, die Niederlage der Türken und die Erfolge des neuen Polenkönigs (August von Sachsen s. Kap. 1). Aber wir Deutschen sind nur zu geneigt, uns solchen Tröstungen hinzugeben und die alten Schäden zu vergessen; das möchte recht gut sein, wenn wir nicht wieder in die frühere Erstarrung zurücksänken. Ich fürchte in der That, daß diese glücklichen Ereignisse die Todeswunde nicht heilen, welche uns dieser über alle Maßen unbillige Friede geschlagen. Ist der Oberrhein verloren, so ist klar, daß ein großer Theil Deutschlands dem fremden Joch nicht entrinnen kann; es steht zu fürchten, daß das Uebel weiter frißt. — Was hältst du von der Zukunft des Schutzbündnisses, das schon lang in Frankfurt betrieben wurde? Jedenfalls glaube ich ist den Franken und Schwaben zu rathen, daß sie ihre Kerntruppen beieinander behalten. Entwaffnen sie erst, so ist's herum mit ihnen. In wiefern dieß? Entlassen sie die Truppen, so werden sie niemehr welche zusammenzuziehen wagen; denn der Franzos wird nach seiner Art (pro more suo) bald Rechenschaft darüber fordern und durch Drohungen bewirken, daß sie die Waffen niederlegen“. Ebenso klagt ein zehn Tage späterer Brief an denselben: „All diese günstigen Erfolge anderwärts heilen die schwerste Wunde nicht, die Deutschland sich durch das schmähliche Aufgeben von Straßburg geschlagen“.

Den Frieden selbst, der um Mitternacht zwischen 12 und 1 Uhr geschlossen wurde, begleitet er mit folgenden zwei Epigrammen:

1. Friede? von welcher Art? ach er ist nicht dem Lichte entsprossen.
   Fackel des Kriegs ist er; denn ihn gebar ja die Nacht!
2. Wenn mit dem Hahnenschrei heut Holland [1]) erwacht, so vernimmt es
   Freudigen Ohrs, daß jetzt Friede geschlossen und Ruh.
   Doch warum freuest du dich? wenn der Hahn kräht, Belgien, weine,
   Wie einst Petrus gethan, als er den Heiland verrieth. —
   Ein Uhr schlug es gerade, als man den Frieden geschlossen;
   Ein Jahr wird es nur sein, daß dieser Friede besteht [2]).

---

1) Ryßwick liegt bei Haag.

2) Aus dem Lat. des L.; Pertz 315. 316.

Nach diesem kläglichen Frieden, der einen unter so günstigen Umständen begonnenen Krieg beendet, ist es das erste Mal, daß wir bei Leibniz einer tief niedergeschlagenen, gedrückten Stimmung begegnen, was gewiß viel heißen will und deutlicher für die Lage spricht, als viele Worte. Im Dezember 1698 schreibt er an Ludolf [1]: „So oft ich den gefährlichen Stand der Dinge und dagegen unsre dermalige Schläfrigkeit und Kopflosigkeit erwäge, so oft schäme ich mich für uns vor der Nachwelt. Kann man's doch mit Händen greifen, wie es auf dem Punkt ist, daß in Europa Alles drunter und drüber geht (susque deque vertantur). Und doch handelt man unterdessen, als ob Alles sicher stände, als ob ein Gott uns unsere Ruhe auf dem Blättchen gegeben hätte (deum haberemus fidejussorem tranquillitatis nostrae). Um's Große unbekümmert streiten wir uns um des Kaisers Bart. Dieß macht, daß es mich beinahe aneckelt, an unsere dermalige Geschichte auch nur zu denken. So sehr bestätigen wir Deutsche durch unser Handeln die schlimmen Urteile, welche das Ausland über uns fällt. — Wir zwei zeigen uns indessen gerade auch als ächte Deutsche und verhandeln über hochwichtige Fragen, woher nemlich „Bärenhäuter" und „Hahnrei" komme [2]. Freilich sind das auch Namen, die durch ihre häufige Anwendbarkeit wichtig sind und unsere genaue Untersuchung verdienen (magna utique diffusione sua nomina et cura nostra digna)."

Indeß drücken konnten ihn diese Zeitverhältnisse wohl, nicht aber erdrücken oder irgend auf die Länge lähmen. Dazu besaß er, wie wir wissen, viel zu viel innere Schwungkraft und eigenes frisches Leben, das ja nothwendig auch auf die Betrachtung und Behandlung äußrer Zustände seinen lichten Schein werfen muß. Es ist bezeichnend, daß ihm das Sinnbild des Mathematikers Bernulli so wohl gefiel, nemlich eine Spirale mit der Umschrift: Gedrückt schnellt sie wieder empor (inclinata resurget). Das paßte eben auch trefflich auf ihn selbst. Und überdem waren

---

1) Guhrauer, Kurmainz II, 238.

2) Leibniz behandelte mit dem gelehrten Sprachforscher vielfach solche deutsch-etymologische Fragen, was er hier zu dem beißenden staatlichen Witz verwendet.

diese Zeitläufte nicht dazu angethan, um die Hände ermattet in den Schoos sinken zu lassen. Wie das obige Gedicht uns zeigt, weissagte L. dem Frieden keine lange Dauer und mit klarem Blick sah er bereits die Vorboten des so bald darauf ausbrechenden spanischen Erbfolgekriegs: „Wenn nur Gott dem König von England und besonders dem von Spanien noch recht lange das Leben erhält" ist der oft wiederkehrende Wunsch in seinen damaligen Briefen. So galt es, die Entmuthigung als eine vorübergehende Stimmung eben wieder abzuschütteln und sich von Neuem an's Werk zu machen. Leider fehlt uns, wie wir schon oben bemerkten, hier und für's folgende Kapitel eine genaue Ausgabe seiner Handschriften; denn wir müssen nach allen bisherigen Vorgängen auf's Bestimmteste annehmen, daß er in diesen Zeiten auch über äußere Staatsverhältnisse viel mehr kundgegeben hat, als uns bis jetzt vorliegt. Uebrigens ist auch schon dieß aller Ehren werth. Greift doch gerade in unsre Zeit, in die Tage vor und nach dem Ryßwicker Frieden die großartige Thätigkeit ein, welche Leibniz auf dem Gebiet der innerdeutschen Fragen und Bedürfnisse entfaltet hat. Wir erinnern (ohne der genaueren Ausführung des zweiten Buchs vorzugreifen) an seine Bestrebungen, durch Feststellung des hannoverischen Erstgeburtsrechts der sinnlosen Zersplitterung von Land und Volk vorzubeugen, ferner durch Erlangung des Kurhuts für Hannover einen Ersatz für die geschwächten und ganz unter französischem Einfluß stehenden west- und südwestlichen Kurfürstenthümer zu gewinnen. Wir weisen darauf hin, wie er eben um diese Zeit mehr und mehr nach dem Berliner Hof hinstrebte, um dort einen festen Kernpunkt inmitten der allgemeinen Zerfahrenheit zu finden, um hier besonders seine gewaltigen Bestrebungen in Sachen der Kircheneinigung, der Bildung und Aufklärung zu verwirklichen. Die Blüthe oder besser die schönste Frucht dieser Bemühungen ist die Gründung der Berliner Akademie, mit ihren weittragenden, hoch über bloße Stubengelehrsamkeit hinausragenden Plänen und Zielen. Gleichwie im Jahre 1809 die von den Edelsten unseres Volks gegründete Berliner Universität ein geistiges Salz gegen die allgemeine Fäulniß, ein stillwirkender Sauerteig in Tagen weithin herrschender Schlaffheit und Mattherzigkeit sein sollte und wirklich auch war, so setzte Leibniz im Ausgang des 17ten und An-

fang des 18ten Jahrhunderts durch diese unscheinbareren, weil geistigen, in der Akadamiestiftung gipfelnden Hebungsversuche sein bisheriges Werk fort, Schild seines Vaterlands und flammendes Schwert gegen den äußeren Feind zu sein. Und am Ende ist es doch der Geist mehr als Alles andere, was überwindet und aus kleinen Anfängen zum Siege durchdringt.

Bleiben wir indeß nach diesen kurzen Andeutungen vor der Hand noch bei dem, was Leibniz nach Außen zu leisten fortfuhr, was jedoch in einer eigenthümlichen Verwandtschaft zu seinen gleichzeitigen innerdeutschen Bestrebungen steht. Frankreich hatte mit dem Frieden von Ryßwick gesiegt, aber es hatte, das mußte Jedem klar sein, zunächst auch seinen Höhepunkt erreicht und mußte, wie es im Inneren, namentlich in seinen Geldverhältnissen stand, mit Pyrrhus sagen: Noch so ein Sieg und ich bin verloren. Trotz der nicht unbedenklichen spanischen Aussichten lag daher die Hoffnung nicht so fern, daß es gesättigt, um bei seinem guten Magen nicht zu sagen übersättigt von der Fülle der Kriegsgloire, die ihm eine Reihe von Jahren nun zu Theil geworden, endlich auch einmal dem Friedensruhm sich zuwenden und mit dem „goldenen Zeitalter" auch in diesem Hauptpunkt Ernst machen möchte und könnte. Anknüpfend an das wirklich Große, was Frankreich in jener Blüthezeit seiner Schriftstellerei auf dem Gebiet von Kunst und Wissenschaft leistete, sich wendend an die Eitelkeit Ludwigs, der ja in Allem ein Halbgott sein wollte, geht nun eben Leibnizens nächstes Bestreben darauf, denselben gerade in diesen Friedenswerken zu bestärken und diese Bahn als diejenige zu bezeichnen, wo ihm noch reiche neue Lorbeere winken, nachdem er auf dem Schlachtfeld die Palme längst davon getragen [1]). Wir erkennen hierin wesentlich wieder dieselbe Wendung, welche einst der, in der „polnischen Königswahl" gegen Rußland geführte Kampf genommen, als Leibniz mit seinen Bildungsplänen vor Peter d. Gr. trat. Ja im letzten Grund ist es der gleiche Gedanke, der auch bei dem so lang und viel betriebenen ägyptischen Vor-

1) Angebahnt ist diese Wendung schon in der Schrift „Gallia titubans", obwohl dieselbe ausdrücklich mehr nur vor Hochmuth und vor Herausforderung des Schicksals warnt, während sie den Weg, auf dem Frankreich seinen schlimmen Ruf wieder bessern könne, fast blos andeutet und künftigen Ausführungen überläßt.

schlag schließlich herrschte, wenn wir uns nemlich erinnern, wie derselbe nicht blos und allein den Zweck der Ableitung und Ablenkung von Deutschland oder Holland verfolgte, sondern zugleich das positive, allgemeinere Ziel eines Gewinns für die Bildung und Wissenschaft im Auge hatte [1]).

Dieß gibt uns den Schlüssel für verschiedene Gedichte und Aufsätze, mit welchen sich Leibniz nach dem Ryßwicker Frieden an Frankreich und an Ludwig insbesondere wandte. Es scheint, als ob dieselben um ihres Tones und ihrer Haltung willen schon damals dem Unverstand oder Mißverständniß ausgesetzt gewesen wären. Wenigstens finden wir in einem Brief von Leibniz an den französischen Gelehrten Basnage [2]), der allerdings schon aus dem Jahr 1692 stammt und auf Leibnizens reunionistischen Briefwechsel mit dem französischen Geschichtsschreiber Pelisson sich bezieht, folgende auch für unsere gegenwärtige Frage noch bemerkenswerthen Worte: „Was er (Pelisson in einem veröffentlichten Auszug aus L.'s Briefen) die Lobpreisung des Königs nennt und was mich bei unwissenden oder leidenschaftlichen [3]) Menschen in ein schiefes Licht stellen könnte, das ist nichts, als die Anerkennung der Größe dieses Monarchen und ein Wunsch, daß er dieselbe für's allgemeine Wohl der Menschheit und für sein eigenes besser anwenden möchte, als er zu thun scheint. Ich hatte es nur für ihn geschrieben und dachte nicht daran, daß es Jemand einfallen könnte, meine Worte zu veröffentlichen".

Für uns, denen Leibnizens bisherige Thätigkeit offen vorliegt, braucht es eigentlich keiner weiteren Worte. Kein Vernünftiger wird mehr an der Haltung der folgenden Gedichte und Vorschläge Anstoß nehmen, sondern begreiflich finden, daß er bei der Bearbeitung dieses hohen Herrn je nach Umständen eine doppelte Sprache, ich möchte sagen, eine der Menschen und eine der Götter führen mußte, und daß er bei den folgenden Ermahnungen seine Worte nothgedrungen in's feinste Hofgewand zu kleiden hatte,

1) Man vergleiche daher beim Folgenden auch den Ton, welchen schon in dem oben angeführten Gedicht an Papst Alexander der, Ludwig geltende Abschnitt zeigt.

2) Feder Briefwechsel S. 48.

3) Vgl. Biedermann II, 68 und 225—226!

um überhaupt vorgelassen zu werden. Dasselbe fanden wir ja schon bei dem ägyptischen Vorschlag, verglichen mit dem zwei Jahre früheren Bedenken. Wir, die wir in Leibnizens Gedichten Ludwig eben noch einen „Wuthregenten" und „Türken" nennen hörten, wissen schon, was wir jetzt von seinem französischen Hofstil zu halten haben, in welchen sich mit Proteus-Gewandtheit der Eine deutschgesinnte Grunddgedanke zur Abwechselung verlarven muß. — Geben wir als Uebergang zuerst ein noch eigentlicher und unverhüllt redendes Gedichtlein:

An Frankreich.

Brauche dein Glück bescheiden; denn Götter leben im Himmel,
Und des Uebermuths Haupt trifft die Vergeltung gewiß.
Glaube nicht, daß du das Unglück der Andern so straflos genießest:
Götter halten die Waag; plötzlicher Umschlag, er droht.
Weißt du nicht mehr die Zeit, da auch du unglücklich dich fühltest?
Ahnst du sie nicht, wo auch dir wiederum sinket das Glück?

*
* *

An die bekannte Dichterin Skudery (welche den Mittelpunkt eines glänzenden Salons in Paris bildete) [1].

Du hast's vorhergesagt, beendet ist der Krieg,
Und neue Ehren bringt den Lilien der Sieg.
Jetzt zeige Er sich groß, daß er aus Siegershänden
Der Menschheit fürder nichts als Gutes wolle spenden.
Er schenke nicht das Ohr des Kriegsruhms blinden Lobern;
Dem Erdkreis wohl zu thun ist mehr, als ihn erobern.
Auf diesem schönen Weg, den Helden schon vorgiengen,
Gelingts den Sterblichen zu Himmelshöhn zu dringen.
Kein andres Reich, als dieß, ist wahrhaft allgemein:
Es soll vom Gottesstaat Abbild im Kleinen sein.
Zu zwingen bleibt ihm nichts, als die Natur nur eben,
Und ihre Schätze all zum Wohl der Menschheit heben.
Weit über Eifersucht und Neid ist er erhaben;
Vor was braucht er noch Furcht, als nur vor Gott zu haben
Und des Gewissens Spruch? Es drängt ihn keine Noth
Den Schlag zuvorzuthun, von dem er wär' bedroht.
Und wenn Er es verbeut, daß Eins die Ruhe störe,
So herrscht der Friede weit wohl über Land und Meere.
Auf wahrhaft edles Thun ist fürder er bedacht,
Zu lindern Menschennoth, zu hellen dunkle Nacht.

---

1) Offenbar soll das Gedicht durch sie an den eigentlichen Bestimmungsort gelangen und Ludwig selbst vor Augen kommen.

Der Himmel gab ihm schon auf seinem Weg die Zeichen
Zuerst ein Herkules, wird er jetzt Atlas gleichen.
Betritt er diese Bahn, so wird von ihm Ein Jahr
Weit reicher sein, als sonst wohl ein Jahrhundert war.
Für solche Thaten wird die Nachwelt dankbar bleiben
Und mehr, als Fleurüs [1]) Ruhm, sie in's Geschichtsbuch schreiben.
Auf, Sappho, auf! dich ruft ein Gott zu hohen Dingen,
Nur im Vereine kann der Musen Chor sie singen.
Und zweimal glücklich du, wenn einst die Welt darf lesen
In deinem Lied, wie Er in Wahrheit sei gewesen.

*
* *

An Ludwig selbst.

Großer König, willst du schenken
Ruh und Fried der matten Zeit,
Warte nicht, bis daß sie senken
Ihre Fahne müd vom Streit.
Deine Stirn prangt im Lorbeere,
Zeig des Friedens Palme nun,
Laß zuerst die Waffen ruhn,
Füg zum Kriegsruhm Friedensehre!
Dankbar wird man sich dir neigen,
Der von Siegesglanz umringt
Endlich auch sich selbst bezwingt.
Furcht und Tadel müssen schweigen.
Wenn auf deines Glückes Spitze
Du die Waffen legst zur Erde,
So wird ruhn des Kampfes Hitze,
Niemand greift fortan zum Schwerte [2]).

Endlich gehören hieher die zwei wichtigen, in die Erdmannische Ausgabe der filosofischen Schriften von Leibniz aufgenommenen Aufsätze: „Vorschläge für die Förderung der Wissenschaften“ (Nr. 53 bei Erdmann) und „Untersuchung über die Methode der Gewißheit und der Erfindungskunst, um die ewigen Streitigkeiten zu enden und in kurzer Zeit große Fortschritte zu machen“ (Nr. 54) [3]).

1) Schlacht bei Fleurüs und Stenkerken 1690.

2) Die beiden letzten Gedichte aus dem Französischen, das erste aus dem Lat. des L. Pertz S. 315. 317 ff. 320. Sonder Zweifel fanden dieselben wirkliche Verwendung, indem sich L. seiner ausgedehnten Bekanntschaft in Frankreich zur Vermittlung bediente.

3) Von dem ersteren Aufsatz gibt Erdmann gar keine Zeit an; bei dem zweiten

Geben wir ihren, der Hauptsache nach in einen andern Zusammenhang fallenden Inhalt hier nur kurz an: Leibniz beginnt mit dem frohen Bekenntniß, in einer geistig und wissenschaftlich höchst bedeutenden Zeit, in einem Jahrhundert tüchtiger Kräfte, reicher Entdeckungen und Erfindungen zu leben. „Unser Jahrhundert darf für alle folgenden ernten; Buchdruckerkunst, Kompaß, Fernrohr, Vergrößerungsglas, Chemie, neue Mathematik — lauter Errungenschaften des Geists, deren Gewinnung oder doch kräftigere Anwendung in unsere Zeit fällt; Geschichtswissenschaft, Literatur, Dichtkunst, Beredtsamkeit alles in schönster Blüthe; auch die Kriegswissenschaft auf einer Höhe, wie noch nie, was neben allen Schäden wenigstens das Gute hat, Europa gegen die Barbaren zu schützen oder dieselben dereinst noch gänzlich zu vertreiben, um Griechenland, die Heimath der Wissenschaft, und Asien, die Stätte der Religion wieder zu gewinnen.

Auf der andern Seite aber läßt sich nicht verkennen, daß dieß rege geistige Leben mit einem Mangel behaftet ist, der uns doch nicht so weit kommen läßt, als wir sonst könnten. Es ist dieß die grenzenlose Zersplitterung; Einer ist wider den Andern; der baut, jener reißt nieder, nirgends ein gedeihliches Zusammenhalten und Arbeiten für den Einen Zweck der Wahrheit und des daraus entspringenden öffentlichen Wohls. — Daher stammt namentlich die Sündfluth von immer neuen Büchern, die sich förmlich jagen und verdrängen. Es ist selbst für den größten Gelehrten kein Ueberblick mehr möglich, geschweige denn für die Masse. Wir gleichen einem Krämer, der eine Masse Waaren besitzt, aber ohne

---

versteht er (und nach ihm auch Pichler I, 87) unter dem erwähnten „großen König" den König Friedrich I von Preußen. Dieß ist aber entschieden ein Irrthum. Guhrauer hat ganz richtig gesehen, wenn er in seinem Lebensbild beide Arbeiten an Ludwig XIV gerichtet denkt. Nur glaube ich, daß auch er die beiden datumslosen Aufsätze irrthümlich in die Zeit nach dem Nimweger Frieden versetzt. Wie sehr leicht nachzuweisen wäre, paßt das Gesagte erst in unsre Zeit des Ryßwicker Friedens, wozu auch die deutlichen Anklänge an die oben gegebenen Gedichte aus dem Jahr 1697 vortrefflich stimmen. — Jedenfalls aber bekommen die scheinbar rein wissenschaftlichen Arbeiten erst durch diesen staatlichen Zweck ihren wahren Hintergrund und ihre volle Bedeutung. — Und durch diese veränderte Zeitbestimmung fällt zugleich Biedermann's psychologische Dichtung (II, 226) von selbst über den Haufen, wenn es je solcher genauen Beweise noch bedürfte! Denn jetzt fallen die Hauptangriffe L.'s auf Ludwig vor diesen so entschiedenen Annäherungsversuch, sind also nicht durch dessen Scheitern bedingt. (Vgl. S. 106 Anm.)

Verzeichniß, so daß er selbst nicht weiß, was er denn Alles hat. Unser wissenschaftliches Leben ist zu einer förmlichen Trödelbude geworden, wo Alles kunterbunter durch einander liegt und deßwegen keineswegs der entsprechende Gewinn daraus gezogen werden kann. Da ist zu fürchten, daß mit der Zeit ein allgemeiner Widerwille gegen das Bücherwesen überhaupt und gegen die Wissenschaft einreißt, daß man sich nur noch an leichte Modewaare (livrets à la mode, l. horaires) und Tagesliteratur hält ohne Sinn für's Ernste, Gediegene und Bleibende. Und auf diesem Weg könnte inmitten unseres Ueberflusses und eben durch ihn wieder eine Barbarei einreißen, wie frühere Zeiten sie gesehn. Was uns Noth thut, ist daher mit Einem Wort Organisation, Gliederung und Ordnung des wissenschaftlichen Lebens. Es wäre die erste Aufgabe, aus den jeweilig erscheinenden wie aus den alten Büchern nach der Art des Fotius in Konstantinopel Auszüge des Wissenswürdigen und für immer Brauchbaren zu machen. Sodann hätte man dazu der Uebersicht wegen Kataloge und Repertorien zu verfassen, und endlich auch Sorge zu tragen, daß neue Beobachtungen und Entdeckungen gemacht werden könnten. Damit aber dieß Geschäft des Ordnens und Sammelns selbst planmäßig vor sich gehe, braucht man zuvor Klarheit über die richtige Methode im Allgemeinen und auf jedem besondern Gebiet, und für neue Entdeckungen die große Kunst des Erfindens (l' art d'inventer), des Ableitens neuer Sätze und Wahrheiten aus dem schon sicher Gegebenen. Auf diese Weise könnte es gelingen, wenn man den formalen und materialen Erfordernissen gleichermaßen Rechnung trägt, endlich mit vereinten Kräften zu einer „Allwissenschaft" zu kommen und auf dem Gebiet des Geists und der Wahrheit statt des bisherigen Streitens und Zankens einen ewigen Frieden zu erreichen.

Freilich ist bei der Größe der Aufgabe durchaus Vereinigung Aller nöthig. Und nicht blos das, sondern es braucht auch eine oberste Leitung, einen Schutz und Beistand, der dieß Friedenswerk kräftig in die Hand nähme. Das Vorbild haben wir schon an Alexander, dem Schüler des sammelnden Aristoteles, an Justinian und Basilius, an Almansor und Mirandolin. So sollten auch wir einen großen Fürsten haben, der frei von anderen Geschäften und ein Freund der Wissenschaft oder wenigstens

des Ruhms in aufgeklärtem Sinn die Wichtigkeit der Sache begriffe und sich derselben annähme. Das wäre das dauerhafteste und schönste Denkmal seines Ruhms, eine That, mit welcher er die ganze Menschheit sich unvergleichlich verpflichtete. — Doch zu was dieser bloße Wunsch? Warum an eine ferne Zukunft denken, da unser „Jahrhundert der Entdeckungen und Erfindungen" ja bereits diesen großen Fürsten besitzt? Ist er doch selbst das größte Wunder unsers Jahrhunderts, um das uns die Nachwelt beneiden wird. Ich meine hier nicht, was er im Staatswesen und im Krieg geleistet, das gehört nicht daher und nicht in meine Feder. Sondern was er für die Wissenschaften thut, würde ihn allein schon unsterblich machen. Ich brauche ihn nicht weiter zu beschreiben; er ist zu einzig und zu bekannt. Glück und Verdienst vereinigt sich bei ihm auf's Ueberraschendste. Nachdem er überall gesiegt und im eigenen Land Ruhe und Ueberfluß geschaffen hat, bleibt ihm nicht allein nichts mehr zu fürchten, sondern er ist auch im Stand, Alles für's Wohl der Menschheit zu thun. Es ist dieß ein seltenes und kostbares Geschenk des Himmels. Denn meist sieht man, daß große Fürsten und besonders Eroberer mit beständiger Unruhe zu kämpfen haben und nicht in der Lage sind, an die Güter des Friedens zu denken, da eine andere Macht sie im Schach hält. Die weniger mächtigen Fürsten können meist nicht thun, was sie gern möchten, und müssen nothgedrungen den Bewegungen der Großen folgen. Ich habe selbst welche sehr genau gekannt, deren Verdienst sicher ein wahrhaft großes war, welche hohe, edle Plane für die Hebung und Erleichterung ihrer Völker oder für die Förderung der Wissenschaften hegten. Aber es blieb hier bei Wünschen und Entwürfen, da die Unruhen ringsumher sie nöthigten, alle Kräfte und Gedanken auf ihre äußere Sicherung zu verwenden, die ihnen so kaum gelang. Aber dieser große Monarch, den man nach dem wenigen, was ich sage, wohl kennt, hat über sein eigen und seiner Nachbar Geschick freie Entscheidung; er hat schon Dinge vollführt, die man zuvor für unmöglich gehalten hätte. Was könnte Er nicht in unserem aufgeklärten Jahrhundert, was in seinem Lande leisten, das reich ist an den besten Köpfen, was könnte er leisten, wenn er sich eines Tags entschlöße, kräftig für die Sache der Wissenschaft einzustehen! Ich bin überzeugt, daß der bloße Wille eines solchen Monarchen

mehr vermöchte, als alle unsere Methoden und unser Wissen. Was Alexander durch Aristoteles that, könnte dagegen nicht in Betracht kommen; ja schon die Schriften und Entdeckungen der (par.) Akademie gehen weit drüber hinaus. Aber es würde noch ein ganz anderes Aussehen bekommen, wenn dieser große König mit aller menschenmöglichen, d. h. mit seiner Kraft einstände, welche gleichsam die ganze menschliche Befähigung in sich zusammenfaßt. Sein guter Wille ist seiner Macht gleich, und schon die Menschenliebe, um vom Ruhm nichts zu sagen, treibt ihn, für die Erleichterung der menschlichen Leiden bis in's kleine zu sorgen. Es ist das so ruhmvoll, als seine kriegerischen Eroberungen. Ich möchte sagen, daß er im Stand ist, mehr Entdeckungen zu machen, als alle Mathematiker, und mehr Kuren, als alle Aerzte; denn er kann Ordnung und Leitung in das Geschäft der Wissenschaft bringen und so dieselbe in kurzer Zeit auf's Ueberraschendste fördern. Das würde seine Regierung und sein Jahrhundert in dieser Hinsicht ebenso bemerklich machen, als in allen andern, und der Ruhm mit dem Dank der Nachwelt würde vornehmlich seiner Person zufallen. Was er sonst Großes thut, so glänzend und weitreichend es sein möge, betrifft doch nicht alle Menschen; nur die nützlichen Erfindungen und Entdeckungen erstrecken sich auf sämmtliche Völker und Zeiten, sie, die eine wichtige, Frömmigkeit und Geistesruhe fördernde Wahrheit an's Licht ziehen, unsere Leiden mindern und die Herrschaft des Menschen über die Natur vermehren. Wir haben daher nur zu wünschen, daß ihm nichts Widriges in den Weg komme, daß der Himmel fortfahre ihn zu begünstigen, daß es ihm, ohne in eine äußere Verwickelung zu gerathen, gelingen möge, Europa im langen Genuß des glücklichen Friedens zu erhalten, mit dem er seine wunderbaren Unternehmungen gekrönt hat. In dieser ruhmvollen Ruhe wird seine edle Hochherzigkeit die Wissenschaft soweit fördern, als es überhaupt Menschen gegeben ist, die Wissenschaft, sage ich, welche die Hauptzierde des Friedens, das wichtigste Werkzeug des Kriegs und den größten Schatz des Menschengeschlechts bildet. — Zwar werden sich unter den vielen tüchtigen Leuten seines Reichs wohl Manche finden, die ihm schon längst einen solchen Plan vorgelegt. Doch will auch ich das Meinige thun. Oft sind ja die vornehmen Personen, die in seiner Umgebung sind, zu sehr mit andern wichtigen Geschäften über-

häuft, so daß es unsere Pflicht ist, selbst wiederholt Denkschriften einzureichen. Sollte es diesem kleinen Blatte unter Anderem gelingen dazu beizutragen, so hätte es seine Aufgabe erfüllt"[1]).

Wir dürfen wohl sicher annehmen, daß beide Arbeiten, zu denen die obigen Gedichte gleichsam Empfehlungsschreiben sind, in ähnlicher Weise wie diese Ludwig nahe gebracht wurden. Was, von ihrem staatlichen Zweck abgesehen, die bedeutsamen Vorschläge für die Wissenschaft betrifft, so werden wir dieselben im zweiten Buch noch genauer zu behandeln haben. Sind sie doch schließlich nichts anderes, als die von Leibniz sehr frühe (etwa um 1670) erfaßten Anschauungen, welche ihn bei der Gründung der deutschen Akademien zu Anfang des neuen Jahrhunderts, also kurz nach unsrer Zeit leiteten. Ihr Neben-Sinn aber ist uns jetzt ganz klar[2]). Es soll durch das geordnete und von Oben herab geleitete Zusammenstehen Aller der ewige Friede auf dem Gebiet des Geists herbeigeführt und dadurch wenigstens mittelbar auch der ewige Friede im Völkerleben angebahnt werden. Der idealen Ländervertheilung und Zuweisung der geschichtlichen Sonderaufgaben an die einzelnen Nationen, welche wir vom Schluß des „Bedenkens" her kennen, entspricht hier die wissenschaftliche Arbeitstheilung. Die „sciencia generalis", die Schaffung einer Universalwissenschaft soll an die Stelle der Europa fortwährend beunruhigenden Bestrebungen nach einer Universalmonarchie treten; und die Aufstellung der sogenannten Charaktersprache, d. h. einer den Dingen wahrhaft entsprechenden, mathematisch-zifferartigen und dadurch für alle Völker und Zeiten gemeinsam geltenden Sprache und Schrift, sie sollte ohne Unterdrückung

1) Zusammenstellung aus den zwei nahe verwandten Aufsätzen Erdmann S. 165 ff. und 172 ff.

2) Der nun einmal in der Zeit, besonders in Frankreich herrschende Zug universalistischer Dehnung soll in der richtigen Weise seine Befriedigung und dadurch seine Ablenkung von den falschen Bahnen kriegerischer Eroberung erhalten, auf welchen er sich unmittelbar wieder zum gemeinsten, engherzigbeschränkten Sonderinteresse und zur elenden Selbstsucht verzerrte. Diese Ablenkung aber versucht eben Leibniz, welchen dieser Geist seiner Zeit in wahrhaft reiner und ungetrübter Gestalt am stärksten beseelte.

der göttlich berechtigten Volkssprachen das wirklich leisten, was Ludwig mit seinen Bemühungen, das Französische zur Weltsprache zu machen erstrebte. Schon das starke Hervortreten dieses leibnizischen, meist unverstandenen Lieblingsgedankens der Charaktersprache, mit welcher die „Allgemeinwissenschaft", die „Erfindungskunst" und „wahre Methode" auf's Engste zusammenhängt, muß uns nach einer früheren Beobachtung an Aegypten und seine Hieroglyfenschrift, damit aber auch an Leibnizens staatliche Pläne mit diesem Land erinnern und uns sagen, daß wir an diesen Bestrebungen des großen Manns nach dem Ryßwicker Frieden nichts anderes haben, als den ägyptischen Vorschlag in's Geistige übersetzt. Ich finde das auch noch durch eine Einzelheit und scheinbare Kleinigkeit bestätigt. Unsre beiden, so eben behandelten Aufsätze scheinen, was in unsrer Darstellung weniger hervortreten konnte, nicht zum Schluß gebracht, sondern mitten drin abgebrochen, wie die Entwicklung gerade zur Hauptsache, zur Frage des wahren Verfahrens, der Erfindungs- und Ableitungskunst als des Schlüssels für die Allgemeinwissenschaft gekommen ist. Allein ganz in derselben Weise verfuhr Leibniz bei seinen ägyptischen Denkschriften, die er vor der mündlichen, genaueren Besprechung an Ludwig abgehen ließ: die Sache selbst, das Ziel in glänzender Weise ausgeführt, von den Mitteln und Wegen aber geflissentlich geschwiegen; „das wolle man, wenn der Vorschlag Anklang finde, persönlich weiter darlegen". Wir sehen, Leibniz wollte die Fäden des Handelns beidemal nicht vorzeitig aus der Hand geben, sondern durch dieß halbe Verschweigen und Verweisen auf anderweitigen Aufschluß reizen und locken, seine Dienste anzunehmen. — Daß der hoffnungsfreudige Gedanke, mit solchen Gliederungsplänen auf dem Boden der Wissenschaft sogar in Frankreich Gehör zu finden, kein durchaus abenteuerlicher und eben „filosofischer" war, leuchtet ein, wenn wir Leibnizens glänzenden Ruf als europäischer Gelehrter, seine zahlreichen Verbindungen mit französischen Größen, insbesondere mit der Pariser Akademie einerseits, und andererseits die strenge Namensverschweigung aller seiner bisherigen, gegen Ludwig gerichteten, ihn also nicht hindernden Schriften bedenken. Hatte er bald darauf in Rußland das Glück, mit seinen Gedanken und Vorschlägen durchzudringen, so war es wenigstens nicht undenkbar, auch in Frankreich Gehör zu finden;

dort die Un- und hier die Ueberbildung hielten sich am Ende die Wage. Jedenfalls wollte es der wackere, unverdrossene Streiter auf einen Versuch ankommen lassen, der ihn denn auch in unseren Augen so sehr ehrt, wie wenn er geglückt wäre [1]. Bekanntlich geschah dieß nicht, da die „fatale Nothwendigkeit Böses zu thun", von der die „Reflexionen" reden, Ludwig trieb, schon nach wenigen Jahren die kaum erst ruhenden Waffen von Neuem zu ergreifen, um mit dem dreizehnjährigen spanischen Erbfolgekrieg seine Laufbahn würdig zu schließen.

Kapitel 7.

Die Zeit des spanischen Erbfolgekriegs.

(„Stand Europa's zu Anfang des neuen Jahrhunderts": Gegenstand und Bedeutung dieses Kriegs. — Erster Abschnitt desselben bis zum Tod Josefs 1711. Bestrebungen und Schriften Leibnizens, die europäischen Staaten zu gemeinsamem Handeln zu bewegen: an den Kaiser, an Schweden, Venedig, Holland, England, Spanien. Hauptschrift das Manifest von 1704 für Carl III. Frohe Aussichten, Gedichte darüber.

Zweiter Abschnitt: Die Zeiten der Utrechter Friedensverhandlungen. Neuer Ansatz der leibn. Bestrebungen bei den alten Mächten: Kundgebungen vor, bei und nach dem Frieden von Utrecht, gipfelnd in der Schrift: „der Friede von U. unverantwortlich." — Anstrengungen, den Kaiser und das Reich fest zu erhalten und den Rastadt-Badener Frieden zu verhindern. — Schlußurteil Leibnizens über Ludwig XIV. — Ende des ersten Buchs.)

1701—14.

Die bisherigen Kriege Ludwigs hatten überwiegend dem Kaiser und Reich gegolten oder dieselben doch meist am härtesten im Feld, wie in den Friedensschlüssen getroffen. Denn Deutschland pflegte, mit oder ohne Schuld, von seinen Verbündeten sei's aus Selbstsucht, sei's aus kurzsichtigem Neid und Eifersucht regelmäßig im Stich gelassen zu werden. Scheinbar nun geht eigent-

1) Wir bemerken, daß er nach dem spanischen Erbfolgekrieg 1715 diese Bemühungen wieder ein wenig aufnahm, als er eine Zeit lang daran dachte, von dem ihm unerträglich gewordenen Hannover (zuerst nach Wien und dann) nach Paris überzusiedeln. (Vgl. in Kap. 7 das Gedicht an Filipp von Orleans nach Ludwigs Tod.)

lich dieser letzte und heftigste Krieg, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, Deutschland selbst nichts an, soweit wir nemlich auf den nächsten Anlaß sehen. Und doch ist es nur scheinbar so und wäre in der That vom Kaiser und seinen Staatsmännern höchst kurzsichtig gewesen, wenn sie die hohe Bedeutung der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auftauchenden Frage auch für das Reich und das Haus Oestreich übersehen oder zu gering angeschlagen hätten. Denn bisher war das von einer habsburgischen Seitenlinie beherrschte Spanien für das Reich ein gewisser letzter Halt oder doch wenigstens keine Gefahr gewesen (soweit wir nemlich von der nicht mehr in Betracht kommenden Frage der Religion absehen).

Als nun gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit Sicherheit vorauszusehen war, daß der letzte spanische Habsburger, Karl II, bald kinderlos sterben werde, so erhob sich für die geschäftige europäische Gleichgewichtskunst die ernste Frage: Was dann? Wer soll fortan die Krone Spaniens tragen? Die rechtlich nächstliegende Lösung war freilich, Einen von den vielen verwendbaren östreichischen Habsburgern nachfolgen zu lassen. Allein von Frankreich selbst abgesehen erachteten auch die andern beiden Hauptmächte, England und Holland, diesen Ausweg nicht für den ersprießlichsten, da sich die, Frankreich schon so oft günstig gewesene Eifersucht der Uebrigen gegen Deutschland und den Kaiser regte. So kam schon im Jahr 1698, noch bei lebendigem Leib des Königs von Spanien, zu Haag ein Theilungsvertrag zwischen Holland, England und Frankreich zu Stand, wornach dem Habsburger nur der Rumpf bleiben, die wichtigen Nebenglieder des Reichs aber an diese Mächte fallen sollten. Dadurch gereizt, und was natürlich die Hauptsache war, durch den französischen Gesandten in Madrid hinterrücks tüchtig bearbeitet, setzte der schwache Karl nach dem Tod des zunächst in Aussicht genommenen baierischen Prinzen den Enkel Ludwigs, Filipp von Anjou zum Erben der Krone unter der Bedingung ein, daß die spanische und französische Herrschaft nie vereinigt werden dürfen. Durch diese Gefälligkeit gegen den näheren und mächtigeren Nachbar, welche das zunächst berechtigte, aber weiter entfernte und schwächere Haus Oestreich umgieng, glaubte man jene Theilung des Reichs umgehen zu können. Selbstverständlich sah Ludwig das Ganze lieber

als den Theil; denn jene Klausel gegen Frankreich störte ihn nicht, wie ihn auch nach langer Uebung die früher eingegangene Vertragsverpflichtung von Haag nicht weiter anfocht. Daher er nach dem Tod Karls (Nov. 1700) sich für die Annahme des Vermächtnisses entschloß und in feierlicher Versammlung zu Versailles Filipp dem Hof als neuen König von Spanien vorstellte. — Es ist natürlich, daß die andern Mächte dem nicht ruhig zusehen konnten. Der Kaiser in erster Linie ergriff die Waffen für die klaren Rechte seines zweiten Sohns Karl. Die andern aber, die zuerst Oestreichs Ansprüche nicht geachtet hatten, wollten doch noch viel weniger dulden, daß Frankreich an der Stelle desselben diesen Machtzuwachs erhalte und sich dadurch nur noch mehr in seinem Uebergewicht über Europa befestige. So entbrannte der heftigste aller Kriege dieses Zeitalters, den man recht eigentlich einen Gleichgewichtskrieg nennen kann.

Merkwürdig ist es zu bemerken, wie bei diesem letzten Fall, wo unser Leibniz eine staatliche Thätigkeit nach Außen entfaltete, wenigstens für die nicht-deutschen Höfe wieder dieselben Triebfedern in's Spiel kamen, wie einst viele Jahre früher bei der polnischen Königswahl, mit deren Behandlung Leibniz seine staatsmännische Laufbahn betrat. Wiederum handelt es sich um eine erledigte Krone; wieder war es, wenn auch mit eigenthümlicher Verschiebung, die Frage: Theilung oder Einheit? und in letzterem Fall: Habsburg oder Burbon? Bei Beiden fürchteten die Mächte, wie einst damals beim französischen und lothringischen Bewerber einen einseitigen, sicherheitsgefährlichen Kraft-Anwachs in Einer Hand. So können wir sagen, was am Anfang und Ende seiner Thätigkeit besonders deutlich hervortritt, das war überhaupt Ziel und Zweck der staatlichen Thätigkeit von Leibniz, als Staatsmathematiker oder Mechaniker für das richtige Verhältniß und Gleichgewicht der einzelnen europäischen Mächte zu arbeiten, indem er dabei als Deutscher gebührender Weise Deutschland und das Reich zum Mittelpunkt für seine Stellung nahm. Daß er nun dießmal nicht blos aus rechtlichen, sondern durch lange Erfahrung belehrt auch aus staatlichen Klugheitsgründen entschieden Partei für eine der beiden Hauptmächte, Partei für Oestreich gegenüber dem völlig übermächtigen Frankreich ergriff, ist uns zum Voraus klar und natürlich. Er hatte, wie wir schon

oben bemerkten, trotz seiner Friedensbestrebungen das Herannahen dieser neuen Verwicklung vorausgesehen. In einer Reihe seiner früheren Schriften findet sich die warnende Hinweisung auf den Tod des Königs von Spanien und dessen Folgen; am frühesten wohl in der Schrift „über das wahre Intresse des englischen Staats“ vom Jahr 1674 (s. Kap. 3), ein Beweis, wie ungemein weit sein Blick reichte. Namentlich aber hatte nun vollends die große Geneigtheit Frankreichs, den Frieden von Ryßwick zu schließen, seine weiteren Absichten deutlich enthüllt, für welche es einen Augenblick Ruhe und freie Hand bekommen wollte.

So ist sich Leibniz um's Jahr 1700 ganz klar über die Dinge, die da kommen sollten und mußten. Er spricht dieß anschaulich aus in einem (lat.) Aufsatz: „Stand Europas zu Anfang des neuen Jahrhunderts“ [1]), wo es unter Anderem heißt: „Die sonst so flegmatischen Spanier sind gewaltig in Unmuth gerathen und die Galle ist ihnen übergelaufen. Nur richten sie, wie ein Hund, der geworfen oder geschlagen wird, ihren Zorn nicht gegen den Rechten, sondern lehnen sich im Gegentheil auch noch an Frankreich an, das die Hauptschuld bei jenem widrigen Vertrag hat. Einige bestochene Gesellen hoffen wohl seinerzeit am Hof viel zu gelten, wenn der König die Krone durch sie erlangt; wieder andre halten sich an Frankreich aus reiner Furcht vor dem mächtigen Nachbar, statt ehrlich sich an Karl von Oestreich anzuschließen, auf dessen Seite alle Rechte sind und der auch Macht genug hat, sie zu vertheidigen. Nun aber unterwirft sich Spanien feig und muthlos seinem alten französischen Nebenbuhler, der natürlich mit gewohnter Kunst zwischen Geist und Buchstaben seiner Verträge zu unterscheiden weiß und mit Freuden einen so ungemeinen, Europa erdrückenden Machtzuwachs begrüßt“.

Dieser lebendigen Theilnahme, mit welcher Leibniz den kommenden Ereignissen entgegensah, kam ferner auch der äußere Gang seines Lebens entgegen. Gerade im Augenblick der Entscheidung (Ende des Jahrs 1700) befand er sich mehrere Monate lang zu Wien, unmittelbar und zunächst, vorgeblich sogar allein in Kircheneinigungs-Geschäften. Daß man indeß bei den beginnenden Verwicklungen seinen Rath und seine Feder mehr in Staats-

1) Careil III, 298 ff.

angelegenheiten, als in Glaubenssachen benützte, läßt sich denken. Als Hauptfrucht dieses ersten Aufenthalts werden wir im folgenden das „Manifest für Karl III" von 1704 kennen lernen. Ebenso befand er sich wiederum gegen das Ende des Kriegs (um 1714) in Wien und nahm an den Utrecht- Rastadter Friedens-Verhandlungen, beziehungsweise an deren Bekämpfung den allerthätigsten Antheil.

Im Unterschied von mehreren früheren Abschnitten ist es bei der Zeit des spanischen Erbfolgekriegs gerade die Masse leibnizischer Schriften und Aufsätze, welche ziemliche Schwierigkeit bereitet (aber zugleich die hohe Wahrscheinlichkeit gibt, daß für die früheren Zeiträume noch lange nicht Alles bekannt und veröffentlicht ist). Dieselben füllen nicht weniger als 1½ Bände der Sammlung von Careil, freilich, was Ordnung, Stellung und Zeitangabe betrifft, in einem Zustand, der an eine Wildniß erinnert und in auffallender Weise gegen Klopps dankenswerthe Sichtung und Herrichtung absticht. Wir vermögen nun natürlich und brauchen auch für unseren Zweck nicht alle zu berücksichtigen, zudem manche nur Entwürfe eines und desselben Aufsatzes sind. Indeß wird sich trotzdem annähernde Vollständigkeit mit klarer Uebersichtlichkeit vereinigen lassen, wenn wir, freilich zuweilen mit Zeitänderung gegen Careil, die durch den Inhalt verlangt ist, das Verwandte zusammennehmen und kleinere Aufsätze an größere anlehnen oder in dieselben verweben. Denn sicher hat es geschichtlichen Werth und Reiz, wenn auch in etwas breiterem Flusse jene bewegte Zeit an uns vorbeiziehen zu lassen und das Bild jener Tage zu schauen, wie es sich dem scharfsichtigen Auge eines mitten im diplomatischen Vordertreffen stehenden Zeitgenossen darstellte. Es sind Berichte, die nicht die kalte Gegenständlichkeit des fernestehenden Schreibers an sich tragen, da in ihnen noch das warme Leben des tiefbetheiligten Vaterlandsfreundes schlägt und jedem Leser sich zu fühlen gibt. Zudem ist es für das Lebensbild Leibnizens selbst von hoher Bedeutung, zu sehen, wie dieser Mann vom 54—68sten Lebensjahr geradezu die größte, ja eine fast fieberhafte Thätigkeit entfaltet; so wenig ist sein Schwung gelähmt oder sein guter Muth gebrochen durch alle bisherigen Erfahrungen, die ja fast ebenso viele äußerliche Mißerfolge waren.

Wie schon in der Inhaltsangabe dieses Kapitels angedeu-

tet wurde, zerfällt sowohl der Schwert- als der Federkampf des spanischen Erbfolgekriegs klar und deutlich in zwei Abschnitte, indem das Jahr 1711 durch den Tod des Kaisers Josef I einen Wendepunkt bildet; denn jetzt kam der seitherige habsburger Bewerber Karl zur Nachfolge auf dem deutschen Kaiserthron. So theilen sich auch die leibnizischen Schriften dieses Zeitraums in zwei einander ziemlich entsprechende Reihen, deren Abgrenzung durch die beabsichtigte Neuherausgabe des Manifests für Karl als der Hauptschrift sicher bestimmt ist.

Das Gemeinsame aller aber ist fast noch mehr als sonst, die europäischen Mächte zur unzertrennlichen Gesammttheilnahme an dem Kampf zu ermuntern, da ja auch die Gefahr endgültig einem Jeden mittelbar oder unmittelbar drohe. Er thut somit schriftstellerisch das, was er in der Konsultation von 1691 gelegentlich verlangt hatte, wenn er dort sagt: Enfin la France est un ennemi public contre lequel il faut sonner le tocsin partout, Frankreich ist der Feind Aller, gegen den man überall Sturm läuten sollte.

Hören wir zunächst, wie er seine Gedanken und Gefühle beim Beginn des Kriegs in einem (deutschen) Gedicht ausspricht:

Zu Anfang des spanischen Kriegs 1702.

Von vierzig Jahren her der Himmel schien zu schlafen
Und ließ das Siegesrecht den ungerechten Waffen.
Europa stand bestürzt, die Gottesfurcht bedrängt,
Gleich als ob Alles wär' aus blindem Glück verhängt.
Erwache, großer Gott, laß deine Donner hören!
Dein Arm, der kann allein der Macht und Hochmuth wehren,
Die Alles zu sich reißt, die nun die neue Welt
Und des Iberers Reich in ihren Stricken hält.
Es war uns Frankreich ja zusammen überlegen,
Als selbst Iberien mit uns ihm war entgegen.
Was Hoffnung bleibt uns nun, wenn der Burbonen Ast
In seinem neuen Reich die festen Wurzeln faßt?
Nun ist es hohe Zeit und auf das Höchste kommen,
Soll anders uns der Trost nicht gänzlich sein benommen.
Es kommt auf Freiheit nun und auf's Gewissen an,
Da wagt das Leben selbst ein rechter Biedermann.
Es ist nach Gottes Rath; will der sich bei uns stellen,
So kann ein Strahl von ihm die große Rüstung fällen.

Und soll's verloren sein, so bleibt das höchste Gut
Dem, der vor's Vaterland und Gott vergießt das Blut! [1])

Dieß schöne, lebendige Gottvertrauen, von dem Leibniz, wie bekannt, durchaus beseelt war, glaubte er nun aber allezeit nicht besser beweisen zu können, als indem er „zum Wohl des Ganzen, das zusammenfällt mit der Ehre Gottes", die ihm verliehene Kraft tüchtig brauchte. Es galt wie gesagt, allenthalben Lärm zu schlagen und die Säumigen zum Krieg herbeizutrommeln. — Zuerst natürlich wendet er sich an seinen Kaiser und fordert ihn in der „Denkschrift über politische Sachen 1701" [2]) auf, schnell dazu zu thun, daß Frankreich keine weiteren Bündnisse im Reich schließe, wie dieß bereits in höchst verderblicher Weise mit Baiern und Köln geschehen. Deßhalb wird ganz ähnlich wie in der Konsultation von 1691 vorgeschlagen, die Fürsten in Gottesnamen (vgl. dort: Il est facheux —!) durch diese und jene Bewilligungen und Versprechungen für die Reichssache zu gewinnen, namentlich die ewig sich hinschleppende hannoversche Hutangelegenheit endlich zur Beilegung zu bringen. Besonders könnten auch die Verwicklungen Schwedens mit Polen-Sachsen benützt werden, um diese nordische Macht in's Geschäft zu ziehen und von einem etwaigen, nicht gar unwahrscheinlichen Beitritt zur Sache Frankreichs abzuhalten. — Eben diesem Zweck ist auch ein Gedicht von Leibniz an Karl XII aus dem Jahr 1702 gewidmet, das als Beweis für die rastlose und weitblickende Thätigkeit unsres Staatsmanns hier seine Stelle finden möge:

An Carl XII von Schweden:

Karl, der beim ersten Schritt der Ahnen Glanz überbietet,
Der nicht eitel nur wähnt, daß mit ihm ziehe ein Gott!
Selbst Alexander neidet des jüngeren Helden Triumfe,
Und was du wirklich vollbringst, klinget als wie eine Mähr'.
Was wirst du jetzo beginnen? herüber locket dich Frankreich;
Und des Deutschen Gestad dehnet sich wehrlos vor dir.

1) Pertz S. 328 f.

2) Careil IV, 309—314. Der unten beigefügte französische Text ist wohl Uebersetzung Careils, da Leibniz an den Kaiser immer deutsch schrieb. Es wäre indeß Pflicht eines sorgfältiggewissenhaften Herausgebers, so etwas immer und zwar deutlich zu bemerken.

Aber nicht so! das Recht und die Pflicht, sie stehen als Mauern
Vor dem Reich. An sein Heil mahnt dich Europa zumal.
Bisher glänzten die Waffen dir rein von jeglichem Flecken,
Und die Gerechtigkeit war immer dir Leitung und Stern.
Bleibe bei solchem Sinn; dann streitet mit dir der Himmel;
Rege den tapferen Arm allzeit zu ehrlichem Krieg.
Ueber die Alpen trage und über den Rhein deine Fahnen;
Stelle dem Kaiser dich dar, streit für das göttliche Recht! [1]

Und wie hier an den Norden, so wendet sich Leibniz im gleichen Jahre an den fernen Süden, allwo er auf seiner italienischen Reise zahlreiche nahe Verbindungen angeknüpft hatte. Auch die noch immer zur See nicht verächtliche Lagunenstadt soll für den Völkerkrieg gewonnen werden durch den „Brief eines Patrioten an die Republik Venedig“ [2], wo Leibniz die schon öfters gebrauchte wirksame Maske eines Landsmanns vornimmt, der lang im Ausland gelebt hat und mit verschiedenen Höfen in Verbindung gekommen ist. Er weist nun seine „Vaterstadt“ auf die gefährliche Lage Europas hin und weiß ihr namentlich das nahe zu legen, wie gefährlich eine Verbindung Spaniens und Frankreichs für ihre Mittelmeerstellung, überhaupt für ihren Einfluß in Italien wäre. Und nicht blos der Vorteil, auch Ehre und Gewissen verlangen, daß man sich auf die Seite des Kaisers stelle, sei's nun blos durch eine entschiedene Neutralität, oder noch besser durch offenen Beitritt. Nur nicht immer die alte Menschenfurcht, nur kein feiges und träges Vorziehen der augenblicklichen Ruhe und Bequemlichkeit!

Nun handelt es sich aber noch weit mehr um die nächstbetheiligten Hauptmächte, um England und Holland, besonders um letzteres. Diesem Zweck ist eine (der Zeit nach etwas frühere) Schrift von größerem Umfang als die bisherigen gewidmet unter

1) Aus dem Lateinischen des L. Pertz S. 157. Es ist anzunehmen, daß Leibniz diesen Aufruf irgendwie an seine Bestimmung zu bringen wußte.

2) Careil IV, 175—188. Der Herausgeber setzt das Datum 1713. Das hat er wohl selbst gemacht oder nicht recht gelesen, denn es ist falsch. Die Schrift setzt Wilhelm von England-Holland noch als lebend voraus. Da dieser aber 1702 starb, so ist unsre verbesserte Stellung des Briefs sicher gerechtfertigt.

dem Titel: „Die wider die Listen und Drohungen eines burbonischen Parteigängers aufgemunterte Gerechtigkeit“ (la justice encouragée u. s. w.). Es sind zwei offene Briefe, der Eine von einem „Antwerpener“ („allein in einer französischen Bude fabrizirt“, wie die Erwiderung sagt) geschrieben, um die französischen Ansprüche zu vertheidigen. Der Andre ist die zweifelsohne von Leibniz stammende Antwort „eines Holländers in Amsterdam“, der den entgegengesetzten, besonders holländischen Standpunkt vertritt. Beide sind aus dem Jahr 1701 und scheinen zuerst einzeln gedruckt zu sein, bis der Verfasser von Nro. 2 bei einer neuen Auflage beide zusammengefaßt herausgibt [1]). Der französisch gesinnte Brief hatte mit der Geschicklichkeit, „an der es ihnen nie fehlt“, wie Leibniz einmal sagt, die thatsächlichen Verhältnisse völlig verdreht. Der ehemalige französische Verzicht, meint jener, sei nur unter dem Gesichtspunkt geleistet worden, daß beide Monarchien nicht zusammenkommen. Das falle jetzt weg, ebendamit der Verzicht. Indeß nehme Frankreich die Erbschaft ganz und gar gegen seinen eigenen Vorteil und nur der Ruhe Europas zu lieb an. Es verbieten ihm deßhalb Ehre und Gewissen, aus Gefälligkeit gegen Andre an dem alten Vertrag festzuhalten. Er sei geschlossen gewesen, den Krieg zu verhindern; jetzt zeige es sich, daß er ihn gerade entzünden würde; so sei er null und nichtig. Denn daran möge man nicht zweifeln, daß der Widerstand gegen das Vermächtniß Karls II und gegen Frankreich einen gewaltigen Krieg in's Leben rufen würde. Alle Spanier von 15—60 Jahr würden sich erheben und einmüthig gegen die Theilung kämpfen, Gut und Blut würden sie opfern, ehe sie in jene Zerreißung ihrer Monarchie willigten. Daraus sei auch deutlich, wie falsch das Gerücht von einer Abtretung der spanischen Niederlande, dieser Vormauer Hollands, an Frankreich sei. Als ob Spanien nicht ganz besonders an diesen flämischen Provinzen hienge, deren Erhaltung es sich soviel

---

1) Den Handschriften nach zu schließen scheint auch eine deutsche Uebersetzung erschienen zu sein. — Auf was sich K. Fischer gründet, wenn er sagt, diese Schrift sei nicht herausgegeben worden, ist mir unbekannt. Es ist dieß ihrer ganzen Natur und Form nach mehr als unwahrscheinlich, wenn man auch den Brief Leibnizens (Careil III, 312) nicht hätte, der allen Zweifel benimmt. Daraus, daß man sie bis jetzt noch nicht fand, folgt lediglich nichts.

Blut habe kosten lassen. — Schließlich wird drohend hingewiesen auf die französische Macht und ihre bisherigen glänzenden Erfolge, woraus sicher sei, daß seine Gegner doch nichts ausrichten und nur sich selber schaden.

Die Antwort Leibnizens, die schon in den begleitenden Anmerkungen zum vorigen Brief und dann in dem Gegenschreiben enthalten ist, weist vor Allem die obige Auskunft mit der Ungültigwerdung des Verzichts zurück und bezeichnet sie als eine elende, nichtige Hinterthüre, indem rechtlich klar sei, wie von einem bedingungsweisen Verzicht Frankreichs niemalen die Rede gewesen. Was für's Andre die Erbitterung der Spanier über die „Zerreißung" ihres Reichs betreffe, so sei dieser Zorn denn doch kein so ganz gerechter. Offenbar stehen jene Lande, wie Neapel, Mailand u. s. w. nur in Personaleinheit mit Spanien und gehen dieses Volk als solches lediglich nichts an. — Von der sehr ausführlich behandelten Rechtsfrage auf die des Nutzens übergehend zeigt Leibniz, wie sehr insonderheit die Niederlande (ähnlich wie oben Venedig) durch die bevorstehende Verbindung Frankreichs mit Spanien bedroht seien. Es möge nur mit den Handel mit Amerika, an die Schließung des Mittelmeeres durch Gibraltar u. A. gedacht werden; besonders seien aber die Besorgnisse wegen der für Holland grundwichtigen spanischen Niederlande nicht so aus der Luft gegriffen; denn Frankreich habe von jeher ein Auge drauf gehabt. Indeß sei durch das sich bildende Uebergewicht Frankreichs nicht blos Holland, sondern, was man nie vergessen möge, ganz Europa bedroht.

Beschäftigt sich schon diese Schrift gelegentlich mit der spanischen Auffassung der ganzen Frage, so thun dieß unmittelbar die zwei folgenden, von denen die erstere nur als ein vielleicht unbenützter Vorläufer, die zweite aber, das Manifest für Karl III, als die Spitze aller leibnizischen Bestrebungen im ersten Abschnitt des Kriegs anzusehen ist.

Jene führt den Titel: Gespräch zwischen einem Kardinal (Porto-Karrero, Hauptbegünstiger der Franzosen) [1]) und

1) Ihn hatte man bei dem Testament Carls II im Verdacht der Fälschung, daher

dem Admiral von Kastilien (Graf Malgar, Haupt der Gegenpartei) betreffend die Rechte Karls III von Spanien. — Der Kardinal spricht die uns schon wiederholt vorgekommene Besorgniß aus, Oestreich könnte dem Theilungsplan zustimmen oder aber im andern Fall, selbst mit Spanien vereint, der Gesammtmacht von England, Holland und Frankreich nicht widerstehen, während man im Anschluß an Ludwig vollkommen sicher sei. Dem hält der Admiral entgegen, daß das Mittel sehr schlecht gewählt wäre; statt nur einzelne Theile einzubüßen, gebe man damit das Ganze an die nebenbuhlerisch-feindliche Macht von Frankreich dahin. Statt eine Provinz zu verlieren, verliere man sich selbst sammt Ehre und Gewissen. Der Kaiser sei nicht so schwach, wenn nur die Spanier selbst muthig und entschieden wären; allein da fehle es. Die Berufung auf Frankreichs thatsächliche Erfolge gelte nicht; das heiße der Vorsehung vorgreifen, welche ihre eigenen Wege gehe. Und wenn der Kardinal gar auf die Ehren und Stellen hinweise, die man gewinne, wenn man sich auf die Seite des französischen Bewerbers stelle, so sage er, daß Ehre und Gewissen keine Handelswaare seien. Er wolle Befreier seines Vaterlandes sein, und dieß lasse sich durch keinen Preis aufwiegen.

Hiemit war nun der Ton angeschlagen und der Gedanke in die Mitte gestellt, dessen Ausführung die Hauptschrift gewidmet ist. Den Spaniern, die begreiflicherweise über die willkührliche Verfügung fremder, übermüthiger Völker, „als gälte es eine Schafheerde oder einen herrenlosen Haufen“, erbittert waren und meinten, die Einheit und Selbständigkeit ihres Lands am ehesten durch Anschluß an Frankreich erhalten zu können, ihnen war möglichst eindringlich nachzuweisen, wie sie gerade auf diesem Weg das Gegentheil des Gewünschten erreichen, wie sie statt Selbständigkeit das ganze Elend der Fremdherrschaft auf sich hereinziehen. Diese Gelegenheit benützt Leibniz, um, in der Hauptsache zum letztenmal, alle die Vorwürfe zusammenzufassen, die wir ihn im bis-

---

Leibniz in dem Scherz „Theologie der Fürsten“ den Papst sagen läßt: Ich verweise das „neue Testament“ des Kardinals Porto-Karrero unter die Apokryfen.

herigen Verlauf für Deutschland gegen Frankreich schleudern sahen. Ja, in dieser Wendung an Spanien haben dieselben sogar ein noch viel bittereres und schärferes Gepräge, als wir es je bisher fanden. Es ist der tiefgewurzelte Haß und Zorn eines langen Lebens voll schwerster Erfahrungen, was sich in diesem Abschiedsgruß Leibnizens an Frankreich ausgießt.

Die unmittelbare Veranlassung der Schrift war folgende. Theilweise in obigem gutem Glauben hatte ein großer Theil des spanischen Volks den französischen Prinzen bereits mit Freuden aufgenommen und war in Masse zum Kampf für ihn herbeigeeilt. Als sich daher der östreichische Bewerber, Erzherzog Karl, im Jahr 1703 nach Amsterdam begab, um von dort und später von England aus seine Unternehmung gegen Portugal und Spanien vorzubereiten, wandte man sich an Leibniz, der dem kaiserlichen Hof von 1688 und 1700 her wohl bekannt und wahrscheinlich gleich zu Anfang schon in dieser Sache wenigstens als Rathgeber thätig war. Er erhielt nun den Auftrag, die Rechte Karls in einem Manifest an die Spanier und Portugiesen zu vertheidigen. Das that er im Dezember 1703 und übersandte die Reinschrift an den vermittelnden holländischen General Obdam mit folgendem für sein Verfahren bei solchen Schriften wieder bezeichnenden Brief (7. Dez. 1703): „Was die Schrift betrifft, so wage ich Sie zu bitten, den Druck noch ein wenig zu verschieben, damit der Verfasser seinen zurückbehaltenen Entwurf noch einmal durchsehen kann; denn das Stück ist in der Eile geschrieben. Auch wäre es vielleicht nicht übel, wenn ein gebildeter Franzose es durchgienge, da der Verfasser fürchtet, daß man an einigen Wendungen den Ausländer erkennen möchte.

Ich wäre nun der Ansicht, daß man die französische Fassung nur zugleich mit der spanischen veröffentlichte und es derartig einrichtete, als wäre das Spanische der Grundtext. Die Spanier würden's um so lieber aufnehmen, wenn es schiene, daß das Werk von Einem aus ihrer Mitte stamme. Man könnte also eine Ausgabe in Oktav veranstalten und das Französische dem Spanischen gegenübersetzen. Gibt es doch Leute in Holland, welche gut Kastilianisch schreiben und zugleich in den Sinn einzudringen vermögen. Auch scheint's gut, wenn man die Schrift nicht zu früh hier erscheinen läßt. Sie ist nicht für die bloße Neugierde verfaßt, auch

nicht blos um die treuen Anhänger zu ermuthigen, sondern vornemlich um Andre zu bekehren. Daher hielte ich es für angemessen, dieselbe möglichst gleichzeitig in Spanien und Holland auszugeben, damit die Franzosen sie nicht zubald zu Gesicht bekommen und Zeit finden, entgegenzuwirken und den Eindruck abzuschwächen oder ganz zu vernichten. Denn man weiß, daß es ihnen weder an Geschicklichkeit, noch an Rührigkeit fehlt. — Der Verfasser hat triftige Gründe, unbekannt bleiben zu wollen. Außer mir und Ihnen kennt ihn Niemand; er ist in Verhältnissen, die ihn aus vielen Gründen zur Zurückhaltung nöthigen. So bitte ich Sie, ihn möglichst aus dem Spiel zu lassen und wenn ihn je Einer von Ihren Leuten nothwendig erfahren muß, so werden Sie die Güte haben, demselben Stillschweigen anzuempfehlen“ [1]).

Die Schrift erschien gegen die obige Absicht Leibnizens, der sie erst im März 1704 veröffentlicht haben wollte, schon ganz zu Anfang dieses Jahrs; ebenso wurde sie blos französisch gedruckt. Wahrscheinlich sorgte indeß die portugiesische Admiralität für eine spanische Uebersetzung und möglichste Verbreitung der Arbeit, welche überall mit dem allergrößten Beifall aufgenommen wurde.

Der Titel lautet: Manifest, enthaltend die Rechte Karls III, Königs von Spanien, und die gerechten Gründe seiner Expedition; veröffentlicht in Portugal 9. März 1704.

Dasselbe besteht aus zwei Theilen; der erste behandelt die Rechtsfrage oder die „unbestreitbaren Ansprüche“ Karls, der andre weist nach, daß die Unternehmung das wahre Wohl und Heil der Granden, wie des Volks fördre, welche das Gewissen und ihr Hauptintresse bewegen müsse, sich auf die Seite Karls zu stellen. „Den einen, wie den andern Punkt wird es so kurz als möglich in's hellste Licht stellen“.

Wir können hier (mit Guhrauer) den ersten Theil übergehen, um nur den Auszug aus dem zweiten zu geben:

Für Karl und gegen einen Burbonen spricht das Wohl des Ganzen ohne Unterschied der Stände. Manche meinen zwar, man könne unbedenklich einen Enkel des allerchristlichsten Königs annehmen, ohne das herrische Joch der französischen Herrschaft mit

---

1) Guhrauer Kurmainz II, 256 f.

in den Kauf zu bekommen. Allein wer früher so dachte, wird diese leichtsinnige Ansicht bereits aufgegeben haben, belehrt durch die Unternehmungen der Franzosen, welche schon den Stock in der Hand die Gebieter spielen. Man kennt die Neigungen der Burbonen; wenn sie von ächtem Geblüt sind (s'ils chassent de race), so schlagen sie nie aus der Art. — Zum mindesten aber ist von ihnen zu erwarten, was in der Art ihres Volks liegt. Und gewiß werden sie möglichst ihre Landsleute als Vertraute hereinziehen und französische Art, französisches Wesen einzubürgern suchen. Dieses aber ist der spanischen Art ganz und gar entgegen. In Frankreich herrscht eine große Freiheit besonders in geschlechtlichen Dingen; es ist zu fürchten, daß sie dieß zum Verderben der guten Sitten einschleppen. Man weiß, was die sizilianische Vesper verursacht hat; doch wollen wir uns nicht bei einer so gehässigen Sache aufhalten; besteht doch auch sonst die größte Verschiedenheit zwischen den spanischen und den französischen Sitten. Der Spanier ist ernst, gesetzt, geordnet, hält streng an Gesetz und Herkommen; der Franzose ist das reine Gegentheil. Man gönnt sich selbst und Andern keine Ruhe. Das Ernste und Gesetzte gilt für lächerlich, Vernunft für Pedanterie, das Kapriziöse für fein und galant. Man drängt sich in die Häuser ein und fängt Händel an; die Jugend insbesondre macht sich groß mit ihrer Thorheit und ihrem unordentlichen Wesen, das heut zu Tag weit geht, als wäre das ein Beweis von Geist. Man achtet nicht Geschlecht, nicht Alter, nicht Verdienst — und solche Leute werden sich am Hof und in den Landschaften eindrängen. Man wird sagen, das seien Kleinigkeiten. Nichts falscher, als dieß! Abgesehen davon, daß Frömmigkeit, Tugend und Vernunft die höchsten Güter sind, so besteht die Annehmlichkeit des Lebens wesentlich darin, daß man in seinem Haus und Kreis nicht durch zudringliche Fremde behelligt ist. Belästigt, verspottet, beleidigt und gequält zu werden in seinen Dienern, in seiner eigenen Person und in seinen Angehörigen, ein Leben zu führen voll Aerger, verursacht durch die Verachtung und den Uebermuth derer, mit welchen man zu leben hat, und die man tragen, wo nicht fürchten muß, das ist noch viel, viel härter und unerträglicher, als das Joch eines bloßen Eroberers oder die Unterdrückung durch einen Tyrannen, der nur im Allgemeinen quält oder sich allein an den Geldbeutel hält.

Auch die Religion, zumal in einem streng katholischen Land, wie Spanien, ist höchlichst zu beachten. Man weiß, daß man in Frankreich nur halbkatholisch ist. Wollte Gott, man wäre nur hinlänglich christlich. Das Ansehen des Papst, selbst in kirchlichen Dingen wird mißachtet, wenn man anders ihm nicht schmeichelt, um ihn zu brauchen und sich dienstbar zu machen. Aber das Schlimmste ist, daß sogar die Gottesläugnung sich in Frankreich nackt und offen aufthut. Die sogenannten Freigeister sind dort Mode, Frömmigkeit gilt für etwas Lächerliches; und dieß Gift verbreitet sich mit dem französischen Wesen. Sich der französischen Herrschaft unterwerfen heißt der Auflösung und Zügellosigkeit Thür und Thor öffnen. Kann man doch sicher sein, daß die Frömmigkeit nicht herrschen kann, wo die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird. Dieß aber thut dieß Land unzähligemal und mit der größten Anmaßung. Nachträgliche Verordnungen helfen nichts mehr. Wir sehen es jetzt in Frankreich selbst, wo unter einem frömmelnden, altersstrengen und unbeschränkten König dennoch Unordnung und Unglaube Alles überschritten haben, was man je in der Christenheit sah. Gebe Gott, daß man dieß französische Uebel nicht selbst zu erfahren habe! — Auch die Muhammedaner hat das fromme Frankreich in Europa erhalten, als der Kaiser auf dem Punkt war, sie zu vertreiben, und noch jetzt macht man Anstrengungen, um die Pforte zu neuen Einfällen in die Christenheit zu veranlassen. Diese Krone ist es, die durch ihre Hab- und Ländergier seit nahezu dreißig Jahren Ströme von Christenblut vergossen hat, indem sie beständig andre Leute angreift. Alle Leiden, die Europa in dieser Zeit getragen, müssen ihr aufgerechnet werden. — Dieß sind die Verdienste, welche das Haus Burbon für sich anführen kann. Die Spanier aber würden die meiste Schuld tragen, wenn sie sich diesem gefährlichen Volk unterwürfen und es so in den Stand setzten, auch das übrige Europa zu beherrschen.

Im Innern wird Vorteil und Neigung einen burbonischen König mit seinen Franzosen zu einer schrankenlos herrischen Regierung veranlassen; der Enkel eines Luwig XIV wird sicher von solchen Grundsätzen angesteckt sein. Denn dort ist Alles unterdrückt und es gilt einzig die Willkühr des Königs. Die Stände beruft man blos pro forma und ihre Versammlungen dienen nur

dazu, des Königs Verordnungen auszuführen, ohne daß man auf ihre Beschwerden achtete. Die Freiheit der Großen und der Stände ist vernichtet. Selbst die Prinzen von Geblüt haben nichts zu sagen; die Großen sind es nur dem Titel nach und bringen sich mehr und mehr herunter, während unbedeutende Leute erhoben werden, um als Werkzeuge bei der Unterdrückung der Andern zu dienen. Der Adel ist auf's Aeußerste verarmt, durch Plackereien und Prozesse gedrückt, genöthigt, sich im Dienst des Königs zu verzehren, Gut und Blut dem Ehrgeiz eines Eroberers zu opfern. Unterdessen nährt er sich mit der Hoffnung eines erträumten Glücks und einer Beförderung, welche doch nur sehr Wenigen zu Theil wird. Die, welche bürgerliche und besonders gewinnbringende Aemter haben, bereichern sich auf Kosten des Ganzen, so lange man ihnen den Zügel schießen läßt; hintenher drückt man sie durch Revisionen und Untersuchungen wieder aus, wie einen vollgesogenen Schwamm. Die Stellen sind käuflich, neue Aemter werden geschaffen; man fordert den Leuten Geld ab ohne Grund und sie müssen zahlen, um den Quälereien zu entgehen. Das Volk ist ein jämmerlicher Haufe, auf Wasser und Brod gesetzt durch die Taxen, Steuern, Kapitationen, Winterquartiere und Durchzüge, durch die Alleinrechte, die Münzänderungen, welche mit Einem Schlag viele Leute um ihr Vermögen bringen, und durch tausend andre Erfindungen. Und all dieß geschieht, um der Unersättlichkeit eines Hofs zu dienen, der sich nicht kümmert um die Unterthanen, die er schon hat, sondern nur darauf ausgeht, wie er durch Eroberungen die Zahl dieser Unglücklichen vermehre. Jetzt sind alle Stämme des spanischen Volks auf dem Punkt, selbst die Erfahrung zu machen. Werden die wahren Spanier, die ihr Vaterland und die Ehre ihres Volks hoch halten, sich nicht umstimmen lassen?

Man darf sich nur recht lebhaft vorstellen, was der unmüßige, plackerische Geist der Franzosen (l'esprit remuant et chicaneur des F.) fähig ist in Spanien zu unternehmen. Ihr unverschämtes Wesen, das sie überall haben, wo sie Herren sind, sollte alle ordentlichen Leute veranlassen, ihnen nicht Raum zu geben. Was wollen und werden sie in Spanien und am Hofe thun? Ganz Frankreich wimmelt schon von Rathgebern und gewerbsmäßigen Partisanen, die gierig nach dem Gold und Silber Indiens und und dem Reichthum Spaniens schielen. Der König wird den

Handel in Amerika für sich nehmen und über die Peruanischen Bergwerke nach seinem Gutdünken verfügen. Man wird in Spanien Pächter nach französischer Mode und Beamte sehen, welche dem Volk das Mark aussaugen, um (wie sie dann sagen) dasselbe zu nöthigen, daß es gewerbsamer sei und mehr arbeite. Allein es wird die Früchte seines Fleißes nicht genießen, welche nur dem Hof und den Fremden zu Gut kommen werden. Im Gerichts-, Polizei- und Finanzwesen wird man gewaltige Besserungen vornehmen. Allgemein wird man diese Beamten bei den Franzosen in die Schule schicken, weil ja dort alles so wohl geregelt sei. Aber im Grund werden die Franzosen nur ihre Schulmeister machen wollen, um sich in alle Geheimnisse der spanischen Verwaltung einzudrängen und alle Stellen für sich zu nehmen. Wenn sie wirklich etwas bessern, so wird's nicht zum Wohl des Volks, sondern nur zum Vorteil des Königs sein. Dessen Schatz oder Fiskus gleicht bekanntlich der Milz im menschlichen Körper, deren Vergrößerung ein Schwinden der übrigen Glieder nach sich zieht. Auch setzen übermäßige, stets verfügbare Reichthümer die Könige in Stand, an Eroberungen und Kriege zu denken, welche den Privatmann vollends zu Grund richten, die Unordnung mehren und das Elend der Menschheit erhöhen.

Mit den Großen und Herrn aber wird man bei diesen Quälereien keine Ausnahme machen; im Gegentheil, wessen Macht auch nur den geringsten Verdacht einflößt, der wird bald dahin gebracht sein, daß er zum Kreuze kriecht. Man wird sie in die Untersuchungen des Kronvermögens verwickeln und unter verschiedenen Vorwänden zwingen, auf das Ihre zu verzichten. Man wird den Edelleuten Ueppigkeit und Prozesse anhängen; man wird sie zwingen, bei Hof und beim Heerbann zu erscheinen, wollen sie nicht verachtet oder gar mißhandelt werden. Gewinnbringende und einflußreiche Aemter wird man entweder den Fremden oder kleinen Leuten aus dem Land geben, die unterwürfig und fähig sind, alles zu thun und zu leiden, ohne sich um die Ehre und das Wohl des Vaterlands zu kümmern.

Nicht besser werden endlich die Kirchenbeamten behandelt werden; sie sehen's an Frankreich. Der spanische König, unterstützt von dem französischen, wird den Papst zu Konkordaten zwingen, wie er sie will. Der Hof wird die Besetzung aller Stellen und

Vergebung der Pfründen an sich ziehen; den Prälaten wird man die Flügel beschneiden, da man sie für zu reich hält; man wird Schlag auf Schlag so viele „freiwillige" Gaben verlangen, daß der Klerus so übel dran sein wird, als die Laien.

Doch zu was viele Worte? Stellen wir uns nur einmal das Gemälde vor: Spanien und die Provinzen unter französischem Joch, die Sitten verderbt, Religion und Frömmigkeit verachtet, die ordentlichen Leute verhöhnt, das Volk am Bettelstab, die Großen erniedrigt und kriechend, die Fremden im Besitz der Festungen wie der Hülfsquellen des Lands, der König herrschend in türkischem Stil; seine Günstlinge, Offiziere, Soldaten und andre Beamte streng vollführend, was einst Samuel dem Volk Israel vorhergesagt: die Familien entehrend, raubend was ihnen gutdünkt, auf die Klagen nicht antwortend, als mit Spott und neuer Beleidigung — Alles ohne irgend Hoffnung auf Befreiung, da die Franzosen sonder Zweifel nicht ermangeln werden, ihre Vorsichtsmaßregeln gegen eine zweite sizilianische Vesper zu treffen, und überdem ein großer Theil von Europa unter demselben Drucke schmachtet, also nicht im Stand ist, denen zu helfen, die unter dem Joch seufzen. Ja es werden die andern Nationen ein Volk sogar hassen und verachten, das sie als die Ursache des gemeinsamen Elends ansehen müssen, indem es in seiner Unklugheit und Feigheit mit offenen Armen die elenden Hungerleider aufnimmt.

Wen das Bild eines solchen jämmerlichen und unvermeidlichen Elends kalt läßt, der verdiente noch mehr als dieß, und ist nicht werth, fürder den ruhmreichen Namen eines Spaniers zu tragen.

Wenn ein Gonsalvo, Ximenes, Pizarro und die andern alten Spanier, welche ein großes Reich gegründet und so viele Völker beherrscht, wenn sie wieder kämen, würden sie wohl Leute als ihre Nachkommen anerkennen, welche bereit sind, in erbärmlicher Feigheit das Joch ihrer Feinde auf sich zu nehmen, während sie selbst im Stand sind sich dagegen zu wehren, und auch Europa ihnen die Hand bietet? — Doch man darf wohl annehmen, daß es nur wenige von dieser Art gibt und daß selbst die, welche einen französischen Prinzen aufgenommen, in der Erkenntniß, wie sehr sie sich getäuscht, allen Eifer aufbieten werden, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Gewissen, Pflicht, Ehre, Heil und Glück des Vaterlands, Glück oder Unglück jedes Einzel-

nen — gewiß sie werden ihre Wirkung nicht verfehlen bei einem Volk, dem man sonst nie eine niedrig-feige Gesinnung vorwerfen konnte. Dieß edle Volk wird seinem rechtmäßigen König sich zuwenden, um damit für sich selbst auf's Beste zu sorgen und der ganzen Erde zu beweisen, daß in seinen Adern noch das Heldenblut seiner Ahnen rollt.

* * *

Leibnizens Zweck war es, der Sache Karls III zu dienen, indem er auf den Stolz der Spanier eingehend ihnen die wahre Gefahr vor Augen stellte. Und da müssen wir staunen über die furchtbare Naturwahrheit, mit welcher der Filosof, im Ganzen apriori, d. h. ohne noch die wirkliche Anschauung vor sich zu haben, dieß Leiden und Elend einer französischen Fremd- und Zwingherrschaft zu schildern weiß, als hätte er mit der, großen Geistern eignenden profetischen Gabe ein Jahrhundert übersprungen und die napoleonischen Zeiten zum Vorwurf seines Nachtbildes. Doppelt merkwürdig muß uns dieß sein, da ihm gerade Spanien den Anlaß gibt, das hundert Jahre später zuerst auch den Volkskrieg gegen den Zwingherrn begann.

Der spanische Erbfolgekrieg nahm indeß unter der glänzenden Führung von Eugen und Marlborough einen günstigen Verlauf, so daß seit langem zum ersten Mal die schwersten Niederlagen der, nicht mehr von den alten Feldherrn geführten Franzosen zu verzeichnen waren. Wie Leibniz den Ereignissen mit größter Aufmerksamkeit und freudig gehobener Theilnahme folgte, beweisen uns schon die wenigen Kundgebungen, welche wir von ihm aus dieser Zeit besitzen.

1. Auf die Schlacht von Höchstädt (1704) [1].

Staunend erblickt die Donau an ihren Gestaden die Waffen
Fremder Krieger, die ihr plötzliche Rettung gebracht.
Fragend wendet sie sich zum Rhein, woher diese Mannen,
Welche auf Schwabens Gefild warfen den gallischen Feind.
Drauf der Rhein: Die der Ozean scheidet von unseren Küsten,
Haben freundlich die Hand über das Meer uns gereicht.
Jenseits über dem Wasser erschaut unser Ufer der Britte,
Wo majestätischen Laufs gießt sich die Themse in's Meer.

1) Aus dem Lat. des L. Pertz 331.

Dort auf jenen Gefilden ergläuzet golden die Freiheit,
Welche der Truppen Kraft, welche den Führer gebahr.
Mit diesem Waffengefährten, vom Himmel beschützt, schleudert Pallas[1])
Ihren Blitz auf den Feind, welcher den Himmel gestürmt.

2. Auf dieselbe. „Herrlicher als alle salomonische Pracht, die in Berlin zu sehen, sind die jetzo auf dem Schloßplatz stehenden Trofäen, in dem Geschütz bestehend, so durch den von Gott jüngst verliehenen Sieg bei Höchstädt, da des Königs Kriegsvolk auf dem rechten Flügel das Beste gethan, genommen worden, auf deren etlichen die Worte zu sehen, so des Richelieu Erfindung zugeschrieben werden: Ultima ratio regum (letzte Entscheidung der Könige). Wiewohl es etwas zu viel gesagt, daß das Recht in den Waffen bestehen soll, und Gott auch allhier gewiesen, daß Er der Richter sei, also nicht der Menschen Gewalt, sondern seine Rechte den letzten Ausspruch geben:

Dieß fehlte Salomon, so Friedrichen geschehen,
Daß feindliches Geschütz vor'm Schloß steht als Trofäen.
Gott zeiget, daß es nicht, wie Richelieu zu frei
Auf diesen Stücken spricht, das Recht der Scepter sei" [2]).

3. Die Theologie der Fürsten (aus derselben Zeit 1703 bis 4).

Frankreich: Ich glaube an den Traum Pharaos, wo die fetten Kühe mager werden.

Spanien: Ich glaube an das Fegfeuer der Lebendigen nach den Grundsätzen der französischen Kirche.

Ludwig: Ich glaube, wie St. Xaver, der Heilige der Jesuiten, der Alles für die Ehre Gottes thun wollte.

Der Daufin: Ich glaube, daß Gott ist ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte Glied.

Frau v. Maintenon: Ich glaube mit Maria Magdalena an die Vergebung der Sünden.

Kurfürst von Köln [3]): Ich glaube an den Stab Aegyptens, der in die Hand sticht, wer sich drauf lehnt.

Herzog von Savoyen: Ich glaube die Bildsäule des Daniel, wo Eisen und Thon sich nicht recht mischen wollen.

Herzog von Mantua: Ich glaube den Verrath des Judas mit seinem ewigen Verderben.

Père la Chaise: Ich glaube die Geschichte von Bileam, der das Volk Gottes verfluchte.

---

1) Prinz Eugen.
2) Pertz S. 122.
3) Kämpfte sammt Baiern auf französischer Seite.

Katinat: Ich glaube an die Auferstehung der Todten meines Heeres — in jenem Leben.

Villeroy: Ich glaube, daß die Sünden der Schwachheit und Unklugheit Vergebung finden.

Pasquin: Ich hoffe auf ein anderes Jahrhundert, wo man wird denken dürfen, was man will und sagen, was man denkt [1]).

---

4. An die Frömmler. (In den frommgewordenen französischen Hofkreisen konnte man sich nämlich nicht genug verwundern, daß Gott sich in so entschiedener Weise für „Ketzer und Usurpatoren" erkläre.) 1708.

Zu Vendome sprach ein frommer Mann (Herzog von Burgund):
Gehst du auch oft zur Messe?
So fragt man sonst die Knaben nur,
Sprach der, nur keine Spässe!
So hast mit Recht du niemals Glück,
Entgegnet ihm der Andre.
Ich zweifle, gibt Vendome zurück,
Ob Marlborough drein wandre [2]).

Fast ununterbrochen folgte in den nächsten Jahren Sieg auf Sieg, und die Verbündeten begannen bereits, ihre Forderungen an den gedemüthigten König auf's Höchste zu spannen d. h. in ehrlichem Deutsch, den ganzen bisherigen Raub zurückzufordern, worunter besonders auch Elsaß mit Straßburg und Lothringen begriffen war [3]), als der Umschwung eintrat, der Frankreich rettete. Das bekannte Glas Wasser in England reichte hin, die Kampfes=

---

1) Aus dem Französ. des L. Pertz S. 329 f. (vgl. das L'hombrespiel und Bücherverzeichniß Kap. 5 und 6).

2) Aus dem Franz. des L. Pertz 334.

3) Rein unbegreiflich, um nicht mehr zu sagen, ist es, wenn selbst deutsche Geschichtsschreiber hier von einem Uebermuth reden, „den Gott habe züchtigen und zur Mäßigung beugen müssen". Das ist einfältig. Will man als an einem auffallenden Wendepunkt ausdrücklich Gottes Hand hereinbringen, so ist blos zu sagen, daß Frankreich in seiner überwiegenden Macht erhalten werden sollte, um eine Geißel der entarteten Völker und seinerzeit ein heilsames Salz für die allgemeine Fäulniß der noch halbmittelalterlichen Zustände zu werden. Dagegen möge man doch das ohnehin zu spießbürgerliche deutsche Volk mit einer solchen Filistertheologie verschonen, der es vor allem Großen graut, daher sie immer für eine solche Wett- und Ebenmachung ist.

gluth zu löschen. Doch waren natürlich diese kleinlichten Hofintriguen und Privateifersüchteleien nur das Zerrbild des Hauptgrunds, nemlich der Staateneifersucht, die, schon vor dem Krieg spielend, nunmehr neu erwachte, als Karl III durch den Tod seines Bruders, des Kaiser Josef I, im Jahr 1711 die deutsche Reichskrone erhielt. Eine solche Vereinigung von Ländermassen konnte nicht geduldet werden. Mehr und mehr begann, durch die inneren Parteiveränderungen mitbestimmt, England und in seinem Schlepptau auch Holland zu wanken und nur noch mit halbem oder gar zweideutigem Sinn an dem Bündniß mit Deutschland festzuhalten. Man sah es kommen, daß es wieder wie früher auf einen jener verhängnißvollen Frieden hinauslaufen werde, der schlimmer war, als der Krieg, zumal als ein so glänzender und siegreicher Krieg, wie er es bisher fast ohne Ausnahme für die Verbündeten gewesen. Und da sollte Oestreich, sollte namentlich Deutschland, wenn man von dem allmählig mehr in den Hintergrund tretenden nächsten Zweck und Anlaß des Kampfs absah, der Früchte so vieler glänzenden Schlachten in elender Weise beraubt werden, sollte abermals die endlich gekommene Gelegenheit sich wieder entzogen sehen, all die alten Scharten auszuwetzen? Dieß zu verhindern bot Leibniz Allem auf, was in seinen Kräften stand, und entwickelte zum Schluß die fieberhafteste Thätigkeit seines ganzen Lebens. Er that dieß jetzt kaum mehr als Privatmann, sondern fast wie ein kaiserlicher Beamter und Rath, indem ihm auch amtliche Schriftstücke zu Gebot gestellt waren [1]) und das Archiv zur Benützung offen stand. Außerdem ist für sein nahes Verhältniß zum Kaiser sehr bezeichnend, wie er sich Anfangs 1713, also zur Zeit der dringendsten Noth in einer Denkschrift (abgedr. in den Sitzungsber. der Wiener Ak. 20, 274) ausspricht: Zuvörderst muß (ich) unterthänigst anfragen, ob E. M. in Gnaden erlauben, daß ich direkt und nicht durch Mittelspersonen meine Angelegenheit dero vortragen dürfe, weilen ich gefunden, daß Alles langsam hergangen, wenn es durch Mittelsleute geschehen sollen". — In ungebrochenem, neuem Anlauf nahm er mit diesem Wendepunkt des Kriegs seine früheren Bestrebungen wieder neu auf, die jetzt alle darauf gerichtet waren, den drohen-

1) S. das Verzeichniß solcher bei Careil IV, 337.

den unseligen Frieden zu hintertreiben und zu gemeinsamem Ausharren zu ermahnen. Den Grundgedanken aller dieser nun folgenden Schriften enthält der Vers aus Fontaine, den er der Hauptarbeit („der Friede von Utrecht unverantwortlich") voranstellt:

Nicht ruhen dürfen die Waffen,
Als bis der Todfeind ganz besiegt,
Ihr dürft nicht Frieden schaffen,
So sehr er uns am Herzen liegt.
Denn mit dem Feind voll falscher Tücke
Ihn einzugehn, führt nicht zum Glücke!

Das Nächste war, über die durch den Tod des Kaiser Josef scheinbar veränderte Sachlage sich auszusprechen und nachzuweisen, daß Alles in der Hauptsache noch gerade so anzusehen sei, wie vorher. Dieß thut Leibniz in der wohl 1711 geschriebenen Vorrede zu einer zweiten, spanischen Ausgabe des Manifests für Karl III, jetzt Karl VI [1]). Dieselbe erklärt, daß der Kaiser unveränderlich auf seinem Recht bestehe, wie er auch vollkommen im Stande sei, dasselbe durchzufechten. Nur sollen sich die Spanier endlich aus ihrer verderblichen Schlaftrunkenheit aufraffen und die durch ihre Feinde, die Franzosen, verursachte Verblendung abschütteln. Denn wie diese in Wahrheit gesinnt seien, zeige ein (— als Hauptsache eingeschalteter —) Brief Ludwigs an den Papst. In diesem werde nachträglich eine Theilung Spaniens vorgeschlagen, nur daß jetzt im Unterschied von früher der französische Bewerber den Hauptgewinn haben sollte. Da können also die Spanier sehen, wie gut sie bei Frankreich fahren, wie sie Theilung und Unterjochung zugleich zu besorgen haben, während der Kaiser vollends nach seinen glänzenden Erfolgen sie vor Beidem sichere.

Indeß lag ja die Entscheidung nur zum geringsten Grad in der Hand der Spanier; weit wichtiger war es daher, dem muthlosen und schlaffen Wesen der Feinde Frankreichs entgegenzutreten. War auch bei England voraussichtlich nicht mehr viel

---

1) Ob zu Stand gekommen, ist nicht bekannt. Den „Entwurf der Vorrede" u. s. w. s. bei Careil III, 368 ff. Nach einer Denkschrift (mitgetheilt von Rößler in den schon erwähnten Sitzungsber. d. W. Ak. 20, 274) wurde er im Januar 1713 dem Kaiser selbst zugeschickt, nachdem Leibniz ihn schon vorher nach Spanien gesandt hatte.

zu machen, so blieb doch noch die Hoffnung, wenigstens Holland vor seiner Verführung zu retten und auf seine Entschließungen einzuwirken. Dem widmet Leibniz eine Schrift vom Januar 1713 (oder etwas früher) unter dem Titel „Reflexionen eines Holländers über den Brief wider die Seufzer Europas“ [1]). Es war nemlich um jene Zeit eine Schrift „Soupirs de l'Europe“ gegen Frankreich erschienen und in einem französisch gesinnten Brief lächerlich gemacht worden. Gegen den letzteren wendet sich Leibniz, um in lebendiger Anknüpfung an den Federkampf der Parteien seine Mahnungen und Ermuthigungen auszusprechen. Dieß Büchlein über die Seufzer Europas, sagt er, ist ganz gediegen, nur ist vielleicht sein Titel nicht glücklich gewählt und bot einem Burbonisten den erwünschten Anlaß über die „Seufzenden“ sich lustig zu machen. In der That, Seufzer und Thränen sind nur Waffen der Kirche und der Weiber; die Fürsten dagegen sollten sich nicht drauf einlassen. Allein außer diesem Spott enthält der französische Brief nur auch gar nichts Gegründetes oder Haltbares. Offenbar ist er namentlich auf die Holländer gemünzt, als wären das Leute, die man gewinnen kann, indem man sie einschüchtert. Er thut dieß ganz in der unverschämten, Frankreichs Handlungen völlig entsprechenden Weise, als wollte er sagen: Ihr guten Leute, euch kann man leicht betrügen, und wenn ihr es auch merkt, so kümmern wir uns nichts darum! Das Absehen des Briefs geht nun darauf, die Verbündeten unter einander zu verhetzen und zu verdächtigen. Da soll Frankreich die liebenswürdigste Krone von der Welt sein, die keinem Hühnlein etwas zu Leide thut. Dagegen soll von der Vereinigung Habsburgs mit Spanien die größte Gefahr drohen, was sich doch schon durch einfache geografische Erwägungen erledigt. Weiterhin sollen Oestreich und Holland mit einander nach der Weltherrschaft trachten; Holland insonderheit gedenke als ein hochmüthiger Freistaat gleich dem alten Rom seine Konsuln zu schicken, um Könige gefangen im Triumf aufzuführen. Allein von solch schrecklichem Unterfangen ist bis

1) Careil unterläßt eine Zeitangabe, die meinige ist genommen aus der schon oben erwähnten Denkschrift an den Kaiser (Rößler a. a. O. 20, 274), in welcher Leibniz Jan. 1713 demselben die Abfassung dieser Flugschrift anzeigt und um die Erlaubniß der Zusendung bittet.

jetzt sehr wenig zu sehen, ja es könnte, wenn man nicht fest bleibt, sich sehr leicht das Gegentheil begeben. Besonders wird auch noch, um die beiden Seemächte zu trennen, behauptet, England müsse nur für Holland die Kastanien aus dem Feuer holen; als ob für England in Amerika nicht gleicher Vorteil in Aussicht stünde, welches ihm das Indien des Westens und ein würdiges Seitenstück zu Hollands Ostindien werden kann.

Der Verfasser des Briefs stellt endlich die Querfrage auf: Wenn ihr Spanien und Frankreich im Verein so sehr fürchtet, was waget ihr dann gegen sie zu kämpfen; und wenn ihr sie nicht fürchtet, zu was ist dann ein Kampf überhaupt nöthig? Dieß ist lächerlich und nur für Einfältige bestimmt. Denn was gefährlich ist, ist darum noch lange nicht unüberwindlich, wenn man sich nur anstrengt. Und in der That, es wäre eine Schande für Holland, wenn es sich durch das kleine Mißgeschick (von Denain) entmuthigen ließe und den unverschämten französischen Forderungen oder der anmaßend hofmeisterlichen Haltung von England nachgäbe. Noch ist es Zeit auszudauern; vielleicht daß auch England schließlich seinen wahren Vorteil erkennt und zu uns umkehrt. Sei dem aber auch wie ihm wolle, wo es sich um die Rettung handelt, gilt es alle Sehnen anzuspannen, damit man sich nachher nichts vorzuwerfen habe".

Es sind aus diesem Aufsatz nur die Hauptgedanken und Gesichtspunkte hervorgehoben, da er (wie früher die Unterredung zwischen Porto-Karrero und Melgar zu dem Manifest) nur der Vorläufer zu der Alles viel ausführlicher behandelnden und oft wörtlich entlehnenden Hauptschrift nach dem Frieden ist. Obwohl sich nun keine Angabe darüber findet, scheint mir doch, als ob auch dieser Aufsatz, seiner ganzen Bestimmung und Aufgabe nach, seinerzeit wirklich erschienen sei und zwar in Verbindung mit der jedenfalls herausgegebenen „fabula moralis" oder „politischem Lehrgedicht von der Nothwendigkeit, in Sachen des öffentlichen Wohls auszuharren". Dieselbe (lateinisch und französisch auch bei Dutens V, 613 gedruckt) hat den Wahlspruch: Qui pro salute est, neminem lasset labor! oder französisch: Il s'agit du salut, rien ne nous doit couter u. s. w. (Kein Opfer

sei zu groß, wo es die Rettung gilt.) Unser gleichzeitiger und auf denselben Gegenstand gerichteter Aufsatz schließt mit dem Wort: quand il s'agit du salut, il faut faire tous les efforts possibles! Da scheint mir die Vermuthung nahe genug zu liegen, daß Leibniz in dem Gedicht eben die Gedanken der prosaischen Schrift eindringlich zusammenfassen wollte und beide mit einander herausgab, um in Holland zu wirken[1]). — In einer für die Niederlande gerade trefflich passenden Einkleidung und wie mir scheint auf einen wirklichen Vorfall unter Alba anspielend erzählt dieses Gedicht, wie ein wackeres Küstenvolk in muthigem Kampf mit den Wogen des Meeres diesem sein Land glücklich abgerungen und dasselbe auch durch unverdrossengemeinsame, aufopferungswillige Arbeit an den Dämmen und Deichen lange Jahre blühend erhalten habe. Endlich sei aber dieser Gemeinsinn geschwunden. Die Entfernteren haben begonnen zu murren, was denn sie eigentlich auch an diesen Kosten und Arbeiten mittragen sollen, da es ja sie im Grund nichts angehe. Mehr und mehr griff dieser Sondergeist und die Zwietracht um sich; allmählig verfielen die nicht mehr gepflegten Dämme; langsam, aber sicher begann das Meer sein Zerstörungswerk, ohne daß man drauf achtete, bis endlich eine Springfluth kam und das ganze Land, nah und fern, unter den Wassern begrub. Nur einige Trümmer, Zeugen der verfallenen Pracht, ragen jetzt noch aus den Wellen hervor.

Es wird genügen, wenn wir nur den anwendenden Schluß der Fabel in genauer Uebersetzung geben:

Auch Euch droht Ueberschwemmung, aber sie ist Blut,
Und ein tyrannischer König will in's Joch euch spannen.
Nur kurze Zeit noch stark, so wird es gut,
Wenn die das Werk vollenden, die's begannen.
Merkt auf, hört wohl! Euch gilt was ich erzählte!
Bekämpft den Drachen, weil er fern noch schleicht.
Der Pest das Thor aufthun, dem Wahnsinn gleicht.
Ein Friede ist der ächte nur, der ihm vergällte,
Dem tückischen Feind, die Lust zu neuem Raub,
Doch bleibt ihr gegen der Götter Mahnung taub,

---

1) Grotefend in seinem Leibnizalbum S. 15 theilt einen Brief L.'s an den Kaiser mit, der die Uebersendung dieses Gedichts und andrer Handschriften begleitet „zu der Zeit, da die Engländer abgetreten und auch die Holländer zu wanken schienen".

So stürzet ihr, und Andre mahnt dieß Loos,
Daß für die Rettung sei kein Opfer je zu groß!

Nun half aber freilich eine einseitige Ermahnung und Ermuthigung nichts. Denn wie Leibniz in einer der folgenden Schriften bemerkt, so war der Uebelstand der, daß Holland muthlos wurde, weil es dem deutschen Reich keine Kraft und Entschiedenheit zutraute, und umgekehrt wieder Deutschland nachließ, weil es sich von den andern Mächten verlassen glaubte. Daher er in einer Fülle von sich drängenden (meist deutschen) Schriften sich eben an den Kaiser wendet, um ihn zur muthigen Fortführung des Kriegs zu vermögen und zu mahnen, wie auch mit seinem Rath zu unterstützen. Hieß es doch: Jetzt, oder nie! Denn wie Leibniz früher bei einer ähnlichen Gelegenheit sagt:

Was man dem Adlersgefieder entrupft, nur Stahl und nicht Federn
Können, des Adlers werth, endlich erstatten den Raub.
(Deplumatae Aquilae plumas non pluma, sed arma,
Digna aquilis, tandem reddere sola valent.)

Es kommen als an Deutschland gerichtet vor dem Frieden von Utrecht zwei Schriften in Betracht: 1) Denkschrift über politische Weltlage; 2) Kurzes Bedenken über den gegenwärtigen Lauf des gemeinen Wesens, erstere etwa im Januar oder Februar 1713, letztere ein paar Wochen später, als der König Friedrich I von Preußen gestorben war, „zu Anfang des Märzen 1713" geschrieben[1]). Wir geben, die nahe Verwandten zusammenarbeitend, die Grundgedanken dieser trefflichen Denkschriften: „In gewissen Begebenheiten, da es um das habende klare Recht und zwar um ein großes zu thun, muß man etwas wagen, obschon die anblickenden Schwierigkeiten außerordentliche Hoffnungsmittel überwiegen sollten. Denn das Vertrauen

---

1) Nr. 1) bei Careil IV, 338 ff. Dasselbe in einem kürzeren deutschen Entwurf S. 255 ff. — Nr. 2) S. 345 ff., kürzer in der „Consultation abrégée" u. s. w. S. 141. Daran schließen sich als ziemlich gleichzeitig und verwandt „Moyens" S. 148, mit volkswirthschaftlichen und militärischen Rathschlägen; und „Wie die Friedensverhandlungen einzurichten" S. 239 ff. Careil versteht darunter den Rastadter Frieden, was aber dem Inhalt nach nicht angeht, sondern „Utrechter Friede" heißen muß. Endlich gehören hieher zwei Denkschriften gleichen Inhalts, welche Rößler (a. a. O. 20, S. 275—289) gibt.

auf Gott und die gerechte Sache gibt ein gewisses Gewicht und machet den Ausschlag. Dieß hat seinerzeit glücklich Kaiser Leopold beobachtet. Und anjetzo da das Abtreten der Königin von England von der gemeinsamen Sache dem burbonischen Haus wieder aufgeholfen, walten gleichmäßige Umstände. Dafern nun möglich, die vereinigten Niederlande bei ihrem bisherigen guten Vorsatz zu erhalten, so scheint, daß in Gottes Namen der Krieg fortzusetzen. Aber es ist auch bei einem so großen Werk fördersamst und sorgfältig, auf alle Hilfsmittel zu denken, und zwar unter Anderem auf solche, deren sich der Feind nicht versieht und welche ihn am vornehmlichsten in Verwirrung setzen könnten während er bis da vom Reich nichts erwartet, als was nach dem gemeinen Lauf ist, d. h. langsam und unordentlich gehet; dagegen aber, dünkt ihm, habe er sich überflüssig verwahret.

Zuvörderst nun hat man sich zu Gott zu wenden und dem die gerechte Sache nicht nur durch eifriges Gebet, sondern auch durch wahre Buße und rechtschaffenen Vorsatz anzubefehlen. Und dieser löbliche Vorsatz wäre gleichsam ein Gelübde zu Gott, die Gerechtigkeit und Tugend zu handhaben und gemeine Wohlfahrt zum Zweck zu setzen. Und weil die Hoffnung göttlichen Beistands und das Vertrauen zu der gerechten Sache ein Großes bei den Gemüthern vermag, so wäre dienlich, daß kaiserliche Majestät durch eine bewegliche, kräftige und kurze Schrift der Welt bezeugten, wie dero Ehre und Gewissen nicht leide, das habende klare Recht auf die spanische Monarchie der handgreiflichen französischen Ungerechtigkeit zum Raub zu lassen und die Bosheit durch ein so groß Exempel zu stärken, daß künftig keine Treu noch Glauben unter Potentaten gelten könne, sondern alles Völkerrecht aufgehoben werde, welches den Erdboden zu einem Schauplatz von Raub und Mord machen würde. Liege demnach hieran die Ruhe und Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts, für die kaiserliche Majestät auch wegen ihres hohen Amts als das weltliche Oberhaupt der Christenheit sich verbunden erachte.

Es würde auch, solches dem gemeinen Mann vorzustellen, dienlich sein, bei dem Kriegsvolk geistliche Personen oder Feldprediger zu haben von einem belobten Wandel, besonders Franziskaner.

Menschliche Mittel bestehen sowohl in Gehülfen und Bundesverwandten, als besonders eigenen Kräften. Vornemlich

kommt es auf die Niederlande an, die bei Beständigkeit zu erhalten alles mögliche zu thun ist, auf welchen Fall England vielleicht selbst wieder (wie andere Mal) wanken möchte. Was in Holland die Gemüther irre macht, ist das wenige Vertrauen in den Beistand des Reichs. Sollten sie bessere Hoffnung dazu schöpfen, würde ihnen der Muth wiederum wachsen. Man glaubte bisher in Holland, der elende Friede sei unvermeidlich, und ihre Friedmacherei rühret allein von der Verzweiflung her. Denn sie sehen wohl, daß der Friede sie in die Hände ihrer Feinde liefern müsse. Also wenn sie sich darin ergeben, ist es, wie man sich in den Tod ergibt, weil man nicht anders kann. Sollte sich aber eine zuverlässige Hoffnung von Seiten des Reichs, Kaisers und Nordens zeigen, so würden sie den Ton bald ändern. Sonderlich wäre auch zu denken, wie die Regenten der Stadt Amsterdam zu gewinnen, wozu der Czar durch die russischen Kommerzien nicht wenig beitragen könnte. Hat man aber Amsterdam, so ist man der Staaten fast versichert.

Sodann hätte man aber im Reich selbst Frieden, Einigkeit und Beitritt zu der Sache zu erlangen, die nicht gerathen kann, wenn das Reich nicht alle seine Kräfte dran strecket. Solche schwere Steine zu heben wäre wohl, wie früher, ein dienlich Mittel, einen fürnehmen und hochbetrauten Fürsten an die deutschen Höfe zu senden, der ein völliges Vertrauen von Seiten des Kaisers und ein großes persönliches Gewicht bei denen Kur- und Fürsten des Reichs hat, also daß die Sache in kurzer Zeit auf einen ganz andern Fuß gesetzt wird, als von bloßen Abgesandten und Ministers geschehen kann. Und wo man die Freiheit, seine wenigen Gedanken zu sagen, nehmen darf, so scheinet kein kräftiger Mittel zu finden als daß der Prinz (Eugen) von Savoyen selbst gehe, dessen überschwängliche Verdienste und hohes Ansehen ohne Zweifel das größte Gewicht haben werden. Sonderlich dürfte dieß bei dem neuen König von Preußen (Friedrich Wilhelm) sein, der auch sein Haupthandwerk aus dem Krieg macht[1]).

1) In der Rößlerischen Denkschrift (a. a. O. 20, S. 280) bietet L. sich selbst an, indem er sagt: „Ich bin mit dem König von Preußen und seiner Gemahlin familiar. Und habe sonderlichen Zutritt bei dem Oberpräsident Dankelmann allezeit gehabt, der sehr wohl gesinnet. Vielleicht könnte auf solchen Fall ich auch einen nachdrücklichen Handbrief von S. M. nach Berlin überbringen und vielleicht mehr ausrichten als eine kostbare Ambassade“.

Ihm und dem Kurfürsten von Hannover aber wäre vorzustellen, wie sehr sie selbst wegen ihres Erbrechts auf England bei der Fortsetzung des Kriegs betheiligt, da der Friede dem Prätendenten (Jakob III) den Weg zum Thron bahnen würde. So dürfte der Bankerott, den England uns gespielet, und der Abgang reichlich ersetzt werden. Nur müßte Alles geheim sein und die Sache nicht sobald herausbrechen, damit Frankreich, so sein Werk machet, Jedermann zu betrügen, sich selbst wohlverdienet würde betrogen finden [1]).

Von kaiserlicher Majestät selbsteigenen Kräften wäre zu bedenken Volk, Naturalien und Geld. Das Volk ist möglichst zu verstärken und könnte, daß man sicher und nicht sich selbst liebkosend d. h. betrügend rechne, die neue Arithmetica politica (Statistik) wohl dazu dienen. Unter Anderem sollten die Werbungen der Ungarn, auch der Polen und anderer slavakischer Völker und zwar nicht allein zu Pferd, sondern auch zu Fuß sehr dienlich sein, weil dieser Nationen Art zu fechten als ungewöhnlich den Feind in etwas verstellen kann.

Das Vornehmste aber ist, daß man in jedem Stück für die Erhaltung der Völker sorge, daß man die Anführer selbst dafür gewinne, daß man Geistliche und Aerzte beschaffe, die sich der armen Soldaten annehmen. Weiter sind beim Volk zu betrachten Pferde und Waffen. Auf die Erhaltung der Pferde sollte weit mehr gesehen werden, als gemeiniglich geschieht, und an guten Reitschmieden nichts gespart werden, denen auch gewisse Obsicht aufzutragen. Von Waffen wäre viel zu sagen; solche sind anjetzo in einem ganz andern Stand, als vor Jahren und dürften bald noch ferner in einen andern Stand gerathen. Wer hier einen Vorsprung hat, dem gehört der Sieg. Neue Erfindungen von erfahrenen und ingeniosen Personen wären von trefflicher Nutzbarkeit den Feind zu verwirren, daher ganz geheim zu treiben. Und weil mir Leute bekannt, die solche Vorteile erfunden, von denen ein Großes zu hoffen, wird solches ein eigenes Bedenken erfordern. Denn billig von Kriegsverständigen auf diesen hochwichtigen Punkt zu denken.

---

1) Vgl. für diese Bestrebungen im Reich selbst die ganz ähnlichen Vorschläge der Consultation von 1691.

Nun schreite ich zu den Beimitteln. Naturalien sind eigentlich die rechten Mittel, Krieg zu führen. Geld aber ist das bequemste Tauschmittel, da jene nicht weit und nicht überall nachgeführt werden können [1]. Freilich ist es mißlich, neue Geldmittel vorzuschlagen, und wo sie nicht so bewandt, daß sie eine sonderbare Billigkeit oder gemeine Nutzbarkeit mit sich führen, kann sie nichts, als die äußerste Noth entschuldigen. Im Innern ließe sich vielleicht durch Papiergeld helfen, wie es England einst gethan. Steuern aber wären vornemlich auf den Luxus und Bequemlichkeit zu legen. Von Außen Geld zu bekommen braucht man Kredit; wer den hat, kann, wie Archimedes, Alles bewegen. Wie nun förderlichst dazu gelangen, würde ein eigen Bedenken verdienen.

Was endlich Naturalien anlangt, so könnte man am besten Getreide aus Ungarn beschaffen. Solches läßt sich auf der Donau heraufführen und ist auch eine ganze kurze Ueberführung zum Neckar und Rhein oder vermittelst der Eger zum Main. Man muß es nur recht anzugreifen wissen. Auf die Art bekommt man es zu Wasser ganz wohlfeil an die Grenze, während die Franzosen Alles viel beschwerlicher und kostspieliger zu Land herbeischaffen müssen.

Kurz wenn man nur nach allen Seiten das Seine thut und nichts versäumt, so kann sich in diesem Krieg noch Alles wohl machen, zudem der König von Frankreich bald sterben wird und eine Minderjährigkeit bei einem großen Krieg Frankreich nicht wenig verstimmen dürfte".

Wenn auch diese, durch die Anstreifung aller möglichen Gebiete [2]) denkwürdigen Mahnungen bei dem Kaiser ihre Wirkung insoweit nicht verfehlten, als er dem Uebermuth der französischen Forderungen gegenüber fest blieb, so waren doch England und Holland nicht mehr von dem Frieden zurückzuhalten, in den sie

1) Diese Ausführung unter Mitbenützung der etwas späteren Denkschrift „an den Kaiser" Careil IV, 315 ff.

2) Wir werden die L.'schen Ausführungen, soweit sie nicht blos Zeitverhältnisse betreffen, sondern zugleich allgemeiner Natur sind, an ihrem Ort wieder aufzunehmen haben (s. Kriegswesen, Volkswirthschaft).

sich über Hals und Kopf stürzten. — Schon acht Tage vor seinem förmlichen Abschluß (13. April 1713) spricht sich Leibniz in einem Brief an einen Freund in Wolfenbüttel auf's Herbste über ein solches Gebahren aus: „Das englische Ministerium hat sich in der Sache nicht nur treulos, sondern geradezu schamlos unanständig benommen. Auch die Holländer, wenn gleich weniger schuldig, haben, indem sie die Grobheiten der englischen Königin und der Minister mit unterthänigem Respekt hinnahmen, eine Rolle gespielt, die in einer Komödie verewigt zu werden verdiente, damit sie sehen, was die Welt von ihnen denkt, damit sie sich aufraffen und ihre Schande wieder gut machen. Das Reich wird die Seinige tilgen (effacera la sienne), wie sich's gehört und noch möglich ist. Denn der Kaiser ist fest entschlossen, einen Frieden zurückzuweisen, dessen Artikel schon in Gesetzesform vorgeschrieben sind" [1]).

Diesen bitteren Gefühlen gibt nun Leibniz einen genauen und ausführlichen Ausdruck in der Hauptschrift des Abschnitts: „La paix d' Utrecht inexcusable", geschrieben vornemlich, um den zwei Seemächten das Unverantwortliche ihres Abfalls und Nachgebens zu Gemüth zu führen, und dagegen das Beharren des Kaisers bei der einst gemeinsamen, ganz Europa betreffenden Sache als berechtigt und einzig vernünftig nachzuweisen. Wir können also in dieser Schrift die Ausführung des Wunsches sehen, den L. in der vorigen ausgesprochen, der Kaiser möge sein gutes Recht als Habsburger, als deutscher Kaiser, als Oberhaupt der ganzen Christenheit in einer Erklärung vor aller Welt darthun. Nur daß der traurige Sonderanlaß dieser Kundgebung der bereits erfolgte Abfall der Verbündeten ist, von denen L. bei seiner Arbeit einige, wenn auch schwache Hoffnung der Wiedergewinnung hegt, im Fall günstige Umstände eintreten sollten. Die Schrift ist verfaßt als „Brief an einen torystischen Lord", da ja die Herrschaftsgewinnung der Torys eine Hauptschuld des Umschwungs auch nach Außen trug. — Offenbar ist unter dem „Monseigneur", der in der Zuschrift bei Uebersendung des Entwurfs angeredet wird, der Prinz Eugen verstanden, durch dessen Vermittlung wohl die Weiterverbreitung nam. in England und Holland geschehen sollte. Denn

1) Guhrauer Leben II, 281 (sonst noch nicht gedruckt).

daß die Arbeit seiner Zeit gedruckt wurde und erschienen ist, kann fast keinem Zweifel unterliegen [1]). 130 Seiten groß gibt sie von §. 1—34 den Nachweis, wie dieser verderbliche Friede weder nothwendig, noch auch angesichts der Verpflichtungen gegen den Kaiser und das Reich gerecht heißen könne. §. 34—75 enthält einen kurzen geschichtlichen Ueberblick der Ränke, die seit 1711 (dem Tod Josefs) gespielt und die freilich das jetzige Ergebniß wohl erklären. Endlich werden von §. 75—109 die Vorschläge beleuchtet und verurteilt, welche zu Utrecht dem Kaiser und Reich gemacht wurden. Wir geben, mit möglichster Uebergehung des schon Dagewesenen, die Hauptgedanken der für den Einblick in jene Zeit höchst lehrreichen Schrift: „Der Friede von Utrecht ist geschlossen, dem nicht beitreten zu können der Kaiser bereits erklärt hat. In der That, auch in England muß Jeder, welcher Partei er angehöre, wenn er nur ein Herz hat für das Wohl seines Vaterlands und die Freiheit seiner Nation, über einen Frieden nothwendig schwer bekümmert sein, der mit Einem Schlag die ganze Mühe zu nichte macht und alle Anstrengung vereitelt, mit welcher seit mehr als 40 Jahren alle Verständigen sich der erschreckenden Uebermacht Frankreichs entgegengestellt haben.

Nichts destoweniger, so unzufrieden man auch bei euch ist, suchet ihr den Frieden zu entschuldigen und zwar mit zwei Hauptgründen: Einerseits sagt ihr, die Verpflichtungen der Seemächte gegen den Kaiser seien nicht so weit gegangen, andererseits schützet ihr die Nothwendigkeit vor, die von allen Eingehungen entbinde. Denn zum Unmöglichen sei Niemand verpflichtet. — Beginnen wir mit dieser angeblichen Nothwendigkeit. Ihr könnt nicht sagen, daß die Siege des Feinds euch zur Unterwerfung unter die Gesetze gezwungen haben, die der Feind als Besiegter euch vorschreibt, und die euch veranlaßten, Ehre, Sicherheit und Bundesgenossen zu opfern. Im Gegentheil, ihr mit euren Bundesgenossen hättet als Sieger ihm Gesetze vorschreiben können und sollen, die es ihm vertrieben hätten, ferner zu schaden. Man stand auf dem Punkt, in Frankreich einzudringen, als der englische Hof Halt rief. Die Pikardie stand offen, Paris war in Gefahr —

1) S. die Bemerkungen Leibnizens bei Careil IV, 1 und 135, welche die bestimmteste Absicht der Herausgabe aussprechen.

das einzige Mittel, um Frankreich zur Vernunft zu bringen und zur Einhaltung seiner Pflichten, seiner Eidschwüre zu nöthigen. Da hat eure Nation die Ehre, die sie vielleicht wohlfeil hergäbe, Frankreich gerettet, ja ihm all seinen Hochmuth und seine Hoffnungen wiedergegeben zu haben, unter welchen letzteren oben an steht, eure Freiheit zu vernichten. — Und welche Aussicht auf Gewinn hattet ihr nicht! Ein gut Theil des spanischen Westindien stand Euch zu Gebot; Niemand hätte euch die Ufer des Missisippi bestritten, wo Frankreich trachtet, ein neues Königreich unter dem Namen Luisiana aufzurichten! Ihr aber waret zufrieden mit einem zweifelhaften, augenblicklichen Vorteil, mit einem elenden Negerhandel[1]) und einem erbärmlichen Winkel von Nordamerika. Das Beste aber und selbst das, was ihr in Europa gewonnen, wie Gibraltar, ist euren Feinden blos und freigegeben. Nun seid so gut und saget nicht mehr, der Friede sei für euch dringende Nothwendigkeit gewesen oder er habe euch auch nur Vorteil gebracht, so elend auch dieser letztere Grund Angesichts eurer Verbindlichkeiten lautete. Was muß man von euren Rathgebern denken? Mit dem Feind waren sie im Einverständniß, ihres Landes Ehre und Freiheit haben sie vergessen! Was helfen euch eure Sicherheiten? Leere Worte sind's! Wartet nur, was Frankreich noch mit dem Prätendenten thun wird, wenn es ihn auch zum Schein aus dem Land verwiesen hat, während es gleichzeitig die gesetzmäßige Thronfolge nach Kräften zu hintertreiben sucht.

Besser als ihr haben sich Anfangs die Holländer gehalten. Sie blieben ihren Verpflichtungen treu, bis sie sich endlich gleichfalls von euch in's Schlepptau nehmen und dem Abgrund zuführen ließen. Wie thöricht war es auch von ihnen nicht auszudauern, wo es galt, die Früchte so vieljähriger Arbeit, so großer Ausgaben, so vielen vergossenen Bluts einzusammeln, Alles zu gewinnen — oder Alles zu verlieren. Man hatte die Wahl, für lange Jahre die allgemeine und eigene Ruhe zu befestigen, oder aber sich in einen Zustand zu stürzen, da Ein Herr willkührlich in Europa schaltet — ein Zustand, unvergleichlich schlimmer, als der Krieg selber (tam anceps conditio ipso bello

1) Gemeint ist das Vorrecht, jährlich gegen eine geringe Abgabe 5000 Neger nach Westindien verkaufen zu dürfen!

periculosior, eine solche Unsicherheit und Unentschiedenheit ist schlimmer als der Krieg, heißt es in der Vorrede zu dem unter den Mächten geschlossenen einstigen Bündniß). Jetzt hängt ihr Handel, ihre Freiheit, ihr Heil von den Burbonen ab, die durch die friedliche Eroberung von Spanien Diktatoren der alten und Herren der neuen Welt geworden sind.

Wie ganz anders benahm sich Holland im Jahr 1672, als es viel schlimmer stand. Der Staat zeigte einen der alten Römer würdigen Muth; ein altes Magistratsmitglied von Amsterdam bearbeitete das Volk, wie es nur ein römischer Senator hätte thun können, als Hannibal vor den Thoren stand. Er hintertrieb den feigen Beschluß, dem König von Frankreich die Schlüssel auszuliefern und rettete so den Staat.

Dießmal dagegen stand die Republik in schönster Blüthe: sie hatte es soweit gebracht, daß einer der größten Könige fast auf den Knieen bat. Und da läßt man sich durch das kleine Mißgeschick von Denain einschüchtern und reicht die Hand zu dem unklugsten Frieden! Man ergibt sich dem Belieben eines Hofs, der bis in's Herz hinein über die Schläge, die Demüthigungen erbittert und gereizt ist, welche er erlitten. Schon einmal bekriegte er diese Republik auf's Grausamste und wird sicherlich nicht ruhen, bis er das Alte durch den völligen Untergang dieses Landes gesühnt und im Blut des Volks sich rein gewaschen hat. Denn solche Demüthigung hat Frankreich nicht erlebt, seit den Tagen des Königs Johann oder Franz I. Da machen es nun die Holländer wahrhaftig, wie einst die Samniter an den kaudinischen Pässen: Sie entehrten die Römer auf's empfindlichste und ließen sie dann laufen, damit sie sich für den Schimpf rächen können. Glaube doch Holland ja nicht, indem es wie der Strauß vor der Gefahr den Kopf in den Busch steckt, es sei durch die spanischen Niederlande gedeckt, wenn das deutsche Reich preißgegeben ist. Da steht ja der Angriff schönstens von der Flanke, vom Rhein aus offen, wie es einst geschah. Und doch verlassen sie sich auf diese ihre vorgebliche Schutzmauer, und bekümmern sich nichts um Kaiser und Reich, von wo ihnen doch schließlich allein Deckung und Rettung kommen kann. Sie thun, was sie können, daß das Reich zerrissen und zerstückelt wird, indem sie im Friedensschluß

helfen, daß die Reichsverräther Baiern und Köln wieder in ihre Rechte eingesetzt werden.

Ist es nicht seltsam, daß man durch so viele schwere Erfahrungen nicht klüger geworden ist und das ganze Elend der übereilten Sonderfrieden nicht eingesehen hat? Nach Nimwegen nahm Frankreich Straßburg weg und raubte unter dem Vorwand der Reunionen einen großen Theil des linken Rheinufers. Und die Folgen des Ryßwicker Friedens waren womöglich noch schlimmer. Und nun, nachdem in diesem Krieg der Kaiser das Eis gebrochen, seinen Sohn allen Gefahren ausgesetzt, sich's unermeßliche Summen hat kosten lassen und Gott selbst die gute Sache begünstigt hatte, schließt man von neuem einen Frieden, der zu guter letzt verderblicher ist, als alle andern je zuvor. Man setzt Frankreich in den Stand, die so sehr gefürchtete Universalmonarchie zu gründen: In Spanien hat es einen Unterkönig, den Enkel Ludwigs. Einen solchen wird es über kurz oder lang auch in England auf den Thron setzen, ich meine seine Kreatur, den Prätendenten; es macht neue Könige in Sizilien und Sardinien, es will die zwei deutschen Kurfürsten wieder zurückführen. Vielleicht gibt es bald auch den Niederlanden einen Statthalter, der ihm Intendanten-Dienste thut. Es scheint, daß dieß bald geschehen und man's noch zu unsrer Zeit erleben wird, damit die Anstifter selbst noch zu schmecken bekommen, was sie angerichtet. Mögen sie sich also nicht einmal mit dem elenden Gesang der Feiglinge trösten: Wenn es nur Ruhe ist in unsern Tagen! Diese Gesinnung ist die wahre Ursache des Untergangs der Staaten.

Es zeigt sich nun ein eigenthümlicher sehr schlimmer Widerspruch in dem Benehmen dieser Friedensapostel. Einerseits stellt man den Kaiser dar als so mächtig, daß man ihn nicht weiter wachsen und Spanien nicht gewinnen lassen dürfe. Andrerseits rechnet man seine Macht für nichts, wenn es sich drum handelt den Krieg an seiner Seite fortzuführen. Man kann also mit viel mehr Grund, als ein französischer Schreiber über Frankreich thut, vom Reiche sagen: Wenn der Kaiser so schwach ist, warum fürchtet ihr ihn; und wenn er so stark ist, warum trauet ihr nicht, mit ihm den Krieg fortzusetzen? Heute redet man von der erschrecklichen Macht des Kaisers, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, und morgen weiß man ihn nicht schwach genug

hinzustellen, um seine eigene Feigheit und Wortbrüchigkeit zu beschönigen.

Wie man es also ansieht, ob von Seiten Englands oder Hollands oder des Kaisers, nirgends zeigt sich ein vernünftiger Grund für jene behauptete Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen.

Der zweite Gesichtspunkt, zu dem ich übergehe, ist die übernommene Verpflichtung, dem Kaiser zu seinem Recht, d. h. zu Spanien und Indien zu verhelfen. Man kann dieß nicht genug betonen und immer wiederholen (folgt die Rechtsauseinandersetzung, entsprechend dem Manifest von 1704 und der Schrift über die Seufzer Europas. —). Nur unter dieser ausdrücklichen, mehrmals und zuletzt noch 1709 wiederholten Bedingung gab der Kaiser die Erlaubniß, daß sein Sohn sich in die gefährliche Unternehmung einließ. — Außerdem hatten die Seemächte noch eine besondere Verpflichtung übernommen. Sie hatten jenen, am meisten den französischen Einfällen ausgesetzten zwei Kreisen Schwaben und Franken beim Kongreß in Nördlingen versprochen, ihnen zum vollen Ersatz und zu bleibender Sicherheit zu helfen, wogegen diese nicht nur alle Kriegsleiden hauptsächlich auf sich nahmen, sondern auch leisteten, was in ihren Kräften stand. Dieser volle Ersatz und diese Sicherheit für die Zukunft kann aber in nichts anderem bestehen, als in der Rückgabe des Elsaßes mit Straßburg, kurz in der Wiederherstellung des Stands nach dem Westfälischen Frieden. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß das Reich und besonders jene zwei Kreise ohne diese Vormauer gar leicht von Frankreich überschwemmt und zu Grund gerichtet werden, ehe sie zu sich kommen, sich vertheidigen oder Hülfe von den Nachbarn erhalten können.

Diese Kreise hatten sich durch jenen Vertrag, der jedes gesonderte Friedemachen verbot, den ganzen Haß Frankreichs und des Kurfürsten von Baiern zugezogen und wurden während geraumer Zeit der Kriegsschauplatz. Und nun nach all diesen Versprechungen, nach all diesen Leiden behandelt man sie zu Utrecht in der Art, daß man sie nicht einmal einer Antwort würdigt, geschweige denn, daß man ihnen zu Lieb die geringste Anstrengung gemacht hätte.

Dieß ganze Benehmen, dieser unerhörte Treubruch der See-

mächte und besonders Englands ist nur erklärlich, wenn wir der Zeitfolge nach eine kurze Geschichte der Schliche und Ränke geben, welche in der Sache spielten. Dieselben begannen der Hauptsache nach, als Kaiser Josef starb und der bisherige spanische Thronerbe, Karl, deutscher Kaiser wurde. Nun fieng man an zu erklären und in Flugblättern zu verbreiten, diese Verbindung sei nicht minder gefährlich. Allein dabei wollte man nicht sehen, was Jedermann in die Augen springen mußte, welch ungeheurer Unterschied nemlich zwischen Frankreich und dem Haus Oestreich oder Deutschland sei. Es ist (vgl. oben) doch offenbar etwas anderes, wenn die zwei gleichermaßen katholischen und an einander grenzenden Länder Frankreich und Spanien unter Eine Gewalt kommen, als wenn dieß bei Deutschland geschieht, das weit von Spanien getrennt und ihm auch durch theilweise Religionsverschiedenheit ferner gestellt ist. Vis unita fortior. — Außer diesen offenbar nichtigen Einflüsterungen Mancher wußte aber Frankreich auch noch auf andere Weise die Seemächte gegen einander zu verhetzen. Man benützte die Mißstimmung, die bei einem Theil des englischen Volks gegen die Wighs herrschte, als wären sie der englischen Kirche gefährlich; man schwärze die Holländer an, als begünstigten sie diese Partei und suchten bei dem beschwerlichen Krieg nur ihren Vorteil. Man malte der Masse, die nicht prüft, einen günstigen Frieden vor, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Darin ließ man sich auch nicht stören, als die Todesfälle in der französischen Königsfamilie eintraten und es nächstens heißen konnte: der Daufin-König von Spanien. Das Ränkespiel nahm nun seine Zuflucht zu der vorher soweit weggeworfenen Verzichtleistung, man brachte Eidschwüre, Kortes, Parlament, Verträge herbei, kurz Alles, worüber man eben noch gespottet. Was sollte das helfen? Ja manche fürchten sogar, daß der Daufin sich bei seiner Verzichtleistung unter der Hand habe Gegenbriefe geben lassen, die jene wieder aufhoben und so Alles null und nichtig machten. Es gibt Beispiele derart und man darf den Leuten Alles zutrauen, die mit Eiden und Verträgen in solcher Weise spielen. Ihnen gilt derselbe Grundsatz für gut, wenn er nützt, und für schlecht, wenn er nicht paßt. Die Vertheidiger Frankreichs haben das Vorrecht, das Kalte und das Warme zu blasen, Vernunft

und Gerechtigkeit lächerlich zu machen, und doch gibt's Leute in England, die diesen Mummenschanz nicht durchschauen!

Während man mit diesen Dingen in Paris und London umgieng, hielt man Alles vor der ganzen Welt, insonderheit aber vor dem Gesandten des Kaisers geheim. Und als der Graf Gallas merken ließ, daß er das Geheimniß durchschaue, suchte man ihn, bestürzt, in einer Weise zu entfernen, die sich nicht gehörte. Nicht genug damit, man ließ Schriften drucken und verbreiten, die darauf ausgiengen, den Kaiser verdächtig oder lächerlich zu machen. All dieß that man, obwohl ein Artikel des Vertrags ausdrücklich feststellte, daß man sich nicht gesondert in Unterhandlungen mit dem Feind einlassen dürfe. — Der Kaiser seinerseits hielt pünktlich daran fest, obgleich ihm Frankreich durch Vermittelung des Papsts wiederholt Anerbietungen zu machen suchte, die sehr vorteilhaft gewesen wären. Daher beklagt sich Ludwig in einem Brief, den er im Jahr 1707 von Versailles aus an den Papst schrieb, geradewegs darüber, daß der Kaiser aus Furcht, seinen Bundesgenossen zu mißfallen, die heiligen Ermahnungen des Statthalters Christi nicht hören wolle. — Was that man nunmehr dagegen in England? Nicht nur ließ man die Sendlinge des Feinds herein, sondern man holte sie sogar herbei. Und als im Jahr 1711 die von Frankreich vorgeschlagenen sieben Artikel erschienen, so erklärte man, obwohl man sie und noch schlimmere unterzeichnet hatte, dennoch vor dem Haus der Gemeinen, es seien das blos Vorschläge von Frankreich, an die man in keiner Weise gebunden sei. Freilich man mußte langsam thun und das Volk allmählig gewöhnen, daß es die bittere Pille schlucken lerne. Allein schon im Jahr 1712 drang diese Partei in die Königin, einen Friedenskongreß zu veranstalten, um mit Frankreich zu verhandeln, obgleich man recht gut wußte, daß ohne scharf bestimmte Präliminarien ein solcher Kongreß nichts wäre, als ein Spielplatz von Ränken und eine Gelegenheit, die Bundesgenossen zu trennen. — Von jetzt an begannen auch die Holländer zu wanken, die bisher der guten Sache treu geblieben waren. Und sie wankten, trotzdem, daß sie von der englischen Friedenspartei in der rücksichtslosesten Weise behandelt wurden, um zu sehen, ob sie sich's gefallen und sich einschüchtern ließen. Statt zu erröthen und fest zu sein, hegte man aber Furcht vor Leuten, die selbst daran litten.

Der Kaiser sah wohl, auf was es hinauswolle. Allein er ließ sich endlich durch die Vorstellungen der Großmächte weich machen, da man ihm allgemein sagte, die vorgeblichen Präliminarien seien noch für Niemand, als bloß für Frankreich bindend. So erschienen seine Bevollmächtigten auf dem Kongreß, der im Winter 1712 begonnen hatte. Allein sie fanden bald, daß Alles bloße Förmlichkeit und nur ein schon abgekartetes Spiel sei, um auch die noch Wankenden zu gewinnen und zu verführen. — Endlich nahmet ihr Engländer im Frühjahr 1712 die Maske ab. Der Feind erschien zitternd im Feld und man stand im Begriff ihn ganz zu brechen; da schloßet ihr euren schimpflichen Waffenstillstand und verließet auf's Schmählichste die gemeinsame Sache zum Schaden von ganz Europa. Der Feldzug des Jahrs 1712 schlug nun nothwendig fehl; man verlor bei Denain und Douay, da durch euren Verrath Alles in Unordnung gekommen war. Hierüber bezeugte man, was doch ein Rest von Anstand und Scham hätte verbieten sollen, in England die größte Freude. „Nicht wahr, wir haben's vorausgesagt!“ hieß es, als ob es eine Kunst wäre, das Unglück zu profezeien, das man selbst anzurichten gedenkt!

Unterdessen hatten die Franzosen auch in Holland, besonders in Amsterdam mehr und mehr Boden zu gewinnen gewußt. Ein Geist der Furcht und Unterwürfigkeit bemächtigte sich dort plötzlich einiger angesehenen Leute und verbreitete sich von da aus durch das ganze Land. Eine übel angebrachte Sparsamkeit half nach; kurz man bildete den Schwanz von England in der Schande und Schmach. Der Mißgriff war so offenbar, daß das Volk in den Niederlanden, statt wie sonst die Masse der Privatleute thut, nach Frieden zu schreien, selbst die Uebereilung seiner Beamten und Häupter tadelte und keine Freude zeigte, als der Magistrat von Amtswegen Freude nach dem Friedensschluß anordnete. Allein die leitenden Kreise waren anders; da war kein staatsmännischer Geist, kein höherer Schwung, ja einige zeigten einen seltsamen Eifer sich zu verderben, als ob sie es übelnähmen, daß die Engländer noch schneller als sie dem Abgrund zuliefen.

Nach all dem versammelte man sich endlich in Utrecht; aber die öffentlichen Sitzungen waren eitel leere Form. Jeder stellte seine Forderungen auf und der Feind machte sich darüber

lustig. Er erklärte ganz offen, er wolle mit Jedem besonders verhandeln, und man war so schwach, ihm dieß zuzugestehen. Ja die Franzosen besaßen sogar die Frechheit, die Generalstaaten und ihre Bevollmächtigten in ihrer eigenen Stadt zu verspotten und zu verhöhnen. So kam endlich der 11. (13te) April, dieser für Europa verhängnißvolle Tag, der den Frieden und die Auflösung des Bündnisses brachte.

Damit man endlich nach allen Sonderverträgen nicht glauben möchte, der Kaiser und das Reich seien ganz vergessen, erschien am selben Tag eine von den französischen Bevollmächtigten unterzeichnete Schrift: Anerbietungen und Forderungen des allerchristlichsten Königs, Frieden mit dem Haus Oestreichs und dem deutschen Reich zu schließen. Man that dem Kaiser nicht einmal die Ehre an, ihn zu nennen, so daß es scheint, als ob Frankreich soweit gienge und seine Wahl anföchte, da die zwei abgesetzten Kurfürsten (Baiern und Köln) nicht dabei waren. Da die französischen Minister schamlos genug sind, dürfte man sich darüber nicht wundern, wenn es so wäre.

Der Kaiser war entrüstet und rief zuerst seine Bevollmächtigten zurück. Dieß machte die Franzosen und Engländer ein wenig betroffen, da man nach früheren Vorgängen geglaubt hatte, Kaiser und Reich werden nach ihrer alten Gewohnheit sich von fremden Launen leiten lassen. Allein da die französischen Bevollmächtigten sahen, daß jene von allen Bundesgenossen verlassen seien, so nahmen sie ihre hochmüthige Art sogleich wieder an und bestimmten ein Ziel, bis zu dem die Bedingungen angenommen sein müßten.

Gehen wir nun noch dazu über, in der Kürze diese sauberen Artikel der Hauptsache nach zu prüfen, welche die englischen Bevollmächtigten als Notare Frankreichs dem Kaiser überreichten. Es wird dieß zur Genüge beweisen, wie unmöglich es demselben war beizutreten und wie unverantwortlich von den Andern, einen solchen Frieden abzuschließen. Da heißt es: „Der Vertrag von Ryßwick tritt wieder in Kraft; der Rhein wird als Schranke (barrière) zwischen Frankreich und Deutschland dienen“. Wie? meint Frankreich damit etwa, man werde ihm abtreten oder habe ihm in Ryßwick abgetreten, was irgend auf der linken Seite des Rheins liegt? Meint es, man lasse die vier rheinischen Kurfürsten vom deutschen

Reichskörper abreißen und dieselben französische Unterthanen werden, unbeschadet der Weiterführung ihres Titels „Fürsten des h. römischen Reichs", wie die Bischöffe von Metz, Tul und Verdün ihn noch jetzt haben? Vielleicht wird man sagen, das über den Rhein Bemerkte sei nur ein ungenauer Ausdruck. Allein man kennt die französische Auslegekunst!

Jedoch gesetzt auch, man verstehe darunter nur den Oberrhein, heißt dann das dem Reich eine Vormauer geben, wenn man ihm nimmt, was man einst schon in Friedenszeiten geraubt? Eine Vormauer sollte sonst ein wenig über die Grenze des zu beschützenden Staats hinausgehen; hier geht sie einwärts und ist vielmehr eine Vormauer für Frankreich. Ueberdies ist der Rhein als solcher keine Schutzwehr, die dem Reich Sicherheit gäbe oder wohl anstünde. Frankreich kann jeden Augenblick von dort aus Deutschland überschwemmen! (— folgt eine strategische Ausführung, die theilweise bis auf's Wort mit dem, aus dem gleichen Anlaß gegen den Ryßwicker Frieden von L. Gesagten übereinstimmt —). Ohne Rückkehr auf den Stand des westfälischen Friedens ist weder Ruhe noch Sicherheit zu hoffen!

Gehen wir zu den andern Artikeln über, die sich auf Deutschland beziehen, so wird die Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Köln und Baiern verlangt. Deren Sünden und Frevel zu erzählen, brauchte es ein ganzes Buch. Hat doch, um nur Eins anzuführen, dieser frevelhafte Baier, als der Feind vor der Thüre stand, eine Schrift ausgehen lassen unter dem Titel: „Deutschland in Gefahr, bald unter eine absolute Monarchie gebracht zu werden, wenn es die gegenwärtigen Verhältnisse nicht benützt, seine Freiheit zu wahren". Kurz, die zwingendsten Gründe veranlaßten, daß man die Reichsacht über ihn aussprach und ihn aus der Liste der deutschen Fürsten strich, da er sich offen als Gegner Deutschlands erklärt und mit dem Erbfeind desselben sich verschworen hatte, um Schwaben, Franken und Tirol zu gewinnen und so das alte Baiernreich nur in vergrößerter Gestalt wiederherzustellen. Es wäre zu Ende mit dem Reich, wenn seine Aussprüche über solche Fürsten nicht in Kraft und Geltung blieben.

Diese wenigen Bemerkungen genügen, um zu zeigen, wie unbillig, unverschämt und unannehmbar die dem Kaiser und Reich gestellten Bedingungen sind, mit denen sich die englischen Minister

lieber nicht eingelassen hätten, wenn sie nicht gedenken, in bessrer Weise den fünften Artikel „von den sichern Mauern des Reichs“ auszuführen, nemlich für die volle Rückgabe von Elsaß, Straßburg und Lothringen zu arbeiten.

Indeß der dem Reich angebotene Friede ist nicht einmal ungünstiger, als ihn England und Holland wirklich geschlossen haben. Allein ich kann mich des genauern Nachweises hiefür überheben, da sie es bald oder schon jetzt thatsächlich verspüren. Möge weder England noch Holland sich schmeicheln, daß je des Andern Untergang ihm nützen werde: fällt das Eine, so folgt das Andre vor der dadurch nur wachsenden Uebermacht der Burbonen nach. Ich schließe, indem ich nochmals mit allem Nachdruck auf diese, ganz Europa drohende Gefahr hinweise. Denn auf etwaige Uneinigkeit im Schooße der nun vereinigten Burbonen zu rechnen, ist lächerlich. Dieselben werden schon ihren Vorteil verstehen und zusammenhalten. Wir aber sind die Thoren, wenn wir unsre Feinde dafür halten“.

Soviel an die treulos abgefallenen Verbündeten von ehemals! Was blieb nun aber dem Kaiser und Reich zu thun übrig, deren Sache „jener für ganz Europa verhängnißvolle Tag von Utrecht“ unentschieden gelassen? Krieg oder Frieden, Kampf ohne Bundesgenossen oder Nachgeben mit Schmach und Verlust? Die Lage war verzweifelt, ganz ähnlich der des Jahrs 1684, als es sich drum handelte, ob die unerhörte Schmach des Straßburger Raubs tilgen, selbst auf die Gefahr hin vom Feind in Ost und West erdrückt zu werden, oder sich selbst bezwingen und andre Zeiten abwarten. In diesem Zeitpunkt war Leibniz der Letzte, seinen Kaiser im Stich zu lassen, statt ihn falschen oder kurzsichtigen Rathgebern gegenüber mit seinem erprobten Scharfblick zu unterstützen. Darum häufen sich hier vor Allem seine Denkschriften, den Ereignissen Schritt für Schritt folgend oder profetisch vorausfliegend, nichts, auch das Kleinste nicht, unbeachtet lassend, sondern hervorhebend, was irgend verwend- und verwerthbar erschien. Wir benützen, indem wir anderes anfügen, als Hauptschrift für diese Zeit unmittelbar nach dem Utrechter Frieden die „Considé-

rations relatives à la paix ou à la guerre“ [1]), die schon im Titel an die manchmal wörtlich anklingende und dem Sinn nach ganz ähnlich gehaltene „Consultation sur la guerre ou l'accommodement avec la France“ von 1684 erinnern.

„In großer Gefahr, beginnt unsre Schrift ganz ähnlich mehreren früheren, darf Jedermann seine Meinung sagen, sei es auch nur, daß ihn sein Eifer treibt. Daß ich hierin Niemand nachstehe, darf ich wohl sagen, ebenso, daß die Gefahr für's Reich nie größer war. Allein so verzweifelt es steht, darf man doch nie verzweifeln, wie einst die Römer dem Konsul Varro nach der Schlacht bei Kannä dankten, daß er nicht wie sein Genosse Paulus Aemilius die Hoffnung aufgegeben. Denn die Verzweiflung, der Widerwille reißt Einen leicht zu verkehrten Handlungen fort. Es wäre dem Feind ein willkommen Schauspiel, wenn wir jetzt unsern alten Freunden selbst in die Haare kämen, so lässig und treulos sie sich auch benommen. Allerdings verdienten sie gezüchtigt zu werden und sind es eigentlich auch bereits, mehr als ihnen und uns lieb sein kann. Aber wenn sie unklug waren, so haben wir nicht nöthig es auch zu sein, sondern müssen sie übertreffen und in aller Stille und Gelindigkeit wieder auf den rechten Weg bringen. Es wird das nicht allzuschwer sein, wenn die schlimme Gährung der Gemüther sich gelegt hat. Ein solches Unternehmen ziemt dem Kaiser als Haupt der Christenheit und Beschützer der allgemeinen Freiheit. Hierin kann man vom Feinde lernen: Ludwig bewahrte den Gleichmuth im Glück und Unglück und ließ sich nie durch die Leidenschaft gegen seinen Vorteil bestimmen, seit die Hitze der Jugend verflogen war. Der Kaiser ist noch jung und kann, wenn er auch ruhig bleibt, eine große Umwälzung hoffen. Er hat schon früher Festigkeit und Weisheit gezeigt, ehe er auf diesem hohen Posten stand, wo die Augen Europas im jetzigen Zeitpunkt auf ihn gerichtet sind.

Die Frage ist nun: 1) Ob der Kaiser den Krieg gegen die Burbonen fortsetzen soll und 2) wie dieß im

---

1) Careil IV, 189 ff. — ob ursprünglich französisch, ist mir sehr zweifelhaft. Ziemlich gleichlaufend, wie gleichzeitig ist die deutsche Denkschrift „an den Kaiser“ S. 315 ff., die wir in ihren Ausführungen über die Geldunternehmungen u. s. w. schon oben mitbenützten. Von all diesen, wenigstens den ausgeführten Schriften haben wir sicher anzunehmen, daß sie wirklich an den Kaiser giengen.

Bejahungsfall anzugreifen sei. Das Erste betreffend ist es für mich als Privatmann schwer, etwas zu bestimmen. Indeß ist sicher, daß es das Allerschlimmste wäre, wenn man vollständig auf die Forderungen Frankreichs eingienge, auf die Erbfolge in Spanien verzichtete und in Deutschland auf den Fuß des Ryßwicker Friedens zurückkehrte. Läßt sich freilich nichts Anderes machen und sind die übrigen Mächte nicht zu gewinnen, die deutschen Fürsten aber unempfindlich für Ehre und Pflicht, so muß man sich in Gottes Namen darin geben. Denn es wäre nicht klug, sich den Hals abzuschneiden, wenn man den Geldbeutel verloren hat. Ist doch gegründete Aussicht, daß die Verhältnisse in Europa sich bald ändern werden und wieder etwas zu machen ist. Erhalte man sich also für bessere Zeiten. Indeß ließe sich doch auch so noch etwas bei diesem Friedensschluß ausrichten, wenn nemlich der Kaiser zwar abschlöße, aber ohne irgend auf seine Ansprüche zu verzichten. Es ist dieß ja ein sehr häufiges Verfahren, das für künftige Fälle freie Hand gibt. Und daß solche eintreten, ist bei Frankreichs Uebermuth sicher zu erwarten. So wäre also der Friede nur eine Art Waffenruhe.

Aber ehe man sich zu einem auch so noch höchst bedenklichen Friedensvertrag herbeiläßt, ist zu erwägen, ob man nicht doch stark genug sei, den Krieg fortzusetzen. Das Reich und seine Fürsten sind im höchsten Grad dabei betheiligt. Abgesehen von dem Länderverlust ist das allerschmählichste, wie sich Frankreich in Sachen Baierns und Kölns erlaubt, in das Richteramt des Reichs dreinzureden und sich in innre Reichsangelegenheiten zu mischen. Solches zu dulden, wäre eine Schmach für das ganze deutsche Volk, welches Jedermann verächtlich werden muß, wenn es sich das gefallen läßt. Dieser Punkt gerade kann in Schriften und Reden gar nicht oft genug gepredigt werden, um die stumpfsinnigen und trägen Geister aufzurütteln. (C'est ce qu'on ne pourrait prêcher assez dans les discours et dans les écrits, pour reveiller les esprits assoupis et indolents Careil IV, S. 199 oben.)

Allein um dem sich wirksam widersetzen zu können, ist nöthig, daß das Reich seine volle Kraft aufbietet. Die Kontingente müssen in so dringender Gefahr mindestens um 1/4 erhöht werden, da so viele Theile des Reichs nicht mehr zu rechnen sind. Ueber-

haupt ist zu sagen, daß das Reich im Ganzen noch viel mehr leisten kann, als es bisher that.

Was die Gewinnung der Bundesgenossen betrifft, so kommen zunächst die Reichsfürsten in Betracht (— folgen über die Art, die Widerwilligen „künstlich" zu gewinnen, dieselben Rathschläge wie schon öfter —). Für's Andre aber hat man an die nordischen Mächte zu denken, deren Beiziehung nicht unmöglich ist[1]). Dieselben, vornemlich Dänemark und Polen-Sachsen sind gegen den Frieden, in welchem Frankreich Schweden wieder in seine alten Rechte einsetzen will. Also kann sie der Kaiser unbeschadet des Friedens von Altranstädt für die Reichszwecke gewinnen, welche auch ihren Vorteil befördern. Ja es wäre mit der Zeit sogar möglich, von Reichswegen, dem er durch Pommern u. s. w. angehört, gegen Karl XII wegen seiner Ausschreitungen vorzugehn und die Reichsacht über ihn auszusprechen. Denn wenn Schweden wieder hergestellt wird und zwar durch Frankreichs Vermittlung, so hat Deutschland in seinem Innern einen beständigen Bundesgenossen seines Todfeinds. Nur wäre zu rathen, daß der Kaiser und die nordischen Mächte ihre ganze Kraft zunächst gegen Frankreich kehrten und Schweden auf der Seite liegen ließen; man kann ja später mit ihm reden, damit es nicht gehe wie 1672 ff. mit Fehrbellin. Der Czar scheint gleichfalls für die kaiserliche Sache zu sein. Nur muß man sich seiner Hülfe ganz unter der Hand (etwa durch Vermittlung der Könige von Polen und Dänemark) versichern, um der Pforte keinen Anlaß zum Argwohn und zum neuen Einbruch in Ungarn zu geben. — Auf der andern Seite müßte man suchen, auch in England[2]) selbst Boden zu gewinnen. Dazu gibt die immer brennender werdende Erbfolgefrage daselbst

---

1) Obiger Gedanke hat eine Sonderausführung in zwei Aufsätzen: 1) Projet d'Alliance avec les puissances du Nord 1713 (Car. IV, S. 214 ff.) und wieder aufgenommen in 2) Reflexions politiques avant la paix de Rastadt 1714 (Careil IV, 207).

2) Diese Frage wird in der Consultation selbst noch nicht, dagegen in einigen ziemlich gleichzeitigen oder wenig späteren Aufsätzen behandelt. Es gehören hieher 1) Nouvelles réflexions sur l'état des affaires Car. IV, 170; vom Jahr 1713 vor Rastadt. 2) Wunderliche und romaneske Einfälle die Staatsgeschäfte betreffend IV, 228 vom Juni 1713. 3) Mémoire sur l'alliance de l'empereur avec le roi (futur) d'Angleterre IV, 248; von 1714 nach Rastadt, aber der Gleichheit des Gegenstands wegen hier schon hereinnehmbar.

den besten Anlaß. Allem Anschein nach will das englische Ministerium den Prätendenten Jakob (III) auf den Thron setzen, womit das Streben der Burbonen vollends gekrönt wäre. Dagegen muß man sich mit aller Macht sträuben; besonders haben auch die Niederlande Grund, hiebei zu helfen. Mit ihnen muß man sich unter Vergessung alles Vorgefallenen in's Einvernehmen setzen, um die Mine abzugraben, welche jene Minister vorbereiten. Ein ganz besonderes Intresse hat auch der Kurfürst von Hannover als berechtigter künftiger Thronerbe; gewiß könnte er als solcher schon jetzt in England wirken, wozu kleine Flugschriften nicht übel wären. Denn es muß vor der nächsten Parlamentswahl etwas geschehen, sonst ist das Uebel kaum mehr heilbar. In der gleichen Weise ließe sich der König von Preußen als der Nächste nach Hannover in's Intresse ziehen. Zwar lebt die Königin in England noch; allein ihr Tod steht so nahe bevor, daß es Zeit wäre schon jetzt dazu zu thun; denn es ist nicht abzusehen, warum man sich in einem so wichtigen Augenblick durch leere Förmlichkeiten sollte abhalten lassen, kräftig aufzutreten und zu handeln. Es wäre also von Seiten der Kurfürstin Sofie von Hannover in England darauf zu dringen, daß die Erbfolge endlich festgestellt werde[1]); man könnte darauf hinarbeiten, daß schon jetzt die Stelle eines englischen Admirals dem jüngsten Sohn der Kurfürstin übertragen würde, womit bereits ein Großes gewonnen wäre, um die Minister im Zaume zu halten und die Erbfolge zu sichern. Endlich könnte man, um all dem noch mehr Nachdruck zu geben, nach der Gewinnung von Amsterdam geradewegs eine Flotte in Stand setzen, um unversehens nach England zu fahren, indem man erklärte, man überlasse die Frage der Erbfolge ganz den Engländern selbst, nur wolle man die Entscheidung gegen die wühlende fremde Beeinflussung schützen.

Auf diese Weise hätte man also Gelegenheit, nicht blos die alten Bundesgenossen wieder zu gewinnen, sondern sich auch noch durch den Norden zu verstärken, um das drohende Unheil abzuhalten".

---

1) Leibnizens umfassendes Streben berührt sich hier wieder mit dem Sondervorteil seines Hofs.

Unaufhaltsam nahmen die Geschicke ihren Lauf; die Friedensverhandlungen von Rastadt begannen, bei welchen das, naturgemäß wieder zum vollen alten Uebermuth zurückgekehrte Frankreich noch viel schlimmere Bedingungen als in Utrecht stellte, zumal die Kriegsunternehmungen des Sommers 1713 für das allein stehende und in sich zertheilte Reich nicht eben glänzend ausgefallen waren. Noch einmal stemmt sich Leibniz gegen den Abschluß in einer Schrift voll bittrer Kraft und Leidenschaft: „Considérations sur la paix qui se traite à Rastadt“ [1]). „Der Friede, meint sie, ist ja bekanntlich ein sehr hohes Gut; selig sind die Friedfertigen, sagt die heilige Schrift; nach Frieden verlangen wir Alle, vom Frieden singen alte und neue Dichter. Allein dagegen ist zu bedenken, was ein neuerer Dichter gegen den trügerischen Frieden sagt (— folgt das Verschen, das den Sinnspruch der Utrechter Hauptschrift bildete —). Sind wir nicht auf die Utrechter Bedingungen eingegangen, so ist es noch viel unmöglicher, dieß jetzt in Rastadt zu thun, sonst ist der letzte Rest von Achtung vor dem Reich verloren. Niemehr wird dasselbe in Zukunft zu einem kräftigen Auftreten gegen Frankreich zu bewegen sein. Französische Sendlinge werden Deutschland überschwemmen und an den Höfen arbeiten, Fürsten und Kurfürsten werden sich beugen vor jener Krone, kurz das Reich geht seinem letzten Stündlein entgegen. Denn es wäre nichts mehr zu hoffen, und ein Mann von einigem Ehrgefühl und Eifer vermöchte nicht ohne Zähneknirschen an eine solche erbärmliche Heruntergekommenheit des Reichs und an die schrecklichen Folgen für die Zukunft zu denken. — Allein es liegt auch gar keine Nothwendigkeit vor, sich zu beugen. Ludwig ist alt und schwach und möchte zu gern seine Regierung mit einem Frieden krönen; dazu hat er triftige Gründe sowohl von Seiten des Nutzens, als des Gewissens, das sich doch auch zuweilen regt. Mit seinem Tod steht eine, besonders für Kriegszeiten höchst bedenkliche Minder-

1) Dem Kaiser übersandt mit folgendem Briefchen: „Allerdurchlauchtigster Herr! Aus allerunterthanem Eifer für Eurer Maj. Gloire und des Vaterlands Wohlfahrt, nach allergn. Erlaubniß schicke die beikommende Schrift (— französisch geschrieben? —). Wo nicht res integra und E. Maj. andre erleuchteste Gedanken führen, dictum habeatur pro indicto, scriptum pro deleto. Daher es auch vor Euer Maj. allein aufgesetzt. Ich verbleibe Lebenszeit u. s. w.“ — Careil IV, 227 (der Aufsatz 218).

jährigkeit in Aussicht. Zudem ist Frankreich viel mehr erschöpft als Deutschland. Man sagt, daß eine Hungersnoth gefürchtet werde, was mit den Leiden des Kriegs verbunden in jenem Land sehr leicht eine Empörung hervorrufen könnte. Ein deutliches Zeichen, wie es steht, ist der Bankerott, den es eben durch Herabsetzung des Zinses gemacht hat. Unser Kaiser dagegen ist eine aufgehende Sonne. In Deutschland selbst fehlt es nicht an Menschen und Mitteln, wenn man sie nur recht zu verwenden weiß (— folgen wieder die schon früher besprochenen Rathschläge über Beschaffung von Geld, Zufuhr u. s. w. —). Geld ist genug da, so sehr man auch immer über Mangel schreit. Sehe man doch nur die herrschende Ueppigkeit! So ist man ganz gut im Stand, nicht blos zu widerstehen, sondern, was immer viel besser ist, angriffsweise den Franzosen den Schrecken in's eigene Land zu tragen. Manche sagen, wir seien mit Recht gestraft worden, weil wir in Utrecht nicht friedfertig gewesen; das zeigen unsre jetzigen Mißerfolge. O die Frommen, als ob wir gethan hätten, was wir vermochten, als ob wir alle unsre Sehnen angespannt hätten!

So wäre ich denn der Ansicht, daß man Frankreich rund und nett erklärte, man sei nicht gewillt, seine Friedensbedingungen anzunehmen".

Ist diese geharnischte Erklärung „für den Kaiser allein" aufgesetzt, so gibt Leibniz den, die deutsche Lässigkeit und Selbstsucht betreffenden Mahnungen unsrer Schrift theilweise mit wörtlichem Anklang in einem lateinischen Gedicht [1]) Ausdruck:

Auf den trügerischen Frieden.

Friedenslisten verstand Frankreich stets mehr noch als Kriegskunst:
Ryßwick hat einst gebeugt Spanien unter sein Joch.

1) Bei Pertz S. 346. In einer Abschrift ist beigefügt: „Ich bitte Sie, mein Herr, dieß zurückzusenden, nachdem Sie eine Abschrift davon genommen, im Fall es der Mühe werth ist. Man kann ja sagen, die Verse seien irgendwoher gekommen. Denn ich wollte nicht für den Verfasser gelten". Demnach scheint Leibniz diesen dichterischen Aufruf zur Herausgabe befördert zu haben, was auch dem Inhalt ganz angemessen ist.

Und zu Rastadt, da schmiedet es dir, o England, die Ketten;
Herrschend in Themse und Rhein macht es auch Holland zum Knecht.
Denn das burbonische Scepter soll strecken sich über die Erde.
Renne nun, gläubige Schaar, preise den Frieden recht laut!
Kräfte fehlen uns nicht; uns fehlt es nur einzig am Wollen;
Wollet! und sicherlich trifft Rache den treulosen Feind.
O wenn nur wenige wollten, der Preuße, der Sachse, der Welfe,
Wenn sie sich unter dem Aar schaarten, o Kaiser, vereint;
Alsdann kommen die Anderen auch. — Dir, Deutschland gebricht es
Nicht am Golde, denn nie warest du reicher als jetzt.
Schauet die Ueppigkeit nur, das Schwelgen, die Fülle des Silbers,
Welche in jeglichem Haus glänzend den Reichthum erzeigt.
Reichlich schenkte uns Früchte der Acker, zu nähren die Schaaren,
Sei es im Feld, oder sei's ruhig am häuslichen Heerd.
Fehlt es, so tragen die Flüsse uns willig herbei, was wir brauchen,
Wenn wir's nur richtig verstehn Alles in Ordnung zu thun.
Auf! nur den Beutel geöffnet! ihr kauft langwährenden Frieden.
Freiheit, Ehre, Vernunft mahnt uns und göttliches Recht.
Auf! beschneidet das Schwelgen ein wenig, gebt zu eurem Eifer,
Gilt es dem Vaterland doch Streiter zu stellen in's Feld.
Dann wird Gott und der Sieg des Friedens Federn regieren,
Und der gottlose Feind knieend empfangen den Spruch.

Im März 1714 wurde auf die Bedingungen von Utrecht der Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Rastadt abgeschlossen. Nun stand noch nach allen Sonderfrieden das deutsche Reich als solches aus, bekanntlich nicht aus Festigkeit und Hartnäckigkeit, sondern aus angeborner Langsamkeit, vielleicht auch weil man es (wie 1866 das Fürstenthum Liechtenstein) vergessen hatte. Es war zwar kaum der Mühe Werth, für dasselbe noch etwas zu thun. Und dennoch ruht der durch nichts zu brechende oder zu beugende Leibniz nicht, sondern sucht die letzte Frist noch auszukaufen, indem er die früher schon berührte, jetzt in allernächster Aussicht stehende Erhebung des deutschen Hauses Hannover auf den englischen Thron benützt. (In diese Zeit fällt genau das oben benützte mémoire sur l'alliance de l'Empereur avec le roi d'Angleterre, dessen Hauptzweck ist, wenigstens den Frieden von Baden zu hintertreiben, indem der neue König von England mit Frankreich bräche.) — Wichtiger, als diese schon erwähnten Vorschläge, aber ganz im Zusammenhang damit ist nun

ein Plan, der unsrem Leibniz zwar nicht unmittelbar eigen ist, aber so sehr in sein ganzes Denken und Rathen paßte, daß er ihn dem Kaiser angelegentlich empfehlend vortrug. Ich meine den Plan des Schotten Ker von Kersland, der, wie eine starke Partei in England, wegen der protestantischen (hann.) Thronfolge gegen das den Prätendenten Jakob begünstigende Frankreich arbeitete. Sein Vorschlag ist niederlegt in dem „Mémoire pour des armements de mer sous Commission de Sa Maj. impériale“ [1]). Es handelt sich darum, Frankreich mittelbar anzugreifen, indem man das von dem Prinzen von Anjou beherrschte Spanien angriff. Und auch dieß sollte auf Umwegen, durch eine Abbiegung nach Amerika geschehen, „wo es sich eines Anfalls nicht gewärtigte“. Zu diesem Zweck sollte eine Gesellschaft gegründet werden, die Geld zusammenschöße und Schiffe ausrüstete, um in aller Stille („da das secretum pro anima negotii zu halten“) von verschiedenen Häfen aus, mit dem Sammelplatz in St. Thomas, Havannah und andre spanische Besitzungen zu überfallen, zu erobern und dort den Kaiser als König von Spanien auszurufen. Die Gesellschaft würde vom Kaiser in ihren kriegerischen Unternehmungen bevollmächtigt werden, ihre Schiffe sollten die kaiserliche Flagge führen, der Gewinn von den weggenommenen Ländern und Schiffen würde redlich getheilt (wofür sich Leibniz mit seinen völker- und see-rechtlichen Kenntnissen anbietet). Auf diese Weise könnte nicht nur dem Feind geschadet, sondern auch den zerrütteten Finanzen des Kaisers aufgeholfen werden, damit er fähig wäre, wenigstens den Reichskrieg fortzusetzen und den drohenden Frieden zu hintertreiben.

Dieser kühne Plan kam natürlich nicht zu Stand, wohl aber im September 1714 der Friede von Baden, der das Reich für immer auf den Standpunkt und die Grenze des Ryßwicker Friedens zurückwarf. Alle abgerissenen westlichen Reichsglieder verblieben bei Frankreich, das dafür dem deutschen Reich seine zwei fürstlichen Verräther Baiern und Köln zurückgab.

1) Careil IV, 273 ff. — von Leibniz abgefaßt mit einem (deutschen) „Bericht an den Kaiser über die Kerslandischen Verhältnisse“ S. 277 ff. — das englische „Political memoir, to the court of Vienne“ von Kersland selbst S. 292 ff.

Dieß war das kläglich auslotternde Ende des ruhm- und siegreichen spanischen Erbfolgekriegs! —

Ein Jahr darauf starb indeß auch Ludwig, trotz des letzten, so unerwarteten Erfolgs freudlos und lebensüberdrüssig. Allein weder in unsern, noch in Leibnizens Augen hat dieser widrige, fluchwürdige Mörder so vieler Tausende das Anrecht auf den Spruch: De mortuis nil nisi bene. Wir geben daher noch die Worte der Erinnerung, in welchen Leibniz als tödtlichster Feind sein Bild zeichnet.

1. Auf den Tod Ludwigs XIV:

Weiber und Mönche und Papst, ein besiegter, ein trüglicher König (victus-fictus)
Weinen dir nach; doch wer weiht eine Thräne dir sonst? [1])

2. Satyrisches Sündenregister Ludwigs (scheint's aus der Zeit des Straßburger Raubs): Ein Hauptfilosof ist er, ein Christ im Superlativ und aller Wissenschaften Meister:

In der **Grammatik** übte er schon das ABC, als er **Austria** und den **Burgunder Cirkel** angriff. Das **H** erachtete er nicht für einen Buchstaben, drum wollte er **Hispanien**, **Holland** und **Helvetien** nicht dekliniren (auf der Seite lassen); der Konsonant **L**, sein und des Kaiser Leopolds Namensanfang erschien ihm früh als nicht konsonant (zusammenstimmend); die Namen der Flüsse und Städte lernte er sehr genau, was er erfassen konnte, fassend.

Die Gesandten der Genuesen lehrte er, daß sich genu (das Knie) wohl beugen (dekliniren) lasse.

In der **Logik** lernte er vornemlich die aequivoca (zweideutige Begriffe) und machte eine schöne Eintheilung von allem in der Welt — nemlich zwischen sich und dem Türken; auch Syllogismen bildete er, hauptsächlich in den Formen barbara, celarent, cæsare, campestres und am liebsten in ferio.

Den Herzog von Lothringen drängte er auf die Unmöglichkeit hinaus — sein Herzogthum wieder zu gewinnen.

In der **Rhetorik** trieb er die Synekdoche und nahm in den Dependenzen — das Ganze für den Theil. Auch die Steigerungsformen (seines Reichs) brauchte er wohl.

So wurde er Magister aller Künste — vornemlich der machiavellistischen. Auch des doppelten (utriusque) Rechts Kandidat war er schon lang und erlangte die juristische Licenz — ungestraft zu thun, was er wollte. Und vor Kurzem hat er gar auf der Universität Straßburg zur Erlangung der höchsten Ehren im

---

1) Aus dem Lat. Pertz 367.

Reich disputirt und in einem Anhang gesetzt (in corollario adjecto) ex Argentorato Argentoraptum (statt Straßburg Straßenraub) [1]).

Was jedoch bei aller Kürze wohl am schlagendsten das „goldene Zeitalter Ludwigs" kennzeichnet, ist das Wort aus den „mala Franciae" von 1674 mit dem unübersetzbaren Wortspiel bella (schön — Kriege): Bella in speciem omnia, intus deformia et distorta.

Es hieße indeß das Bild unsres großen Staatsmanns nicht ganz richtig und wahrheitsgetreu zeichnen, wollten wir mit diesen herben Mißklängen seine Thätigkeit nach Außen schließen, und nicht noch in der Kürze darauf hindeuten, wie der 69jährige, den eben noch (mit Recht) ein solcher Kriegseifer beseelte, doch auch wieder schnell in die Friedensstimmung sich zu finden wußte und sogleich diese, seiner innersten Natur weit mehr verwandten Saiten von Neuem anschlug.

Wir finden ein Gedicht von ihm, das er unmittelbar nach Ludwigs Tod an den Regenten Filipp von Orleans (vielleicht durch dessen echt deutsch gesinnte Mutter, seine Freundin) gerichtet hat, indem er ihm wahrscheinlich [2]), wie kurz vorher dem König selbst, ein Exemplar seiner Schrift „über den Ursprung der Franken" zusandte:

Klein war das Land, aus dem einst Frankens Volk ist gezogen,
Jetzo erfüllet sein Ruhm Osten und Westen zumal.
Doch der Ruhm, er macht es nicht glücklich; drum, edler Gebieter,
Schaffe, daß fortan sei Frankreich zufrieden in sich! [3])

Ganz verwandt ist die Art, wie er sich auf der andern Seite in Wien nach dem Friedensschluß daran machte, den Einfluß und die Bekanntschaften friedlich zu verwerthen, welche ihm seine vorherige Thätigkeit, in Kriegsangelegenheiten, verschafft hatte.

---

1) Lateinisch bei Pertz S. 287 ff.

2) Ich schließe das aus der wesentlichen Gleichheit der Verse dieses Gedichts mit denen, welche die Uebergabe des Büchleins an Ludwig begleiteten. Ueber den Zweck dieser Anknüpfung bei Ludwig und Filipp s. Kap. 6 Schluß.

3) Aus dem Lat. Pertz S. 367.

Es handelt sich um die, im zweiten Buch näher zu besprechenden Bestrebungen, besonders durch seinen Freund und Gönner Prinz Eugen die Gründung einer östreichischen Akademie durchzusetzen. Wahrscheinlich in dieser Angelegenheit, vielleicht mit Uebersendung seiner für Eugen verfaßten Monadologie, richtet er (April 1714, nach dem Frieden von Rastadt) folgendes Gedicht an denselben:

Furchtlos im Krieg noch eben hat uns der Kaiser den Frieden
Jetzo geschenkt, er, der mit weiser Hand die Geschicke
Allezeit lenkt. Aufathmen die Völker, die Waffen sie ruhen,
Und für Eugen kommt die erwünschte Ruhe nun endlich,
Da auf des Kaisers Wink sein Schwert er steckt in die Scheide.
Süßigkeit kommt vom Starken und Honig fließet vom Helden:
Oftmals hat er im Schlachtengewühl Triumfe errungen,
Welche die Donau kündet, der Po, der Ister [1]), die Schelde;
Jetzo reichet der Friede ihm doppelte Zierde des Lorbeers,
Pallas lächelt ihm zu; und herrlicher noch, als der Kriegsruhm,
Ist es, wie er nun leitet mit weiser Rede die Herzen [2]).

Hiemit liegt uns, soweit es die dermalige Kenntniß seiner Schriften erlaubt, die Eine Seite des Bildes vor, welche Leibniz nach Außen als deutschen Staatsmann zeigt: in Wahrheit eine glänzende, 47 Jahre lang fortgesetzte Bethätigung seiner Grundüberzeugung, „daß für das Vaterland kein Mühen sei zu groß", ein Kämpfen und Ringen mit des Geistes Waffen, wie es so reich und großartig wohl selten das Leben eines anderen Staatsmanns aufzuweisen hat. — Schauen wir noch einmal zusammenfassend auf die Akte des Trauerspiels zurück, welche wir in der bisherigen Darstellung an der Hand des geschichtlichen Gangs einzeln vorgeführt haben, so ist es vor Allem die wunderbare Mannigfaltigkeit in der Form und Einkleidung des Einen Gedankens, Ziels und Zwecks, was uns einen Blick in die Tiefe des schöpferischen Geistes thun läßt. Drei Sprachen stehen ihm gleichmäßig zu Gebot, dem Ausdruck zu geben, was Kopf oder Herz bewegte. Bald ist es, wie in der polnischen Königswahl oder dem ägyptischen Vorschlag, das ernste,

1) Untre Donau.

2) Aus dem Lat. Pertz S. 347.

gediegene Latein, in welchem der Staatsmann und Gelehrte sich an Diplomaten und Gesandte wendet, wobei ihm die unerschöpfliche Rüstkammer seiner Rechts- und Geschichtskenntnisse schweres und leichtes Geschütz in Masse liefert, den Beweisen und Ausführungen Kraft und frischen Nachdruck zu verleihen. Allein abhold aller blos gelehrten und oft so unfruchtbaren Art des Denkens und Redens bewegt der Mann des wirklichen Lebens und Strebens für die Gegenwart sich viel lieber in den Formen und Gewändern der allmählig aufblühenden Volkssprachen, welche eben damals anfiengen, die altehrwürdige römische Matrone zu überholen. Seit Luther der erste würdige Vertreter unserer „Haupt- und Heldensprache" weiß er mit frischer Lebendigkeit und jener Eigenthümlichkeit, wie sie nur der urwüchsige Geist als seine Form sich schafft, z. B. in dem „Bedenken", in der „Strafrede", in der „geschwinden Kriegsverfassung", in dem „verwürzten Köln" und mehreren Gedichten zu den Herzen und dem Verstand seiner Deutschen in ihrer eigenen Weise reden, um Fürsten oder Volk an ihre Pflicht, an ihr wahres Heil zu mahnen und im Tone schon sich als ächten, ehrlichen Vaterlandsfreund zu offenbaren.

Allein auch die glättere Sprache seines Hauptfeinds muß ihm zur zweischneidigen Vertheidigungswaffe werden. Galt es doch so oft, dem kleinlicht-beschränkten Sonderwesen entgegen zu treten, in welchem die andern europäischen, die außerdeutschen Völkerschaften ihrem zeitweisen Nutzen das Gemeinwohl zum Opfer brachten und besonders die Gesammtbedeutung des deutschen Reichs für die europäische Staatenfamilie neidisch oder kurzsichtig übersahen. An sie alle wendet sich daher der weitschauende Staatsmann in des Feindes beginnender Weltsprache, wenn er den Mars, die Reflexionen, das Manifest von 1704 u. A. französisch schreibt.

Und dieß Alles thut er bald in förniger, wo es sein muß, selbst derber Prosa, bald in glatter, scharfgespitzter Dichtung, um zu den tauben verschlossenen Ohren alle Schlüssel zu probiren.

Jetzt ist es schneidender Spott, wie im Mars, dieser schlimmen Vertheidigungsschrift für die Waffen des allerchristlichsten Königs, jetzt mildere Ironie, wie im „Hauptdessein". Dann begegnen wir wieder dem bitteren Ernst, der kalt wie ein Richter

z. B. in den Reflexionen oder im Manifest von 1704 die Sünden und Laster des Gegners aufdeckt. Und endlich staunen wir, aus dem gleichen Mund eine milde, rathende, ja bittende Sprache zu vernehmen, oder den Todfeind gar als hofmännischen Lobredner auftreten zu sehen, wo es gilt, den ägyptischen Vorschlag in seiner eigentlichen oder vergeistigten Gestalt dem gefährlichen Gegner Deutschlands nahezubringen, wie es Leibniz ohne Vermittlung oder durch Beiziehung aller nur denkbaren Fürsprecher von 1672 an in den Jahren 1687, 88, 89 und 1715 immer wieder versuchte.

Kurz der Eine Mann ist feurig weckender Agitator, der Volk und Fürsten zur Ehre und Pflicht ruft, an Gottes allerheiligstes Angesicht und das unbestechliche Gericht der Nachwelt sie unermüdet erinnert; er ist kalter Staatsmann und politischer Mathematiker, der unbeirrt vom Kampf der eigenen oder fremden Leidenschaft rechnet und abwägt, was das wahre Wohl des Vaterlands erfordere; er ist gewandter Diplomat und geschmeidiger Hofmann, der alle Verhältnisse dem selben Ziele dienstbar zu machen sucht. Mit Einem Wort, es gilt von dieser seiner Thätigkeit, was er als das Wesen der Welt-Ordnung und Einrichtung bezeichnet: Le fond est partout le même; mais les dégrés ou manières de perfection varient à l' infini. Der Eine Grundgedanke weiß sich in allen möglichen, buntwechselnden Formen Ausdruck zu geben. Allein fast führt er das große geistige Kampfspiel auf, das uns bisher beschäftigt hat; aber immer wieder erscheint er in einer neuen Maske und Verkleidung auf der Bühne, um alle Zuhörer bis zum Ende zu fesseln.

Und dieser Hauptgedanke, der alle Gestaltungen beseelt, der aus der kühnen Verschlingung mehrerer Gesichtspunkte und der Verwebung allgemeiner mit besonderen Zwecken doch immer wieder als leitender rother Faden herausblickt, er ist und bleibt die Sorge für Deutschland. Das Reich, dem die Wunden noch von dem 30jährigen innern Krieg bluten, ist in der dringendsten Gefahr, durch äußere, mehr als 30 Jahre mit wenig Ruhepunkten sich hinziehende Kriegsnöthen vollends den letzten Stoß zu empfangen. Der einst so stolze Bau, jetzt nur noch „mit einem seidenen

1) s. Erdmann S. 400.

oder strohernen Faden zusammenhängend" droht unter dem abwechselnden oder vereinten Druck der östlichen und westlichen Feinde zusammenzustürzen.

Hier in den Riß zu treten war Leibnizens Streben bei allem, was wir ihn bisher nach Außen haben thun und leisten sehen, mochte er nun sein Ziel geradeaus oder auf Um- und Seitenwegen verfolgen. Und er konnte dieß um so freudiger, als er nach dem Ausdruck des Bedenkens „sein Gemüth etwas höher schwingend" klar und ehrlich sich wie Andern sagen durfte, daß die Wohlfahrt Deutschlands die des ganzen Welttheils in sich schließe. War dieß „Mittel von Europa" nicht mehr „der Erisapfel, den sich zuwerfen, die um die Monarchie spielen", war es in sich einmal gegründet und geeinigt, so war es ein fester Damm gegen alle unruhigen Eroberungs- und Ausdehnungsgelüste der westlichen und östlichen Grenzbewohner, ein thatsächlicher Gleichgewichtspunkt, nicht ein blos eingebildeter oder angemaßter; es war gewissermaßen das archimedische δος μοι που στω, der feste Punkt, von dem aus Bildung und Christenthum ihre Hebel ansetzen konnten, um unter friedlich-wetteiferndem Zusammenwirken der verschiedenen Völker Europas die Barbarei zu überwinden und den Erdkreis äußerlich, wie geistig zu erobern.

Diese, eines Filosofen würdige, ebenso schöne, als bis auf unsre Zeit tief wahre Verbindung des allgemein menschlichen mit dem vaterländisch besondern Zweck, sie ist es, was seinem Hauptplan, dem ägyptischen Vorschlag die Großartigkeit und geistigfreie Erhabenheit über alle kleinlichte Staatskünste gibt. Sie ist es, was seinen Worten den Nachdruck und Schwung verleiht, wenn er die andern Völker zur thätigen Theilnahme für Deutschland und seine Nöthen gewinnen will. Sie ist es aber endlich auch, was in dem friedlich-milden Geist jene furchtbare Bitterkeit und hassende Entrüstung wach ruft und zum Ausbruch bringt, wenn er den heuchlerisch erhabenen, vorgeblichen Bildungszwecken, dem Kampf des fremden Eroberers für die „Idee" schonungslos die Larve herunterreißt und ihn gerade beim Angriff auf Deutschland in der ganzen Nacktheit gemeinster Selbstsucht vor Europas Augen blos stellt.

Diese, oft auch in religiöser Form auftretende Ueberzeugung

von der hohen Aufgabe und **Friedensbestimmung** Deutschlands, des europäischen „Landes der Mitte“, und nicht etwa blos äußre Erwägung zufälliger Umstände läßt ihn in traurigster Zeit so entschieden, ich möchte wieder sagen apriori, d. h. dem äußern Anschein zuwider gegen die Fremden erklären, daß Deutschland nimmer auf die Dauer von ihnen erobert und unterjocht werden könne; „denn Götter leben im Himmel, Götter halten die Wage“. Wie viel besser also, sie würden sich statt des schließlich doch vergeblichen Kampfs um „ein Fleckchen Erde“ höhere Ziele suchen, würden bauen, statt zu zerstören, würden statt neue Wüsten zu schaffen, lieber die durcheinander wogende Verwirrung heben, welche im Völkerleben der Barbaren und Ungläubigen, wie im Geistesleben des fast übergebildeten christlichen Europas herrscht. Wo nicht, so muß der Fluch der bösen That fortzeugend Böses gebähren, bis er am Ende mit der schwersten Wucht auf die Urheber selbst fällt, bis die Zerstörung und Verödung fremder Länder zuletzt auch das eigene Land in allen Richtungen an den Rand des Abgrunds führt. Ungestraft rüttelt Keiner an den ewigen Grundfesten des Rechts und der Sitte; der allgemeine Sturz muß auch ihn schließlich unter den Trümmern mitbegraben (vgl. das Manifest von 1704 und die mala Franciae, sowie verschiedene Gedichte).

Dem eigenen **deutschen Volke** aber wird er nicht müde, ein Prediger in der Wüste, immer und immer wieder vorzuhalten, wie es sich mit seinem Sondergeiste der Zwietracht und Uneinigkeit versündige gegen Gott und Vernunft, gegen sein eigenes Wohl wie gegen das Schicksal der späten Nachwelt. Indem jeder nur an sich denkt, stürzt diese Kurzsichtigkeit, ja Blindheit alle miteinander in die Grube. Glaubt Einer je durch solch frevelhaftes Thun einen Vorteil für sich herauszuschlagen, so ist es am Ende nichts als — die Polyfemsgnade, zuletzt aufgefressen zu werden. In beschränktem Sinn denken sie nur an das eigene, eng begrenzte Ländchen, an den jeweiligen, schnell verrauschenden Augenblick. Statt einen gemeinsamen, festgeschlossenen Wall, einen starken Damm zu bilden gegen das Allen drohende Verderben, glaubt sich geborgen, wem das Wasser noch nicht gerade an die Kehle reicht, und schläft ruhig weiter, während es höher und höher steigt (vgl. die moralische Fabel und unzählige andre Stellen).

Vornemlich aber sind es zwei Erscheinungen, in welchen dieser Sondergeist sich zeigt, zwei Vorwände, die er als Deckmantel seiner nackten Selbstsucht oder Bosheit braucht. Da soll gar die Religion das gottlose Hinneigen zum Ausland beschönigen; da wird der Landesfeind als Befreier „von denen protestirenden Sekten" in den Kreisen des katholischen Klerus sehnsüchtig erwartet und darf so gut als versichert sein, wenn er kommt mit Lobgesängen nach der Melodie der Gebrüder Fürstenberg empfangen zu werden. Die vielen herben Worte, die wir im Obigen von Leibniz über diesen frommen Verrath hörten, fallen um so stärker in's Gewicht, als er, obwohl Protestant, doch wie jeder vernünftige Mensch und mehr denn alle seine Zeitgenossen weit entfernt war, die katholische Religion als solche in dieser Weise anzugreifen. Im Gegentheil war er, wie wir im folgenden Buch sehen werden, durch seine Naturanlage, wie durch Lebensverhältnisse darauf geführt, mit der größten, oft von den Seinen verkannten Entschiedenheit dem Katholizismus die Bruderhand zu reichen und die wahrhaft „allgemeine" Kirche als Stätte des Friedens und Bollwerk gegen den überhand nehmenden Unglauben zu erstreben.

Was er dagegen mit unerbittlicher Schärfe bekämpfte, war das Zerrbild der katholischen Religion, der ultramontane oder deutlicher ultrarhenane Staat im Staat, in dieser Form ein Krebsschaden am deutschen Reichskörper, welcher nicht auch noch Verräther innerhalb der zerfallenen, vom Feind bestürmten Festung brauchen konnte.

Dieser Verblendung, in welcher er wenigstens theilweise und namentlich beim Volk eine soweit noch ehrliche Selbsttäuschung sehen zu dürfen glaubt, hält er schlagend vor, was doch die Feinde für saubere katholische Apostel und Missionare seien; er beleuchtet mit grellem Licht, wie „der effectus zeige, daß man mehr die Region, als die Religion meine", und namentlich führt er zu diesem Zweck den beim damaligen Volk kräftig zündenden Beweis in's Feld, wie schlecht sich diese neumodische Art von Kreuzzügen ausnehme, da das allerchristlichste Kreuz und der Halbmond im Verein wider die Christen ziehen. Auch das erschien ihm besonders in späteren Jahren als eine sonderbar zweifelhafte Führerschaft, wenn die immer frecher auftretende französische Gottesläugnung sich zur Vorkämpferin des katholischen Glaubens aufwerfe.

Vergessen wir indeß nicht zu bemerken, daß er auch gegen die Hetzereien der protestantischen Bekenntnisse unter einander oder wider den Kaiser scharfe Worte hat und nie versäumt, hier namentlich die kurzsichtige Thorheit eines solchen Treibens zu geißeln, welche nicht blos den Staat, sondern eben auch die scheinbar vertheidigte protestantische Religion dem Feind in die Hände liefert [1]).

Das andre Feigenblatt des in Wahrheit schamlosen Vaterlandsverraths war die Freiheit. Damals zwar ist es wenigstens in Deutschland nicht das Volk gewesen, das sich mit solchen Redensarten trug, wie heutzutage, sondern die Fürsten zerrten an dem immer loser werdenden Reichsverband und suchten sich Jeder in seinem Gebiet zu einer nahezu kaiserlosen Selbstständigkeit freizuringen [2]). Natürlich war Frankreich, „das schon im westfälischen Frieden das größte Rad getrieben", bei diesem Streben der allezeit willfährige Freund, um das unwürdige Joch brechen zu helfen, unter dem die deutschen Fürsten und Stände seufzten. Unterdrückten Kleinen beizuspringen war ja zumal so edel — und so gewinnbringend.

Mit schneidender Klarheit weist dem gegenüber Leibniz fast in allen uns oben bekannt gewordenen Schriften darauf hin, in welch schnöder Täuschung sich ein solches Freiheitsuchen bewege. Man solle doch nur einmal Frankreich selbst ansehen. Den Worten nach, ja da komme freilich Süssigkeit vom Starken; in Wahrheit aber würde die Befreierrolle am besten im eigenen Land begonnen, statt daß dort Alles, Fürsten, Stände und Volk mit Jahre lang fortgesetzter Kraft unterdrückt und zu Sklaven eines Einzigen gemacht seien. Wie man überhaupt eine Wohlthat erwarten könne von einem König und Volk, dessen innerstes Wesen Selbstsucht, Habgier, Verachtung aller andern Völker und zumal der Deutschen sei! Nach allen Erfahrungen, die man hierin schon gemacht, ge-

---

1) Da diese Mahnungen sich mehr auf innerdeutsche Verfassungsverhältnisse beziehen, so lassen wir sie später folgen (s. B. 2; Th. 1. Kap. 2).

2) Beides kommt übrigens genau angesehen oder vielmehr schon bei oberflächlicher Betrachtung auf dasselbe hinaus. Unsere „Kantonspräsidenten der Zukunft" wären um kein Haar besser, als die kaiser- und zuchtlosen Fürsten des 16ten bis 18ten Jahrhunderts. Auch für jene ist das hohe Wort „Freiheit" nur ein auf Thoren berechneter Mummenschanz!

gen solche sonnenklare Wahrheiten die Augen zu verschließen sei mehr als sträfliche Verblendung. (Vgl. das Bedenken, den Mars, das Manifest und die Reflexionen von 1688, das Manifest von 1704 u. A.)

Dem Volke selbst aber, das sich zwar noch nicht mit jenem Freiheitsschwindel befaßte, aber natürlich damals wie allezeit zäh und wenig opferwillig war, wo es hieß den lieben Beutel ziehen, ihm gilt der eindringliche Hinweis, wie schlecht dieß gespart heiße. Ein Groschen zur rechten Zeit gegen den Feind verwendet erspart den Thaler, den man als besiegt dem übermüthigen Eroberer zahlen muß, um als Bescheinigung nur Hohn und Spott zu empfangen. Und wem es weniger um's Geld, als um die Ruhe und häusliche Behaglichkeit zu thun ist, wer sich nicht aufraffen mag, sondern lieber hinter dem warmen Ofen sitzt, dem zeigt Leibniz, wie man ihm einheitzen werde, wenn einmal der Feind Meister im Land, Herr im Haus, in Küche, Keller und — Bett ist. (Vgl. Mars, Geschwinde Kriegsverfassung, Manifest von 1704.)

*
* *

Ungenannt und darum für diese Seite seines Strebens bis heute fast vergessen, hat Leibniz mit allen Mitteln nach Außen für sein Vaterland gewirkt: eine fast halbhundertjährige Sisyfusarbeit! Denn so ziemlich auf jeder Stufe mußten wir, zuweilen nach freudigstem Ansatz und vom beinahe erreichten Gipfel den mühsam emporgewälzten Stein wieder in die Tiefe poltern hören. Trefflich paßt auf ihn selbst, was er über seinen Freund Boineburg gedichtet:

Ob sich die Noth im Osten erhebt, im Westen der Kriegslärm,
Nimmer mit trefflichem Wort fehlte der Edle im Rath.
Doch der Kassandra gleich fand keinen Glauben sein Warnen,
Bis die Verblendung zu spät lehrte der rauhe Erfolg [1]).

Es ist das Trauerspiel, das so manches Leben eines großen Manns vor uns entrollt; glücklich sind ja meist nur die Kleinen. Allein der Größe selbst kann das in den Augen einer gerechten

1) Aus dem L. Pertz S. 314.

Nachwelt keinen Abbruch thun, wenn des Schicksals Walten mächtiger war, als sie. Nur in um so hellerem Schein steht der Mann vor uns, der diesem Vaterland sein Leben, seine beste Kraft widmete und nicht im Eckel sich von solcher Fäulniß abwandte: Er schaute im Geist, wie seines Volks monadisch unzerstörbarer Kern, selbst die Verwesung überdauernd, dereinst noch als neuer, schönerer Leib auferstehen würde.

Zweites Buch.

Innerdeutsche Bestrebungen (1668—1716).

Karakter und Gliederung.

Für die Darstellung der Gebiete, zu welchen wir nunmehr übergehen, ist es nicht nöthig, wie oben streng dem geschichtlichen Faden zu folgen, sondern wir können uns an die Sachordnung halten, welche das Zusammengehörige thunlichst in Ein Bild faßt. Wenn zwar auch dort die Verhältnisse von Seiten Deutschlands sich nur zu gleich bleiben, aber von Außen wenigstens oder durch den wechselnden feindlichen Anstoß Bewegung und Unterschied in das graue Einerlei des deutschen Elends kam, so fällt für den größern Theil von Leibnizens innerdeutschen Arbeiten und Vorschlägen auch diese Belebung weg. Indem also, seine und etlicher wackeren Genossen rastlose und unermüdete Anstrengungen abgerechnet, nur wenig geschah, soweit wir uns an das äußerlich Greifbare halten und von dem tiefgreifenden Einfluß auf die Zukunft absehen, kann von einer geschichtlich fortschreitenden Darstellung meist nicht die Rede sein, sondern wir müssen, um nicht durch endlose Wiederholung zu ermüden, was freilich den lebenswahrsten Eindruck jener Tage gäbe, in Eins zusammennehmen, was Leibniz zu vielen Malen den allzu oft tauben Ohren predigte und den trägen Herzen vorhielt. — So nehmen auch die Schriften, welche wir beim Folgenden zu Grund zu legen haben, eine andre Stellung ein, als die früheren. Nicht mehr, wie jene, als Zeit-Thaten sind sie uns bedeutsam, sondern um ihres, für verschiedene, ja für alle Zeiten ziemlich gleich geltenden Inhalts willen ziehen sie uns an. Es herrscht daher in ihnen viel mehr Ruhe. Sie gleichen nicht, wie jene augenblicklichen Kundgebungen des tieferregten vaterländischen Gefühls einem wilden Gebirgsbach, der sich brausend über die Felsen herabstürzt, sondern dem ruhig gewordenen und sachte fließenden, der die Mühlen treibt und Wiesen bewässert, auf diese Weise aber, obgleich unscheinbar und mit wenig Lärm, etwas Dauerndes ud Bleibendes leistet.

Dem entspricht ihre Form und Verwendung. Größtentheils

haben sie nicht das frische, volksthümliche Gepräge, das bei den obigen unerläßlich war, sollten sie ihre Bestimmung erreichen, sondern wir finden in ihnen eine staunenswürdige Gelehrsamkeit entfaltet, die Schätze der Rechtsgelehrsamkeit, der Geschichte und Theologie verwendet, um geeigneten Orts Eindruck zu machen und die bescheidene Privatstellung des Verfassers aufzuwiegen. Denn als Vorschläge für innere staatliche Verbesserungen konnten sie ja vornemlich in jener Zeit sich meist nicht ans Volk wenden. In dieser freien Lage befand sich Leibniz bei einer großen Anzahl seiner früher behandelten Schriften; hier aber nicht mehr. Welcher billig Denkende, der geschichtlich urteilt und nicht etwa Stimmungen oder Anschauungen unserer Zeit in jene Tage hineinträgt, kann ihm dieß von Ferne verargen? Wer die Verhältnisse Deutschlands in jenen Zeiten irgend kennt, muß zugeben, „daß eine Besserung lediglich nur noch von Oben herab möglich war", indem Volk und Bürgerstand sich in tiefster Verkommenheit befand, die Gelehrten aber, wie fast immer, zu erhaben für solche „Kleinigkeiten" waren.

Wollte also Leibniz wirken und etwas leisten, so konnte es nur geschehen eben durch Anlehnung an die Großen. Daß er dieß that, beweist seinen klaren, nüchternen Blick, der weit erhaben war über die Schul- und Stubenweisheit, die sich in unseren Tagen so oft breit macht und verderblich wirkt. Ihr Urteil über unsern Staatsmann lautet also: „Wir sehen ihn sich an die Großen drängen, um sich ihrer Unterstützung und ihres Einflusses für seine gemeinnützigen Ideen zu versichern, und in diesem Bestreben seine Unabhängigkeit, ja bisweilen fast seine Ehre oder doch die Würde des Filosofen auf's Spiel setzen — und wir müssen in seiner Seele beklagen, daß auf diesem Weg ihm zwar Einiges gelingt, was seinem Ehrgeiz oder seinem Verlangen nach äußerem Lebensbehagen (!) Genüge thun mochte, aber wenig oder nichts für die eigentlichen höheren Zwecke seines Strebens". (Biederm. II. 237.) Oder dem nachgesprochen von Hettner: „Umstrickt vom Teufel der Eitelkeit knüpft er alle seine gewaltigen Reformplane an die Gunst und Laune der Fürsten, statt sich fest und unbeirrbar auf seine eigene Kraft zu stellen. Er belügt sich mit der schmeichelnden Hoffnung, von dieser mächtigen Höhe herab weiter und schneller wirken zu können und erkennt nicht, daß er

in diesem gierigen Jagen nach Herrschaft doch immer nur der Beherrschte und Betrogene bleibt" (3, 1. S. 142). In diesen Urteilen beruht das Meiste auf Unkenntniß des gewaltigen Geists und seiner Leistungen; was aber darin wahr ist, nemlich das geflissentliche Streben von Oben herab zu bessern und zu erneuern, kann allenfalls nur auf dem Standpunkt von 1848 ff., nicht aber auf dem von 1668 ff. als Tadel und Vorwurf gelten (vgl. das schon in der Einleitung des Ganzen Gesagte). Damals konnte es sich nur darum handeln, auf irgend eine Weise bei den allein für die Ausführung maßgebenden hohen Herrn, bei Fürsten und Höfen sich Gehör zu verschaffen. Da brauchte es freilich Feinheit und diplomatische Gewandtheit, da that die Kunst Noth, zu leiten, ohne daß die Geleiteten es merkten und eifersüchtig wurden, oder ohne daß ihre näheren, beständigen Diener sich in ihrer Stellung beeinträchtigt fühlten. Man wird sich aus Früherem erinnern, wie Leibniz all dieß besonders am kaiserlichen Hof in Wien zu üben hatte, wo er so gerne angekommen wäre und immer wieder Beziehungen anknüpfte, um etwas für das Reich zu thun. Aber er mußte sich dazu in das Gewand der allergrößten Bescheidenheit hüllen, wollte er sich nicht sogleich Feinde und Neider in Masse erwecken. Allein auch an den übrigen Höfen war es selbstverständlich nicht viel anders. Bald war es der Protestant, bald der Bürgerliche, bald der Fremdling, welcher sich nur mühsam und künstlich den Zugang fast zu erlisten hatte. Ich verweise hiefür noch einmal auf das oben Angeführte, was er selbst zu Anfang seiner Laufbahn in dem Akademievorschlag von 1668—70, und schließlich in dem schönen Gedicht „vom öffentlichen und privaten Leben" über die Stellung und Aufgabe, aber auch die Hindernisse eines Rathgebers an fürstlichen Höfen sagt. Denn *diese* Stellung ist es, die er bei dem nunmehr zu besprechenden Wirken durchaus einnahm, eine dornenvolle Laufbahn und reiche Schule der selbstverleugnenden Ausdauer! Es war nur gut, daß er sich darüber vollständig klar und durch die Einsicht ruhig war. Denn er sagt einmal schlagend, ein guter Staatsmann müsse durchaus sich dem Monde gleichstellen, der all sein Licht auf die Sonne zurückführt. So müsse jener bei allem, was er und wenn auch noch so urwüchsig leiste, streng darauf bedacht sein, die Ehre und den Glanz seinem Herrn zuzueignen, als ob

20 *

es dessen alleinige That wäre. Blos so könne ein Rathgeber und Staatsmann eines Fürsten dauernd Einfluß gewinnen.

Die Mehrzahl seiner auf solche Fragen bezüglichen Schriften ist ebendeßhalb auch nicht herausgegeben worden. Nur etwa beim Caesarinus Furstenerius und dem „wahren Interesse des heiligen römischen Reichs" geschah es, wiewohl beidemal ohne Namensnennung des Verfassers, welcher für die Sache seinen eigenen Ruhm opferte. Die übrigen blieben als Handschriften innerhalb der fürstlichen Kabinette, so daß ihre Gedanken, wenn sie zur Ausführung kamen, ganz als fürstliches Eigenthum gelten konnten. Es kommen deßhalb der Natur der Sache nach für unsere Darstellung sehr vielerlei größere und kleinere Schriftstücke, auch Briefe und Einleitungen zu andern Büchern oder Widmungen in Betracht. Ueberdieß müssen wir Manches, was wir im ersten Buch des Zusammenhangs wegen in den Auszügen nicht ganz übergehen konnten, hier noch einmal zusammenstellend berücksichtigen, soweit es sich auf innerdeutsche Verhältnisse bezieht. — Gerathen scheint, dieß zweite Buch entsprechend den beiden hauptsächlichen Seiten des innern Staatslebens in zwei Theile zerfallen zu lassen. Der erste hätte die Verfassungsfragen als die Staatsform zu behandeln, somit im wesentlichen von dem Verhältniß des Kaisers zu den Fürsten und Ständen und dem sich daran Knüpfenden zu reden. Der zweite beschäftigte sich dann mit dem Inhalt des Staatslebens, mit den verschiedenen Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft. Selbstverständlich macht diese Gliederung weder im Ganzen, noch in der Einzelausführung den Anspruch des strengen Aufbaus, der ja auch in der vielzersplitterten Thätigkeit Leibnizens weit nicht vorliegt, so daß eine genauere Gliederung sehr leicht zur ungeschichtlichen Künstlichkeit und erzwungenen Einfächerung führen würde. Es soll nur durch diese Umrisse der allgemeine Ueberblick erleichtert werden, mehr nicht; fürchte man also keinen hegel'schen Zwang!

Daß wir die Verfassungsfrage voran stellen, hat mehrere Gründe. Einmal bildet sie den natürlichen Uebergang von den völkerrechtlichen Beziehungen, welche das erste Buch besprach. Sodann ist die Zeit, welche wir behandeln, die des bekannten Fürsten-Wahlspruchs: „Der Staat bin ich"! Wohl und Wehe der Völker hieng damals weitmehr noch als gegenwärtig von der

Stellung der Fürsten zu einander und ihren Maßnahmen ab. Wie es bei ihnen stand, so stand es im ganzen Staat und Volksleben mehr oder weniger auch.

Endlich möchten wir unsere Darstellung der leibnizischen Thätigkeit nicht gern mit diesem Abschnitt schließen. Er ist zu trüb und traurig, das ödeste und trostloseste Gebiet, das wir überhaupt zu durchwandeln haben. Und doch ziemt es sich bei einem Manne, der in so hohem Maß hoffnungsfroh und wo irgend möglich sogar freudig gestimmt war, bei ihm, der überall die Harmonie so werth hielt, mit freudigeren und heiteren Klängen zu enden, wie die Betrachtungen unseres andern Theils es in der That hoffen lassen.

Den Gegenständen dieses zweiten Buchs fehlt nun allerdings der Natur der Sache nach theilweise der Pfeffer, den wir bei den Schriften des vorigen so stark aufgetragen fanden. Allein für eine genauere Betrachtung sind sie nicht minder anziehend und lehrreich. Was Leibniz hier vor unsern Augen leisten wird, ist in Wahrheit das heilsame, stillwirkende Salz mit gewesen, das Deutschland vor der völligen Fäulniß rettete. Namentlich wird uns das traurige Gemälde, das er zuvor von des Reichs damaligen Verfassungsverhältnissen entwirft, den für alle und in Sonderheit für die blinden Lobredner der „guten alten Zeit" sehr beachtenswerthen, ergänzenden Schlüssel liefern, welcher uns das Verständniß für die sonst unbegreiflichen Jämmerlichkeiten des ersten Buchs eröffnet. Die faule Frucht wird auf die durch und durch kranke Wurzel zurückgeführt. Denn es ist ja nicht genug, blos die erscheinenden Schäden zu kennen, wenn nicht auch zur heilsamen Belehrung der innerste Sitz der Krankheit aufgedeckt wird.

Erster Theil.

Die Verfassungsfragen.

Daß die Verfassung überhaupt für die doch schon lange bestehenden Staaten eine Frage und zwar besonders für Deutschland eine brennende war, erklärt sich aus der Entwicklung, welche die ganze Zeit genommen hatte. Schon die Kirchenerneuerung in

Deutschland und den andern europäischen Ländern hatte den Bruch mit dem Mittelalter auf's Entschiedenste vollzogen, der 30jährige Krieg aber und seine Seitenstücke in den außer-deutschen Reichen hatten das Siegel darauf gedrückt, indem sich hierin der Staat als solcher eigentlich und ausdrücklich mit der religiösen Bewegung auseinander setzte. Diese schweren, überall wüthenden Bürgerkriege waren in der That die Geburtsstunde des neuen Staatswesens, wo sich dasselbe endgültig aus der mütterlichen Hut des mittelalterlichen Kirchenwesens losschälte, um fortan sein selbstständiges Leben zu führen und mehr oder weniger seine eigenen Wege zu gehen.

Und es gilt das gleichermaßen, ob nun die Völker sich für die alte oder die neue Glaubensweise entschieden, nur daß dieß allerdings unter Wechselwirkung mit dem ganzen Volksgeist auf die neue Staatsgestaltung in der Form bestimmend einwirkte. Der selbstständig gewordene, aber katholische Staat Frankreichs bildet mit seiner schrankenlosen Regierung die alte streng geschlossene Einheit des katholischen Kirchenwesens nach, daher denn die Stellung zum Papst als dem Nebenbuhler stets eine zweifelhafte und zweideutige blieb. Die protestantischen Länder England und Holland wurden nach kurzen Wirren die Heimat auch der staatlichen Freiheit und der ausgedehnten bürgerlichen Einzelrechte. Deutschland blieb, wie in der Religion, so auch hierin in der Mitte stehen, aber in einer unglücklichen. Die Freiheit der Glieder drückte sich aus in der mehr und mehr wachsenden Fürstenselbstständigkeit, dieser schlimmen Erbschaft des 30jährigen Kampfs für die Freiheit des Glaubens. Der Absolutismus aber wußte daneben an den einzelnen, Ludwig XIV nachahmenden Höfen recht wohl zu gedeihen; das Volk galt nichts oder höchstens für steuerzahlendes, lebendiges Privateigenthum, das man theilen oder gar verkaufen konnte. Daß hierin protestantische und katholische Fürsten im Allgemeinen gleich waren, versteht sich von selbst; sie scheuten sich nicht, die dem Einzelnen scheinbar vorteilhaften Fehler gegenseitig von einander zu entlehnen, ob dieselben auf das katholische oder protestantische Wesen als Ausartungen zurückführten.

Dieser völligen Zersetzung des Alten und Ansetzung eines Neuen in den thatsächlichen Verhältnissen der europäischen Staaten entsprach nun auch, nach dem natürlichen Gesetz der Wechselwir-

kung von Lehre und Leben, die große lehrhafte Regsamkeit, welche sich in dieser Zeit auf dem Gebiet des Staatsrechts zeigt. Fast gleichzeitig entwickelten Hobbes, Spinoza, Grotius und Pufendorf ihre Anschauungen in diesen Fragen.

Aber in merkwürdiger Verschiebung fanden die Entwürfe von Hobbes und Spinoza gerade in ihren Heimatländern England und Holland keine Ausführung, sondern waren wie für Frankreich geschrieben, während dort Pufendorfs und Grotius' Ansichten in der Hauptsache zur Geltung kamen. Unser Leibniz nun weicht von den beiden Letzteren [1]) nicht eben beträchtlich ab, nur daß es weder seine Aufgabe noch sein Geschmack war, vom Katheder herab zu lehren, wie sein Landsmann Sam. Pufendorf. Sondern er suchte seine rechtlichen Ueberzeugungen sogleich als Staatsmann oder Diplomat zu verwerthen und auf's wirkliche Leben anzuwenden. Und da gab es ja in der That vornehmlich in Deutschland Arbeit die Fülle. Für dieses Land mit seinen buntgemischten Verhältnissen paßte am wenigsten irgend ein verblaßtes Staatsbild, das ein Gelehrter zu Haus in der Studierstube ausgesonnen und zurechtgemacht, um nun etwa, gehe es wie es gehe, die Wirklichkeit darein zu spannen. Nein, es brauchte einen Mann, der ohne die Brillengläser seiner geliebten Lehrsätze frisch aus gesunden, natürlichen Augen in's Leben schaute, einen Mann, der geschichts- und rechtskundig war, um die Vergangenheit und ihre allmähligen, in die Gegenwart hereinragenden Erzeugnisse zu verstehen und so weit nöthig zu würdigen, der aber zugleich auch den Schwung des Filosofen und großartigen Staatsmanns besaß, um über der Würdigung des Bestehenden nicht dessen Schäden und Mängel, oder das Urbild zu vergessen, das für die Wirklichkeit Ziel und Sporn sein sollte. Um es deutsch zu sagen, wie man's in unseren Tagen liebt, es war hier weder ein abstrakt idealistischer Doktrinär, noch ein banausisch-blasirter Realist und Mann des status quo am Platz. — Wir wissen aus der ganzen bisherigen Schilderung, in welch glücklich zusammenklingender Weise Leibniz die erforderlichen Gegensätze in sich vereinigte: Die neue Zeit war schon lange angebrochen, so mußte man vor Allem selbst auch zu ihr erwachen, man durfte nicht

1) Ich habe bei Pufendorf die staatlichen, nicht die naturrechtlichen Lehren im Auge, welche letztere Leibniz entschieden bekämpfte.

mehr fortschlafen und von Tagen oder Zuständen süß träumen, die nicht mehr waren, sondern hatte die dringende Aufgabe, die Augen aufzuthun und sich den thatsächlich gewordenen Umschwung mittelalterlicher Verhältnisse klar zu machen. Freilich hatte sich im deutschen Reich und den Beziehungen seiner Glieder zu einander Manches in einer Weise geändert, die an und für sich keineswegs erfreulich oder zu billigen war.

Allein was thun? Das Rad der Zeit einfach nur zurückdrehen gieng nimmer; das wußte Leibniz wohl und er versuchte es auch nicht, sondern rieth, mit dem wirklich Gewordenen sich zu versöhnen, um unter Anerkennung des Unvermeidlichen bessernd weiterzubauen. Er hielt es nicht für die wahrhaft vaterländische Gesinnung, schmollend auf die Seite zu treten, weil Manches hätte besser sein können; ebensowenig erachtete er es für ersprießlich und vernünftig, wie Andre thaten, gegen den nun einmal zu mächtig gewordenen Strom der Zeit zu schwimmen und mit Worten gegen Dinge zu donnern, welche selbst durch Thaten nicht mehr rückgängig gemacht werden konnten.

Durch diese Zugestehung und Verwilligung des Unabweislichen gewann er einen festen Boden zum Weiterarbeiten, verschaffte er sich auch Gehör bei den Gegnern, mit denen eben zu rechnen war, sollte nicht die ganze Mühe, ohne sicheren Grund unter den Füßen, in der Luft schweben. Er fand Gelegenheit, nun auch seinerseits die nöthigen Ausstellungen zu machen, die unerläßlichen Besserungen vorzuschlagen, mit Einem Wort, in allgemeinen und besonderen Zügen das Urbild zu entwerfen, dem von der Gegenwart aus in geduldiger Arbeit zuzustreben und das deutsche Staatswesen allmählig anzunähern war.

Kapitel 1.

Die Schrift „Caesarinus Furstenerius“ von 1677.

(Allgemeine Stellung und Anlaß derselben — Auszug daraus — Grundrichtung; Vertheidigung gegen schiefe Auffassungen — Anhang: L.'s Wirken für die hannöverische Erstgeburt und Kurfürstenwürde, wie für das preußische Königthum).

Diese Arbeit, mit der wir beginnen, ist allerdings der Zeit nach nicht die erste, welche sich auf die inneren, die Verfas-

sungsfragen Deutschlands bezieht. Mittelbar that dieß, wie man sich aus unserem früheren Nachweis erinnern wird, schon die „polnische Königswahl“ mit ihren unverkennbaren Seitenblicken auf die mit Polen verwandten deutschen Zustände. Unmittelbare Beziehung auf die in Rede stehenden Punkte hat das „Bedenken“, soweit es sich nicht mit den äusseren Angelegenheiten beschäftigt. Nichts desto weniger legen wir den Caes. F. zu Grund und beginnen mit ihm, da er unleugbar die bedeutendste einschlägige Schrift ist, wie er denn auch seinerzeit das größte Aufsehen gemacht hat. Allerdings war er ja von jeher mannigfachen Mißverständnissen ausgesetzt. Diese zu lösen und hoffentlich für immer zu beseitigen ist für uns um so dringenderes Bedürfniß, aber zugleich um so leichter, als wir nunmehr die glänzende vaterländische Gesinnung Leibnizens bereits zur Genüge kennen, was uns auch für die jetzige Untersuchung den Blick schärfen muß.

Indeß auch abgesehen davon hat es für die Darstellung einen besondern Werth, hiemit den Anfang zu machen. Wir bekommen in dieser überaus gründlich und sorgfältig gearbeiteten Abhandlung so ziemlich alle Hauptgedanken theils schon ausgeführt, theils erst im Keime beieinander, welche fortan auf diesem Feld die Schritte unsres Staatsmanns leiten, und gewinnen so auf Einen Schlag den Um- und Ueberblick über die verwickelten und verwirrten Fäden. Denn die grundlegenden und in Eins zusammenfassenden Anschauungen des C. F. erscheinen in den andern, besonders in späteren Schriften auseinander gelegt und gesondert behandelt. Namentlich werden uns dieselben die Ausstellungen, für welche hier nicht der eigentliche Ort war, und die Besserungsvorschläge vorführen.

Wie wir schon im ersten Buch (S. 133) gelegentlich erwähnten, gaben die Nimweger Friedensverhandlungen den Anlaß zu unsrer gegenwärtigen Schrift, der es deßhalb nicht an einer starken Beziehung nach Aussen fehlt. Dieser Friede war seit dem westfälischen der erste, welchem wieder allgemeine europäische Bedeutung zukam, weßhalb er auch in unserer Frage nur die dort angeregten völkerrechtlichen Auseinandersetzungen ergänzend wiederholt. Schon im ersten Jahre des Kongresses, der von März 1675 bis 1678, bzw. 79 dauerte, behaupteten die (drei) welfischen Fürsten, sie haben so gut als die Kurfürsten das Recht, Gesandte mit vollem

Rang und nicht blos sog. Abgeordnete dazu schicken zu dürfen. Auch bei dem, die Friedens-Verhandlungen veranlassenden und leitenden König von England machten sie in einem gemeinsamen Schreiben diesen Anspruch geltend, allein ohne Erfolg. Gleiches Schicksal hatten ihre Vorstellungen bei dem kaiserlichen Bevollmächtigten in Nimwegen. Den genaueren Stand der Sache, indeß mit einer für den Kaiser und die Kurfürsten allzugünstigen, mehr mahnenden, als im Ernst behauptenden Haltung, werden wir sogleich in der Ausführung von Leibniz selbst erfahren. Dieser bekam nemlich im gleichen Jahr 1677, wo er in die hannöverischen Dienste trat, den Auftrag, für das Begehren der Welfen schriftlich in die Schranken zu treten, ein Auftrag, der wohl für einen gewöhnlichen Höfling leicht, für einen Mann von Leibnizens deutscher Gesinnung aber schwierig war und alle Kunst erforderte, um der Gefahr des Sondergeistes die Spitze abzubrechen und aus einer scheinbar wenig deutschen Sache doch einen Gewinn für das Reich selbst zu ziehen. Wir werden sehen, daß er es that und die Schrift für seinen Hof schrieb, ohne sich in Wahrheit etwas zu vergeben.

Das lateinisch geschriebene Buch erschien noch gegen das Ende von 1677 zu Amsterdam und machte solches Aufsehen, daß es in Einem Jahr sechsmal an verschiedenen Orten aufgelegt wurde. Diese rasche und weite Verbreitung der ersten Fassung war es wohl, was L. von der beabsichtigten Herausgabe in erweiterter Form abhielt. — Gleichzeitig ließ er einen Auszug in Gesprächsform erscheinen mit dem Titel: Entretiens de Filarète et d'Eugène touchant la souveraineté des Electeurs et Princes de l'Empire, à Duisburg 1677. Die gewählten Namen sind bezeichnend. Eugen vertritt die hochgeborenen, alten Häuser und will den allmählig erst aufgekommenen Fürsten den Anspruch nicht bewilligen. Filaret dagegen ist ein Freund der thatsächlichen gegenwärtigen Stärke und meint, bei gleichgewordener Macht ziemen sich auch die gleichen Ehren. Von dieser kleineren Schrift beabsichtigte L. auch eine deutsche Uebersetzung [1]), um seinen Anschauungen in drei Sprachen möglichste Verbreitung zu geben.

1) s. Klopp III, 339.

Wie es scheint, kam es nicht dazu; überhaupt fand die kleinere Schrift neben ihrer größeren Schwester wenig Beachtung. — In Beiden hatte er sich zwar nicht genannt; aber es dauerte nicht lang, so führte die staunenswerthe Gelehrsamkeit in Verbindung mit Nebenumständen zur Entdeckung des Verfassers. Trotzdem wies er dieß möglichst ab und hörte sich nicht gern als Urheber nennen, indem hier neben seiner allgemeinen Sitte noch besondere, später zu erwähnende Gründe ihn bestimmten, dem Buch gegenüber möglichst frei und fremd zu bleiben.

Geben wir nun den Auszug aus der größeren Schrift, indem wir mit einiger Umstellung zunächst die Gesandtschaftsfrage behandeln, um dann die darein verwobenen Ausführungen über allgemeine deutsche Verhältnisse in Ein kurzes Bild zu fassen.

Der (lat.) Titel lautet: Des Caesarinus Furstenerius Traktat über der deutschen Fürsten Supremats- und Gesandtschaftsrecht.

Der Verf. erklärt in der Vorrede (welche außerdem die Hauptgedanken übersichtlich voranstellt), daß er eine kühle, leidenschaftslose Untersuchung zu geben gedenke, was sonst bei andern Anwälten ihrer Fürsten nicht Sitte sei. Er dagegen hoffe um so mehr auf Gebildete Eindruck zu machen, denen Beredtsamkeit verdächtig und die nackte Wahrheit das Liebste sei. Zugleich werde er sich vor dem blinden Ungestüm hüten, das beim Sprechen für die Einen sich ungerecht und feindselig gegen die Andern erweise. Sein Bestreben werde darauf gerichtet sein, wenn er für die Reichsstände eintrete, doch die kaiserliche Majestät zu wahren, und wenn er für die Fürsten rede, nichts wider die Kurfürsten zu sagen. Dem Kaiser sich unterwerfend, den Kurfürsten Ehrfurcht und den Fürsten Gerechtigkeit erweisend wolle er Jedem das Seine geben, wie es die thatsächliche Wirklichkeit verlange. Dabei werde er auch ein Wort mit den Fremden zu reden haben, die sich einmischen.

So sei er überzeugt, daß seine Ausführung und lauter ausgesprochene Gesinnung (animi sensa vera) eines wackern Manns, ja um noch etwas mehr zu sagen (ut aliquid fortius dicam), eines guten Deutschen nicht unwürdig erfunden werden dürfte.

„Gegenstand des Streits ist das Recht, Gesandte (legati) und nicht bloße Abgeordnete (Deputati) senden zu dürfen, das

die deutschen Fürsten, in Sonderheit die Welfen für sich so gut als die Kurfürsten oder die italienischen Häuser in Anspruch nehmen. Daran knüpft sich noch Weiteres, wie das Recht des sog. ersten Besuchs (bei Zusammenkünften von Gesandten) und andere Ceremonien.

Es scheinen das bloße Kleinigkeiten zu sein. Allein wie es nun einmal ist und wohl immer unter den Menschen bleiben wird, machen solche Dinge, wie Titel und Förmlichkeiten oft viel Schwierigkeit und Verdruß. Sie sind scheinbar ganz nichtig, aber doch für den Erfolg keineswegs so unwichtig, als man meinen könnte. Früher waren die deutschen Fürsten dagegen gleichgültig; sie machten sich nicht viel aus diesen Sitten der Franzosen und Italiener (mores parum morati sunt). Denn die Deutschen sehen mehr auf ehrliche Offenheit und Aufrichtigkeit, als auf solche kindischen Spitzfindigkeiten. Aber nach und nach gingen ihnen doch über diesen welschen Künsten die Augen auf und sie erachteten es für gerathen, dann und wann auch mit einer ihren würdigen Festigkeit ihre Ehre zu wahren. Jetzt da ihnen das lange nicht ausgeübte, aber unbestreitbare Recht angefochten wird, müssen sie auf der Hut sein. Denn auch Rechte kann man in solchen Zeiten durch Nichtausübung verlieren. Und im Grunde handelt es sich bei diesen Förmlichkeiten doch um etwas Wichtiges, nemlich um die Anerkennung ihres Supremats oder vollen Hoheitsrechts, wovon die Sendung vollgültiger Gesandter und Anderes der Ausfluß und Ausdruck ist. Dieß will man ihnen jetzt streitig machen, indem man subtile, spitzfindige Unterschiede im Begriff desselben aufstellt. Dagegen müssen sie sich verwahren und es ist nun gerade die geeignete Zeit, um die Frage zu erledigen: Man begann mit der Ceremoniengeschichte in Rom, setzte sie im Allgemeinen zu Münster fest und sollte sie hier in Nimwegen vollends für alle Zeiten zu Ende bringen, damit Ruhe wird und kein weitrer Streit mehr entstehen kann.

Wer ist denn nun aber eigentlich dagegen? Nicht die Kurfürsten, denn sie sehen das Recht ihrer Mitstände gewiß ein. Ebenso der Kaiser, der ja innerhalb Deutschlands den Fürsten das Verlangte zugesteht. Alle diese haben nichts wider einander, wie man sicher annehmen darf, sondern Jeder gönnt dem Andern die verhältnißmäßige Erhöhung. Nein, wer den ganzen Streit

veranlaßt, wer den Zankapfel wieder einmal hereingeworfen hat, das sind nur die Fremden, das Ausland, nemlich Schweden und insonderheit Frankreich. Da ihm gerade keine andere Macherei (vellicare) einfiel, so hat es diese feine Frage aufgeworfen, um gerade auf dem Friedenskongreß den Samen neuer Zwietracht auszustreuen. Zuerst hat es dem Kurfürsten von Brandenburg allein das Recht zugestanden, den andern Kurfürsten aber nicht, natürlich um Uneinigkeit zu verursachen. Ebenso gewährte es zuerst die Forderung an Neuburg; aber bald kam es ihm anders und es nahm seinen früheren Beschluß wieder zurück. Warum das? Es deuchte ihm vorteilhafter, alle Kurfürsten dem Brandenburger gleich zu erhöhen, dagegen den Neuburger mit sammt allen Fürsten zu erniedrigen. Denn das ganze Kurfürstenkollegium mit dem gesammten Kollegium der Fürsten auf diese Weise zu verhetzen (immittere), schien wirksamer, als jene erste Vereinzelung des Branden- und Neuburgers. Daher flüstert man jetzt den Fürsten in die Ohren, nur die Kurfürsten seien gegen ihre Erhöhung. Ebenso versucht man jene gegen den Kaiser aufzubringen; Frankreich sagt, es wolle handeln, wie der Kaiser, der doch gewiß nicht dagegen ist. So erzeigt man sich äußerst freigebig gegen die Kurfürsten und ungünstig gegen die Andern, nur um die, Frankreich widrige Eintracht zu stören und die Gemüther zu erbittern. Denn einen andern, einen vernünftigen Grund kann es nicht haben, mit der Einen Hand zu geben und mit der Andern zu nehmen, wie es Frankreich macht. Früher hat man ja dieß Recht selbst anerkannt und zum Theil seine Verleihung recht geflissentlich betrieben (subinde se ejus assertores tulerunt); daher bei der jetzigen Weigerung nicht Gründe, sondern nur leidenschaftliche Verblendung maßgebend sein kann, wenn man sagt, die Fürsten seien ja gar nicht frei, sie verdienen nicht als selbständig behandelt zu werden, da sie sich ja vom Kaiser nach Belieben an der Nase herumführen und zu seinen Zwecken brauchen lassen. Es ist ein sonderbarer Widerspruch, den sich hier die Franzosen zu Schulden kommen lassen, sie, die sich doch sonst als die gescheidtsten Leute von der Welt gegenseitig beräuchern (dum ipsi sibi interea velut rationis, si Diis placet, servantissimi mire domi plaudunt). Aber freilich, sie setzen die Maske bald auf, bald ab,

wie es ihnen gerade zuträglich ist, und beweisen eben damit einen den Deutschen feindlichen Sinn. Man beginnt eine Gesinnung zu zeigen, als wären die benachbarten Fürsten nur arme Schützlinge und künftige Untergebene. Es heißt doch die Deutschen handgreiflich verachten, wenn man ihnen allein weigert, was man Andern längst gewährt. Gegen die Italiener z. B. ist der alte Stil schon seit geraumer Zeit geändert worden, warum nicht auch gegen uns? Sind doch solche Titel und Förmlichkeiten nur wie Münzen, die ihren Werth durch den Gebrauch angewiesen erhalten. Sie gelten nicht nach der ersten Prägung, sondern nach dem Kurs des jeweiligen Jahrhunderts. Ist der Geldwerth allgemein herabgesetzt, wie kann man es uns allein noch zum alten Preis aufnöthigen?

Diesen offenbaren, der ganzen Sache zu Grund liegenden Hetzereien und Unfreundlichkeiten des Auslands gegenüber ist es Pflicht der Kurfürsten und Fürsten, gemeinsame Sache zu machen und einander gegenseitig zur entsprechenden Erhöhung zu helfen. Wenn die Kurfürsten den schlimmen Rathschlägen Gehör geben und sich den Fürsten ungünstig erweisen, so entsteht daraus nur Erbitterung und gemeinsamer Verlust. Schadenfroh wird das Ausland diesem Schauspiel zusehen. Denn die Fürsten haben in der That genug Macht, ihre Würde zu wahren. Diese Unterschiede hat mehr der Ehrgeiz erfunden, als daß sie in der Natur der Sache lägen; sie veralten mit der Zeit. Wenn aber beide Theile statt Neid und Eifersucht walten zu lassen, sich einträchtig unterstützen, so wird die Freiheit und Würde Beider gewahrt bleiben.

Liegt doch die Rechtsfrage ganz klar, wenn man sie nur vernünftig ansieht und der Zeit Rechnung trägt, wie sie einmal thatsächlich ist. Freilich muß man die Sache lebensbrauchbar behandeln und nicht blos mit altem gelehrtem Quark kommen. Es gibt Leute, die außer ihren lateinischen und griechischen Formeln nichts wissen noch verstehen, die auch die Gegenwart nur mit Beispielen, Lehren und Beweisen aus grauem Alterthum behandeln, die meinen, unser Staatswesen in aristotelische Bestimmungen spannen zu können — ein ebenso lächerliches als unfruchtbares und verderbliches Treiben!

Aber vollends bei unsrer dermaligen Untersuchung müssen wir

diese Art streng meiden und müssen uns auf den Standpunkt der Gegenwart und des Lebens stellen. Es sind andre Zeitverhältnisse, die alten Beispiele schlagen da nicht mehr. Wir leben in Tagen, wo man den Dingen auf den Grund geht (omnia ad vivum resecantur). Darum dürfen wir nicht nach alten widerstreitenden und oft sinnlosen Vorgängen, sondern nach Vernunftgründen die Jedem gebührende Ehre bestimmen. Wir dürfen zur Beurteilung der Gegenwart nicht die alten Leiern hervorsuchen (praesentia ex veteribus naeniis dijudicare), sowenig ich auch sagen will, daß aus dem allein, das geschieht, zu entnehmen ist, was geschehen sollte. Handeln wir nicht mit solcher Berücksichtigung des Thatbestands, so wird Streit und Kampf nie ein Ende finden, bis alles auf einen dem wirklichen Sachverhalt entsprechenden Fuß gebracht ist. Denn was einmal in der Natur der Sache liegt, läßt sich wohl künstlich verschieben, aber auf die Länge doch nicht aufhalten und verhindern (naturae munera frustra artibus differuntur).

Zur Feststellung der Sache handelt es sich vor Allem um einen klaren Begriff der Suprematie. Der bloße Begriff der höchsten Gewalt hat etwas Zweideutiges. Faßt man allein das Recht in's Auge, so ist der höchste König gleich dem geringsten Bettler verbunden, den Forderungen der Gerechtigkeit zu folgen. Sieht man aber nur auf die thatsächliche Gewalt, so steht jeder Räuberhauptmann und Tyrann einem König vollkommen gleich. Also ist eine Mischung und Mäßigung beider Gesichtspunkte durch einander nöthig (jus facto contemperandum).

Wer nun die Befugniß und Macht hat, seine Unterthanen vorkommenden Falls mit den Waffen zu etwas zu zwingen, der besitzt die Superiorität oder Landeshoheit, obgleich zu bemerken ist, daß es auch ohne Waffenzwang und oft besser durch die bloße Meinung der Menschen geht, d. h. durch den Zug der Ehrfurcht und des Ansehns, welche zum Gehorsam veranlassen.

Von dieser Superiorität ist aber das in Frage stehende Supremat noch zu unterscheiden. Zum Beispiel der bekannte Fürst von Ivetot oder der Freistaat San Marino oder irgend eine entlegene unangreifbare Insel besitzen auch Superiorität, d. h. sie sind völlig Herr und Meister im eigenen Land. Zum Supre-

mat aber gehört außer dieser innern Freiheit und Macht auch noch einige Bedeutung und Einfluß nach Außen, so viel Größe und Stärke, um auswärtige Kriege führen, überhaupt in den Angelegenheiten Europas ein Wort mitsprechen zu können (aliquid momenti ad rerum Europae generalium summam conferre posse). Ist nun Einer in dieser Weise ein wirklicher Souverän, so steht er in den Hauptrechten allen andern gleich, mögen sie immerhin viel größere Länder besitzen. Sie sind Brüder zu einander, der Art wenn auch nicht dem Grad nach gleich (non gradu, sed specie et conditione aequales), wie es ja auch in einer Familie ältere und jüngere Geschwister gibt. Oder ein anderes Beispiel liefern uns die Turniere und die Rechte der Turniergenossen: Wer einmal Ritter ist, ist Ritter, ob er nun reich oder arm sei und muß durchaus zugelassen werden. — Dieser Begriff des Supremats findet aber weiterhin ganz entschieden auf die deutschen Fürsten Anwendung. Man liebt es von gewissen Seiten ihren Ursprung ganz falsch vorzustellen und sich zu denken, es sei anfänglich in Deutschland gewesen, wie im alten Rom oder im jetzigen Frankreich: Alles streng unter einer Einheit zusammengefaßt, die Befehlshaber und Statthalter nichts mehr, als abhängige königliche Beamte, welche sich erst allmählig losgerissen und selbständig gemacht hätten. Im Gegentheil: So viel Stämme, so viel kleine Könige in jenen Zeiten der allgemeinen Wanderung und Eroberung. Ihre Krone mag vielleicht nicht durchaus erblich gewesen sein, doch nahm man die Herrscher meist aus der gleichen Familie. Daher ist es nicht richtig, wenn man frischweg lehrt, daß die ehemaligen Statthalter nur durch die Willfährigkeit und Nachlässigkeit der Kaiser erbliche Rechte erhalten haben. Weder das Haus Oestreich noch die Kapetinger waren ursprünglich mehr als diese kleinen Häupter. Allerdings fanden zur selben Zeit sehr viele Veränderungen und Umwälzungen statt, mehr als jetzt; aber in der Hauptsache war Deutschland schon zur Zeit der Karolinger voll von Fürsten und Dynasten, wobei ich nicht leugnen will, daß damals auch neue Fürstenthümer gegründet wurden, um öde oder dem Feind ausgesetzte Gegenden zu heben und zu stärken. Der Unterschied war nur, daß der Kaiser damals mehr Gewalt über sie hatte, da er selbst eine größere Hausmacht im Verhältniß zu ihnen besaß, während er jetzt von ihnen gewählt

und dabei durch allerlei Gesetze beschränkt wird. — Weit wichtiger indeß als diese Ursprünge, welche man auch bei Seite lassen kann, sind die gegenwärtige Macht und dermalige Würde, mit welchen man rechnen muß[1]). Was nun das Verhältniß der Kurfürsten und Fürsten betrifft, so ist nicht abzusehen, warum jene in unsrer Frage etwas voraus haben sollten. Sie besitzen das Supremat und Gesandtschaftsrecht nicht als Kur-, sondern als einfache Fürsten. Ihre Vorrechte sind rein innerdeutscher Natur und bestehen in gewissen Reichsverrichtungen, nemlich in der Kaiserwahl und was sich darauf bezieht; sie bilden mit dem Kaiser einen engeren Rath, (sanctius), dem die Vorbereitung der allgemeinen und öffentlichen Verhandlungen zufällt. Die Fremden kennen einmal die deutschen Verhältnisse nicht oder wollen sie nicht kennen. Wer freilich nur zu den Krönungs- und Wahlfeierlichkeiten herbeiströmt, meint Wunder, was die dabei in allerlei Formen auftretenden Kurfürsten überhaupt für eine Bedeutung im Reich haben. Wir sagen das nicht, um den Kurfürsten zu nahe zu treten, sondern nur, um Gerechtigkeit für die Fürsten zu verlangen. Wissen doch jene

---

1) Es wird sich nicht leugnen lassen, daß Leibniz mit dieser Entgegensetzung gegen jene entschieden ungeschichtliche Anschauung von der Entstehung der Vielherrschaft in Deutschland soweit Recht hat. Seine Aufgabe war es hier wenigstens nicht, die nur angedeutete allmählige Losreißung von der kaiserlichen Gewalt weiter auszuführen. Er thut dieß zur Genüge in andern Schriften, wo er nicht gegen den ungerechtfertigten Dünkel der andern hohen Häuser Europas zu kämpfen hat, als hätten sie von Natur und von Anfang an etwas vor den Uebrigen voraus. Beide Gesichtspunkte, nemlich die ursprüngliche Herrschaft und das allmählige, tadelnswerthe größer und selbständiger Werden der deutschen Fürsten vereinigt er in der wichtigen Schrift „zum ewigen Frieden von St. Pierre" Dutens V, 56. Hier hat er mit der entgegengesetzten Anschauung zu kämpfen, als ob das deutsche Reich nie eine Einheit gewesen und nur durch den freien Vertrag verschiedener Völkerschaften sich zusammengeschlossen hätte, somit auch wieder im Interesse des ewigen Friedens zerschlagen, oder nach heutiger Sprache in seinen wichtigsten Theilen neutralisirt werden dürfte. Dieser gute Friedensapostel war eben ein Franzose, dem daher Leibniz mit großer Entschiedenheit entgegenhält, daß auch das so unzweifelhaft zusammengehörende französische Reich und Volk ganz in derselben Weise eine Vielheit zeigen würde, hätte es die unglückliche Entwicklung Deutschlands genommen. — Im übrigen sieht man aus dem obigen Schlußsatz und wird es später noch weiter hören, daß Leibniz von ferne kein Anhänger des sog. Gottesgnadenthums war, das in seiner Uebertreibung er einfach als Wahnglauben bezeichnet.

selbst, daß die Ruhe des Reichs nur durch Gerechtigkeit und Billigkeit bestehen kann. Und wenn es losgeht oder Unruhen gibt, so hat Jeder doch nur soviel zu sagen, als er Macht, wirkliche Stärke besitzt, und nicht soviel als die Gesetzesformeln ihm zuschreiben. Thatsächlich aber sind manche Kurfürsten viel schwächer, als einzelne der Fürsten.

Man könnte gegen das Recht der letzteren auch noch ihre Abhängigkeit von Kaiser und Reich einwenden. Allein trifft das nicht ebenso die Kurfürsten, bei welchen man doch keinen Anstoß nimmt, und nicht minder die italienischen Fürsten, welche volle Gesandte schicken dürfen? Auch diese Italiener stehen im Verband mit dem Kaiser und Reich und sind für Vasallen zu achten. Vielleicht sagt man, sie haben größere Freiheit als die deutschen Fürsten, da sie nicht auf dem Reichstag erscheinen. Allein das ist eher eine Verringerung, als eine Vermehrung ihrer Macht. In jedem freien Staat gilt nur der als Vollbürger, der an den öffentlichen Berathungen Theil nimmt und das Abstimmungsrecht besitzt. Er gilt alsdann mehr als die, welche von der Leitung der Staatsgeschäfte fern bleiben. Die Italiener nun sind Reichsvasallen und unterliegen den Beschlüssen des Reichstags. So stehen sie nur unter einem fremden, statt unter dem eigenen Willen, und wären in der That freier, wenn sie auch die Gelegenheit hätten, mit den Andern sich auszusprechen, wie es besser ist mit Andern in der Stadt wohnen, als draußen einsam in der Oede leben. Es werden auf dem Reichstag wichtige Dinge verhandelt; davon ausgeschlossen und demselben doch unterworfen zu sein, ist kein geringer Schade. Denn da die Verhandlungen natürlich überwiegend auf Deutschland Bezug nehmen, so werden die italienischen Bedürfnisse mit viel weniger Rücksicht behandelt. Wären die Italiener gescheidt, so würden sie suchen, auch hineinzukommen und mitzutagen [1]).

Aus all dem Bisherigen folgt, daß es eine klare Forderung des Rechts ist, das deutsche Verlangen zu bewilligen. Uns niedriger zu halten, als die viel kleineren Italiener, ist eine geschmacklose oder besser eine bösartige Unterscheidung. Unsre Fürsten

---

1) Vgl. den Text dieser bedeutsamen Stelle bei Dut. IV, 455 oder Kl. IV, 230 ff.

sind den italienischen gleich zu stellen, die Kurfürsten dagegen mögen immerhin im Rang den Königen gleichgehalten werden, so ergibt sich eine ganz naturgemäße, allen Streit beendigende Stufenreihe".

Wir geben nun noch in der Kürze die bei Leibniz in die Darstellung des besondern Falls verwobenen Andeutungen über allgemeine deutsche Verhältnisse und Ordnungen. Denn er zeigt auch hier wie immer seine Art, nicht beim Einzelnen stehen zu bleiben, sondern zu höheren und weiteren Gesichtspunkten fortzugehen.

„Was das Wesen der deutschen Verfassung betrifft, so ist namentlich gegen Hobbes zu sagen, daß es zwei Ausschreitungen in der Anschauung gibt: Während die Einen glauben, daß die Einheit des Staats erhalten werden müsse um den Preis der Freiheit oder des Supremats der Glieder, so meinen die Andern, Freiheit sei nur möglich in einem Bündniß (foedus nudum), das aber keine Staatseinheit und Geschlossenheit mehr darstellen solle. Allein dieß heißt zu abstrakt und damit trügerisch urteilen, wenn man für gänzlich unzulässig erklärt, was allerdings Unzuträglichkeiten mit sich führen kann.

Die Hobbes'schen Lehrsätze von der schlechthinnigen Macht des Einen Oberhaupts haben eben auch, so lange die Fürsten Menschen sind, ihre sehr bedenkliche Seite!

Unleugbar und ohne Unvernunft gebührt den deutschen Fürsten schon ihrem Ursprung nach die Freiheit und Selbständigkeit der Bewegung. Daß sie wenigstens das Recht zu Krieg, Frieden und Bündnissen haben, läßt sich nicht anzweifeln. Durften sie dieß Alles vor dem Landfrieden unter sich selbst üben, wie viel mehr noch gegen Fremde, gegen das Ausland. Das Letztere jedenfalls ist ihnen auch nach dem, nur auf innre Verhältnisse gehenden Landfrieden geblieben. Nur müssen die Kriege z. B. gerecht, abwehrend und für's Gesammtreich gefahrlos sein. Denn dieses ist schließlich eben doch zu ihrer Vertheidigung verbunden, schon damit sie nicht vom Körper des Ganzen abgerissen werden. So hat das Reich auch ein Recht, derartige gefahrdrohende Kriege seiner Glieder gegen das Ausland zu verhindern. Dieß benimmt aber dem Supremat nichts; denn man verhindert ja auch einen fremden König an einem Krieg, der mittelbar für uns Gefahr mit sich bringt.

Auch die kaiserliche Erlaubniß ist nicht zu jedem Krieg rechtlich erforderlich, wie es der westfälische Friede klar und deutlich feststellt, sowenig wir sonst (d. h. vom Rechtspunkt abgesehen) diese Streitfrage über Krieg u. s. w. der Stände billigen können (tametsi litem hanc aliâs non facimus nostram). Indeß erachte ich es, wo es irgend angeht, für sicherer und klüger, vor allem Weiteren die Sache dem Kaiser wenigstens geheim mitzutheilen.

Wendet man mir bei meinem Nachweis ein, ein Anderes sei, was wirklich, und ein Anderes, was rechtlich geschehen, so antworte ich, daß aus einem oft gestatteten Handeln, das dem göttlichen und menschlichen Recht nicht widerspricht, durch viele Wiederholung endlich ein Recht zu werden pflegt.

Auch das Recht der Sonderbündnisse ist nicht anzufechten. Abgesehen davon, daß es so lange schon geübt wurde, entschuldigt die äußerste Noth Alles: das Kriegsrecht setzt jedes andre außer Kraft. Und so ist bei der heillosen Verwirrung Deutschlands oft nicht anders zu helfen, als durch dieses, ich leugne es nicht, an und für sich bedenkliche Heilmittel, das ohne den Fall der Krankheit gewiß nicht angewendet werden sollte und dürfte.

Ich kenne die vielen Einwände wohl, welche man gegen die Freiheit der Kur- und andern Fürsten macht und gestehe auch zu, daß darin vieles Wahre ist. Denn ich gehöre nicht zu denjenigen, welche die, allen ordentlichen Reichsbürgern heilige Würde und Macht des Kaisers zu zerreißen wünschten, um jenen Herrn zu schmeicheln. Nur halte ich es für recht, das wirklich Gültige von dem blos Scheinbaren zu trennen und falsche Schlüsse aus richtigen Vordersätzen abzuweisen. Ich will nicht nach alten Leiern die Gegenwart beurteilen, aber auch nicht aus dem Thatsächlichen das Seinsollende entnehmen. Sage ich es doch offen, daß ich in manchen Punkten dem Kaiser mehr zugestanden wünschte, als etliche Fürsten und Kurfürsten für ihrem Vorteil entsprechend erachten. Aber dieß ausführlicher zu behandeln ist hier nicht der Ort. So viel kann ich schon jetzt sagen, daß es das Beste ist, wenn Jedem das Seine zu Theil wird. Es haben sich namentlich schon oligarchische Gelüste unter den Kurfürsten geregt. Man denke an die Zeit Ferdinands II, der keine Stände mehr berief und nur mit den Kurfürsten verhandelte. Aber offenbar lag darin für diese selbst keine kleine Gefahr. Wäre der Kaiser im

äußern Krieg glücklich gewesen, so hätte er sich auf diesem Weg zum despotischen Herrn gemacht und nach den katholischen, wie protestantischen Kurfürsten nicht mehr viel gefragt. So gefährlich ist es, um eines Sondervorteils willen vom königlichen Weg des allgemeinen Besten abzugehen; denn das Unheil wendet sich oft gegen die Urheber selbst. Diesem theilweise gerechtfertigten Mißtrauen gegen die Kurfürsten und ihr Gelüste helfen dann immer auch noch Schweden und Frankreich nach und gießen Oel in's Feuer; um so gefährlicher ist die ganze Sache. — Aehnliche Regungen traten zu Regensburg hervor, als es sich drum handelte, eine beständige Kapitulation oder Kaiserverfassung zu Stand zu bringen. Als man beinahe fertig war, kamen die Kurfürsten und schoben das Recht ein, ihrerseits Zusätze dazu machen zu dürfen; damit aber war auf einmal das Ganze wieder vereitelt.

Solchen oligarchischen Bestrebungen gegenüber ist es für das Reich viel besser, wenn die allgemeinen Reichsgesetze dem Kaiser seine Schranken geben, ihm aber doch auch zugleich die Freiheit lassen zu nützen und Gutes zu stiften, was minder möglich ist, wenn er durch die Willkühr einiger wenigen Personen eingeengt wird. Glücklicher Weise ist man jetzt endlich auch einmal von dem alten verderblichen Vorurteil der Kaiser abgekommen (capitalis error, praejudicium quo imbuti Caesares comitia oderant), als ob der Reichstag Fessel und Hemmschuh für sie wäre. Hat sich doch im Gegentheil gezeigt, daß für einen weisen und nur Gerechtes erstrebenden Kaiser derselbe vielmehr ein kräftiges Werkzeug seiner Macht ist. Aufgabe und Gegenstand des Reichstags aber wären alle wirklich gemeinsamen Angelegenheiten, wie die Beschaffung der Geldmittel, die Verfügung über Krieg und Frieden, die gesetzlichen Ordnungen, welche ihren Einfluß über die einzelne Landesgrenze hinaus erstrecken u. s. w. Und in all diesem wäre mit Stimmenmehrheit zu entscheiden, während rein innre Angelegenheiten jedem überlassen blieben. —

Ueberhaupt läßt sich Beides, die Freiheit der Stände und die Einheit des Ganzen wohl wahren, wenn nur die Fürsten insgesammt Ehre, Pflicht und eigenen wahren Vorteil nicht außer Acht lassen und, wie es Freien geziemt, von solchen Beweggründen statt blos von der Furcht geleitet werden. In der That, sie

haben Gewissens halber ihre Schuldigkeit gegen Kaiser und Reich zu erfüllen. Denn wenn man genauer zusieht, so nimmt der Kaiser eine höhere Stellung (fastigium sublimius) ein, als man glaubt und heut zu Tag gehörig beachtet, daher es wichtig ist, diesen Punkt hervorzuheben. Der Kaiser ist nemlich, wie schon sein Titel (Kaiser des h. römischen Reichs) besagt, geradezu der weltliche Stellvertreter Gottes auf Erden neben dem Papst, als dem geistlichen. Man darf also nicht meinen, daß der Kaiser blos Bedeutung für Deutschland habe; nein er hat eine gewisse Oberhohheit über ganz Europa, wenn sich gleich Stufenunterschiede hierin von selbst verstehen. Nur wäre es Pflicht aller Herrscher, unbeschadet ihres Supremats ihm, als dem Oberleiter der ganzen Christenheit besonders gegen die Ungläubigen, eine gewisse Ehrfurcht zu erweisen. Thatsächlich sind freilich die Ausländer abgefallen; selbst für deutsche Stämme hat der westfälische Friede dieß in recht unnöthiger Weise befördert. Die Schweizer z. B. wurden, ohne daß sie es verlangten, vom Reich abgelöst. Die niederländischen Städte, obwohl gleichfalls außer dem Verband, bewahren dem Kaiser noch eine gewisse Ehrfurcht, nicht ohne die Hoffnung, dereinst wieder zum Reichskörper zurückzukehren, dessen Schutz ihnen nicht drückend, dagegen für ihre Sicherheit und den Aufschwung ihres Handels sehr nützlich wäre. Ja, ich weissage von Beiden, daß sie einst wieder kommen werden getrieben durch die Nothwendigkeit, wenn Frankreich auf seinem Weg zur Zwingherrschaft fortschreitet. Doch überlassen wir das dem Schicksal und der Zukunft.

Um so mehr aber ist es heilige Gewissenspflicht der noch treu gebliebenen Deutschen, fest zum Kaiser zu halten, der ja zudem aus ihrer Mitte gewählt ist, und dadurch den andern ein Vorbild dessen zu geben, was sie eigentlich auch thun sollten“.

* * *

Die ganze Schrift schließt folgendermaßen: „Erst dann wird Haß und Eifersucht aufhören, erst dann wird wahre Ruhe für's Reich wiederkehren, wenn sich Jeder in den Schranken seiner rechtmäßigen Gewalt hält und Jeder soviel Geltung hat, als er Macht besitzt und für's Ganze beiträgt. Wo nicht, so steht es immer schlimm und ist nicht auf die Dauer haltbar. Mögen also die

Kurfürsten nicht auf Jene hören, welche nur im Trüben fischen wollen. Denn wir sind jedem Feind gewachsen, wenn wir zu Haus Frieden haben. Doch ich schweife damit ab; schreibe ich doch keine Mahnrede, sondern eine rein rechtliche Abhandlung; ich frage hier nicht, was der Vorteil verlangt, sondern nur was Rechtens ist. Vielleicht könnte ich außerdem nicht wenig Brauchbares über das Reich sagen, dessen Bedürfnisse mir nicht fremd sind; allein es ist dieß der Ort nicht, sondern hieße solche Rathschläge am unrechten Ort zur Schau stellen (prostituere). — Ich habe, um was es sich handelte, den Kurfürsten und Fürsten mit großem Apparat und wohl gründlicher, als es bisher geschehen, den Supremat zuerkannt, ohne der kaiserlichen Majestät irgend etwas nehmen zu wollen. Zwischen jenen beiden Ständen aber handelt es sich um einen Vergleich, wo Keiner verliert, Beide gewinnen und Jeder für seine wie des Reiches Ehre und Vorteil sorgt".

Blicken wir, nachdem uns der Hauptinhalt vorliegt, noch einmal auf diese merkwürdige Schrift zurück, so werden wir allerdings nicht leugnen können, daß sie Gedanken ausspricht, welche wir zunächst vom Verfasser der Schriften des ersten Buchs nicht erwartet hätten. Die Selbstherrlichkeit der kleineren Fürsten, die Freiheit ihrer Bewegung selbst nach Aussen in Krieg und Bündnissen scheint auf eine Weise betont, die uns an dem Verfechter der Reichs-Einheit und seiner fest geschlossenen Stärke befremden will. Sollte ihm dießmal eben doch der Hofmann und Diplomat einen schlechten Streich gespielt und die ehrliche deutsche Gesinnung verdreht haben? Besonders mißlich wird diese Frage, wenn man bedenkt, an welchem und für welchen Hof Leibniz hier schreibt. Der Herzog Johann Friedrich von Hannover, nach Innen ein vortrefflicher Fürst, war nach Aussen eine klägliche Gestalt, die sich freilich mit nur allzuviel Genossen auf den damaligen deutschen Thronen trösten konnte. Sein Urbild war der große König Ludwig, dem er in lächerlicher Weise nachsprach: „In meinem Land bin ich Kaiser", dem er deßwegen auch im holländischen wie im nachherigen Reichskrieg als Bundesgenosse zur Seite stand und untröstlich war, als man ihm dieß endlich legte. Der tiefste Grund war das alte welfische Streben nach dem

niedersächsischen Reich und die Eifersüchtelei gegen das beginnende Uebergewicht von Brandenburg, dem man es in Allem gleichzuthun suchte, daher man womöglich auch den Kurhut zu erlangen sich bemühte. Vor der Hand galt es die Gleichstellung im Gesandtschaftsrecht, für dessen Vertheidigung Leibnizens frischgewonnene Feder in Bewegung gesetzt wurde.

Unter solchen Umständen ist es den Zeitgenossen, wie den meisten Schriftstellern unsrer Tage, worunter dießmal auch Guhrauer [1]) gehört, nicht so sehr zu verargen, wenn sie den Caes. Furst. vom deutschen Standpunkt aus mit zweifelhaften Blicken betrachten. Und doch glaube ich, nicht aus Voreingenommenheit, sondern schlagend mit Gründen nachweisen zu können, daß und wieweit man Leibniz Unrecht thut. Für's Erste hebt er selbst wiederholt und besonders am Schluß der Schrift hervor, daß seine Untersuchung durchaus nur die Rechtsfrage betreffe. Darunter versteht er aber bekanntlich, was wir mit Absicht wiederholt hervorheben und ihm als höchst vernünftige Unterscheidung staatsrechtlicher von privatlichen Verhältnissen durchaus nicht verargen wollen, nichts Anderes, als das, was im Lauf der Zeit und Entwicklung nun einmal zur vollendeten Thatsache geworden war: die große Machterweiterung und fast selbstherrlich gewordene Stellung verschiedener deutscher Fürsten, welcher das offene gesetzliche Zugeständniß kaum mehr ohne Gefahr versagt werden konnte, insbesondre die große Veränderung in dem Verhältniß von Fürsten und Kurfürsten, welche Anerkennung forderte, oder wo nicht, sie gewaltsam ertrotzte. Er sah viel zu klar und nüchtern, um zu meinen, das Leben ganzer Völker und Jahrhunderte lasse sich in ewige Pergamentformeln spannen, wie es für das Mein und Dein einzelner Personen immerhin sein mag. Hatten sich die Macht- und Besitzverhältnisse auf's entschiedenste geändert und verschoben, so konnten die alten, für andre Zustände festgestellten Formen allerdings nicht mehr passen, wie Kinderkleider platzen müßten, würde der Erwachsene noch hineingezwängt. Gewaltsam festgehaltene Unnatur führt zu gewaltsamen Aus- und Durchbrüchen, das lehren alle Zeiten bis auf unsre Tage herab. Besser also, besonders in so bedenklichen Zeitläuften wie damals, man gibt

1) Selbstverständlich Biedermann und Hettner (B. II, 37. 224. H. 3, 1. S. 17).

nach, man bequemt sich auch in der Form, wo die Sache da ist und nicht mehr so ohne Weiteres geändert werden kann. — Ebenso entschieden betont er aber auch, wie wir mehrmals hörten, daß er keineswegs in dem Sinn ein Mann der vollendeten Thatsachen sei, daß er sie deßwegen auch schon gut heiße und als das einzig Richtige hinstelle. Er weiß vom Wirklichen recht wohl das Seinsollende zu trennen, ist aber eben wie gesagt in seinem ganzen staatsmännischen Wirken kein idealistischer Vogel Strauß, wie so viele, welche meinen, die Welt mit ihrer Staatsweisheit beglücken zu sollen. Allein diese Mahnungen an's Wahre, diese Forderungen, dem Kaiser und der Einheit mehr zu bewilligen, als da und dort gern gesehen werde, er spart und verweist sie ausdrücklich an einen andern Ort und will seine Rathschläge für die Besserung deutscher Verhältnisse nicht in einer Schrift blos stellen, die wesentlich zugleich für's Ausland bestimmt ist. Hierin hieß es für ihn: Odi profanum vulgus et arceo, zu deutsch: was uns nur allein angeht und hauptsächlich gerade gegen fremde Einmischung gerichtet ist, verhandeln wir besser auch nur unter uns, statt unsre Gedanken vor dem Feind auszuposaunen („prostituere"). — Allein es ist für's zweite doch nicht blos die Rechtsfrage (in diesem Sinn), für welche er eintritt. Obwohl er den Worten nach die „Intressefrage" ausdrücklich davon unterscheidet und ihre Behandlung abweist, weiß er ihr doch auf Umwegen recht sehr zu dienen, die er natürlich vor seinem Hof und dessen undeutschem Sinn nicht offenbaren darf. Wir aber vermögen deutlich zwischen den Zeilen zu lesen. Der große Nachdruck, mit welchem er immer wieder darauf hindeutet, daß in der ganzen Sache das Ausland die Hand im Spiel habe, um zu hetzen, zu entzweien, Oel in's Feuer zu gießen, das ist wahrhaftig nicht blos eine rednerische Wendung, ein Advokatenkniff, um das Widerstreben in gewissen deutschen Kreisen leichter zu brechen, sondern es ist Ausdruck der traurigsten und ernstesten Wahrheit, das wissen wir aus der ganzen Geschichte jener Tage, das hat uns vornemlich unser erstes Buch von Anfang bis zum Ende nur allzu klar gemacht. Konnte durch dieß Zugeständniß Friede und Eintracht im deutschen Lager erkauft werden, so schien der Preis angesichts der immer drohender werdenden Weltlage nicht zu hoch. Erklärte doch der hannoverische Gesandte Schütz in Nimwegen dem kaiserlichen Bevollmächtigten

Stratmann geradezu, sein Herr und das ganze braunschweigische Welfenhaus sei zu jedem Opfer für das Reich bereit, wenn man ihm das Recht der hohen Gesandten zugestehe. Freilich eine Kinderei oder ein Wahnsinn, solche Lumpenfrägchen („contentiunculae“) in Zeiten dringendster Gefahr zur Bedingung der Reichsunterstützung d. h. seiner Pflichterfüllung zu machen. Allein wie man unartige, durch die Schwäche der Eltern verzogene Kinder oder auch Irrsinnige, bei welchen Vernunftgründe keinen Eindruck mehr machen, zuweilen durch scheinbares Eingehen auf ihre Wünsche zu befriedigen sucht, so dachte Leibniz als Patriot, während er als Hofmann schrieb: Gebet ihnen den Flitter und Titel, an dem nun einmal ihre Seele hängt; vielleicht sind sie dann zufrieden und lassen in der Hauptsache mit sich reden. Kann doch der Name nicht mehr viel schaden, wo die Sache da ist, wo sie eben doch Niemand verhindern kann, wenn sie wollen, sich an's Ausland anzulehnen oder selbständig in Krieg und Friedensschließung zu hantieren — die Geschichte hatte es wenige Jahre vorher gewiesen. —

Zu diesem, wider seine eigenen Fürsten und ihre kleinlicht undeutsche Gesinnung gerichteten Hintergedanken gesellt sich nun aber auch noch eine gewisse, nur zu wohl begründete Abneigung Leibnizens gegen die Kurfürsten, welche wir in unsrer Schrift trotz aller Vorsicht und Mäßigung unterschiedliche Male doch herausfühlen. Daß sie in ihren Machtverhältnissen nichts voraus hatten, alte Ansprüche und Vorrechte aber unmöglich für alle Zeiten wie göttliche Ordnungen gelten können, sahen wir bereits. Nun könnte man meinen, Leibniz als entschiedener Freund der deutschen Reichseinheit hätte dem Kurfürstenkollegium als einer gewissen Annäherung dazu günstig gesinnt sein sollen. Allein er erachtete es, und gewiß mit Recht, für besser, wenn einmal keine Einheit nach streng französischem Schnitt möglich oder wünschenswerth war, den Bestand des Reichs auf breiterem Grunde ruhen zu lassen, d, h. einer die Fürsten und Stände insgesammt mit berücksichtigenden demokratischen Verfassung den Vorzug zu geben vor der Kurfürstenoligarchie, welche zudem, vielen traurigen Vorgängen zu Folge, nicht eben sehr durch deutsche Gesinnung oder Festigkeit glänzte, sondern ihrem größeren Theile nach halb aus geografischen, halb aus religiösen und andern minder frommen Grün-

den im Banne Frankreichs lag. Dieser Gedanke ist besonders klar in einem Brief an Ludolf ausgedrückt, der sich auf dessen Bedenken wegen der hannöverischen Kurwürde bezieht und im Anhang dieses Kapitels zu besprechen ist. Leibniz sagt unter Anderem: „Niemand, der schärfer sieht, wird es billigen, daß unter dem Vorwand einer rascheren und entschiedeneren Geschäftsvollführung die Reichsleitung allein dem Kurfürstenkollegium übertragen werde; abgesehen von dessen französischer Beeinflussung muß für diese Schäden eine andere Abhülfe gesucht werden, welche den thatsächlichen Verhältnissen unserer Zeit entspricht". (Guhr. Kurmainz II, 219.)

Die durch alle diese Gründe empfohlene Standes- d. h. Namenserhöhung der Fürsten suchte Leibniz endlich auch noch geradewegs lahmzulegen, indem er, nach seinem eigenen Bild, den Geldwerth überhaupt und im Allgemeinen hinaufsetzte, wodurch die bisherigen Vermögensverhältnisse der Sache nach gleich blieben. Dem Kaiser wird mit größter Entschiedenheit eine höhere Stellung angewiesen, „als die Meisten heutzutag thun", er wird durch den theokratischen Beruf und Glanz weit über die deutschen, ja über alle europäischen Fürsten erhoben. Die Kurfürsten, um sie nicht zu reizen, sollen Königsrang bekommen, die Fürsten in deren bisherige Stufe nachrücken. So hatte Keiner Schaden und Alle nur Gewinn — bei dieser neuen Papierwährung, mit welcher man die Titelsüchtigen zufrieden zu stellen suchte. Denn auf die Forderung seines Hofs, die Fürsten den Kurfürsten im Rang gleichzustellen, gieng er gerade um dieser ebenmäßigen Steigerung Aller willen nicht ein.

Ich glaube, dieß ist die einzig richtige, widerspruchslose Anschauung von der vielgeschmähten Schrift unsres edlen Staatsmanns. Dieselbe ergibt sich, wenn man nur mit einem, durch die ganze Kentniß des Manns selbst geschärften und ohne alle Schönfärberei liebevollen Blick liest, wenn man nicht nach dem Schein urteilt und einen Leibniz ohne weitre Prüfung mit dem sonstigen Volk der damaligen verkauften Skribenten zusammenwirft. — Die volle Bestätigung aber, daß wir richtig gelesen und die wirklichen Haupt-, wenn auch Hintergedanken herausgehoben haben, gibt uns eine ziemliche Anzahl kleinerer Schriften und Briefe[1]),

1) s. Klopp IV, 309—363.

welche alle auf den Caes. F. bezüglich theils einzelnes weiter ausführen, theils den Verfasser gegen Vorwürfe und Mißverständnisse seiner, gewaltiges Aufsehen erregenden Arbeit vertheidigen. — Eine Gegenschrift erhebt die allerdings naheliegende Klage, daß der Caes. F. nur die gegenwärtige Gewalt und das Thatsächliche beachte, das Recht aber auf der Seite lasse, das bei ihm völlig vom ersteren Gesichtspunkt verdrängt werde (in meram vim et potentiam commutare juris nomen). Andre erheben den Vorwurf, daß der Verfasser den Fürsten viel zu viel einräume und dem Kaiser nehme. Auf diese Weise werde das Bischen deutscher Einheit vollends zerstört. Dem gegenüber spricht sich Leibniz (in der Vorrede zur beabsichtigten zweiten Auflage der Entretiens) ziemlich scharf wider die Stubengelehrten aus, die allerdings nichts von der thatsächlichen Wirklichkeit verstehen und nichts als aristotelische Formeln wissen. Sie sind fast nie aus ihren Büchern herausgekommen, nehmen daher das Reich nach dem alten Fuß und regeln die Staatsform nur nach dem Sinn, den sie dem Aristoteles geben. Dessen drei Formen der Verfassung kennen sie, aber die viel verwickelteren Verhältnisse der Gegenwart und besonders Deutschlands — mit diesen wissen sie nichts anzufangen, sie sind ihnen das reine Unding, die verkörperte Unregelmäßigkeit. Wieder Andre sind Eiferer; aber, wo es ehrlich gemeint ist, Eiferer mit Unverstand, die meinen, ihr Gegner sei blos von Schmeichelei und Augendienerei geleitet. Ihnen allen führt er (in dem Aufsatz de libero territorio) nochmals zu Gemüth, wie seine Schrift einzig nur Behauptungen über das Thatsächliche gebe und nicht etwa ein Neues erfinde, sondern nur das handgreifliche Ergebniß der Entwicklung von mehreren Jahrhunderten ausspreche. Es sei überhaupt (sagt er in einem andern hergehörigen Aufsatz aus dieser Zeit, der „Vorrede über den Nutzen der politischen Auslegung und über ihren Unterschied von der juridischen"[1]) wohl zu unterscheiden zwischen Recht und Recht. „Ich schätze Alles nach dem Nutzen; daher sage ich, es gibt zuviel Bücher über das Recht der Formeln und Gesetze und dagegen fast keine, welche vom wirklichen Thatbestand reden. Was hilft's zu wissen, was geschehen sollte, wenn man nicht weiß, was ge-

1) Kl. I, 390 ff.

schieht? Vergeblich werden die alten Litaneien der Gesetze und das leere Geschwätz der Kapitulationen den Fürsten entgegengehalten, wenn sie in Waffen stehn (frustra veteres naeniae legum et capitulationum inania armatis principibus occinuntur). Waffenklirren übertönt das Gesetz (inter arma silent leges). Ein Fürst in Waffen erschrickt nicht vor seinem Siegel oder einem alten Pergament, wie vor einem Medusenhaupt. Wäre das deutsche Staatswesen in gutem Stand, würden gerechte Waffen immer für's Gesetz eintreten, wäre endlich für die Sicherheit des Ganzen genügend gesorgt, so wäre es eine Sünde, das Recht anders als nach dem Gesetz zu bestimmen und zu bemessen. Jetzt aber in einer solchen heillosen Verwirrung ist oft Jeder genöthigt, für sich selbst zu sorgen, und sicher werden wir durch jene Gesetze nicht mehr gehalten sein, als Andre, die ihnen nur folgen, wo sie günstig lauten". Das heißt mit andern Worten: Es kann Zeiten geben, wo das formale Recht ausgesetzt werden und das höhere materielle dafür eintreten muß.

Nun warf man ihm freilich weiter vor, es sei wenigstens sehr gefährlich und unklug, diese Dinge und Verhältnisse so scharf und bestimmt auszusprechen, wenn sie gleich leider thatsächlich seien. Fortan werden die Fürsten es leicht haben, ihr Gebahren zu rechtfertigen (jam enim habebunt principes, quo magis gesta sua tueantur). Dagegen fragt er, ob sie denn dieß Alles nicht schon vorher nur zu gut gewußt hätten. Eine Unterdrückung, eine Verschweigung sei sogar viel schädlicher, wenn je auf die Länge möglich. Verweigern wir Billiges, so werden wir oft Unbilliges zuzugestehen gezwungen.

Indeß versichert er noch einmal auf's Entschiedenste, daß seine Ausführung nur behauptenden Charakter habe; von diesem „asserere" sei die Mahnung, das „suadere" wohl zu unterscheiden. Vom ersten Gesichtspunkt aus gebe er den Fürsten zu, daß sie an ihrem Recht halten; ein anderes sei der Standpunkt der Mahnung, nach dem Wort des Apostels: Es ist mir Alles erlaubt, aber nicht alles ist zuträglich. „Ich möchte den Fürsten oft den Gebrauch ihrer Freiheit als schädlich und sogar im höheren Sinne wieder ungerecht abrathen. Wird z. B. ein Fürst vom Kaiser zu Etwas verurteilt und wartet mit dem Gehorsam, bis er kriegerisch gezwungen wird, so ist er „der Form des Völ-

kerrechts nach“ zur Vertheidigung berechtigt und doch wäre das ganze Benehmen ungerecht, gegen das Gewissen, gegen das (— offenbar höhere —) Gesetz, gegen das Wohl des Ganzen. — Handelt es sich um die Abhülfe der bestehenden Mängel, wo Recht und Nutzen zugleich gewahrt wird, so ist es etwas ganz Anderes. Dann werde ich gewiß den Fürsten rathen, von der Strenge ihres Rechtsstandpunktes doch ja nachzulassen“.

Es ist klar, Leibniz betont selbst vor seinen Gegnern dieselben Punkte, die wir oben aus dem Caes. F. hervorhoben. Indeß gebe ich zu, daß es ihm bei der Sache doch nicht ganz wohl war, daß er sich nicht völlig sicher fühlte, ob er mit seiner Schrift das Rechte getroffen. Von dem seelischen Merkmal abgesehen, daß in seiner oben angeführten Vertheidigung eine bei ihm ungewöhnliche Erregung herrscht, die sich am leichtesten aus einer innern Unsicherheit erklärt, sucht er in verschiedenen Briefen an Freunde, natürlich ohne sich als Verfasser zu nennen, deren Urteil über seine Schrift herauszulocken. So sagt er in einem Brief an Konring[1]), daß ihm an dem Caes. F. besonders die Gleichstellung der deutschen mit den italienischen Fürsten gefalle, während ihm sonst Manches zweifelhaft und unsicher erscheine. In seiner Antwort spricht Konring eben die Befürchtung aus, daß das Buch der Einheit zuwider laufe. — In andern Briefen erklärt L., es sei vieles darin, das er nicht billige. Besonders bezeichnend ist aus den achtziger Jahren ein kleiner, für die Leipziger Gelehrtenzeitschrift (Acta eruditorum) bestimmter Aufsatz als Brief eines Ungenannten an einen Freund. Hier heißt es: „Ich kann nicht alle Behauptungen des Caes. F. zu den meinigen machen. Indessen sehe ich, daß man seine Meinung nicht richtig auffaßt, und was er zu Ehren des Reichs und zum Wohl des Staats sagt, in's Gegentheil gezogen, anders gestellt, aus dem Zusammenhang gerissen und mit Einem Wort schief angesehen hat. Daher will ich hier die richtigen Gesichtspunkte geben (lectorum oculos ad verum illud punctum visus traducere, ex quo objectum non detortum, non dissipatum, sed apto naturalique habitu collocatum repraesentetur). Seine Absicht ist durchaus die Ehre und das Heil Deutschlands, dem die Fremden da und dort aufsäßig

1) Kl. IV, 315 f.

sind und es verspotten, indem sie den kleinsten italienischen Fürsten geben, was sie den deutschen weigern. Kurz er hat in wirklich vaterländischem Sinn geschrieben, und das erkennt man im Ausland an, während nur die Deutschen Vorwürfe erheben und besonders gar nicht bedenken, welche Ehre ihnen durch die (theokratische) Stellung des Kaisers darin angewiesen wird".

Bei der Behandlung dieser Frage, welche für die Beurteilung des Leibnizischen Karakters überhaupt und seines staatsmännischen Wirkens insbesondere von tiefeingreifender Bedeutung ist, durften wir in unserer Vertheidigung selbst Wiederholungen nicht vermeiden, um damit den ihrerseits so oft schon wiederholten Angriffen die Spitze bieten zu können. Fassen wir unser Urteil nunmehr zusammen, so wird zu sagen sein: Auch im Caes. F. haben wir es mit einem Mann zu thun, der, wie schon der erdichtete Name sagt, bei allem Reden für die Fürsten doch in erster Linie gut kaiserlich gesinnt ist, der zwar als Filaret der thatsächlichen Macht ihr Recht gibt gegen Eugens Hängen an den zum Theil hohl und leer gewordenen Ansprüchen alter vergangener Zeiten; aber auch dieß thut er blos, um selbst im Dienst und Auftrag eines undeutschen Fürsten doch nur Deutschland zu dienen, ihm innerlich Ruhe und Frieden zu schaffen und der fremden Hetzerei die Gelegenheit zu verbauen. — Möglich, daß er später selbst über die Aufnahme des Buchs und den von ihm oben geschilderten Mißbrauch desselben erschrack, möglich, daß er dachte, es hatte doch schon hier die mahnende Seite stärker und noch entschiedener hervortreten sollen, um derartige einseitige Auffassungen von vornherein unmöglich zu machen, vielleicht daß ihm sein wahrer Hintergedanke und das zwischen den Zeilen zu Lesende im Blick auf die selbstsüchtig tauben Ohren und die im Sondergeist verblendeten, trägen Herzen selbst hernach als zu fein und künstlich angebracht erschien. Aber die Absicht ist und bleibt, wie er sich und wir mit ihm sagen dürfen, eine reine und lautre. Ja selbst das gewählte Mittel betreffend möchten wir sehr zweifeln, ob er mit seinem Buch wirklich Schaden angerichtet hat, indem er die heillosen Zustände und den ohne alexandrische Mittel nicht zu lösenden Knoten aufdeckte und die Dinge beim Namen nannte. Klagen wir daher in Zukunft nicht ihn, sondern die überwälti-

gende Macht der Zeit und geschichtlichen After-Entwickelung an, welcher er dafür sonst so rastlos und unermüdet sich entgegenstellte.

Anhangsweise erwähnen wir hier noch zwei verwandte Thätigkeiten von Leibniz, nemlich sein Wirken für die hannöverische „Erstgeburt" (Primogenitur) und Kurwürde, sodann seine Kundgebungen bei der Erhebung Preußens zum Königthum. Ersteres ist im Grund für's Ganze zu unbedeutend, als daß wir ihm einen andern Platz, denn diesen, anweisen könnten; das Zweite, sehr wichtige aber wird sein volles Licht erst später erhalten können. — Oberflächlich betrachtet haben wir auch hier wiederum ein Kämpfen Leibnizens für Aenderungen im deutschen Staatsleben, welche seinem sonst so ausgeprägten Einheitsstreben nicht zu entsprechen und wie der Caes. F. den Verdacht minder charaktervoller, hofmännischer Leistungen auf sich zu ziehen scheinen. Allein es leiten ihn die gleichen Erwägungen, die ihn bei jener Hauptschrift bestimmt hatten. Was zunächst die „Erstgeburt" betrifft, so spricht er in seinen darauf bezüglichen Arbeiten [1]) nebst einer eingehenden rechtlichen Ausführung folgende staatlich bedeutsame Gedanken aus: „Die Völker gehören einem Herrn nicht wie Pferde, Ländereien und anderes Besitzthum, das er immerhin unter seine Kinder theilen mag. Sondern es ist Aufgabe und Pflicht, die fürstliche Macht statt sie durch beständige Erbtheilungen fortgehend zu schwächen, vielmehr zum Wohl der Unterthanen nach Gottes Willen zu stärken. Die Ueberzahl von Fürsten, die daher stammt, veranlaßt unmäßige Ausgaben und belastet die Völker durch die vielen Hofhaltungen. Auch entstehen nur Wirren und Kriege daraus, so daß es namentlich auch eine für das Reichsganze höchst verderbliche, wie dem Naturrecht, so auch den alten Reichsgesetzen zuwiderlaufende Sitte ist. Sie riß ein in unglückseligen Zeiten und schlug aus zum Verderben der Familien, der Lande und des Reichs. Nie aber kann eine unvernünftige Gewohnheit die Kraft eines unverbrüchlichen Gesetzes erhalten. Man darf sie jederzeit abschaffen und nichts kann hindern, sobald als möglich auf das zurückzukommen, was die natürliche Vernunft und das Wohl des Ganzen verlangt".

Gewiß höchst vernünftige und anerkennungswerthe Aussprüche

---

1) Kl. V, 103 ff.

in den Zeiten des zum Uebermuth gesteigerten Fürstenworts: „Der Staat bin ich"! Es gelang in der That, nicht blos diese Erstgeburt durchzusetzen, sondern auch durch eine Heirath wenigstens zwei der braunschweigischen Häuser zu vereinigen, ersteres jedoch nicht ohne schwere, sogar blutige Wirren in der betheiligten Familie.

Endlich erreichte das welfische Machtstreben sein vorläufiges Ziel in der Erlangung des Kurhuts, der schon vor 1688 mit Benützung der Reichsnöthen angesprochen und 1692 zu Regensburg bewilligt wurde. Freilich fand die Sache von verschiedenen Gesichtspunkten aus heftigen Widerstand, den zu brechen Leibniz sich zu Wien und sonst eifrig Mühe gab [1]). Selbstverständlich

---

1) In der von mir benützten Sammlung liegt eine Schrift über diesen Gegenstand vor, betitelt: Unvorgreifliches Sentiment, betreffend die hannoverische Kurwürde, darinnen die dabei vorkommene vornehmste quaestiones unparteiisch ausgeführt und die größte dubia removirt worden. Gedruckt im Jahr 1693. Es scheint, daß sie Erwiderung auf eine im entgegengesetzten Sinn gehaltene Schrift unter dem Namen von Hippolytus a Lapide ist, die sich gleichfalls in der Sammlung findet. Wie ich in meinem Nachweis zeige, kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die erstere von Leibniz herrührt, geschrieben eben zur Zeit der Hauptentscheidung im Jahr 1692/93. Wenn wir von der rein rechtlichen Ausführung der 62 Seiten großen (deutschen) Schrift absehen, so enthält sie im Wesentlichen dieselben Gedanken, wie der Leibniz-Ludolf'sche Briefwechsel, an den wir uns in unsrer obigen Darstellung halten. Sie weist zunächst nach, wie thöricht und sinnlos vollends in staatlichen Dingen der Aberglaube mit der Siebenzahl der Kurfürsten sei. Wollte man je auf diese Zahlenmystik etwas geben, so wäre die Zahl 9 (3 × 3) noch heiliger und auch arithmetisch bedeutsamer. Allein viel wichtiger seien die sachlich-vernünftigen Gründe. Eine Aenderung überhaupt vorzunehmen sei oft, weit entfernt gefährlich zu sein, geradezu eine Nothwendigkeit. „Manchmal muß man statt im alten Trab fortzugehen, den Mantel nach dem Wind hängen, damit bei veränderten Zeitläuften das Ganze keinen Schaden leide". Dieß ist hier der Fall, vornemlich um das Kurfürstenkollegium durch eine weitre von Frankreich abgelegene und damit unabhängige Stimme zu verstärken. Für's Andre ziehe das Reich großen Gewinn aus der dadurch erlangten Willfährigkeit des Hauses Braunschweig und erlange inmitten des Kriegs eine kräftige Unterstützung. Der Einwand mit der Religion sei zwar der ponderoseste. Doch dürfe man ja überzeugt sein, daß der Kaiser, der für Hannover spreche, als oberster Advokat und Vogt der Kirche nichts derselben Schädliches thue. Ueberdies sei die Stärkung gegenüber dem nur halb und unehrlich katholischen Frankreich auch für die Religion ein Gewinn (— man beachte, wie Leibniz hier in der öffentlichen Schrift allerdings nur die Eine Seite der Sache hervorhebt, während er unter der Hand wesentlich protestantische Absichten verfolgt). Schließlich sei zu bedenken daß man zu weit gegangen, um ohne die

waren einmal die katholischen Kurfürsten nicht sehr über die Aussicht erfreut, einen protestantischen Genossen weiter zu erhalten; an der Spitze derselben, denen sich natürlich auch die andern katholischen Häupter anschloßen, stand der Kurfürst von Mainz, ein Neffe des verstorbenen Johann Filipp. Hier wußte Leibniz geschickt seine ehemaligen Verbindungen zu verwerthen; vornemlich bediente er sich der Vermittlung seines einstigen Zöglings Boineburg, der in Mainz theils durch Verwandtschaft, theils durch seine hohe Stellung als kaiserlicher Rath und erster Kammerherr des Kaisers Einfluß besaß. Denn mit sachlichen Gründen konnte Leibniz in der That gerade dieses Widerstreben nicht wohl bekämpfen. Er hatte allerdings sehr lebhaft die Förderung und Stärkung des Protestantismus im Auge, der ihm namentlich um die Zeit des Ryßwicker Friedens äußerst bedroht schien. Solche Vorstellungen mußten die protestantischen Gegner gewinnen, bei welchen meist nur persönliche Eifersucht im Spiel war: „Welcher Protestant, schreibt L. einmal, hätte nicht vor zwanzig Jahren frohlockt, wenn sich ihm die Hoffnung gezeigt hätte, für seine Partei eine neue Kurwürde zu erlangen?"

Doch sparen wir diese religiösen und bekenntnißlichen Gesichtspunkte für später auf; hier ist uns vornemlich die staatliche Erwägung wichtig, welche Leibniz leitete. Einmal dachte er, daß schließlich nur durch Gewährung dieses sehnlichen Wunsches, mit dem der Welfenehrgeiz und die Eifersucht gegen Brandenburg sich soviele Jahre lang trug, Ruhe und Friede in Niedersachsen geschafft werden könne, statt daß man sonst nur immer wieder die gefährlichen Anlehnungen an den feindlichen Westen erleben müsse. Und noch aus einem andern, dringenderen Grund konnte diese Erweiterung des Kurfürstenkollegiums für das Reich heilsam werden. Diesen spricht er hauptsächlich vor seinem Freund Ludolf aus, der aus völlig ehrlichen, deutschen Erwägungen gegen die Sache war. „Die Verhandlung wegen des neuen neunten Kurhuts, schreibt er ihm 1693, ist von großer Wichtigkeit; denn die alten wanken, und sind nicht mehr wie früher in Mitten, sondern an

---

schwerste Beleidigung Hannovers und Schädigung der Reichsharmonie noch zurückgehen zu können. So möge man also zum Wohl des Vaterlands offen und ehrlich Hannover das Seine gewähren und unverkürzt gönnen!

der Grenze des Reichs gelegen. So fürchte ich, daß uns schließlich die Noth zur Gründung von noch mehreren zwingt, damit nicht einsmals gar Frankreich durch seine Macht am Rhein im Kurfürstenkollegium die Herrschaft bekomme. Daher begreife ich nicht recht, wie du meine Ansichten auffallend findest". Und ein andermal: „Ich glaube nicht, daß man eine zu starke Ausdehnung dieses Vorgangs zu fürchten hat, wogegen der Kaiser und die Kurfürsten naturgemäß eingenommen sind. Soll ich dir sagen, was ich mehr als dieß fürchte? Die Franzosen möchten den Rhein erobern, dadurch mit Einem Schlag die Hälfte des Kurfürstenkollegiums abschneiden und das Reich, dem seine Grundfesten genommen, am Ende ganz zusammenwerfen. Ich denke, man sollte derartige Möglichkeiten mehr im Auge behalten statt über Ehren und Förmlichkeiten zu zanken. Du hast ganz Recht, mit Aristoteles zu sagen, daß ein guter Bürger den dermaligen Bestand des Staats zu erhalten hat; allein eben dieß kann ohne wirksame Schritte nicht geschehen. Der Arzt muß den gegenwärtigen Stand des Körpers bewahren, wenn er gesund ist, ihn aber verbessern, wenn derselbe krankt. Indeß, all dieß sage ich nur dir in's Ohr; ich möchte nicht in die schwebenden Streitigkeiten verwickelt werden" [1]). — Als endlich Hannover um's Jahr 1692, vollkommen aber erst gegen das Ende des Jahrhunderts seinen Hut hatte, gab es noch ein kleines Nachspiel, indem der neue Kurfürst mit Württemberg wegen der Reichssturmfahne Streit bekam. Auch hier mußte Leibniz mit seiner Wappenkunde und Geschichtswissenschaft eintreten, um in einer eigenen Schrift „den Unterschied des, Hannover verliehenen Reichsbanners von der würtembergischen Sturmfahne" [2]) nachzuweisen. Wie er selbst diese „contentiuncula", dieses Litigiren um Ehren und Förmlichkeiten inmitten des schwersten Reichskriegs ansah, beweist zur Genüge eine einzige bittere Bemerkung in einem Brief an Ludolf: „Ums Reichsbanner streiten sie sich nemlich, das Niemand weder hier noch dort gegen den Feind vorantragen wird".

---

1) s. beide Briefe bei Guhr. Kurmainz II, 217 und 219.

2) Der Aufsatz ist auch nach Dutens deutsch geschrieben und gedruckt, von ihm aber nach seiner Art der Herausgabe in lateinischer Uebersetzung vorgelegt; s. Band IV, 503 ff.

Was endlich die Errichtung des preußischen Königthums zu Anfang des neuen Jahrhunderts betrifft, so begrüßte sie Leibniz mit der entschiedensten Freude[1]): „Die Aufrichtung des neuen preußischen Königreichs ist eine der größten Begebenheiten dieser Zeit, so nicht, wie andre, auf wenige Jahre ihre Wirkung erstrecket, sondern etwas nicht weniger Beständiges, als Vortreffliches herfürgebracht“. Ganz wie im Caes. F. wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß „die Namen nicht so ganz unwesentlich seien, zumal bei Dingen, die in freiwilliger menschlicher Einsetzung gegründet sind, obwohl die Natur selbst eine Anleitung gibt und Grund legt. Die Sache, die schon da ist, bekommt durch die Namensbeilegung ihr Komplement, ihre Erfüllung. So ist es auch bei Preußen. Sachlich hieß es schon vorher von ihm: „habet omnia Regis“, er hat bereits Alles, was zu einem König erforderlich ist, also namentlich eine ansehnliche Macht, eine große, strebsame Bevölkerung; Handel und Gewerbe blühen in seinem Land“.

Es ist klar, wie auch hier für Leibniz wieder ganz die alten Gesichtspunkte maßgebend sind. Das Genauere über seine Stellung zu Preußen versparen wir indeß für später. In diesem Zusammenhang war es uns nur darum zu thun, alle die Bestrebungen unseres Staatsmanns zusammenzustellen, welche scheinbar für die Befestigung der deutschen Zersplitterung arbeiteten; ich hoffe aber, daß mir zugleich die Klarstellung der Sache und der Nachweis gelungen ist, wie auch dieß nur aus derselben ächt deutschen Gesinnung entsprungen, die ihn sonst beseelte. Freilich ist nichts mehr, als diese, oberflächlich betrachtet, zweideutige Haltung Leibnizens geeignet, uns den Blick zu öffnen für die heillose Zweideutigkeit und Verwirrung der damaligen Zustände selbst. Denn es ist in der That ein verzweifeltes Mittel, wenn ein leidenschaftlicher Freund deutscher Einheit und ein überaus scharfblickender Staatsmann für jene Einheit und Sicherheit des Reichs nicht anders arbeiten kann, als indem er da und dort nothgedrungen den Sonderbestrebungen das Wort redet —, eine staatliche contradictio in adjecto, ein greller Widerspruch in sich selbst, welcher unwiderleglich die ganze Unvernunft jener

1) s. Guhr. d. Schr. II, 299—312.

Verhältnisse beweist. Es gibt uns dieß den Ausblick auf's Folgende und zum Voraus die Ueberzeugung, daß es ihm an reicher Gelegenheit zu schmerzlichen Klagen, zu eindringenden Vorstellungen und eifrigen Besserungsvorschlägen nicht mangeln wird, womit sich die nächsten Kapitel zu beschäftigen haben.

Kapitel 2.

(Einzelausführung dessen, was der Caes. F. über Deutschlands Verfassung nur anstreift. Klagen über die herrschenden Zustände und Besserungsvorschläge, betreffend die Häupter, die Reichstage und das Heerwesen. Zeitweilige Abhülfe durch Sonderbündnisse Einzelner).

Trotz seiner Einzelveranlassung durch die Nimweger Gesandtschaftsfrage gibt der Caes. F. als grundlegende Schrift immer von Zeit zu Zeit Durchblicke auf die allgemeinen Verfassungszustände Deutschlands; er läßt Schlaglichter fallen nicht blos auf die schweren herrschenden Schäden, sondern auch auf eine etwaige Besserung und Heilung des kranken Leibs. Doch verweist L. die genauere Ausführung besonders des letzteren Punkts auf andre schicklichere Gelegenheiten. Und der rüstige Kämpfer hat sein Versprechen gehalten. Oberflächlich betrachtet ist es zwar nicht so, und man könnte auf die Meinung kommen, als wäre selbst ihm eine eingehende und ausdrückliche Besprechung dieser inner-deutschen Fragen zuwider und ecklig gewesen, so daß er sich lieber mit der im ersten Buch geschilderten Schriftstellerei nach Außen beschäftigt hätte. Denn wir haben von ihm bis jetzt keine Schrift, welche unmittelbar und als Hauptsache diesen Punkt behandelte. Allein erinnern wir uns, wie er im Caes. F. sagt, daß er gar Manches die Besserung betreffend zu sagen hätte, da er mit den Verhältnissen des Reichs wohl bekannt sei. Erinnern wir uns des Ausspruchs, er habe über derartige Fragen so viel, daß er einen ganzen Band „Rathschläge für Deutschland" zusammenfassen (complecti) könnte. So dürfen wir wohl überzeugt sein, daß das Fehlen einer oder besser mehrerer solcher Schriften nur der, bis jetzt noch mangelhaften Herausgabe zur Last fällt. Gewiß liegt namentlich in Wien ein reicher Vorrath verborgen, den zu heben

Pflicht und Aufgabe der deutschen Geschichtsforschung ist. Unterdessen erlaube ich mir, auch bei dieser Lücke wieder vorläufig mit einer aufgefundenen, 165 Quartseiten großen Schrift einzutreten, deren leibnizischer Ursprung ich sehr sicher nachweisen kann und die ich gerade für diesen Abschnitt als Hauptquelle benutzen werde. Ihr umfangreicher Titel lautet: Wahres Interesse des h. röm. Reichs, oder rechtmäßige Vorstellung derjenigen Hauptpunkte, worauf das Interesse und die Wohlfahrt des h. röm. Reichs und des allgemeinen Vaterlands deutscher Nation, sonderlich dieser Zeit beruhe und gegründet sei; item, wie das h. röm. Reich deutscher Nation in Frieden- und Kriegszeiten sowohl innerlich, als wider alle äußerliche feindliche Gewalten könne erhalten werden. Aus den bewährtesten, sowohl alten als neuesten Publizisten und andern kuriosen Schriften dieser Zeit zusammengetragen von J. D. v. G. JLt. Verlegts Barthold Fuhrmann, Buchhändler in Osterroda Anno 1689.

Neben dieser mit großer Rechtsgelehrsamkeit und Geschichtskenntniß, aber nicht für Volkskreise geschriebenen Schrift liefert für unsern Zusammenhang Vieles das „Bedenken", namentlich im ersten Theil, sodann wegen der Seitenblicke auf Deutschland auch die „polnische Königswahl". Im übrigen wird unsre Aufgabe sein, das Hauptbild dieser Schriften zu ergänzen durch die vielen gelegentlichen Bemerkungen, die sich auch in den Aufsätzen des ersten Buchs, namentlich klagend über innere deutsche Verhältnisse und Zustände finden und die wir jetzt aus der Zerstreuung zu sammeln haben. (Eine gewisse Wiederholung ist hier nicht zu vermeiden, wollten wir nicht die dortigen Auszüge in unnatürlicher und sinnstörender Weise verstümmeln.)

Zunächst handelt es sich darum, die deutschen Verfassungsverhältnisse, welche natürlich auf das ganze bürgerliche Leben schädigend und ertödtend einwirkten, nach ihrer ganzen traurig-kläglichen Thatsächlichkeit in's Auge zu fassen, ehe von den Besserungsvorschlägen die Rede sein kann. Um sie zu sehen, brauchte man blos nicht absichtlich blind zu sein; wie viel mehr lagen sie vor dem vaterländischen Scharfblick eines Leibniz offen da! Es war kein froher Anblick um diese Schäden, „so unzählig und mit weni-

gen Worten nicht zu begreifen. Aber die Ursprünge und Quellen lassen sich vielleicht ehe erforschen und wo man einen rechten Eifer zu Vollstreckung guter Koncepte bringen will, auch verhoffentlich mit Gottes Hülfe stopfen" („Bedenken"). Dem Arzt darf kein Uebel und Leiden zu ecklig sein; er muß es scharf in's Auge fassen, „denn die media et rationes den Schäden abzuhelfen, um so leichter mögen bewerkstelligt werden, wenn die Schwachheiten des politischen Leibs untersucht und die heilsamen media zu dem Intresse desselben in der Zeit dawider gebraucht werden" („Intresse", wie ich im folgenden den Titel der oben erwähnten Schrift abkürzen werde). — Freilich die Mängel waren leichter zu denken, als auszusprechen; sie waren „zum Theil so empfindlich, daß sie von Privatpersonen kaum untersucht, viel weniger ohne Gefahr entdeckt werden können. Es siehet zwar jeder den Schaden; aber wegen der Menge der Intressirten bekümmern sich die wenigsten um die Hülfe der allgemeinen Ruh". Nun, Leibniz seinerseits überwand auch diesen Anstand in der (zu Anfang des „Intresses" ausgesprochenen) Ueberzeugung: Es heißt hier nicht, was mein, was dein, Sondern was nützt der ganzen Gemein, Alle Glieder müssen dem Leibe geben, Soll er gesund bleiben und leben! So erlaubt er sich in diesen Schriften, als deren Verfasser er wenigstens den diplomatischen Kreisen und dem kaiserlichen Hof nicht wohl unbekannt bleiben konnte, ehrlich und offen die Schäden des deutschen Reichskörpers aufzudecken. — Aus dem noch öfter vorkommenden Bilde des Staatswesens als eines Organismus oder als einer persona civilis, „so einer persona naturalis ähnlich beschaffen sein muß", hebt er vornemlich drei Seiten hervor: 1) die Häupter, welche dem Verstand entsprechen; 2) die Reichstage, welche gleichsam das Geäder und Geblüt sind; 3) das Heerwesen, das die ausführenden Glieder darstellt; oder kurz, wenn auch nicht ganz genau ausgedrückt: Die leitende, beschließende und vollziehende Macht im Staat.

Hören wir zuerst, wie er den Zustand Deutschlands in Betreff seiner Häupter schildert. Mißlich, um in seinem Bild zu bleiben, ist nun freilich schon die große Vielköpfigkeit des Reichs, da doch sonst der leitende Kopf bei naturgemäßen Bildungen nur Einer ist und sein kann. „Viel zur Schwachheit des Reichs thut seiner Herrscher und Stände Vielheit, weil es schwerlich fehlen kann,

daß nicht unter so Vielen einige sollten gefunden werden, die aus Unverstand oder Eigensinnigkeit oder besonderer Passion sich auf Abwege begeben oder von Andern zu schlimmen Anschlägen sollten verleiten lassen, so daß es ein Wunderwerk wäre, wenn so viel Köpfe sollten unter Einen Hut gebracht werden" (Intresse). Auch sonst, namentlich in Kriegszeiten, wo strenges Zusammenhalten Noth that, wie z. B. in der Konsultation von 1691, drängt es ihn, bitter zu klagen über die Menge der Häupter und Bundesverwandten, bei deren Vielheit und auseinanderlaufenden Strebungen es freilich nicht anders, als schlimm für Deutschland gehen könne. Deßwegen sucht er im Kampf für die hann. Erstgeburt mit aller Entschiedenheit einer, Staat und Reich schwächenden Länderzersplitterung entgegenzuarbeiten.

Indeß ist er seiner ganzen Anschauung nach und schon deßwegen, weil er viel zu klar mit den einmal gegebenen Verhältnissen rechnete, nicht an und für sich ein Feind und Gegner der deutschen Vielherrschaft. Er konnte sich, wie sich später zeigen wird, recht wohl auch so eine ganz schöne, harmonische Verfassung des Reichs denken. Was er dagegen auf's Schmerzlichste beklagte, das war eben das unharmonische, so wenig zusammenklingende und stimmende Verhältniß der Vielen zu einander. Darum hören wir ihn wiederholt ausrufen: Das Reich hängt nur noch an einem seidenen oder strohernen Faden zusammen, es wird nur noch vom losesten Band geeinigt, das sich mehr und mehr löst und lockert, an dem Der und Jener zerrt und zockt, es vollends zu zerreißen. Es ist einem wankenden, rissigen, mühsam gestützten Gebäude gleich, dessen Einsturz zu erwarten steht. „Denn was sonderlich zu bedauern, nicht wenige Stände im trüben Wasser fischen, des Reichs Zerrüttung gern sehen, eine richtige Justiz, eine prompte Execution wie das Feuer scheuen, hingegen gegenwärtige Konfusion lieben, darin jeder Faktiones machen, seinen Gegentheil aufhalten, Urteil und Recht eludiren, an Fremde sich hängen und ohne Verantwortung leben kann, wie er will. Selbst Reichsstände freuen sich, daß kein Flicken an unsrer Republik etwas geholfen, und hoffen vom einstürzenden Haus gute Stücke zu erwischen, etwas Neues damit zu bauen, und warten daher auf Gelegenheit, noch einen guten Stoß, doch also, daß man ihnen die Schuld nicht geben könne, dazu zu thun" (Be-

denken S. 153—66). „Das Privatintresse ist bei ihrer Vielen so stark, daß sie lieber die gemeine Wohlfahrt hintansetzen, als jenes sollten fahren lassen, da es doch unmöglich in die Länge bestehen kann, wenn das gemeine Intresse versäumt wird. Wenn eine ganze Stadt oder Land von Feinden überfallen wird, so ist kein Privater in seinem Hause versichert, daß er allein solcher Gewalt werde frei sein. Namentlich ist dieß oft bei den mächtigsten Ständen der Fall, so daß dann häufig die geringeren und minder mächtigen im Reich sich in gewisse Faktiones theilen. Wenn jene wenig Wesens machen, ihre kleineren Mitstände zu ruiniren, und hingegen diese sehen, daß sie bei den Gesetzen keinen Schutz finden, endlich auch mehr auf eigene Erhaltung als das gemeine Beste achten müssen, so bilden sie sich ein, es könne gleich sein, wie derjenige heiße, von dem sie unterdrückt werden. So entstehen Scheidungen im Staat und bedienen sie sich auch wohl ausländischer Hülfe, um desto mehr dem vermeinten Feind gewachsen zu sein. Denn es gehet gemeiniglich, daß dasjenige Theil, so zu einem einheimischen Streit sich zu ohnmächtig findet, lieber an Auswärtige sich hängen, als seinem Landsmann das Geringste nachgeben will. So mag das Reich beides, mit seiner innerlichen, höchst tödtlichen Krankheit und Unruhe, als auch in Ansehung derer Fremden, die sich hier und dort für Helfer und Beistände gebrauchen lassen, mit äußerlicher Gefahr auf einmal zu thun bekommen und seines Untergangs, so lang es in einem solchen Zustand bleibt, gewärtig sein." (Intresse.) — Kurz das Verhältniß der verschiedenen Häupter unter einander ist nicht mehr „die alte gute Vertraulichkeit", sondern das Gegentheil: Mißtrauen allenthalben, die Hand eines Jeden wider seinen Nächsten; Gehässigkeit, Störrigkeit, Eigensinn. Bald macht sich die anmaßende Selbstsucht breit, bald krankt das Reich an der trägen, gleichgültigen Schläfrigkeit, die eine Gefahr nicht achtet, ehe man selbst unmittelbar darunter leidet. Und durch all dieß öffnet man dem lauernden, gierigen Ausland Thür und Thor, wenn man es nicht gar selbst herbeiruft. Die thatsächlichen Belege, wie vollkommen wahr diese Schilderung ist, geben die 40 Kriegsjahre, von denen wir oben gehandelt, geben die dort angeführten Schriften von Leibniz, welche bald gegen diesen, bald gegen jenen Fehler zu kämpfen hatten. Im Einzelnen gestaltet sich dieser allgemeine Mißklang so: das

Erste ist, als Nachklang des feudalen Mittelalters, daß die regierenden Herrn alle miteinander, insonderheit aber die Größeren sich gewaltthätig und willkührlich gegen die Städte und kleineren Stände benehmen und beständige Eingriffe in deren Rechte sich erlauben. Am stärksten war das natürlich in den gesetz- und ordnungslosen Kriegszeiten, wie wir denn oben eine nur zu bezeichnende Schilderung dieser Plackereien und Aussaugereien in der Kons. von 1691 fanden: „Der Freund macht es nicht besser als der Feind, die Kleinen sind wie ein Kahn zwischen zwei Fregatten, in beständiger Gefahr erdrückt zu werden, da kein Recht und Gesetz geachtet wird. Was Wunder, daß sie da maßleidig werden und sich von den vorgeblichen Freunden und Beschützern ab der Neutralität oder gar dem Feind zuwenden, der sie dann wenigstens schützt?"

Allein auch unter den regierenden Herrn selbst ist die Einigkeit nicht zu finden. Man kann im Caes. F. einen tiefen Einblick in das Mißtrauen thun, das zwischen Fürsten und Kurfürsten herrschte, wie man bei diesen, mit Recht oder Unrecht, immer oligarchische Gelüste witterte, wie man ihnen das Festhalten an Vorrechten mißgönnte, die allerdings den allmählig anders gewordenen Machtverhältnissen nicht mehr entsprachen. — Und waren etwa die Kurfürsten selbst einig? Mit nichten; von den Religionseifersüchteleien noch abgesehen, die sich bei den geistlichen Fürsten natürlich besonders stark geltend machten, kamen noch andere Hacken herein. Wo die Religion keine der Rede werthe Scheidewand bildete, wie zwischen dem lutherischen Kurhaus von Hannover und dem reformirten von Brandenburg, da traten sogleich, damit es keine Lücke gebe, Privatstreitereien und Stammes-, besser Hauseifersuchten ein. Je stärker Brandenburg wurde, desto höher stieg der Neid Hannovers, das sein niedersächsisches Reich Heinrichs des Löwen eben stets im Kopfe hatte. Trotz naher Verwandtschaft herrschte zur Zeit Leibnizens immer eine starke Spannung zwischen beiden Höfen, die der, beiden nahestehende Staatsmann fortwährend versuchte zu heben. Man erinnere sich an seine fortgesetzten Bemühungen in Sachen des hann. Kurhuts, sowie an seine Uebersiedelung nach Berlin, welche wesentlich den Zweck hatte, ein Bindeglied zwischen den zwei mächtigen, von Frankreich fernen und protestantischen Staaten des Nordens zu bilden.

So ist es z. B. halb als Hoffnung, halb als Mahnung anzusehen, wenn er die Verbindung der hann. Prinzessin Sofie Charlotte mit dem Kurprinzen Friedrich von Brandenburg u. A. durch folgende Verse feierte:

„Die alte Kraft bekommt Deutschland nunmehr zurück,
Und Eurer Liebe Band befestigt ihm sein Glück.
Wenn mit der Elbe nun wird unsre Weser Eins,
So schirmt das Ufer sie der Donau und des Rheins! [1])

Um nun aber doch endlich in Etwas einig zu sein, verbanden sich Alle, Große und Kleine in dem Kampf gegen die gemeinsame Spitze, gegen das Kaiserthum und Haus Oestreich. Auf was sie ausgiengen, war, „jede Beschneidung ihrer unumschränkten, keine Obrigkeit in der That rekognoszirenden Freiheit zu hindern; beide meinen, so viel dem Reich und per Consequens dem Kaiser und Direktorio zu gehe, werde ihrer allzu irregulären, vermeinten Freiheit benommen". Um Vorwände war Keiner verlegen, so verschieden sonst die Stellung sein mochte. „Der Eine fürchtet der Religion, der Andere der Polizei, der Dritte sorget, es möchte bei einheitlicherer Verfassung der Einzelne unterdrückt werden. Und ob es gleich Oestreich so sehr nicht treibt noch fördert, so sind doch Unterschiedliche so wunderlich, daß sie bei stabilirter Vermehrung der östreichischen Macht dominatum paucorum, Ferdinandische Exekutionen wiewohl unbillig sich träumen lassen" (Bedenken). Die Religion betreffend war freilich, wie wir schon erwähnten, Oestreich und der Kaiser unter dem verderblichen Einfluß der Jesuiten so unklug, mitten in der gefährlichsten Zeit die Gegenreformation in Ungarn auf blutige Weise durchzuführen, so daß dieß den Protestanten immerhin einigen Vorwand bot, um die wahre Gesinnung, den staatlichen Sondergeist und Eigennutz zu beschönigen.

In scharfen Worten bemüht sich daher Leibniz wiederholt, seinen Glaubensgenossen diese Kurzsichtigkeit zu verweisen. So besonders in einem Aufsatz: „Anmerkungen über einen Diskurs, so anno 1683 kurz nach Entsetzung der Stadt Wien aufgesetzet worden, dessen Titel: Kurioser Staatsmerkurius" [2]). Hier heißt

1) Aus dem Franz. Pertz 97.
2) Kl. V, 193 ff.

es unter Anderem: „Es kommen eine Zeitlang sehr unterschiedliche fliegende Traktätlein heraus, welche gemeiniglich so bewandt, daß man entweder darüber lachen oder sich ärgern muß. Lachen, wenn man die gar ungereimten Grillen betrachtet, so diese vermeinte Staatsleute sich beim Bierglas oder der Tabakspfeife machen. Ohne Aergern aber kann man nicht betrachten, daß eben diese Leute, indem sie ihren Zorn gegen Frankreich ausgießen und ihrem Vaterland Dienst zu thun vermeinen, hingegen Frankreich und andern Feinden ihres Vaterlands großen Dienst thun und durch ihre ungegründeten Einbildungen nur bei dem gemeinen Mann einen Haß und Verbitterung gegen das Reichsoberhaupt und andre Reichsglieder erwecken oder bestärken. Denn daß Staatsleute in dergleichen Gedanken kommen sollten, kann ich kaum glauben, es thu's denn ein und der Andre, so von französischem Geld erkauft und verblendet, mit Fleiß darum, daß er den Pöbel in solch schädlichen Meinungen stärken wollte. Denn ich glaube gänzlich, man könnte z. B. den Franzosen keinen größeren Gefallen thun, als wenn man die Protestirende durch ganz Deutschland bereden könnte, daß Alles, was unser Autor sich einbildet, wahr sei; insonderheit, daß das Haus Oestreich mit Frankreich gegen die Protestanten unter der Decke liege, welches so närrisch und unglaublich, als je ein Traum sein kann, der irgend aus des Morfeus Magazin kommen. Diese subtile Politici vermeinen vielleicht, daß Frankreich die Niederlande angreife, sei nur ein Spiegelfechten, und daß anjetzo Lützelburg in voller Flamme stehet, sei nur ein Lustfeuer. Der Papst spiele mit Frankreich und den Jesuitern unter dem Hütlein und der Streit von der sogenannten Regale sei nie Ernst gemeint gewesen, sondern nur erfunden worden, die Protestirenden unter diesem Schein zu betrügen. Wenn etwa ein Dorfschulmeister oder Bauernvogt in dergleichen wunderliche Gedanken geriethe, sollte es mich nicht Wunder nehmen. Daß aber unser Autor, so ein gelehrter und sonst vernünftiger Mann zu sein scheint, sich damit schleppe und den Grund seiner vermeintlichen weit aussehenden Maximen auf solchen losen Sand baue, kann ich nicht anders als für einen großen Pedantismum oder sonderbare Bosheit ausdeuten; dieses, wenn er gegen besser Wissen den gemeinen Mann verführen und das Haus Oestreich verhaßt machen will, jenes aber, wenn es

sein rechter Ernst ist. Denn die kann man mit gutem Recht Pedanten nennen, welche sich von dem Weltwesen und Staatssachen solche aller Wahrscheinlichkeit entblöste Chimären aus ihren politischen Compendiis und Bacchanten tröften oder etlicher Zeitungsschreiber ungereimten Glossen und unzeitigen Judiciis einbilden".

Noch weiter bekämpft Leibniz in diesem Aufsatz den Verfasser, dessen Hauptgedanke ist „mit einem Religionskrieg aufgezogen zu kommen, den Frankreich und Oestreich gemeinsam gegen die Protestirenden anfangen werden". Allerdings sagt auch er von den in jener Schrift vornemlich erwähnten unmenschlichen Prozeduren der kaiserlichen Bedienten gegen die reformirten Prediger in Ungarn, es sei dieß nur allzuwahr und könne nicht entschuldigt werden. Ueberhaupt (meinen einige Aufsätze aus derselben Zeit) [1]) ist es in Staatsangelegenheiten sehr unklug, sich von Religionseifer leiten zu lassen. Man sieht dieß eben an Ungarn, dessen Protestanten man bei Zeit hätte zufrieden stellen sollen, so wäre der ganze Aufstand des Tököli vermieden worden. Es thut sich nicht gut, wenn die Geistlichen sich in Staatssachen mischen; besonders gilt das von den Jesuiten, die heute so mächtig sind und offenbar zu Frankreich neigen. Diese trefflichen Väter wollen jener Macht den kaiserlichen Thron opfern, was ihnen vielleicht gelingt, wenn man am Hof in Wien fortfährt sie zu befragen und ihnen zu glauben. Dagegen ist es aber doch auf der andern Seite thöricht, sich einzubilden, die Jesuiten seien in Wien geradezu allmächtig und der Kaiser ein einfältiger Mensch, der sich von Mönchen leiten und weiß machen lasse, was sie wollen. Ja, einige gehen in der Thorheit oder Bosheit so weit, auszusprengen, der Kaiser habe bei den Jesuiten Profeß gethan, nur daß ihm gestattet sei, in der Ehe zu leben und sein Amt zu behalten; dagegen nehme er vom Papst und Jesuitengeneral fortwährend Befehle und Weisungen entgegen.

So wenig nun allerdings Oestreichs Vorgehen in Ungarn zu billigen [2]), so sehr zu wünschen wäre, daß man weniger auf

1) Kl. V, 168, 170 und 173.

2) Das „Interesse" bemerkt hierüber: Es ist dessen wohl viel auf der Pfaffen und Jesuiten Antrieb ohne kais. Maj. Befehl angestiftet worden, welches man dem Kaiser nicht zurechnen kann.

die Jesuiten höre, so ist doch, von den Uebertreibungen abgesehen, zu bedenken, daß man auf diese Weise nur Frankreich in die Hände arbeitet, einer Macht, die beweist, wie sie mit Protestanten umgeht. Da ist es bei Oestreich doch noch viel besser, welches wenigstens nur in seinen Erblanden jene Dinge sich zu Schulden kommen läßt, während man ihm trotz aller Verdächtigung im Reich nichts nachweisen kann. („Intresse" S. 56. 57.) — Die Kehrseite dieser an die Protestanten in Deutschland gerichteten Mahnung hatten wir im ersten Buch an den scharfen Strafpredigten gegen die Katholiken, welche sich des Glaubens als Vorwand ihrer Hinneigung zu Frankreich bedienten.

(Wie sich später zeigen wird, bildete diese doppelte Einmischung des Glaubens, welche dem auch hierin getheilten Deutschland zweimal verderblich werden mußte, eine Haupttriebfeder bei den kirchlichen Einheitsbestrebungen unseres Staatsmanns.)

Wenn nun auch dieser Grund des Glaubens für die katholischen Fürsten, wie z. B. für Baiern wegfiel, so trat schnell ein andrer ein, den Widerstand gegen den Kaiser zu berechtigen und zu beschönigen. In einer der letzten Schriften aus dem spanischen Erbfolgekrieg („Friede von Utrecht unverantwortlich") sahen wir, wie Leibniz voll Entrüstung dem verrätherischen Kurfürsten von Baiern als Hauptfrevel vorwirft, er habe, als der Feind vor der Thüre stand, eine Schrift veröffentlichen lassen unter dem Titel: „Deutschland in Gefahr, bald unter eine absolute Monarchie gebracht zu werden, wenn es die gegenwärtigen Verhältnisse nicht benützt, seine Freiheit zu wahren". Damit war also zum offenen Abfall vom Kaiser aufgefordert, um die Sonderherrlichkeit zu erhalten, beziehungsweise zu vergrößern. Es gehörte freilich eine ziemliche Kühnheit dazu, eben in der Zeit, wo man Schritt für Schritt die altehrwürdigen Bande der Reichseinheit lockerte und zerriß, über „absolute Monarchie" des Kaisers und Unterdrückung der Einzelstaaten zu schreien. War doch auch die Lage des Kaisers zwischen mächtigen Feinden im Westen und Osten nicht eben zu solchen angeblichen Unternehmungen angethan. Natürlich that Frankreich Alles (vgl. bes. das Manifest von 1688), um dieß den deutschen Fürsten einzuflüstern, die es begreiflicher Weise gerne hörten und zu glauben vorgaben.

Es war, da die Täuschung als eine klar bewußte vorlag,

wenig dagegen zu machen; so oft auch Leibniz drauf kommt und kommen muß, kann er außer der Berufung auf das Ehr- und Pflichtgefühl der Reichsstände nur immer wieder nachweisen, wie kurzsichtig diese vermeinte Klugheit sei, wie man, um frei und selbständig zu werden, doch wahrlich sich zuletzt an Frankreichs herrische Regierung anlehnen oder ihr gar den Weg nach Deutschland herein bahnen sollte; „denn Frankreich ist nicht gewohnt Könige unter sich zu haben, sondern Sklaven, wie man es an den bisher von ihm eroberten Ländern, ja an seinen eigenen Unterthanen sehen kann" (daher die wiederholte, so anschauliche Schilderung der straffen französischen Zusammenfassung aller Macht unter dem alleinherrlichen König).

Wenn nun auch in der That zu selbiger Zeit von einem östreichischen Trachten nach der Alleinherrschaft nicht die Rede sein konnte, da Oestreich sich für seine Erhaltung wehren mußte, so war dagegen nicht zu leugnen daß in anderem Sinn für den Vorwurf selbstsüchtiger Staatskunst wenigstens einiger Grund vorlag. Schon in dem „Bedenken" deutet es Leibniz an, daß Oestreich als Hausmacht z. B. an den westlichen Provinzen des Reichs geringes Intresse habe, so wichtig diese für Deutschland seien. Ja er spricht sogar als entfernte Möglichkeit aus, daß es sich einmal mit Frankreich über die kleinen Länder hinweg verständigen könnte, womit es freilich der „hohen kaiserlichen Präminenz verlustig gienge". Einen solchen Gedanken äußert er nun freilich später nie wieder, um nicht selbst auch noch Oel in das, von Frankreich mehr als genug genährte und angeblasene Feuer zu gießen. Doch erlaubt er sich z. B. in der Konsultation von 1691 den Kaiser in aller Bescheidenheit darauf hinzuweisen, wie er denn doch etwas mehr Kraft auch im Westen gegen Frankreich anwenden sollte, statt Alles nur auf den türkischen Osten und zum Vorteil seiner Erblande zu verwenden. Müsse doch ihm selbst am meisten an der Erhaltung des Reichs liegen, ob er sich nun als Kaiser oder als östreichischen Fürsten betrachte. Gewiß lag unserem Leibniz dieß alte Grundübel Oestreichs, seine selbstsüchtige und kleinlichte Hauspolitik auf der Einen Seite, ohne doch auf der andern von dem Anspruch auf die deutsche Kaiserstellung etwas nachzulassen, noch weit klarer und offener vor Augen, als der wackere Patriot inmitten der Kriegszeiten auszusprechen

für nöthig hält. Allein unleugbar wird ihm dadurch die Vertheidigung des Kaisers eben gegen diesen oft erhobenen Vorwurf schwer, so daß ihm nichts übrig bleibt, als einerseits zu zeigen, daß Oestreich doch wahrlich (wenigstens) nicht angriffsweise nach der deutschen Alleinherrschaft trachte, während (wenn dieß je der Fall wäre) von Frankreichs drohender Macht jedenfalls noch weit mehr zu fürchten sei. Und da handle es sich darum, der nächstliegenden Gefahr zu begegnen, ehe man an weiteres denke.

Der ganze Kampf der deutschen Einzelfürsten gegen das Kaiserthum faßte sich immer von Zeit zu Zeit in der Wahl und Aufstellung der Kapitulation oder Kaiserverfassung zusammen. Zwar hielt man sich seit geraumer Zeit immer an das Haus Oestreich; doch war man damit noch lange nicht gesonnen, das Wahlrecht fahren zu lassen, gab dieß auch dem jeweiligen Bewerber mehr oder weniger deutlich zu fühlen, indem man sich zum Lohne in der neuaufzustellenden Kapitulation dieß und jenes bewilligen und zusichern ließ. Auf solche Weise schrumpfte, mit Leibniz zu reden, der Kaiserapfel immer mehr zusammen, je öfter er neu verliehen wurde, so daß er zuletzt mehr nur den Schein, als die wirkliche Macht vorstellte. Am stärksten war unter Anleitung der Franzosen diese Beschneidung im Jahr 1658 bei der Wahl Leopolds gewesen. Ja es ließen sich sogar Stimmen hören, die in erbitterter Feindschaft gegen Oestreich riethen, doch ja sein Wahlrecht wirklich zu brauchen, das durch beständiges Bleiben bei einem Habsburger leerer Schein werde, „so daß Oestreich das römische Reich nunmehr gleich als ein Erbreich besitze; statt dessen thäten die Kurfürsten besser, wenn sie einen tapfern Helden auf den Thron setzten und ihm die Einkünfte gäben, die Karl IV einst dem Reich schändlich entzogen. Ebenso sei es wider des Reichs Freiheit und gereiche zu seinem Verderben, wenn die zeitigen römischen Kaiser sich bemühen, daß bei ihrem Leben ein römischer König und gewisser Successor gewählt werde“.

Solchen Ansichten, die namentlich „der bekannte Hippolytus a Lapide“ verfocht, trat nun Leibniz mit aller Entschiedenheit und leidenschaftlicher Parteinahme für Oestreich entgegen. Einzelnes fand sich schon in den Flugschriften des ersten Buchs, wenn die Deutschen ermahnt werden, „treu mit ihrem rechtmäßigen Oberhaupt dem Kaiser zusammenzuhalten, der ihre Freiheit zu

bewahren sich's ein Unermeßliches kosten läßt". Und es lag dieser Punkt unsrem Staatsmann sehr am Herzen. Schon in der ersten Zeit seiner Schriftstellerei (1668—70) führt er aus, „welche Bedeutung es habe, daß die Kaiserkrone bei Oestreich sei" [1]. „Die Franzosen und Schweden, heißt es hier, die bei Leopolds Wahl (1658) riethen und drängten, das Haus Oestreich zu übergehen, sind des Reichs schlimmste Feinde; daß ihr Rath verderblich ist, leuchtet schon deßwegen ein, weil sie ihn gaben. Wird das Haus Oestreich unterdrückt oder je nicht gewählt, so hat Deutschland außer den Türken die Franzosen und Schweden auf dem Hals, jene als „Beschirmer" der Katholiken, diese als „Helfer" der Protestanten, und wir bekommen dann einen Kaiser, wie jene ihn wollen. Alle Fürsten Deutschlands verlangen ein Oberhaupt, da sie sehen, daß sonst der Reichskörper nicht bestehen kann; haben sie aber Eines, so erkennen sie seine Würde nicht an. Die Mächtigen wollen einen solchen, den sie nicht zu fürchten haben, sondern nach ihrem Gutdünken brauchen können. Daher streuen sie im Volk so viele Warnungen vor der „furchtbaren östreichischen Macht" aus. Die Meisten nehmen aber nicht das Wohl des Ganzen, sondern ihren Sondervorteil und ihre Zänkereien mit den Nachbarn zur Richtschnur. Die Aufgabe eines Kaisers ist, das Reich in seinem Bestand zu erhalten, daher braucht man einen mächtigen, d. h. einen aus dem Haus Oestreich. Oestreich ist Deutschlands Vormauer, zumal gegen die Türken. Hätte nicht die Vorsehung Gottes jene Provinzen in der Einen Hand von Oestreich vereinigt, sie wären längst verloren und ganz Deutschland wäre in unzählige einzelne Fürstenthümer zersplittert".

Noch bestimmter und mit ausdrücklichem Kampf gegen Hippolyt führt die Schrift „Intresse" diese Gedanken aus. „Es ist lediglich kein Grund, in der (trotzdem freien) Kaiserwahl muthwillig vom Haus Oestreich abzugehen. Mögen auch (wie unter Ferdinand) Mißbräuche vorgekommen sein, so bleibt's doch in der Hauptsache dabei, daß Oestreich gleichsam die rechte Vormauer ist wider die Türken, wie es dieß jetzt in der Gegenwart (1689) beweist, während Frankreich noch jüngst nur darum Krieg ange-

1) Quanti sit momenti imperium esse apud domum Austriacam — Klopp I, 170.

fangen, daß jenes gegen die Türken keine weiteren Progresse mache". — Eben diesen Gedanken, daß Frankreich nicht, wie es immer einflüsterte, der alleinige Schirm Europa's wider die Türken sei, sondern gerade deren bester Bundesgenosse, diesen Gedanken fanden wir wiederholt, besonders im Mars und sonst von Leibniz kräftig ausgeführt und den Muthlosen oder Heuchlerischen vorgehalten. Denn was ihm bei allem Sturmlaufen gegen das Haus Oestreich immer das Bedenkliche war, er sah darin mittelbar oder unmittelbar die Hand und Absicht Frankreichs, „das selbst den Fuß auf den deutschen Kaiserthron setzen will und alles thut, die Kurfürsten dem Haus Oestreich abspänstig zu machen und sie für sich zu gewinnen". So auch in unsrem Zusammenhang, wo das „Intresse" fragt, „ob wohl die französischen Lilien auf dem deutschen Boden gut arten würden? Die Komplexen und Neigungen beider Nationen stimmen gar nicht gleichförmig, wiewohl heutigen Tags die Deutschen den Franzosen fast in allem nachäffen und Alles à la mode française wollen eingerichtet haben. Wie es aber bei der Erwählung eines Burbonen um die Freiheit der deutschen Reichsstände stehen würde, ist leicht zu erachten und weiset es das edle Elsaß". Ebenso zeigt sich Leibniz immer bemüht, die persönlichen Vorzüge (Fleiß, Frömmigkeit, Keuschheit) des Kaisers besonders im Gegensatz zu Ludwigs Privatleben hervorheben.

Und weil er im Betonen des allzufreien Wahlbegriffs nur ein Unglück für das vorher schon genug schwankende und zerrissene Deutschland sieht, so ist er im Gegentheil bemüht durch zwei Vorschläge mehr Stetigkeit in die Sache zu bringen. „Denn der Alternation muß einige Perpetuität beigemischt werden" (Bedenken). Er wünscht nemlich, um dem widrigen und gefährlichen Markten bei jeder neuen Wahl vorzubeugen, es solle eine beständige Kapitulation als gleichsam das Band des Friedens zwischen Haupt und Gliedern aufgestellt werden. „Denn bishero haben immer die andern Reichsstände es für präjudizirlich gehalten, daß die Kurfürsten für sich allein sollten neue Fundamentalgesetze aufrichten, haben auch dafür gehalten, daß die Kurfürsten zwar sich und ihre Lande darin gut versorgten, aber hingegen viel zu viel Abbruch der andern Stände Recht und Befugniß dadurch eingeführt werde, ohne daß dergleichen durch die Reichssatzungen oder einiges beständige Herkommen sonst bestärkt werden könnte. Es

ist daher, um den vielen Unordnungen und Wirren vorzubeugen, schon einmal von einer beständigen Kapitulation geredet worden, aber als die Sache beinahe fertig war, haben die Kurfürsten alles wieder vereitelt (vgl. Caes. F.). Daraus läßt sich freilich schließen, ob und wie bald eine solche im h. römischen Reich zu formiren sei. Und doch ist nicht zu leugnen, daß durch dieselbe das Haupt mit den Gliedern, oder kaiserliche Majestät mit den gesammten Reichsständen am allerbesten vereinigt werden, was Alles freilich mehr zu wünschen, als zu erwarten stehet.

Ebenso ist endlich (im Gegensatz zu Hippolyt) dem h. römischen Reich und allen seinen Ständen an der Erwählung eines römischen Königs höchstens gelegen und wichtig, daß eine solche Wahl bei Lebzeiten des Kaisers vorgenommen werde, um alle Unruhe, Unordnung und Einmischung der Fremden bei der Kaiserwahl abzuwehren". — Ueberall gibt sich der gleiche Grundsatz und Zweck zu erkennen, Halt und Stetigkeit in die deutsche Verwirrung zu bringen.

Von dieser ersten Frage, die mehr das persönliche Verhältniß der einzelnen Fürsten unter einander betraf, gehen wir zu einem zweiten Hauptpunkt des deutschen Reichslebens über, zu seiner Vertretung und Darstellung in den Reichstagen und ähnlichen Versammlungen — wieder das gleiche Bild damaliger deutscher Zustände, wie vorhin, nur von einem andern Gesichtspunkt aus aufgenommen.

Welchen Werth unser Staatsmann an und für sich auf die Einrichtung der Reichstage legte, bewies sich gelegentlich schon im Caes. F., wenn er dort mit Nachdruck bemerkte: „Glücklicher Weise ist man jetzt endlich einmal von dem alten verderblichen Vorurteil der Kaiser abgekommen, als ob der Reichstag Fessel und Hemmschuh für sie wäre. Hat sich doch im Gegentheil gezeigt, daß für einen weisen und nur Gerechtes erstrebenden Kaiser derselbe vielmehr ein kräftiges Werkzeug seiner Macht ist". Und warum dieß? Die Schrift „Interesse," führt es in mehreren Kapiteln eingehend aus: „Wie nöthig und nützlich es sei zur Erhaltung der deutschen Stände Freiheit, des Reiches Wohlfahrt nicht allein auf den Kurfürsten- und Kreistägen, sondern vornemlich

auf den Reichstägen zu proponiren und abzuhandeln, solches weist die tägliche Erfahrung, wie es ja auch der natürlichen Billigkeit gemäß.

Denn was Alle angeht, soll auch von Allen verhandelt werden. Und wie kein Regiment ohne gewissen Rath und Versammlung der daran Interessirten gehalten werden kann, so müssen auch im römischen Reich billig die Stände selbst oder deren vollmächtige Gesandte über des Reichs Wohlfahrt zusammenkommen, wo nicht daraus erfolgen soll, daß entweder die gemeine Wohlfahrt hintangesetzt und Alles gehend gelassen werde, wie es geht, oder daß Einer allein oder auch etliche wenige vornehmen, verordnen und zu Werk richten, was von Allen insgesammt hätte geschehen sollen. Jenes ziehet den äußersten Untergang augenscheinlich nach sich, dieses hingegen gibt die Gerechtigkeiten, welche allen Ständen gemein, Einem oder wenigen in die Hände, welches wo nicht eine gänzliche Veränderung des Status und Auflösung der heiligen Harmonie, jedoch zum allerwenigsten allerlei Jalusie, Argwohn und schädliches Mißtrauen bei den übrigen Mitständen verursacht und zu Wege bringt".

Von diesem vernünftigen demokratischen Gesichtspunkt aus hatte schon der Caes. F. den italienischen Fürsten nachgewiesen, daß sie durch ihr Fernbleiben vom Reichstag durchaus nicht etwa an Macht und Freiheit gewinnen. „Denn in jedem freien Staat gilt nur der als Vollbürger, der an den öffentlichen Berathungen Theil nimmt und das Abstimmungsrecht besitzt".

Gegenstand und Aufgabe des Reichstags als der Gesammtdarstellung und Vertretung des Reichs wäre nun (besonders nach dem Caes. F.) alles wirklich Gemeinsame; und dieses wäre mit zwingender Stimmenmehrheit durchzusetzen. Was ist aber als gemeinsam zu betrachten? Alle öffentlichen Leistungen, was irgend Wohl und Wehe des ganzen Reichs betrifft, vor allem also Steuern und Umlagen. Fährt man hier nicht mit Ueberstimmung durch, so kommt man bei dem Widerstreit der materiellen Interessen nie zu einem Beschluß, nie zu einer Einheit. — Solche gemeinsame vom Reichstag mit Stimmenmehrheit zu behandelnde Angelegenheiten sind ferner Krieg und Frieden und was dazu gehört, als Heereszusammenziehung, Bestellung der Führer, Bestimmung der Gesandten, Bündnisse und Vermittlungen im Na-

men des Reichs. Nicht minder fallen ihm alle jene friedlichen Geschäfte zu, welche nicht sowohl eine Hausangelegenheit der einzelnen Gegenden betreffen, sondern ihre Wirkung von Landschaft zu Landschaft erstrecken. Ich meine z. B. (sagt Leibniz) Gesetzgebungsfragen über das Erbrecht der Bürger des Einen Lands in dem andern, oder die Auswanderungsfreiheit, Zölle, Handel und Wandel überhaupt. Ein Sondergesetz und Sonderverfahren in diesen Dingen schadet dem ganzen Reich (Si quis subditos vicini aditu haereditatum apud se prohibeat, si emigrandi libertatem suis neget, si merces transeuntes vectigalibus aut stapulis oneret, commerciorum libertatem cum reliquis abrumpat, utique imperio ipsi injuriam facit). Diese Frage ist nicht leicht, aber im Allgemeinen läßt sich die Ueberstimmung betreffend sagen, daß es nicht billig ist, wenn auf den Reichstagen die, welche wenig zu verlieren haben, so viel oder mehr vermögen, als die, welche die Hauptlasten tragen. Wäre es soweit, daß Jeder soviel Stimmen hätte, als er Macht hat und zum Besten des Reichs beiträgt, dann könnte ruhig Alles und Jedes mit Stimmenmehrheit entschieden werden. Vorher aber wird es immer etwas zu klagen geben. — Dagegen würde man nun einer jeden deutschen Landschaft ihre einheimische innre Freiheit ganz ungeschädigt lassen. Das blos innre Recht, das Strafverfahren der einzelnen Länder geht die Uebrigen Nichts oder nur wenig an; namentlich wäre auch die Religion jedem Stand gänzlich frei zu geben.

In Allem, was Leibniz über Bedeutung und Aufgabe des Reichstags sagt, blickt deutlich seine Ueberzeugung durch, daß hier der Schwerpunkt des Reichslebens, also auch seiner Einheit und Stärke liegen müsse. Es sollen Alle theilnehmen, damit alle in's Interesse gezogen werden, es soll — bedeutsam für jene Zeit vor 200 Jahren — der Zuständigkeit desselben möglichst viel überwiesen werden, um dem traurigen Sonderwesen nach Außen und Innen abzuhelfen. Daß dabei die Fragen des Innern, des bürgerlichen Lebens und Verkehrs erst in zweiter Linie nach denen, des Aeußern, des Verhältnisses zu andern Mächten genannt werden, kann uns bei einem so klar und vernünftig denkenden Mann nicht Wunder nehmen, der wohl wußte, daß man einem Faß erst die Reife und Bänder geben muß, ehe man daran denken kann, den Wein drin gähren zu lassen.

Aber freilich, diesem Urbild, das Leibniz vom Reichstag aufstellt, widersprach die Wirklichkeit in der jämmerlichsten Weise und bot ein Zerrbild, dessen Kläglichkeit nur durch die natürliche Komik der Sache in etwas erheitert und erhellt wird. Was das wirksame und kräftige Werkzeug eines, bei aller Freiheit der Glieder einheitlichen Staatslebens sein sollte und hätte sein können, war zur leersten Form, zur lächerlichen Hülse ohne Kern geworden, ein Possenspiel, in welchem Deutschland am allerdeutlichsten und vor aller Welt seine völlige Zerfahrenheit und Zerrissenheit zur Schau stellte.

Da war es in erster Linie die Vielheit und verwickelte Vielerleiheit dieser „Tage“; — immer ein böses Zeichen, da Alles Gute selten ist, und nur das Unkraut wuchert. „Der bekannte Statthalter der Niederlande, Herzog Alba (erzählt bei dieser Gelegenheit das „Intresse“), als man ihm die wöchentliche Zeitung aus dem Deutschen verdolmetscht vorgelesen, hat er daraus angemerkt, daß darin gestanden, man habe abermal einen Reichs- oder Kreistag, einen Bundestag oder Kompositionstag oder sonst einen Konvokationstag angesetzt; darüber hat er gelacht und mit höhnischem Gesicht gefragt, ob es denn bei den Deutschen immer Tag und keine Nächte gebe; woher sie dann Zeit hätten, ihre Räusche auszuschlafen? Auf diese Weise, hat er ferner gesagt, wäre es nicht zu verwundern, daß mit großem Haß und Neid solche Verwirrung unter ihnen sich befinde, die der Hydrae Lernææ wohl zu vergleichen sein möchte“.

Daß mit solch überschwenglicher Vielheit die Leistung dieser Tage in umgekehrtem Verhältniß stand, läßt sich zum Voraus denken. Das Urteil über sie ist zusammengefaßt in dem schmerzlichen Worte, das sich wiederholt von Leibniz findet: „Während das Vaterland in äußerster Gefahr ist, haben wir guten Deutschen immer noch Muße, über Lumpenfrägchen weiß nicht welcher Art uns herumzustreiten“. — Es war schwer zu sagen, was schlimmer war; wenn die Fürsten selbst zusammenkamen oder wenn sie nur ihre Bevollmächtigten schickten. Das erstere Verfahren schien einen Vorzug zu besitzen. „Denn es ist leichtlich zu erachten, daß oftmals so wichtige Sachen auf dem Reichstag fürfallen, über deren Deliberation oder reifer Erwägung mehr der (Reichs-)Stände Gegenwart selbst erfordert wird, als

daß durch dero Gesandten und Kommissarien selbige so nützlich könnten abgehandelt werden, wie denn auch auf kaiserlichen Befehl und wenn ihre kaiserliche Majestät selbst dem Reichstag beiwohnen, die Stände schuldig, persönlich dabei zu erscheinen". Daher denn Leibniz wiederholt, so z. B. beim Vorschlag eines Militärbündnisses (in der Konsultation von 1691) darauf dringt, daß die hohen Herrn selbst die Sache abmachen oder doch wirklich Bevollmächtigte senden, um das ewig verschleppende, alles kräftige Handeln lähmende „ad referendum nehmen" abzuschneiden.

Allein wenn man nun glücklich dieser Scylla auswich, so zeigte sich sogleich die Charybdis. Denn die persönlichen Fürstenzusammenkünfte waren eben der Hauptspielplatz lächerlicher Förmlichkeiten und Aeußerlichkeiten, über denen die Sache selbst verloren gieng. Daher sagte schon das Bedenken, an einer Besserung der Reichsverhältnisse auf öffentlichen Tagen verzweifelnd: „Endlich ist für eine gewisse Regel zu halten, daß in öffentlichen Tagen, Deliberationibus, Comitiis, da Alles mit Solennität, mit Parade, mit Propositionibus und ordentlich (scilicet) geführten votis zugehet, nimmermehr etwas Hauptsächliches auszumachen, und so gestalten Sachen nach eine öffentliche Reformation der Republik und Konstitution nicht zu hoffen. Daher wir auf Umwegen dahin kommen müssen, wohin wir auf öffentlichen Reichstagen mit ihrem Lärm und Pomp, der die besten Pläne verdirbt, nicht gelangen können". Deßhalb drang er bei dem obenerwähnten Vorschlag einer Zusammenkunft im Jahr 1691 namentlich darauf, daß Alles ganz einfach und gleichsam häuslich-bürgerlich gehalten werden solle, da durch Prachtentfaltung, Bankette u. s. w. nur Eifersüchteleien rege werden, der Zeit- und Kraftverschwendung gar nicht zu gedenken.

Worin nun aber diese Eifersüchteleien und verderblichen Förmlichkeiten hauptsächlich bestanden, was die „Lumpenfrägchen" waren, über denen das Wohl des Reichs versäumt wurde, davon gibt das „Intresse" ein nur allzu anschauliches Bild. „Es gibt bei der Stände persönlicher Zusammenkunft allerhand Sessions- und Kompetenzstreitigkeiten[1]), über welchem Hadern und

1) Solche Fragen, blos mit der Richtung nach Außen, waren der Anlaß des

Streiten ob solcher Präzedenz das gemeinsame Beste zurückgesetzt und oftmals etliche Reichstage unnützlich darüber zerschlagen sind. Im Jahr 1603 haben auf dem Reichstag zu Regensburg vier Gesandte der Herzoge von Pommern, Württemberg, Hessen und Baden das Direktorium im Fürstenrath ersucht, es sollte den mecklenburgischen Gesandten von dem Vorsitz abhalten, oder sie wären von ihren Herren befehligt, ihn mit Gewalt herauszurücken und an die Unterstelle zu weisen. Also hat es auf dem jüngsten Reichstag zwischen obgedachten Häusern wieder einen Präzedenzstreit gegeben, und indem der Schwerinische Gesandte zu dem Direktorio gegangen, haben die andern Gesandten, mit welchen er um den Vorzug gestritten, unterdessen alle Stellen eingenommen. Der Schwerinsche Gesandte hat sich hierauf vor den Württembergischen Gesandten gestellt und im Stehen wider seines Prinzipalen Widerwärtige protestirt, womit er davon gangen. Viel rühmlicher ist das Exempel jenes Herzogs von Württemberg (— Ulrich in Schmalkalden —) gewesen, welcher bei der andern Fürsten Präzedenzstreit gesagt, sie sollten ihn nur hinsetzen, wo sie wollten, wenn sie nur dasjenige ausrichteten, warum sie daselbst zusammengekommen wären. — Dieser Präzedenz- und Sessionsunruhen halber sagte einmal ein Franzose: „Was Session? Sind denn die Deutschen toll, daß sie soviel Wesens wegen Akkommodirung ihrer Lenden machen und darüber das gemeine Beste ihres Vaterlands verlassen?"

Indeß war die aus andern Gründen wünschenswerthe persönliche Zusammenkunft der Stände der seltenere Fall. „Es

---

Cæs. F. Es läßt sich denken, daß alles beim Verkehr mit Landsleuten sich nur noch schroffer und kleinlichter gestalten mußte. Hier noch einige Beispiele außer den von Leibniz gegebenen: Im Zusammenhang mit der Streiterei des Cæs. F. beschloßen die fürstlichen Häuser, in Zukunft auch Kammerherrn statt bloßer Kammerjunker zu halten. — Die kurfürstl. Gesandten am Reichstag genoßen das Vorrecht, daß ihre Stühle auf den Teppich gestellt wurden, auf welchem der kaiserl. Kommissär unter einem Baldachin saß. Den eifrigsten Anstrengungen der Fürsten gelang es endlich, soviel zu erreichen, daß wenigstens die vordern Füße der Stühle ihrer Gesandten auf den Franzen obgedachten Teppichs stehen durften. — Zwischen dem königlichen und herzoglichen Haus Holstein-Gottorp wurde lange gestritten, ob bei gemeinsamen Ausfertigungen auch der Name des Herzogs mit Frakturschrift geschrieben werden dürfe. Acht lange Jahre wurde darüber die gemeinsame Rechtspflege im Land versäumt (Biedermann II, 65).

finden sich soviele impedimenta dagegen, daß die Reichsstände lieber durch dero Vollmächtige in den Reichsgeschäften handeln lassen, als daß sie selbst in hoher Person denselben beiwohnen wollen. Denn erstlich findet sich bei den deutschen Reichstagen allzuwahr, was Tacitus von den Germanen geschrieben: „Ihre Freiheit führt den Uebelstand mit sich, daß sie nicht zugleich, nicht wie befohlen eintreffen, sondern der Eine heut, der andre morgen kommt und Einer des Andern erwarten muß, worüber viel Zeit hingeht". Ueberdem kommt es vor, daß mit Eröffnung der kaiserlichen Proposition über ein Halbjahr und mit Antretung der hauptsächlichen Konsultationen wieder lang verzogen wird. Dazu gesellt sich, daß unter den Reichsständen kein gewisses Maß in dem Komitat und Pracht gehalten wird, sondern Einer dem Andern an Pracht und Herrlichkeit es vorzuthun trachtet. Daraus und aus der langen Dauer eines also verzögerten Reichstags folgen unerschwingliche Kosten, welche den Ständen in Besuchung der Reichstäge viel Verdrießlichkeit machen. So wäre kein Wunder, daß auch der größte Freund des deutschen Reichs aus Ueberdruß und Wiederwillen sich vor den Reichstägen fürchtete.

An diesen Dingen haben sich sonder Zweifel bisher viele hohe Standespersonen gestoßen, daß sie deßwegen nicht gern persönlich bei Reichstägen erscheinen wollen, welches doch zu Fazilitirung derer Reichsnegotien und sonsten sehr dienlich wäre". Deßwegen also wurden sehr häufig nur Gesandte und „Bevollmächtigte" geschickt, welche aber, wie oben berührt, ihren Namen mit zweifelhaftem Recht führten. Bei ihnen traten, wenn sie nicht ebenfalls auf Weisung und in Stellvertretung ihrer Herrn die Sessionskomödie aufführten, andre Uebelstände ein. Als bloße Gesandte und abhängige Personen waren sie ihrer Verantwortung und Rechenschaft wohl oft nur zu sehr eingedenk; daher Leibniz im „Bedenken" von ihnen klagt: „Es ist ein gutes Theil der Legaten des Contradizirens, Litigirens und Schulmeisterirens so gewohnt worden, daß sie auch in der geringsten Sache nicht einig werden können". Besonders galt das von allen Geldfragen: „Die mehr als 100 Jahre eifrigst getriebenen Streitigkeiten von der Matrikel, Exemptionen und Anschlägen besorglich sobald nicht auszumachen. Der Geldbeutel ist so taub, als der Magen.

Keine Rationes, keine amikabeln Kompositiones sind stark genugsam, die theils zwar nur vorgeschützte, theils aber vielleicht nur allzuwahre Nothdurft der Stände zu überwinden. So ist zu besorgen, es werde endlich das Reich, da der Eine erledigt sein, der andre nichts über sich nehmen will, ein Großes an der nöthigen Summe schwinden lassen müssen, welches denn seine Kräfte und Ansehn vollends schwächen wird. Zu geschweigen, daß wenn einmal diese Thüre aufgethan, es denen Ständen an neuen Querelen nicht mangeln wird, daß die Zeiten sich verändert, daß ihre Länder ärmer, andre reicher worden und drgl." (Bedenken).

Aehnlich meint der Caes. F.: „Fährt man in diesen Fragen nicht einfach mit Ueberstimmung durch, so gibt es immer solche Lamentirer (nimis queruli), die selbst das Gerechte, Nothwendige, ja Mäßige abweisen und das Wohl des Vaterlands außer Acht lassen. Wird aber dem Reich auf diese Weise der Lebensnerv abgeschnitten und treten in Folge dessen Wirren ein, so kommen an jene Leute noch viel stärkere Anforderungen heran und sie müssen in Einem Monat mehr zahlen, als das Reich in einem 5jährigen Umlauf verlangt hätte. So sind einmal die Menschen: man muß sie zum Billigen und Gerechten nöthigen; sie bedenken in ihrer Thorheit nicht, daß sie nothwendig härter angelegt werden, wenns zum Zwang kommt. Sobald die Waffen sprechen, hören Gesetze und Ordnungen auf." [1]).

Dieß klägliche Gemälde der Reichstage, auf denen das einzige wirkliche Verhandeln in blindem oder selbstsüchtigem Markten und Feilschen bestand, faßt Leibniz in dem Urteil einiger Fremden zusammen: Germanorum comitia viperae et infructuosa molimina appellari merentur, d. i. der Deutschen Reichstäge verdienen der vielköpfigen Hydra verglichen und unfruchtbare Mühwaltungen genannt zu werden. Auch andre, theils Deutsche, theils Fremde haben darüber geklagt und unterschiedliche schimpfliche Judicia geführt. Einer beschreibt die heutigen Reichstage, wie folgt: In protestando convenimus, Conveniendo competimus, Competendo consulimus, Consulendo confundimus, In Confusione concludimus, Conclusa rejicimus, Et Salutem Patriae consideramus Per Consilia lenta, violenta, vinolenta. (Mit Protest

1) s. Dutens IV, 425.

erscheinen wir, Erschienen beginnen wir Kompetenzstreite, Unter Competenzstreiten berathen wir, In der Berathung fangen wir Verwirrung an, In der Verwirrung beschließen wir, Das Beschlossene verwerfen wir, Und des Vaterlands Wohl berathen wir Unthätig, gewaltthätig und nur im Wein wahrhaft thätig.)

Was war nun gegen diese so klar erkannten Schäden zu machen, was zu rathen und als Besserung vorzuschlagen? Nicht viel, wie bei allen diesen innern bleibenden Reichsfragen, das war für Leibniz klar. Es ist schmerzlich bezeichnend zu sehen, wie selbst unser sonst so entschiedener und um Besserungsvorschläge nicht verlegener Staatsmann sich hier mit Flickschneiderei abgeben muß, von der er sich naturgemäß wenig Abhülfe versprechen konnte. Wie die Schilderung, so sind auch die Heilungsvorschläge meist Anführungen aus andern Schriftstellern, die schon längst über den Schaden geklagt und ihre Wünsche oder Mahnungen geäußert hatten. Viel Neues beizubringen war da kaum thunlich, weil wenigstens auf Grund der einmal bestehenden Verhältnisse so ziemlich alle Möglichkeiten erschöpft waren.

Zunächst führt Leibniz eine Reihe von Vorschlägen aus Friedr. von Herdens „Grundfeste des deutschen Reichs" empfehlend an, die alle darauf hinauslaufen, einen einfacheren, weniger zeit- und geldraubenden, mehr sachgemäßen Geschäftsgang herbeizuführen. Er selbst betont, auch dieß im Anschluß an schon öfter geäußerte Wünsche, als ganz besonders wünschenswerth, daß die Sessions- und Präzedenzfrage ein für alle Mal durch eine Art von „Sessio perpetua" „auf einem allgemeinen Reichstag durch ein Reichsgutachten oder durch Austräge und andre rechtmäßige Gesetze zur Endschaft gebracht werde". Denn an und für sich seien, wie im gemeinen Leben, gewisse Gradus und Ehrenstellen ganz wohl im Recht und dienen sogar, Ordnung und Einigkeit zu fördern. Nur sollten sie nicht jeden Reichstag von Neuem Weitläufigkeiten und Hinderung anderer wichtigerer Dinge verursachen. Ebenso sollte, um die materielle Hauptstreitfrage zu lösen oder doch zu vereinfachen, endlich einmal der Matrikel- und Kontingentansatz festgestellt werden, soweit dieß natürlich bei dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse als etwas völlig Beständiges möglich sei. Jedenfalls lasse sich etwas in der so lange umsonst verhandelten Sache thun, wenn man anders

nur mit Ernst und Eifer zunächst in den einzelnen Kreisen daran gehe. —

Offenbar ist auch hier wieder, wie oben bei der Frage der leitenden Gewalt, Leibnizens Absehen darauf gerichtet, Beständigkeit und Ordnung, Halt und Festigkeit in das deutsche Reichsleben zu bringen. Indeß ist, wie gesagt, seine Hoffnung auf Besserung sehr gering, so klar auch der Schaden und das Ziel der Heilung war. Daher er sich darauf zurückzieht zu sagen: Es ist aber Alles dieß aus angeführten Ursachen mehr zu wünschen, als zu hoffen, und muß man der Gelegenheit nach in die Zeit sich schicken und dem höchsten Gott die Erhaltung des Reichs am meisten mitanbefehlen. — Das will in gewöhnlichem Deutsch sagen, daß ohne ein Wunder oder eine gewaltsame Kur und Aenderung aller Verhältnisse, ob auch auf Leben und Tod, keinerlei Aussicht und Erwartung besserer Zeiten vorhanden sei.

Der dritte Punkt, der nun noch zu betrachten wäre, ist das deutsche Heerwesen, freilich in seiner Zerfahrenheit nur eine fast eintönige Widerholung der alten Schäden und Nöthen. Und es war das um so schlimmer, um so unverantwortlicher, als ja eben jene Tage eine Hauptkriegszeit waren, da das Reich zwischen zwei gewaltigen Feinden, einem zwar absterbenden, aber doch noch furchtbaren im Osten, und einem neuaufstrebenden im Westen wie zwischen Hammer und Ambos in steter Gefahr die Zertrümmerung schwebte. Leibniz hat nun zwar diesem so wichtigen Punkt keine besondre längere Ausführung gewidmet; daß er in seiner Allseitigkeit aber auch solchen Fragen nicht fremd war, ergab sich bereits bei verschiedenen Gelegenheiten. So wird es wohl der Mühe Werth sein, in Kürze die zerstreuten Bemerkungen, Ausstellungen und Vorschläge zusammenzustellen, die sich hierauf beziehen.

Auch hier war vor Allem der alte Uebelstand, die träge Schläfrigkeit und kopflose Uneinigkeit zu bekämpfen, mit welcher man mitten in der Gefahr dahintaumelte. „Erst wenn die äußeren Sinne movirt werden, d. h. wenn das Feuer zu des Nachbars Giebel herausschlägt, sucht man Spritzen und Leitern. Gesetzt auch, welches doch schwer zugehen wird, daß jeder Stand mit sei-

nem Kontingent richtig einhalte, so wird doch ferner zu fragen sein, ob sie wohl, außer auf den Fall der Noth, die Völker zusammenstoßen oder jeder mit den Seinen apart agiren soll. Sollen sie nicht zusammengestoßen sein, noch unter Einem Haupt und Guverno stehen, wie schläfrig wird mancher auf den Nothfall mit den Seinen umgehen, wie leere papierene Kompagnien, was für Soldaten wird's abgeben, die in einem jeden Land sich häuslich niederlassen, bürgerlich einrichten, wackere Kerls hinterm Ofen sein, und wenn man's beim Licht besieht, auf einen Ausschuß hinauslaufen werden; zu geschweigen, daß endlich auf den Fall der Noth sie doch zusammengestoßen werden müssen, welches dann bisweilen zu spät ist und indem die Einzelnen zögern, werden Alle besiegt, überrumpelt, überwältigt" [1]) (Bedenken). Ebenso wiesen die Denkschriften aus der Zeit von Utrecht wiederholt darauf hin, wie man sich doch nicht mit den papierenen Armeeen täuschen solle, wie verderblich „die sich selbst liebkosenden Ueberschläge seien, da es meist um 100% und mehr in Wirklichkeit fehle. Dagegen scheine, daß sich die Sache in kaiserlicher Maj. Landen nicht übel machte, wenn man aus den Erblanden jährlich gewisse Nachrichten der Taufen, Todten und Heirathen sollte halten und mittelst der neuen Arithmetika politica (Statistik) ziemlich von der Mannschaft und Anderem urteilen könnte". Vor Allem aber gilt es wiederum, statt die Sache immer auf den Nothfall und jeweiligen, oft zu späten Zeitpunkt ankommen zu lassen, einen miles perpetuus, ein stehendes und bleibendes Heer inmitten der bedrängenden feindlichen Mächte zu schaffen. Diese Forderung, verbunden mit dem Verlangen einer einheitlichen Oberleitung auch im Frieden, stellt schon das „Bedenken" im Zusammenhang seiner übrigen Vorschläge auf, und wiederholt mit aller Entschiedenheit das „Interesse", wenn es zunächst mit Beziehung auf die einzelnen Kreise sagt, „es sollte in jedem Kreis auf der Stände Unkosten zu des Reichs Sicherheit eine beständige Kriegsmacht und Armee erhalten werden, sintemal die Erhaltung des Reichs am meisten darin bestehe, daß es durch gute Defension wider den Anfall aller auswärtigen

1) Dum singuli cunctantur, omnes vincuntur, præfestinantur, præoccupantur Tac. Agric. 12.

2) S. Careil IV, 345.

Potentaten möge versichert sein“. Gleichermaßen gibt Leibniz nach dem Ryßwicker Frieden den vornemlich bedrohten Kreisen Schwaben und Franken den Rath, sie sollen doch ihre Kriegsmacht beieinander behalten, wenigstens den Rahmen aus Kerntruppen bewahren, sonst werde ihnen jede spätre Zusammenbringung schwer, wo nicht unmöglich sein.

Es ist klar, wie dieses Drängen auf ein stehendes Heer bei unserem hellen, nüchternen und, wie wir später sehen werden, auch volkswirthschaftlich ausgezeichneten Staatsmann in keiner Weise aus etwaigen feudalen Gelüsten und Anschauungen, sondern lediglich aus der Erwägung hervorgieng, daß dieß leidige Uebel unter obwaltenden Umständen, besonders bis Deutschland gegen seine übelwollenden und angriffslustigen Nachbarn endgültig in sich gefestigt sei, schlechterdings nicht entbehrt werden könne. Denn die Verluste an Menschen und Geld werden nur viel größer, wenn wenn man sich nicht bei Zeiten vorsehe (s. bes. die Einleitung zu der geschwinden Kriegsverfassung). So schlägt er denn, um den Verlust an Arbeitskräften einiger Maßen zu ersetzen, einmal geradezu vor, man solle die Soldaten, wo sie nun liegen, arbeiten lassen, um dadurch die Kosten ihrer stehenden Unterhaltung zu verringern, — wahrlich ein Beweis, daß wir es hier weder mit einem Feudalen, noch mit einem Beförderer der späteren Soldatenspielerei zu thun haben. — Das Gegenstück zu diesem „miles perpetuus“ oder stehenden Heer bildet der oben schon behandelte Vorschlag einer Art von Landwehr oder besser Landsturm in der „geschwinden Kriegsverfassung“, ein Plan, dessen bedeutsamen und dort stark hervorgehobenen Grundgedanken eben die Beiziehung des ganzen Volks zu den Opfern für das Ganze bildet.

Nicht minder wichtig als die rasche, genügende und einheitliche Aufstellung einer Heeresmacht war aber natürlich deren Verpflegung. Wie es damit aussah, ließ die Konsultation von 1691 erkennen, die vor Allem darauf drang, die Truppen hinreichend und zwar mit Geld zu besolden, statt sich auf das Kontributionswesen zu verlassen. Ein besondrer Uebelstand dabei war ausser der Vielheit von Ländern und Ländchen die Mischung der Religion in Deutschland, wodurch beständig Murren und Mißtrauen entstand, als ob bei der die Gegend aussaugenden Naturallieferung und Verpflegung nur allein Parteilichkeit und

böswillige Absicht maßgebend wäre. — Außerdem sollte durch Bestellung tüchtiger Aerzte sammt Zubehör für das Wohl „der armen Soldaten" besser gesorgt werden. „Man sollte wohlbestellte Feldapotheken haben, und weil bei Stürmen und Schlachten sonderlich auf einmal viel Menschen leiden, daß die Chirurgen mit Pflastern und Arzneien kaum zureichen, wäre bei Zeiten dießfalls auf gute Anstalt zu denken; deßgleichen auch weil Diarrhoe und Dysenterie sehr einreißt, wäre ein Vorrath von Ipekakuanha und dergl. nöthig, auch sonst Mittel gegen die Lagerkrankheiten anzuschaffen. Es sollte den Soldaten ein Trunk Branntwein (und Tabak) ohne Entgeld abgefolget werden, und an Orten, wo das Wasser nicht gut, woraus der meiste Abgang der Mannschaft entstehet, sollte es in große Gefässe gebracht werden, damit es sich wenigstens setzen könne. Und aus solchen Gefässen könnte es ohne Entgeld ausgezapfet werden". Ihr ganzes Leben und Gedeihen sollte an Werth und Bedeutung gewinnen. Statt daß bei dem seitherigen Werbwesen ihr Tod (durch Soldunterschlagung) ein Vorteil für die Offiziere sein konnte, „statt daß vor Alters die Befehlshaber bei deren Verlust gewonnen, sollte die Sache billig also gefaßt werden, daß deren Abgang auch ihr Schaden wäre, so würden sie sich deren Erhaltung mehr angelegen sein lassen" (Utr. Denkschrift). — Um mit der Nahrung nicht in Noth zu kommen, sollte man bei Zeiten die öffentlichen und privaten Kornvoräthe im Reich überschlagen und weil große Steigerung zu besorgen, den Wucherern und Kornjuden vorbeugen. Man hätte die Ausfuhr zu beschränken und mit andern deutschen Regierungen wegen dieses wichtigen Punkts förderlichst zu kommuniziren. Namentlich müßte man auch auf die rechte Bestellung der Zufuhr ein Auge haben und diese zu Wasser wie zu Land wenigstens für Kriegszeiten ohne Mauth, Zoll und andre Beschwerungen geschehen lassen. Ebenso ist viel zu erinnern über Verbesserung des Fuhrwesens". — Daß der Erfolg der Schlachten dem bisherigen Stand entsprach, läßt sich denken, ohne daß man sich erst in der Geschichte erkundigt. „Denn wenn unsre Soldaten vom Gehen und Reiten, Hitze und Nässe, Hunger und Durst, böser Kost und ungesundem Wasser abgemattet, so können sie bei leerem Bauch und schwachen Gliedern Herz und Haupt nicht wohl brauchen", sagt Leibniz in dem für östreichisches Heerwesen mehr als bezeich-

nenden Aufsatz „über die unglückliche Retirade der kaiserlichen Hauptarmee in Ungarn 1683" [1]). Ueberhaupt sollten die Soldaten statt eine blinde, gedanken- und willenlose Masse zu sein, auch sittlich-religiös gehoben werden, sie sollten wissen, für was sie streiten und sterben. Zu diesem Zweck empfiehlt Leibniz, wie schon kurz angeführt, geistliche Personen oder Feldprediger von einem belobten Wandel, besonders aus dem (demokratisch-volksthümlichen) Franziskanerorden bei dem Kriegsvolk zu haben. „Sie sollten sich der armen Soldaten sowohl in geistlicher als zeitlicher Nothdurft getreulich annehmen und ihnen mit Nachdruck zusprechen, auch die Gerechtigkeit ihres Berufs und der kaiserlichen Waffen vorzustellen wissen. Und glaubt Niemand, als der es erfahren, was die Gewissensruhe vermöge, um den Soldaten ein Herz zu machen. „Was er verficht, kann heben und brechen den Muth des Soldaten" (frangit et attolit vires in milite causa)".

Weiterhin war in der Ausrüstung und Bewaffnung gar Vieles schlecht und mangelhaft oder veraltet und der neuen Zeit nicht mehr angemessen. Dringend empfiehlt er z. B. den zeitigen Aufkauf von Salpeter; besonders wichtig aber ist in den Utrechter Denkschriften, wie er sich über die hohe Bedeutung der Waffenfrage äußert und seine Bekanntschaften anbietend meint, es gäbe da viel zu bedenken; denn wer in den Waffen einen Vorsprung habe, ohne daß Andre es merken, dem gehöre der Sieg. Schon im „Bedenken" hatte er geschichtlich nachgewiesen, wie fast alle großen Siege eine derartige Ursache haben; Alexander, Hannibal, Gustav Adolf haben solchen Verbesserungen ihre Erfolge wesentlich zu danken. Aehnlich bemerkt er über die Bomben: „Wenn der erste Erfinder die Sache einem einzigen Fürsten mitgetheilt und dieser sein Geheimniß so wohl gewahrt hätte, wie die Chinesen das Ihrige beim Porzellan, so hätte er leichtlich Herr der ganzen Welt werden können. Allein es gibt auch jetzt noch Aehnliches". — Wie sehr er Recht hat, beweist die Kriegsgeschichte bis auf unsere Zeit. Gelegentlich sei als Merkwürdigkeit angeführt, daß ihm, der auf seinen Reisen nach allem Neuen, namentlich für's Leben Brauchbaren fahndete, auch die Hinterladungsgewehre schon bekannt waren: „Ein gewisser Armaturhändler von Augsburg, Namens Gi-

1) Klopp V, 186 f.

string, soll mit Baiern in tractatu stehen, einige sonderbare Gewehre zu liefern; ich habe ein Rohr seiner Invention gesehen, so von hinten geladen wird, mit 6 oder 8 Kugeln zugleich, so in einer papiernen Patrone übereinander. Mich dünkte aber, es könnte hinten Feuer spritzen, welches bei einem dergleichen Rohr, so ich zu Paris ehemalen gesehen, so auch von hinten geladen wurde, nicht zu besorgen" [1]).

Was endlich die Führung betrifft, so gab es auch hier gar vieles zu wünschen und zu bessern; weniger bei den höchsten Befehlshabern, die ja zum Theil ausgezeichnet waren (Montekukulli, Eugen, Prinz von Baden), wohl aber bei den unteren Stellen. Treffend bemerkt hierüber der oben erwähnte Aufsatz „über die Retirade in Ungarn": „Der Generale und hohen Offiziere Verstand, Tapferkeit und hohen Muth will ich nicht in Zweifel ziehen, nachdem sie soviel Proben gegeben; auch die gemeinen Soldaten sind außer Schuld; denn aus denen kann der Offizier machen, was er will. Beruhet es also mehrentheils darauf, daß die Subalternen oft unerfahren und nach Gunst, wegen Verwandtschaft oder Mitteln, befördert worden, welches denen untergebenen, oft alten versuchten Soldaten sehr zu Herzen gehet und allen Muth benimmt, da sie von keiner Ambition oder Hoffnung einiges Nutzens, Ehre und Belohnung animirt werden. Wenn nun die Noth an Mann gehet, entfällt jenen Offizieren alles Herz, so sie vorher beim Wein oder beim Frauenzimmer zu zeigen gewußt; also daß Alles leicht in urplötzliche Konfusion gerathen kann, zumal die Subalternen selbst am allereheften sich nach einem sichern Ort umsehen. Denn dieß glaub ich, daß kein panischer Schreck unter denen Gemeinen einreißen werde ohne Exempel der Offiziere".

Ganz so weist der zu Anfang von Kapitel 5 des ersten Buchs erwähnte Brief Leibnizens nach dem Nimweger Frieden

---

1) s. „einige kuriose Anmerkungen, so ich auf meiner bisherigen Reise (1689) gemacht" Kl. V, 395. Im gleichen Zusammenhang spricht er von einer verbesserten Erfindung eiserner Kanonenläufe, die ihn nicht wenig intressirte, wie wir aus einem nochmaligen Bericht an Joh. Friedrich (Kl. IV, 383) ersehen. Nach Rößler-Biedermann (B. II, 233) sind sogar einige Aufsätze Leibnizens vorhanden, welche ausdrücklich diese ihm hochwichtige Frage des Kriegswesens, insonderheit der Artillerieverbesserung behandeln.

darauf hin, wie ganz anders die Lage der französischen Truppen sei, welche, wenn sie sich auszeichnen, ihrem König bekannt und nach Verdienst von ihm belohnt würden[1]). Auch die starke Betonung der „militärischen und navalischen Schulen", der beständigen Uebung der Miliz in Frankreich und Aehnliches besonders im Bedenken scheint bei Leibniz nicht ohne Hintergedanken zu sein; denn „auch vom Feinde darf man lernen" war der Sinnspruch der ebenfalls von dort entlehnten „geschwinden Kriegsverfassung"; so wollte er wohl auch hier zur Nachahmung spornen, obwohl ich in den mir bekannten Schriften keine unmittelbar darauf gehende Stelle finde. Es mußte aber eine tüchtige Bildung und Erziehung besonders der Offiziere nothwendig sein Wunsch sein, wenn er mit so großem Nachdruck in der geschwinden Kriegsverfassung sagt, es sei jetzt anders als früher. Mit dem blinden Anlaufen sei es nicht mehr gethan, sondern der Krieg sei eine Kunst gleich der subtilsten Mathematik, mit Einem Wort, eine Art von Schachspiel geworden. — Dem entspricht, was wir zuweilen als seine strategische Anschauung fanden; statt der großen schweren Massen sollte man theilen und mit mehreren leichteren Heerkörpern arbeiten, die natürlich in der verknüpfenden Hand Eines geschickten Oberfeldherrn sein müssen. Wo es dann am Platz wäre, solle man allerdings einen wuchtigen Gesammtstoß

1) Es ist bekannt, daß nicht einmal der sonst so freisinnige Friedrich es für thunlich oder ersprießlich hielt, die Bevorzugung der Adeligen im Heer abzuschaffen. Eine Ausnahme bildet sein bekannter Brief an einen Grafen, der sich für seinen Sohn um eine Offiziersstelle bewarb: „Junge Grafen, wenn sie nichts lernen, sind Ignoranten in allen Landen. In England ist der Sohn des Königs Matrose auf einem Schiff, um die Manövers zu lernen. Im Fall nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn das sind nur Narrenpossen, sondern es kommt nur allezeit auf das mérite personel an". Weit freisinniger war hierin der edle Josef, der in einem ähnlichen Fall schrieb: „Ich sehe die Verbindlichkeit eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen soll, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, und ein Kavalier von guter Familie sein, ohne andre Verdienste, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden ist". (Biederm. I. 199.) Wäre man nicht in Oestreich hierin, wie in allen Stücken vom Josefinischen Geist abgefallen, wie ganz anders stünde es um Volk und Heer! Aber gewiß, die einmal ausgestreuten Ideen sind unsterblich und es kommt noch die Zeit, wo sie siegreich die Nacht durchdringen, um Deutschlands Beruf im Osten zu beginnen.

ausführen, statt seine Kraft in vielen nicht durchschlagenden kleinen Kämpfen zu vergeuden („man solle mit der Kanone statt mit 100 Schroten auf die Planke schießen"). Ebenso ist er durchaus für den Angriff statt für die abwartende Vertheidigung, und schlägt wo irgend möglich eine den Feind überraschende Diversion und Seitenbewegung vor.

Von hier aus weiß er namentlich auch den hohen Werth einer Kriegsflotte zu würdigen und ist überhaupt der Ansicht, „daß nächst Gottes Hülfe, Vortrefflichkeit des Generals und Tapferkeit der Truppen die größte Hoffnung eines glücklichen Succeß auf solche Mittel und Wege zu bauen, deren sich der Feind nicht vermuthet". — Auch in diesem Fach ist also der große Mathematiker völlig auf der Höhe seiner Zeit, ja sogar ihr voraus und erinnert nicht blos mit seinem kühnen ägyptischen Vorschlag an Napoleon und dessen Verfahren. Im allgemeinen war sein Streben, der neueren zuerst von Frankreich erfaßten Kriegskunst auch in Deutschland, das dessen so sehr bedurfte, baldigen Eingang zu verschaffen, damit man nicht bei der unbrauchbar gewordenen kunstlosen Stufe des Landsknechtethums stehen bleibe und zu seinem Schaden erfahre, wie schlimm es sei, immer mit einer Idee und Armee um ein Jahrhundert hinter seiner Zeit zurückzusein.

Die Besserungsvorschläge, welche wir im bisherigen nur vereinzelt mit Beziehung auf gewisse namhaft gemachte Schäden, aber in der Richtung auf das Reich als Ganzes fanden, erhalten ihre vollständige, genaue Ausführung und zwar aus Einem Guß in dem wichtigen leibnizischen Gedanken der „Partikularallianz", den wir wenigstens in seiner Bedeutung nach Außen bereits kennen. Einheit und Zusammenfassung der Kräfte, Zusammenstehen der gleichermaßen Betheiligten und Betroffenen, sei es in ganz Europa, sei es wenigstens in Deutschland war ja überhaupt sein Ziel. Die allgemeinen Mahnungen an die Deutschen zur Einigkeit und zum Zusammenhalten oder die Rathschläge, wie im jeweiligen Fall dieser und jener Fürst gewonnen werden könne, haben wir im Bisherigen zur Genüge gehört; was also noch erübrigt, ist das förmliche und ausdrückliche Streben, ein

bleibendes Bündniß, eine stehende, dauernde Vereinigung zunächst von Einem Punkt aus zu Stand zu bringen, um dadurch, wenn möglich, auch das Ganze umzugestalten. Diesem Plan und Vorschlag ist bekanntlich der ganze erste Theil des „Bedenkens“ von 1670 gewidmet; er ist im Caes. F. von 1677 bei der Frage nach dem Bündnißrecht der Einzelstaaten wieder berührt, findet sich gelegentlich im „Intresse“ von 1689 und erscheint endlich mit besondrer Beziehung auf eine Besserung des Heerwesens in der Konsultation von 1691.

Es beweist das, welches Gewicht dieser einmal erfaßte Gedanke für Leibniz hatte, so daß er ihn trotz fortwährenden Mißglückens nicht fallen ließ, da er in ihm, wie nun einmal die Dinge lagen, das einzige Rettungsmittel für Gesammt-Deutschland sehen konnte. Das Mißliche und Gefährliche einer solchen Sonderunternehmung verhehlt er sich zwar nicht. Daher zeigte er sich in dem obigen Stück aus dem „Bedenken“ auf's Aengstlichste bemüht, jede Trennung im Reich, die durch ein derartiges Bündniß entstehen könnte, zu verhüten. „Nur keinen Staat im Staat; das könnten wir bei unsrer Uneinigkeit auch noch brauchen“! Ebenso sagt der Caes. F.: „Wäre unser Staatswesen in gutem Stand, ließe sich in plötzlicher Gefahr eine Hülfe vom Reich erwarten, wären die Schwachen durch's Gesetz vor der Unterdrückung seitens der Mächtigen sicher, so wären ordentlicher Weise solche gefährliche Heilmittel, wie diese Sonderbündnisse es unzweifelhaft sind, nicht nöthig. Aber so, bei dieser allgemeinen Verwirrung kann Niemand bestreiten, daß man es nur jenen Bündnissen zu danken hat, daß wir überhaupt noch ein Staat sind. Selbst der Rheinbund (von 1658 ff.), so oft geschmäht und vertheidigt, hatte in dieser Beziehung seine gute Seite. Mit Einem Wort, sie sind eine Arznei, schädlich dem gesunden Körper, aber heilsam für den kranken“. In ähnlicher Weise spricht sich endlich das „Intresse“ aus, wenn es mahnt, diese Bündnisse mit allem Fleiß fortzusetzen und aus ihnen abzunehmen, „wie das ganze Reich nach Inhalt solcher (Augsburger) Allianzpunkte in gute Verfassung und Sicherheit könne gesetzt werden“.

Trotz aller Bedenklichkeiten war also L. doch überzeugt, daß bei der tödtlichen Krankheit des deutschen Reichkörpers die Kur gewagt werden müsse. Als klarer Mann des wirklichen

Lebens wußte er, daß alles Handeln, daß die Ausführung eines jeden Gedankens eben an einem Punkt anfangen und vom Theil aus beginnen müsse, mag auch immer in der entwerfenden Idee das Ganze vor dem Theil sein. Nur die Männer der bloßen Lehrsätze verwerfen eine Unternehmung, welche nicht sogleich Alles gibt, wie es in ihrem, der Zeit und ruhigen Entwicklung vorauseilenden Kopf sich findet.

Geben wir nun nach dem „Bedenken" die Grundzüge eines solchen Sonderbündnisses, wie es in der allgemeinen Zerfahrenheit des Reichs und bei der Unbrauchbarkeit der Gesammtreichstage für jede Besserung von einzelnen besonders „eifrigen und erleuchteten Männern" in's Werk gesetzt ein rettendes Salz und ein Vorbild für die künftige Gestaltung des großen Ganzen werden sollte.

„Wer einer wahren Glückseligkeit und Wohlfahrt fähig sein will, muß vor allen Dingen bei Verstand sein, denn sonsten kann er weder für sich, noch andre mit ihm gewisse Mesüren nehmen. Weil nun aber auch das Reich als eine persona wiewohl civilis (juridische Persönlichkeit) zu betrachten, so muß es vor allen Dingen Verstand haben. Dem Gebrauch des Verstands sind in einem sonst Verständigen und Erwachsenen zuwider Leibes- und Gemüthsschwachheiten. Unter Leibesschwachheit begreife ich den Schlaf, unter Gemüthsschwachheit die Verwirrung der Passionen, so uns nicht ordentlich rathschlagen lassen. Ein Schlaf ist's nun im Reich nicht. Wohl aber werden seine Deliberationen unordentlich und ohne reifliche Ueberlegung durch Geschrei oder Privatintresse der Uebelgesinnten geführt, und so ist das Reich einem Menschen gleich, so durch eigene Gemüthsverwirrung geblendet und von Andern, so sich deren zu ihrem Nutzen zu gebrauchen wissen, irregeführt wird. Daher muß ihm vor Allem ein rechter Gebrauch seines Verstandes gegeben werden. Unterdessen aber, ehe man dahingelangt, muß man ihm Vormünder setzen, d. i. auf Interimsanstalt bedacht sein"[1]).

Diese vormundschaftliche Interimsanstalt, d. h. das Sonderbündniß muß stellvertretend das besitzen, was dem Reiche dermalen

---

1) Aus der dem Bedenken vorangeschickten „Wagschaal gegenwärtiger Conjunkturen" Klopp I, 182—84.

fehlt, aber allmählig unter der Pflege Andrer ebenfalls gegeben werden soll. „Das Reich soll[1]) eine persona civilis sein. Gleichwie nun in einer persona naturali oder menschlichem Leib sich die spiritus, das Blut und die Glieder finden, also ist in der bürgerlichen Person eine beständige Oberleitung (consilium perpetuum), welche den Verstand und die Spiritus, ein beständiger Schatz (aerarium perp.), welcher Geblüt und Adern, und endlich ein beständiges Heer (miles perp.), welches die Glieder repräsentirt, von Nöthen. Und gleichwie die Glieder von dem Blut sich nähren, das Blut aber ohne der spiritus Bewegung sich nicht reget, also kann das beständige Heer ohne stets währende Kasse nicht verpflegt, die Kasse sowohl als das Heer ohne stehende Oberleitung in ordentlicher Bewegung nicht erhalten oder redigirt werden". Auf dieß Ziel also muß das Sonderbündniß (und durch dasselbe weiterhin das Reich) eingerichtet werden [2]).

Wer soll nun, von den Anregern des Ganzen abgesehen, dieses Bündniß bilden und eintreten? Wie schon früher gesagt, sollten es nur Deutsche sein, „denn mit den Fremden ist es jetzo mißlich". Dagegen sollte es auch wirklich allen Deutschen ohne jeglichen Unterschied und Parteilichkeit (besonders in der Religion) offen stehen, ja geradezu auf die allmählige Gewinnung aller „von einem festen Kern aus" gerichtet sein. Denn nichts sollte dringender vermieden werden, als die Trennung von Ober- und Niederdeutschland durch Gründung eines etwaigen Gegenbunds [3]). „Das gäbe dem Reich die letzte Oelung". Ebendaher sollte auch der Kaiser, zu dessen Vorteil namentlich

---

1) Das Folgende wieder nach dem Abdruck des Bedenkens bei Guhr. d. S. I, 153 ff.

2) Man sieht, wie dieß „beständig", auf dem der Hauptnachdruck liegt, ganz den Besserungsvorschlägen entspricht, die bisher im Einzelnen vorkamen.

3) Hiemit ja nicht zu verwechseln ist Leibnizens Gedanke eines nordischen, gegen das drohende Schweden gerichteten Bunds von Dänemark, Brandenburg, Lüneburg u. s. w. Von diesem war nicht zu besorgen, daß er sich gegen den Süden kehre, in welchem allerdings unsre „Partikularallianz" zunächst beginnen sollte. Zufällig war dieß Bündniß ein katholisches; „will der Herzog von Württemberg mit etlichen Reichsstädten als Saul unter den Profeten hinein, so kann er's thun". Denn wie gesagt, die Religion sollte gar nicht in Betracht kommen. „Wenn dann beide Allianzen gemacht, können sie sich wohl vereinigen, wie aus zwei Wasserblasen leicht Eine wird, wenn sie zusammenstoßen". Den Plan dieses nordischen Bunds gegen Schweden s. bei Klopp I, 319 ff.

die ganze Unternehmung war, zwar durchaus hereingenommen, etwa auch als Haupt angesehen werden, aber womöglich all dieß nur in Ansehung seiner mächtigen Erblande, nicht in seiner Eigenschaft als Kaiser, was sogleich Eifersucht und Gegenbestrebungen gäbe.

Wichtiger und noch nicht berührt ist nun aber die Form und Verfassung, welche dieser Bund erhalten sollte, „damit soviel möglich die Mängel, so die Form des Reichs beschmitzen und die Reichstäge gleichsam unnütz machen, durch diese Allianz supplirt und verbessert werden können".

Zunächst die Oberleitung (consilium perpetuum). Selbstverständlich haben alle Verbündeten Antheil daran, denn es ist ja ein freier gegenseitiger Bund. Doch „ist es vielleicht nicht rathsam, daß Anfangs schon ein stets währendes Konsilium oder Satzung der Verbündeten aufgerichtet werde, ob es gleich mit der Zeit wohl und füglich dazu kommen kann, sondern es wird genug sein, wenn die Verbündeten zu gewissen Zeiten ordentlich oder auch auf Zuschreiben des Directoriums außerordentlich zusammenkommen, die übrige Zeit gewisse Sachen durchs Directorium, was aber wichtiger und doch der Zusammenkunft nicht erwartet, durch Rundschreiben expedirt werden". Wer soll nun aber dieß Direktorium bilden und wie müßte es mit dieser Spitze des Ganzen gehalten werden? Es müßte natürlich stets beisammen sein, wozu sich Frankfurt, oder nach Nothdurft der Kriegsoperationen und anderer Umstände ein andrer näher gelegener Ort füglich schickte. Sodann muß es in wenigen Personen bestehen und können nicht aller Stände Gesandte stets dabei sein. Noch weniger erleidlich aber wäre es, daß Gewissen allein solches zugelegt würde, da es viel Gutes und Böses bei der Sache thun kann, also wie billig beschränkt werden muß. Ist also der Ausweg des Wechsels übrig.

Hingegen ist wiederum bekannt, daß eine stets währende Wechselung der Personen eine stets währende Konfusion und Aenderung der Rathschläge macht. Denn nicht leichtlich ein Nachfolger genugsame Nachricht von des Vorfahren Absehen haben kann, auch da er kann, sie selten fasset und eifrig treibet. Wird also Beständigkeit dem Wechsel in etwas vermischet werden und Jemand zum allerwenigsten allzeit bleiben müssen. Dieses gehört dann zweifelsohne Niemand mit besserem Recht, als dem mainzi-

schen[1]) Abgeordneten, dem ja die Reichskanzlei und also auch die zur Sicherung des Reichs angesehene Bundeskanzlei zu führen gebühret. Und ließe sich solches ohne Maßgebung füglich vielleicht dergestalt anordnen, daß dem mainzischen zweier andren Glieder Abgeordnete zugegeben, davon alle sechs Wochen der erste geändert und ein anderer, des folgenden Mitglieds Abgeordneter an seine Stelle genommen würde. Dergestalt bliebe ein Jeder 1/4 Jahr dabei und kämen doch alle nach einander dazu. Die Präzedenzstreite betreffend, könnte man sich des Looses, oder des Wechsels oder anderer dergl. Mittel (z. B. runder Tische) bedienen. Es stünde auch dahin, ob die Allianz selbst sowohl als der Stand den Abgeordneten in seine Pflicht und Dienste nehmen solle. Auf welchen Fall in der Glieder Macht nicht stünde, ihre Abgeordnete ohne der Allianz oder zum wenigsten des Direktoriums Gutachten zu ändern, welches vielleicht nützlich wäre, damit gewisse Personen dabei bleiben, auch derjenige, so der Sachen Wissenschaft hat, nicht durch seines Herrn Caprice geändert, vor den Kopf gestoßen, zu Andern sich zu begeben und der Allianz Vorhaben zu entdecken veranlaßt würde. Ob aber die Herrn dahin zu bringen, stünde dahin; wo nicht, muß man's, wie viel andre Ding, beim Alten lassen.

Was nun die Befugniß des Direktorii anlangt, so hätte es, außer der Berufung der Generalversammlungen, Macht die unteren Beamten für sich, die höheren mit Vorwissen anzunehmen, Weisung an die Geldeinnehmer zu geben, die Gelder bis zu einem gewissen Betrag auszuzahlen, item die Instruktionen und Beglaubigung dem Gesandten auszufertigen, Gegenbeglaubigung und Berichte anzunehmen, fremder Potentaten Vorschläge anzuhören, auf deren Anträge den Alliirten Botschaft zu thun, in Summe die Kanzlei zu führen, bei währender Zusammenkunft die Protokolle zu halten, die Vorschläge bestimmt, kurz geordnet zu formiren, die Stimmen zu sammeln, den Beschluß den Gliedern mitzutheilen und dann die Ausführung zu besorgen. Die Generalzusammenkunft aber der Alliirten an sich selbst betreffend könnte solche, nach Gelegenheit ordentlich, von Halbjahr zu Halbjahr gehalten werden, außer, wo nicht vom Direktorium außerordent-

1) Von Mainz gieng der ganze Vorschlag aus.

lich ausgeschrieben. Hier dann sowohl als in den schriftlichen Cirkularumfragen die Stimmenmehrheit gelten muß, da freundliche Uebereinkunft (amicabilis compositio) ein gar ungewisses Mittel ist und oftmals in unfreundliche Trennung auszuschlagen pflegt, welches man auf dem Reichstag allzusehr erfahren muß. Wie ist es nun aber mit der Vertheilung der Stimmen zu halten? Das naturgemäße Fundament ist, daß in jeder Sozietät Jedem soviel Macht gebührt, als er beiträgt und daher auch Ungleiche, die doch ein Gleiches beitragen, für gleiche gehalten werden. Dieß gibt dann eine recht proportionirte Gleichheit, während, was auf dem Reichstag hergebracht, sehr verhasset ist, daß sieben Kurfürsten soviel als 90 Fürsten gelten. So kann sich auch, wenn der Kaiser oder das Haus Oestreich im Bündniß ist, Niemand beklagen. Denn es wäre freilich nicht der Vernunft gemäß, daß die bundesverwandten Fürsten nur als Anhängsel sich nachschleppen lassen oder als stumme Personen in der Komödie spielen, sondern alle Beschlüsse müssen durchaus im Namen des ganzen Bundes gehen. Sonst wäre es wie in der Fabel Aesopi, da der Löwe mit dem Wolf, Fuchs und Esel eine Sozietät zu jagen anstellte. Jeder Stand nun, oder etliche mit einander, so tausend Mann sammt gehöriger Verpflegung in Soldaten und Allianzbedienten liefern, hat oder haben Eine Stimme. Einem Stand oder einer Linie eines fürstliches Hauses soll nicht frei stehen, wegen unterschiedlicher Fürstenthümer oder Abtheilungen unterschiedliche Stimmen zu führen, es sei denn, daß sie von jedem Fürstenthum die ganze Quote geben. Dadurch hören auf die Streitereien wegen der Anschläge, Exemptionen und Matrikel; denn man Niemand in die Allianz zwinget; wer aber hinein will, muß für sich selbst den Anschlag machen, ob seine Mittel zureichen, und wo nicht, dafern ihn gleichwohl seine Lust oder Interesse zu solcher Allianz treibt, Andre zu sich nehmen, um groß genug zu sein.

Weil aber sowohl zu der Völker Verpflegung, als Räthe und Bediente Besoldung und Unterhaltung kontinuirliche Mittel erfordert werden, so wäre zu wünschen, daß ein gewisser Fundus oder Kassa gemacht und von den Zinsen die Ausgaben bestritten würden. Freilich wird der große Geldmangel, darüber man in Deutschland hohen und niedrigen Orts zu klagen hat, die Sache sehr

schwer machen. Vielleicht daß man durch Ertheilung austragender Aemter in der Allianz einiges Geld bekommen könnte. Vielleicht, daß auch etliche von den Mächtigeren zu bereden, einmal für allemal statt Kontribution des Intresses das Kapital selbst in die Kasse als einen Grundstock beizutragen, welches ihnen selbst, wenn sie beständig sein wollen, nicht unbequem, der Allianz aber um so viel nützlicher, indem solchen Beitragenden der Rücktritt noch mehr benommen. So hätte die Allianz eine Art der Exekution und Zwangsmittel in sich, so nicht zu verachten, welches nicht einmal der Reichstag hat, dadurch derjenige, so sich einmal engagiret, gezwungen wird fortzusetzen und sich der Stimmenmehrheit zu fügen, oder des einmal Beigetragenen sich verlustig zu machen. Es könnte, wenn einmal ein Fundus da, keiner ohne großen, fast unwiderbringlichen Verlust abspringen, welches reelle Band zu schleuniger Exekution freilich das beste, ja einzige, so ohne Weitläuftigkeit, Blutvergießen und Ruin von Land und Leuten geschehen kann und freilich gar anders ist, als die kaum praktikabeln, gewaltsamen Kreisexekutionen, welche entweder selten geschehen oder doch fast nie den Reichsgesetzen gemäß vollstreckt werden. Sollte aber gleich keine Kasse aufzurichten sein, so wäre es doch kein geringer Verlust, ein wohleingerichtetes, kompletes, eine Zeit lang unterhaltenes Regiment im Stich zu lassen. — Ist aber Geld vorhanden, und fielen ein als das andre Mal größere Ausgaben ein, wie es pflegt, so könnte jedesmal in der letzten Zusammenkunft von den Bedienten der Allianz Rechenschaft gefordert und eine Umlage auf die Einzelnen gemacht werden.

Was die Beamten betrifft, so müßten alle eidlich verbunden werden, alle Largitiones auszuschlagen, gleichwie bekannt, daß Holland es seinen Ministris auf's rigoroseste eingebunden. Sollte auch Anfangs solches nicht möglich sein, müßte doch allmählig dahin gearbeitet werden, daß alle solche höchst schädliche Faktionen abgethan würden. Anfangs aber muß man soviel als möglich gelind gehen und nicht mit Knitteln unter die Vögel werfen.

Das wichtigste Werkzeug des Bundes, dessen Zweck eben kein andrer, als des Reiches Sicherheit, wäre nun endlich das Heer, gebildet durch die Kontingente der einzelnen Verbündeten. Indem bisher der Hauptübelstand der war, daß die Truppen nicht auch schon in Friedenszeiten „unter Einem Haupt und Guverno“

standen, sondern wenn's gut gieng, erst im äußersten Nothfall und zu spät zusammengestoßen wurden, so sollten sie nunmehr reine Bundestruppen werden. „Die Verbündeten haben ihre Völker an den gehörigen Sammelplatz zu liefern und selbige ihrer Pflicht und Eid zu entlassen, welche dann zu den Fahnen der Allianz schwören müssen. Alsdann müssen erfahrene und unverdächtige Generalspersonen aus kriegsverständigen, wohl meritirten Kavalieren erwählt, von der Allianz in Pflicht genommen und weil gleichwohl ein Mensch, er sei wer er wolle, veränderlich, ihnen durch gewisse Zugeordnete die Hände etlichermaßen gebunden werden. Wäre auch vielleicht rathsam, wenn die Offiziere, sonderlich aber die Generalspersonen ohne Kaution nicht angenommen, die Völker auch nicht durch die Offiziere, welches einer der größten Mißbräuche des Kriegs ist, sondern unmittelbar durch die Einnehmer und Bediente der Allianz, so auch jedesmal auf die Musterung genaue Acht haben müssen, bezahlt würden. Diese Völker nun hätten dem Direktorium zu gehorchen und von ihm Ordre zu marschiren, in die Quartiere sich auszutheilen und einige Unternehmung zu thun, zu gewarten. Denn auch außer dem Fall der Noth muß das Direktorium eine ziemliche Macht über sie haben, zwar nicht die Völker abzudanken, zergehen zu lassen, an Andre zu überliefern und in Substanzia etwas an ihnen zu ändern, wohl aber solche zu regieren, zu verpflegen, zu verlegen, gewissen Verträgen gemäß einzuquartieren, Offizier, doch auf gewisse Maß, anzunehmen und abzudanken Macht haben.

Führen wir diesen Plan aus, alsdann werden unsre Sachen ein ander Aussehen haben. Man wird allmählig eine Civilperson und Form im Reich wahrnehmen, wie ich mich nicht scheue zu sagen, daß das bisher projektirte Werk das einzige nächste Erhaltungsmittel sei allgemeiner Sicherheit, gewisser Ruhe und gewünschter Wohlfahrt unsres Vaterlands. Dann erst wird man die Früchte des Friedens genießen, wenn man im Frieden zum Krieg geschickt ist. Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen siehet, und manchem andre Reflexionen machen, der jetzo nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben soll".

Wie wir schon längst wissen, kamen diese kühnen durchgreifenden Gedanken damals nicht zur Ausführung. Bedeutsam bleiben sie aber immer, da sie zeigen, wie schon vor zweihundert Jahren ein großer Staatsmann sich eine kräftige, neue deutsche Bundesverfassung dachte [1]). Würdig zusammenfassend schließen sich hiemit die Besserungsvorschläge ab, mit welchen im Bisherigen Leibniz den einzelnen Reichsschäden entgegenzutreten suchte. — Es bleibt nun, um sämmtliche von dem grundlegenden Caes. F. angeschlagene Gedanken zur vollen Ausführung zu bringen, noch übrig, seine allgemeinen, über der jeweiligen Wirklichkeit stehenden Anschauungen von Verfassungsfragen zu entwickeln, in denen er kaum mehr Bezug auf einzelne Anlässe und Bedürfnisse nimmt, auch nicht mehr blos und ausschließlich für Deutschland redet, sondern ein umfassenderes Bild des richtigen europäischen Völkerlebens und des Staatswesens überhaupt entwirft. Es wird sich hier der Staatsmann mit dem Rechtsfilosofen verschmolzen zeigen.

Kapitel 3.

(Der Staatsbegriff des Mittelalters und der Neuzeit neben einander. Die „Schranken der Gewalt" gegenüber fürstlichem Privatstandpunkt und Selbstsucht.

Das „mittelalterlich patriarchalische Verhältniß" zunächst der deutschen Fürsten unter einander. Die Einheit neben der Vielheit und Freiheit. Der Gedanke des theokratischen Kaiserthums in seiner Bedeutung für ganz Europa. Richtiger Sinn desselben gegenüber von falschen Auffassungen.

Die neuzeitliche Anschauung des Staats und Fürstenberufs. Arbeiten der Regierung.

Sorge für materielle Hebung des Volks. Freiheit der innern Bewegung (Revolutions- und Beschwerderecht).

Zusammenfließen beider Standpunkte in der „aufgeklärten Despotie".

Schluß des ersten Theils und Hinausweisung auf den zweiten.)

Wie die Einleitung zu diesem ersten Theil schon kurz ausführte, war das siebenzehnte Jahrhundert die Zeit, da die

1) Wer Lust hat, es hier mit Grote (Leibniz u. s. Zeit, Hannover 1869) zu halten, d. h. mutandis non mutatis den leibn. Vorschlag in dem weiland deutschen Bundestag verwirklicht zu sehen, der möge es immerhin thun, ist aber alsdann eher um seine Fantasie, als um seinen Scharfblick zu beneiden. — Wir fühlten uns mehr bei der obigen kläglichen Schilderung der endlosen „Tage" u. s. w. an die Eschenheimer Gasse erinnert.

alten Staatsverhältnisse und Anschauungen sich aufgelöst hatten und eine Neubildung stattfinden mußte. Es konnte nicht anders sein, als daß in diesem Uebergang der Staatsbegriff selbst für einen Augenblick entschwand. Denn ein solches Verlorengegangensein müssen wir in dem für jene Jahre grundbezeichnenden und damit unvermeidlichen Wort des tonangebenden Ludwig sehen: „Der Staat bin ich!" Die Sache allgemein und ohne Beziehung auf jene Durchgangszeit betrachtet, läßt sich aber kaum ein größerer Widerspruch in sich selbst denken, als er hier in einem blendenden Ausdruck der fürstlichen Selbstherrlichkeit zusammengefaßt ist. Der Staat, dessen Wesen und Kern das Allgemeine ist, soll enthalten sein im Einzelsten, in der Einen Person des Fürsten mit ihrem Belieben und Gutbefinden (car tel est mon plaisir!). An die Stelle von Recht, Gesetz und Ordnung tritt Willkühr und Laune, an die Stelle der unverrückbaren objektiven Vernunft stellte sich, wenn's gut gieng, die subjektive Vernunft, gar oft auch etwas ganz anderes. Meist herrschte die Selbstsucht und der Einzel-Vorteil, der in den Völkern nur Sonderbesitz und Privateigenthum sah, verkaufbar, verschenkbar wie irgend eine andre Habe.

Tief durchdrungen von der Ueberzeugung, wie sinnlos und unrecht eine derartige Anschauung anundfürsich sei, ist daher unser großer Staatsmann Leibniz auf's Ernstlichste bemüht, für die richtige Betrachtungsweise zu kämpfen und inmitten zweier Zeiten theils zurückzuweisen auf die bessere Vergangenheit, da zwar noch nicht das klare, nüchterne Recht, aber doch „die patriarchalische Vertraulichkeit und Gemüthlichkeit" herrschte und, ob auch unter dieser Hülle, das Recht des Allgemeinen zum Ausdruck kam; theils steht er im Geist bereits auf dem Standpunkt späterer Tage und hält seinen Zeitgenossen den neuen geläuterten Staatsbegriff entgegen, dessen Wahlspruch ist: Der Fürst ist der erste Beamte des Staats.

So wie so sind es die aus göttlichem und menschlichem Recht fließenden Schranken der Gewalt, welche er der schrankenlosen Willkühr gegenüber hervorhebt. Die Schrift „Intresse" beginnt mit folgenden trefflichen Sätzen: „Daß das Intresse oder die Erhaltung eines Staats gleichsam für dessen Seele und Leben zu schätzen sei, zeugen nächst der täglichen Erfahrung auch

alle Politiker, welche von der Regierungskunst geschrieben. Denn das Intresse eines Staats gleichsam die Kynosura oder Richtschnur, wonach die Regierung muß angerichtet und angestellt werden. Die unzulässigen Regierungsmittel, die freilich auch sonst und vorher schon gebraucht, werden ihrer Erfindung wegen dem Machiavello zugeschrieben, welchen zwar Jedermann schilt, und dennoch praktiziret. Einer nennet dieß der lieben Justiz unartige Stiefschwester und beschreibet es also:

Demnach Justitia der Welt valediziret,
Hat Status ratio die Herrschaft okkupiret.
Der Potentaten Herz hält sie vor einen Gott.
Sie achtet nichts das Recht oder Gottes Gebot
Begierd zu fremdem Gut, Betrug, Arglistigkeit
Behält bei ihr den Platz anstatt der Redlichkeit.
Krieg, Elend kommt daraus, zerfällt all Polizei,
Und herrschet über Recht: Gewalt und Tyrannei!

Heutigen Tags wird bei vielen Regenten wenig auf der Unterthanen Wohlfahrt gesehen, sondern es werden fast aller Orten die Pläne und Konsilia dahin gerichtet, daß die Unterthanen mehr um der Regenten, als die Regenten um der Unterthanen willen gesetzt seien, so daß Einer nicht unbillig also klaget:

Die Weltkunst ist ein Herr; das Christenthum ist Knecht;
Der Nutz sitzt auf dem Thron, im Kerker liegt das Recht.

Eine jede löbliche Regierung aber hat die allgemeine Wohlfahrt und der Unterthanen Bestes zu ihrem Ziel gesetzet, gleichwie ein redlicher Vormund nicht seines eigenen Vorteils halber, sondern zu seiner Pflieglinge Besten zum Vormund gesetzt wird.

Es gilt hier nicht, was mein, was dein,
Sondern was nützet der ganzen Gemein.
Alle Glieder müssen dem Leibe geben,
Soll er gesund bleiben und leben.

So sind denn diejenigen Monarchen, welche in ihrer Regierung mehr auf ihrer Unterthanen, als auf ihre eigene Wohlfahrt sehen, und ihre Regierung darnach anstellen, daß ihre Unterthanen ein solches Vertrauen, als Kinder zu ihren Eltern tragen, auf ihre Regenten können setzen, die sind rechte und wahre Kö-

nige und Hirten des Volks, ja irdische Götter zu nennen, indem sie ihren Unterthanen alles Gute thun und das Intresse derselben nach Gottes Wort und der gesunden Vernunft auf alle Weise befördern. Denn es muß die wahre Regierungskunst ihre gewisse Maße haben und so werden derselben fürnehmlich vier Schranken gesetzet, welche sind:

Zuerst Religio und Pietas oder wahre Gottesfurcht. Denn so alle gottselige und christliche Regenten Gottes Statthalter sein und heißen wollen, darum sie sich auch von Gottes Gnaden Könige, Fürsten und Herrn schreiben, so müssen sie auch Gottes Wort und Gesetzbuch als ihre Instruktion, darauf sie verpflichtet, die Richtschnur ihrer Regierung sein lassen, und nicht die tyrannische Ration des Staats, welche des Teufels Dekalog und Instruktion ist. — Die andere Grenze ist, Treu und Glauben zu halten, woran man nach des Landgrafen Filipp von Hessen Zeugniß fürnehmlich einen löblichen Regenten erkennen kann. — Die dritte Grenze ist die natürliche Ehrbarkeit, daß die Erhaltungsmittel nicht wider die gesunde Vernunft streiten, sintemal nur diejenigen Mittel für gut zu achten, welche ehrlich sind. — Die vierte Grenze ist die Gerechtigkeit, welche entweder nach dem gemeinen Lauf der Rechten, oder wenn es die Noth erfordert, nach dem Lauf der Zeiten muß administrirt werden. Denn wenn ein kluger Staatsbediente sich nur streng vornemlich an die zwei Schranken der Ehrbarkeit und Gottesfurcht hält und diese beiden Zügel wohl in Acht hält, so mag er immerhin, ohne sein Gewissen zu beschweren, in Zeiten der Noth an keine beschriebene Gesetze weiter gebunden sein, sondern wenn die gemeine Wohlfahrt es erfordert, auch gegen dieselben handeln können; denn es ist bekannt, daß im menschlichen Leben und in Regimentssachen nicht Alles allemal nach der Richtschnur könne abgemessen werden. Müssen derowegen, wenn es die Zeit erfordert, die Gesetze sich nach dem gemeinen Besten und nicht umgekehrt richten. Es ist in allen Dingen ein Unterschied unter dem Gebrauch und Mißbrauch zu machen. Der Wein machet trunken und erhält die Gesundheit, die Medikamente tödten und machen gesund. Nur darf freilich die Gewalt des Staatslenkers und Statisten unter dem Schein der Noth und des gemeinen Besten sich nicht zu weit erstrecken, sondern er muß allezeit und vor Allem jene Schranken im Auge

behalten, und wirklich Alles nur für des Ganzen Wohlfahrt und Heil thun" [1]).

Ausgehend von diesem Grundgesichtspunkt der „Schranke" faßt nun Leibniz weiter die Einzelgestaltung der Regierungsform in's Auge und bespricht im „Intresse" die monarchische, aristokratische und demokratische Herrschaft, um endlich zur deutschen Verfassung als einer Mischform überzugehen, die seinen Hauptgegenstand bildet.

Es ist zu beachten, wie er die drei ersten Gestaltungen ganz ruhig und parteilos behandelt und nur zeigt, was jede derselben ihrer Natur nach vornemlich erstrebe. Daraus, wie aus verschiedenen andern Spuren und Anzeichen scheint mir auch ohne bestimmte Aussprüche zu folgen, daß Leibniz die vernünftige Ansicht hatte, es lasse sich Angesichts des wirklichen Lebens und seiner Verhältnisse nichts über den Vorzug der Einen vor der Andern sagen, sondern diese Ordnung passe hier, jene dort, wie gerade die geschichtlichen und geografischen Verhältnisse liegen oder der Charakter eines Volks es fordre. So spricht er sich in einem Aufsatz des ägyptischen Vorschlags sehr bezeichnend folgendermaßen aus: „Es ist gewiß, daß keiner Nation mehr als der französischen das Herz im Leibe lacht, wenn ihr König mit Ehren genannt wird. Die schlechthinige Regierungsgewalt, welche Andre hassen, gönnen sie ihrem König freudig und erhöhen sie noch, wenn möglich. Der Grund dieses verschiedenen Verhaltens ist, daß das französische Volk von Natur ein höfisches (gens aulica) ist, durch körperliche und geistige Beweglichkeit auf Glanz und gefällige Sitte angelegt, für Beredtsamkeit eingerichtet und durch sie leicht zu gewinnen; ein solches Volk aber ist monarchisch. Die Deutschen dagegen und Niederländer, Leute von trüberem, roherem und schwerfälligerem Wesen hassen die Höfe und Fürsten mit all deren Pomp, der sie nicht gewinnt, da sie keinen Sinn dafür haben" [2]). Etwas

---

1) Vgl. zu diesen „vier Schranken" die drei Stufen: Gerechtigkeit, Billigkeit, Frömmigkeit, welche L. für das natürliche Recht annimmt. Aehnlich sind im Cæs. F. die „drei Bande der Gesellschaft" Gewissen, Ehrfurcht, Macht, freilich die letztere mit dem Recht „temperirt", damit man nicht auf den Räuberhauptmannsstandpunkt herunter sinke.

2) Selbstverständlich ist bei dieser Schilderung in Lob und Tadel abzuziehen, was auf Rechnung der Bestimmung dieser Schrift kommt. S. dieselbe bei Kl. II, 39.

minder schmeichelhaft für Frankreich, aber dem Sinn nach gleich, konnte er in den Flugschriften des ersten Buchs wiederholt äußern, daß „die Franzosen in der Knechtschaft geboren und erzogen und derselben gewohnt seien, während die Deutschen sie nicht darum beneiden, deren Natur und Geschichte ihnen die Freiheit lieb und werth und zu einem unersetzlichen Gut mache". — Vom gleichen Gesichtspunkt aus, daß ein jedes Volk das Recht auf seine eigenthümliche Verfassung und Regierungsform habe, bemerkte er nach der Thronbesteigung Georgs in England: „Ich hoffe, wie ich es wünsche, daß unsre deutschen Minister (Görtz und Bernstorf) es niemals unternehmen werden, sich in die Angelegenheiten Großbritanniens zu mischen; dieß wäre nicht nur an sich etwas sehr Ungerechtes, sondern auch der Weg, um den König in der Liebe seines Volks zu Grunde zu richten [1]).

Und wie in diesem Brief am Schluß seines Lebens, so war es schon frühe, in der „polnischen Königswahl", seine Ueberzeugung, daß sich für und wider eine jede Regierungsform etwas sagen lasse, daß also, wie bei Polen, nur die besondern Umstände und Bedürfnisse entscheiden können, welches die beste sei. Es zeigt sich eben auch hier wieder der klare, nüchterne Staatsmann, der die Welt kennt und sie nicht nach Lehrsätzen beurteilt oder gemodelt wissen will, sondern in freiem Geist auch bei dieser Frage den Rechtsgrundsatz walten läßt: Jedem das Seine!

In solchem Sinn faßt das „Intresse" vornemlich Deutschland und seine Verfassung in's Auge, welche unter eine bestimmte, hergebrachte Kategorie einzufächern den damaligen Staatsrechtslehrern viele Mühe machte: „Obwohl viele Politici der Meinung sind, daß die Regierungsarten sich nicht vermischen lassen, indem diejenige Regierung, in welcher Einer allein die größte Gewalt hat, nach eben derselben größten Gewalt nicht kann von Vielen administrirt werden, so weiset doch die Erfahrung aus, daß gleichwie ein musikalischer Chorus aus vielen Stimmen in einer guten Harmonie besteht, also auch eine Regierung aus vielen und unterschiedenen Ständen wohl könne temperirt werden. Das fürnehmste Intresse aber solcher Republiken bestehet hauptsächlich in

1) s. Guhrauer Leben II, 311 aus einem Brief L.'s an Kerlsland vom Jahr 1714.

Befleißigung der Einigkeit. So aber jemals eine vermischte Regierungsart in einem Staat anzutreffen, so ist selbige wohl am meisten in Deutschland zu finden. Denn nicht allein die kaiserliche Majestät die höchste Gewalt sich in Deutschland zueignet und ihre gewisse Vorbehalte hat, darin sie solche höchste Gewalt ausübet, sondern auch die Reichsstände in ihren Territorien auf gewisse Maßen die höchste Gewalt und Suveränität exerziren, daß ob sie wohl dem Kaiser und Reich mit Lehenspflichten sind zugethan, man sie dennoch nicht als eigentlich genannte Unterthanen und vornehme Bürger in einem Staat ansehen kann.

Es wird nun unter den Publizisten gefragt, was denn in Deutschland für eine Regierungsform zu finden sei. Und weil dieselbe Regierungsart so gar ungleich und wunderlich vermischet ist, so sind viel unterschiedliche Meinungen deßfalls an's Licht gegeben. Die Einen meinen, es sei eine blos monarchische Regierung zu finden, Andre machen aus derselben blos eine aristokratische Herrschaft.

Andre wollen gar mit dem Mozambano (Pufendorf) ein monstrum aus ihr machen. So meint auch Hobbes (vgl. Caes. F.), die Freiheit der Glieder lasse sich mit der wirklichen Einheit des Staats nicht vereinigen, so daß demnach Deutschland gar kein Staat im vollen Sinn des Worts wäre, sondern bloße Anarchie bei uns stattfände. So sind auch sonst (fährt das Intresse fort) unterschiedliche Politici insonderheit der Ausländischen, welche nicht unterlassen, wider obgedachte deutsche Regierungsart ihre Feder zu spitzen, und sich einbilden, daß dieselbe nicht beständig sei, noch lange bestehen könne, sintemal es aus den Geschichten und aus der Erfahrung bekannt, daß je mächtiger der Regent und je weniger er an die Gesetze gebunden, je weniger sei dessen Regierung allerhand Neuerungen unterworfen. Wo aber Viele, da bei innerlichen Kriegen sie sich selbst einander aufreiben und endlich dem Mächtigsten oder Ausländischen zu Theil werden. Denn also schreibt Tacitus von den Britannen: Vormals waren sie den Königen unterthan; nun aber ein Jeder der Fürsten will König sein und wider einander streiten, werden sie alle überwunden.

Besonders kommt es bei der Macht des Kaisers den französischen Skribenten gar seltsam vor, daß Einer Kaiser sein und nicht bloßer dings nach seinem Willen über das ganze Reich zu

gebieten sollte bemächtigt sein, sondern durch die Kapitulation seine Beherrschung müsse beschränken lassen. So soll Heinrich IV von Frankreich gesagt haben, wenn er das römisch-deutsche Reich sollte haben, müßte er es wie Kaiser Augustus oder zum wenigsten wie Karl der Große es gehabt, auch besitzen. Es ist aber dem entgegen aus dem Völkerrecht bekannt, daß nicht allen Königen eine gleichmäßige Gewalt über ihre Unterthanen zustehe, sondern daß die Gewalt der Könige also müsse beschaffen sein, wie sie bei Bestellung des Reichs von den Unterthanen ist bewilliget worden, ausgenommen diejenigen, welche im Krieg unter des Ueberwinders völlige Gewalt gerathen. Ob nun gleich ein erwählter römischer Kaiser keine weitre Gewalt über die Reichsstände sich hat anzumaßen, als wie selbige ihm ist ertheilt worden, so ist er doch deßwegen nicht weniger ein röm. König und Kaiser zu achten, als der suveränste König mag geschätzt werden. Und ist der König von Frankreich nicht mehr ein König, als der geringsten Völker König sein mag, ist auch nicht weniger ein König, als der türkische Kaiser oder sonst Einer, welcher am suveränsten über seine Unterthanen zu regieren hat. (Ganz so sagt der lat. Aufsatz: „Verschiedene Bemerkungen über das deutsche Reich“ vom Jahr 1668/70 [1]): „Der Majestät thut es keinen Eintrag, wenn auch die Herrschaft keine absolute oder unumschränkte ist. Wer herrisch (heriliter) regiert, hat nicht die Majestät, sondern nur ihren Schatten. Er hat Sklaven unter sich, die für wahrhaft gute Handlungen kein Verständniß haben; so ist er auf äußeren Glanz und eine Menge von Beamten angewiesen. Wer aber also über von Natur freie Menschen gebietet, dessen Gewalt ist Gewaltthätigkeit; nur Furcht herrscht vor ihm. Deßhalb darf die Majestät nicht als höchste, unbeschränkte Macht bestimmt werden“. — Man vergleiche, wie in der Schrift „das wankende Frankreich“ dieß Ansichziehen aller Gewalt als „Uebelthat Ludwigs gegen seine eigenen Unterthanen“ bezeichnet wird.)

So ist nun allerdings wahr, daß der deutsche Kaiser kein unumschränkter Herr ist, sondern gebunden an seinen Eid und seine Kapitulation, die er streng halten soll; daß etliche dieß nicht

1) s. Kl. I, 151 ff. bes. 158.

gethan, ist hoch zu bedauern und ein schwerer Schaden des Reichs gewesen. Es mag auch sonst der wirkliche Genuß und Vorteil bei der Kaiserstellung nicht so groß sein, als die Würde an und für sich verdiente, es mag dieß und jenes (nam. in Geldsachen) zu klagen geben, was freilich gebessert werden sollte; trotz alledem ist und bleibt es dabei: „Des Reiches Apfel ist so süß, daß wer denselben einmal gekostet und im Besitz hat, denselben so leichtlich nicht fahren läßt, wie solches viele Exempel ausweisen".

Was dann die Fürsten und Stände mit ihren Freiheiten neben dem Kaiser betrifft, so ist allerdings wahr, daß mancherlei Gefahren darin liegen. Es ist möglich (vgl. Caes. F. gegen Hobbes), daß bei einer solchen Theilung viel Zwietracht, ja selbst Krieg entsteht. Und in der That ist es den Reichsgesetzen nicht gemäß, daß etliche Publizisten, als Caesarinus Furstenerius [1]) und Andre den Reichsständen eine absolute, independirende Suveränität und Majestät wollen zueignen, und die Rechte der einzelnen Fürsten wider deren Intention soweit ausdehnen, daß ein jeder Fürst und Stand des Reichs gleichsam ein besonderes Königreich für sich formire. Denn obgleich den Ständen im westfälischen Friedensinstrument das Recht der Landeshoheit sammt dazu gehörigem ist konfirmirt worden, so ist solches doch geschehen vorbehältlich des Bands und der Verpflichtung, welche sie mit dem Kaiser und Reich verknüpft; oder es sind die Stände deßhalb dem römischen Reich nichts destoweniger mit Pflichten verwandt und zugethan. Denn allerdings würde sonst erfolgen, was Tacitus von den Britannen schreibt, d. h. wenn ein jeder Reichsstand blos für die Erhaltung seines Staats streiten und das allgemeine Intresse des h. röm. Reichs nicht beachten will, werden sie endlich alle von ausländischen Feinden überwunden. Und ist solches allerdings die Ursache mitgewesen, wodurch das röm. Reich vor dem westfälischen Frieden in so große Unruhe und Verwirrung gerathen. Indeß ist solcher Uebelstände wegen doch nicht unumgäng-

1) Diese Selbstwiderlegung oder besser Verdeutlichung gegenüber von Mißverständnissen kann nach unsern obigen Ausführungen über den Cæs. F. nicht Wunder nehmen und keinen Einwand gegen die Abfassung des „Interesse" durch Leibniz bilden. Er war, wie gesagt, durch die Erfahrung gewitzigt und erschrocken über den Mißbrauch seiner dortigen Sätze.

lich, auf das Gewaltmittel von Hobbes zurückgreifen und alle Freiheit der Einzelnen zu vernichten oder für verwerflich und schlechthin unerträglich zu erklären, weil sie Unzuträglichkeiten mit sich führen kann. So reinen Tisch macht nur, wer den Sachverhalt in den menschlichen Verhältnissen nicht kennt. Die Menschen sind doch meist und im Grund so vernünftig, daß sie es nicht auf's Aeußerste kommen lassen, obgleich sich abstrakt betrachtet nicht leugnen läßt, daß aus einer Theilung, wie sie in Deutschland, Polen und andern Ländern besteht, sehr leicht Zwietracht, ja Krieg entstehen kann. Es läßt sich aber doch auch denken und erwarten, daß das höchst schädliche Mißtrauen, welches in Deutschland zwischen Haupt und Gliedern und den einzelnen Ständen eingerissen, aufhöre und die gute alte Vertraulichkeit, das gute deutsche Vernehmen wiederkehre, wenn anders sich jeder in seinen Schranken hält und Uebergriffe in die Gerechtsame des Andern vermeidet. Es ist besonders bei dem Verhältniß der Fürsten zum Kaiser zu erwarten, daß sie an dessen hohe Stellung in der ganzen Christenheit denken und sich's zur besondern Ehre anrechnen, enger als andere mit ihm als Herrn und Haupt verbunden zu sein (vgl. den Caes. F., dessen Grundgedanken dieses „Jedem das Seine!" und die theokratische Färbung der deutschen Verfassung bildet) [1].

Wenn auf diese Art Jeder im Reich vor Allem an seine Pflichten und Schranken denkt und an seiner ihm zukommenden Stelle bleibt, mit andern Worten, wenn statt schädlicher Ein- und Uebergriffe der Staat in seiner uralten Form und heilsamen Vermischung oder Mixtur erhalten wird, wobei er sich

---

1) Zur Hochzeit eines braunschweigischen Fürsten schlägt Leibniz eine Denkmünze vor mit der Umschrift: Gut ist nur, was recht ist. Darauf käme der Herzog als Herkules am Scheideweg. Der linke Weg führte in ein Thal, in dessen Eingang ein Garten mit Lilien und Rosen, hinten aber Disteln, Dornen, Morast und Abgründe. Der rechte führte auf ein rauhes Gebirg, allda aber reiche Metall entblößt wären. Auf dem Gipfel dieses Bergs könnte ein Reichsadler den Lorbeerkranz dem hinaufsteigenden Herkules zeigen und also die Ehre andeuten, so die Fürsten erlangen, welche es mit kaiserlicher Majestät und dem Reich halten. Dahingegen die im Thal verführenden Lilien (welche etwas deutlicher als die Rosen zu machen) einem Nachsinnenden bald zu verstehen gäben, daß die französische Partei zwar anlache, aber endlich in Verderben und Dienstbarkeit stürze; s. Kl. V, 94 f.

bevor gar lange Zeit ganz wohl befunden und allen andern Republiken zum Wunder und Schrecken gestanden, so ist nicht abzusehen, warum man eine solche vermischte Regierungsform, wie die deutsche es jedenfalls ist, so ohne weiteres verwerfen soll, warum sie nicht, wie ein wohl temperirter, harmonischer Chor in der Musik, ganz schön und gut genannt werden dürfte".

Wenn man diese mehr lehrhaft-allgemeine, von den einzelnen brennenden Fragen des Lebens absehende Ansicht Leibnizens über das Urbild einer deutschen Reichsverfassung betrachtet und mit den heutigen Ausdrücken fragt, in welches Verhältniß er Einheit und Vielheit oder Zusammenfassung und Freiheit setze, so ist unverkennbar, daß er zwar beide Seiten zu Recht bestehen läßt, aber wenigstens hier fast das größere Gewicht auf die Seite der Freiheit und Vielheit legt, welche er gegen Spott und Anfechtung namentlich der Fremden vertheidigt. Natürlich ist es zunächst die thatsächliche Wirklichkeit, wie oft hervorgehoben, was ihn als nüchternen Staatsmann zu jenem günstigen Urteil veranlaßt. Besonders deutlich war dieser Gesichtspunkt im Caes. F. welcher immer betont, man müsse nun einmal mit dem Gegebenen rechnen und sich mit dem geschichtlich Gewordenen zurechtzufinden suchen. Nicht blos vergeblich und zwecklos, sondern geradezu gefährlich wäre es, wollte man plötzlich gegen den Strom schwimmen. Ganz ähnlich ist die Stelle der „Ermahnung an die Deutschen in Betreff ihrer Sprache" (von 1679 oder 1697) aufzufassen, aus welcher wiederum Manche eine einheitswidrige Gesinnung Leibnizens herauslesen wollen. Der Optimismus ist in derselben mit unverkennbar gesteigerter Stärke aufgetragen, um die muthlose Verzagung und Schwarzseherei in Deutschland aufzurichten und die „Klugdenkenden zu bekämpfen, die unsre Wunden mit Salz und Essig reiben, anstatt daß sie dieselben mit Oel lindern sollten. In ihrem hochfliegenden Verstand erklären sie die Religion vor einen Zaum des Pöbels und die Freiheit vor eine Einbildung der Einfältigen. Bald sagen sie, es habe der Kaiser die Stände unterdrückt, bald wollen sie uns bereden, daß die Stände selbst ihre Unterthanen mit einer harten Dienstbarkeit beschweren. Solche Leute soll man billig fliehn und hassen, gleichwie die, so die Brunnen vergiften. Denn sie wollen die Brunnquell

gemeiner Ruhe verstören, gleichwie die, so schreckliche Dinge aussprengen, die Leute zu ängstigen. Sie sind denen gleich, so einen Gesunden bereden, daß er krank sei, und verursachen dadurch, daß er sich lege. Ich habe allezeit dafür gehalten, daß unsre Wohlfahrt in unseren Händen steht und bin noch nicht davon zu bringen, daß das deutsche Reich wohl geordnet und unsre Macht sei glückselig zu sein. Der Kaiser meint es wohl mit dem Vaterland und ist vielleicht die allzugroße Lindigkeit das Einzige, darüber man in Deutschland klagen könne. — Ist nicht die Menge der fürstlichen Höfe ein herrliches Mittel, dadurch sich soviel Leute hervorthun können, so sonst im Staube liegen müßten? Wo ein unbeschränkt Haupt, da sind nur wenige der Regierung theilhaftig, deren Gnade die andern alle leben müssen. — Wo ist ferner auch eine größere Anzahl freier Städte, als in Deutschland? — Aus welchem allem ich denn schließe, daß uns nur der Wille mangle, glückselig zu sein, daß die deutsche Freiheit annoch wahrhaftig lebe und nicht nur in der Einbildung bestehe, und daß also ein wahrer Patriot das Beste zu hoffen, sein Vaterland zu lieben und zugleich dahin zu trachten habe, wie dessen Glückseligkeit nicht durch ohnmächtige Wünsche oder blinden Eifer, sondern wohl überlegte Vorschläge und deren getreue Erfüllung befördert werde". Es ist schon aus dieser kurzen Probe klar, daß Leibniz recht geflissentlich darauf ausgeht, die beste Seite an den deutschen Zuständen herauszuheben, ja fast eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen, weil er die blasirt-verzagte Muthlosigkeit und thatenlose Erbitterung für das allerschlimmste, jede Besserung verhindernde hält. Daß ich recht habe, wenn ich sage, er habe seinen Optimismus mit bewußter Uebertreibung in diesen Schilderungen aufgetragen, das beweisen die überaus bittern und ungewöhnlich starken Klagen, welche in derselben Schrift über die deutsche Verkommenheit und den Mangel an allem Einheits- und Nationalgefühl ausgeschüttet werden. Ich denke doch, dieß könnte Einem den Fingerzeig für eine richtige, nicht mißdeutende Auffassung dieses Aufsatzes geben! Beachtenswerth ist endlich auch die „polnische Königswahl", wo ausgeführt wird, daß die Polen ihrer Natur, Lage und Geschichte nach höchst

freiheitsliebend seien, wie übrigens jedes Volk eines sich selbst genügenden Lands, im Fall man diesen Sinn nicht durch Erziehung, Gewalt, Kunst und allerlei Mittel austilge. So wäre es höchst gefährlich und müßte zu innern Kriegen und Unruhen führen, wollte man den Polen jenes ihr höchstes Gut (rem optatissimam) rauben oder beeinträchtigen. Nur verstehe sich freilich von selbst, daß die Freiheit Zaum und Zügel annehmen müsse, soweit die Einheit des Reichs und dessen Bestand es verlange (libertas securitate frenanda est), sonst gehen Freiheit und Einheit mit einander verloren und werden zu schimpflicher Knechtschaft unter dem Ausland.

Allein es ist zuzugeben, daß dieser Gesichtspunkt der einmal thatsächlichen, wenn auch leidigen Wirklichkeit für Leibniz nicht der einzige ist, wenn er sich der Mehrheit und Freiheit in einem Staatswesen (sei's Polen oder Deutschland oder was sonst) aufrichtig annimmt. Unleugbar ist er im innersten Herzen demokratisch gesinnt und ein Feind des absolutistisch-selbstherrlichen Einzelregiments. Trotz der Ueberzeugung z. B., daß die Franzosen ein monarchisches, oder nach unsrer Redeweise ein auf Centralisation angelegtes Volk seien, malt er doch die Art, wie dieß in jenem Land nun wirklich ausgenützt und geübt werde, als ganz verwerfliches und widriges Zerrbild eines Staatswesens. Ueberhaupt, meint er in der „polnischen Königswahl", ist es kläglich, nicht blos gefährlich, daß Heil und Freiheit vieler Millionen einzig und allein von eines oder des andern ob auch noch so tüchtigen Mannes gehoffter Treue und Wohlverhalten abhänge. Er ist eben ein Mensch, Veränderungen können bei ihm vorgehen, Lockungen und Verführungen können über ihn Meister werden (vgl. was er als persönliche Erfahrung über den Hof- und Fürstendienst äußert, wodurch wir in der Einleitung die noch immer landläufige Ansicht zu berichtigen suchten, als wäre Leibniz ein „Höfling" im gewöhnlichen Sinn des Worts gewesen).

Ebenso bemerkt er im Caes. F. gegen die hobbes'sche Ansicht von der schlechthinigen Gewalt des Einen Fürsten: „Diese Anschauung hat nur Sinn in der Republik, wo Gott der König ist, denn nur ihm kann man mit Sicherheit Alles anvertrauen. So lang dagegen die Menschen nicht wenigstens Engel sind (angelicis virtutibus pollent), erscheint es räthlich, seinen eigenen Willen

noch für sich zu behalten, statt ihn an die Regierung ganz auf- und wegzugeben, erscheint es räthlich, wenn man sich erlaubt, für sein eigenes Heil selbst zu sorgen; denn einem regierenden Menschen kann man so rückhaltslos doch nicht vertrauen". Auch sonst findet sich bei ihm ein lebhafter Sinn für die freie Selbstbewegung der Glieder und Landschaften mit ihren provinziellen Eigenthümlichkeiten; ich erinnere an das, was er oben über die Zuständigkeit des Reichstags in solchen Fragen sagt, die keine Tragweite für das Ganze und Allgemeine haben. Ebenso ist ein Ausdruck dieses Sinns der Eifer, mit dem er sich bei seinen sprachgeschichtlichen Untersuchungen der einzelnen Mundarten annimmt und auf Herstellung von Dialektwörterbüchern dringt, sofern hier ein reicher Schatz enthalten sei, den die allgemeine Schriftsprache nicht besitze, aber recht wohl zu ihrer fortwährenden Belebung und Bereicherung brauchen könne.

Ueberhaupt ist es nicht zu weit hergeholt, wenn wir an diesem Ort wieder an sein so ächt deutsches filosofisches System erinnern, das ja ebenfalls von aller eintönigen Gleichmacherei weit entfernt ist und die wahre Form des Lebens in einem bunten, mannigfaltigen Spiel und Zusammenklingen, in einer harmonischen Stufenordnung vieler Kräfte und Lebensmittelpunkte sieht, welche je an ihrem Ort und gehalten von dem allwaltenden Band der Weltharmonie ihre unersetzbare Eigenberechtigung haben (vgl. die obigen Ausdrücke von dem wohltemperirten musikalischen Chor, von der löblichen Mischung und Harmonie der einzelnen Stände in ihrer uralten Form — offenbar eine Uebertragung der filosofischen Anschauung von der vorherbestimmten Harmonie, des système de l'harmonie préétablie auf staatliche Verhältnisse und Ordnungen).

Ueber dieser Berechtigung der Vielheit und Mannigfaltigkeit — und zwar nicht blos, wenn gleich vorwiegend für Deutschland — darf nun aber die andre Seite auch nicht vergessen werden, das Recht und die hohe Bedeutung der Einheit. So wenig auf filosofischem Gebiet seine Monaden zersplitterte Atome sind oder „Ausreißer von der allgemeinen Ordnung" sein dürfen, sondern ihre Bedeutung eben darin haben, von ihrem einzelnen, eigenartigen Standpunkt aus in Beziehung und Verbindung mit dem Ganzen zu stehen, das sie in ihrer Weise abspiegeln, so ist auch

sein staatliches Streben und Bemühen durchaus und unablässig auf diese Herstellung und Kräftigung der Einheit gerichtet, „auf welche in solchen gemischten Republiken am meisten zu sehen und zu achten".

Ja man kann sagen, daß eben diese Richtung in seinem praktischen Wirken und Handeln die weitaus überwiegende ist. Denn dieß war das zunächst Nothwendige, war die brennende Frage der Zeit, weßhalb sie uns in den Flugblättern des ersten Theils ziemlich ausschließlich begegnet. Daher Aussprüche wie der folgende: „Mir ist alles verdächtig und erscheint für das Reich verderblich, was die Macht der einzelnen Stände erhöht. Zwar gesteht der westfälische Frieden ihnen die Freiheit zu, einem ausländischen Fürsten Hülfe zu leisten und Truppen zuzuführen, wenn er nur nicht gerade gegen das Reich selbst zu Felde zieht. Doch wäre zu wünschen, daß dem gewisse Schranken gesetzt würden. Denn oft ist etwas dem Reich mittelbar schädlich, was auch nicht unmittelbar gegen dasselbe gerichtet ist. Man denke an den holländischen Krieg (Köln, Münster)" [1]. Daher „die Freude über jede weitre Befugniß, die dem Kaiser zukam", daher den Zersplitterungsgelüsten des Abts St. Pierre gegenüber die Versicherung, daß nicht ein Zuviel, sondern ein Zuwenig kaiserlicher Macht der Fehler im Reich sei, daher im Caes. F. die bestimmte Erklärung, daß zwar das Recht der Fürsten zu Sonderbündnissen und Sonderkriegen unanfechtbar wäre, indeß wolle er von andern Gesichtspunkten aus diese Sache nicht verfechten (quamquam litem hanc aliâs non facimus nostram) und rathe den Fürsten, entweder von ihrem Recht keinen Gebrauch zu machen nach dem Wort des Apostels, daß „mir Alles erlaubt ist, aber nicht Alles frommt", oder doch immer in einem solchen Fall den Kaiser vorher in Kenntniß zu setzen, wo nicht seine Billigung einzuholen.

Es sind, da im Bisherigen schon fast mehr als genug Proben von diesem seinem Streben nach Einheit vorliegen, weitre Beweise nicht mehr beizubringen.

Die Frage ist nur, in welches Verhältniß er Beides, Einheit und Freiheit, setzt. Daß kein Widerspruch oder Schwanken in

---

1) Kl. III, 65 in einem Brief an Lyncker von 1673.

der Betonung des Einen wie des Andern liegt, versteht sich für einen vernünftigen Menschen von selbst. Nur die einäugige Schulweisheit oder die blinde Parteileidenschaft kann meinen, es handle sich hier um ein Entweder — Oder!

Offenbar überwiegt bei Leibniz die Seite der Vielheit und Freiheit, sobald er sich in der idealen, von der jeweiligen Wirklichkeit absehenden Betrachtung bewegt, und tritt die Einheit als Hauptgesichtspunkt heraus, sobald er sich dem wirklichen Leben und der Gegenwart mit ihren dringenden Bedürfnissen zuwendet. Allein es ist das nicht so zu verstehen, als ob er sich im ersteren Fall nur mit leeren Träumereien abgeben würde. Das war seine Sache nie. Sondern er denkt sich, daß zunächst und unter allen Umständen, gewissermaßen als etwas für jeden Vernünftigen Selbstverständliches, die Einheit, der feste sichre Bestand eines Reichs und Staatskörpers hergestellt sein müsse; darauf also habe auch das praktische Wirken und Arbeiten in seiner Zeit zu gehen. Hernach aber, wenn diese Grundbedingung erfüllt sei, könne das Zweite in Kraft treten; wenn in diesem Sinne die Zeiten idealer geworden und frei von der Noth des Augenblicks, alsdann sei die Stunde gekommen, um für die Ausgestaltung im Innern, für die Freiheit und Mannigfaltigkeit der Bewegung zu arbeiten. Denn im Reich des Gedankens bilden beide Seiten keinen Gegensatz, nur ist es nicht immer der rechte Augenblick, sich mit Gedanken und Idealen abzugeben, statt die nüchterne Wirklichkeit mit ihren Aufgaben und nächstliegenden Erfordernissen scharf und bestimmt aufzufassen. Was im Denken und Urbild harmonisch neben einander steht, hat im Leben meist auseinander zu treten und den langen, vielleicht sogar langweiligen und mühsamen Weg der Aufeinanderfolge von Mitteln und Zwecken durchzumachen. Zuerst die Grundlage, dann erst der Auf- und Ausbau, sonst hängt das Gebäude in der Luft; und nichts war unserem Staatsmann widriger, als eben dieß „das Erste zuletzt“ und umgekehrt.

In seiner ganzen Weltanschauung sucht er die von Andern je einseitig festgehaltenen Gesichtspunkte der mechanischen und der teleologischen Anschauung versöhnend zu verknüpfen, sucht das Reich der Natur und das des Geists als gleich nothwendig und berechtigt, als auf einander durchaus angewiesen darzustellen.

Aber die Natur mit den mechanischen Kräften und Mächten ist das Erste der Zeit nach, ist die unerläßliche Grundlage des Geists, der erst auf ihr und durch sie seine freie zwecksetzende Thätigkeit entfalten kann. So verlangt L. auch im Staatsleben, daß zuerst die Naturseite, die festgeschlossene Einheit eines Reichs mit spröder Widerstandskraft gegen Fremdes festgestellt werde und zurecht komme, ehe die höheren, geistigen Gesichtspunkte und Zwecke der Freiheit geltend gemacht werden dürfen.

Es ist wohl keine unrichtige Bemerkung, wenn ich sage, daß sich bei Leibniz in dieser wichtigen Frage ein gewisser Fortschritt und eine Klärung seiner Anschauung beobachten läßt. In seinen früheren Schriften, wie in der „polnischen Königswahl", im „Bedenken", im Caes. F. tritt die Betonung der Freiheit stärker hervor, als später, wie er denn auch früher für nöthig hält, vor der Uebermacht Oestreichs zu warnen. All das hört mit der Zeit auf, da er durch die bittersten Erfahrungen Deutschlands das wirkliche Leben und die Welt mit ihren Anforderungen näher kennen lernt. Er läßt seine Jugendansicht nicht fahren, aber er stellt sie weise zurück. Es ist dieß psychologisch äußerst natürlich, denn die Jugend idealisirt und nimmt die Spitze des Gebäudes, das Ziel des Wegs vorweg, indem sie die in der Mitte liegenden Berge und Thäler übersieht, während das reifere Alter, wenn es anders nicht schon zur todten Verknöcherung geworden ist, eben hierauf blickt und seine Hauptkraft wendet, indem es aus dem profetischen Vorausblick der jungen, hoffnungsfrohen Jahre nun die Kraft und Geduld zum Ausharren auf dem Wege schöpft.

Sehr klar und bestimmt finden sich die beiden bisher besprochenen Richtungen des Leibnizischen Strebens in zwei Gedichten ausgedrückt, die er (wahrscheinlich in den 90ger Jahren) aus Anlaß einer Ueberschwemmung an die deutschen Fürsten richtet.

„Die gegenwärtige Ueberschwemmung, eine Mahnung an die deutschen Fürsten zur Eintracht":

1. Sehet die Flüsse! solang sie getheilt und im einzelnen Bette,
   Leget die Brücke ihr Joch leichtlich den duldenden auf.
Aber sobald sie die Kräfte vereint, wie schwellen die Adern,
   Brücke bezähmt sie nicht mehr, nimmer bezwingt sie ein Damm;
Machtlos weicht, was sie hemmt, und frei abschüttelnd die Zügel
   Fließet die Woge dahin, wählet sich selbst ihre Bahn.

Deutscher, o schau, welche Kraft in der Eintracht schlummert, und lerne
Von deinen Strömen, wie du stark bist, sobald du nur Eins!

2. Wenn ihre Dämme durchbrechend sich mischen die Flüsse, und traurig
Für den Landmann das Feld gleicht einem einzigen See,
Dann verschlingt wohl der größere Fluß den kleinen, um endlich
Selbst unrettbar dem Meer Beute und Speisung zu sein.
Doch wie viel besser, wenn alles in Schranken und dämmendem Bette
Bleibt und ordentlich sich eint dem unschuldigen Bach.
Dann bangt nicht dem Freund vor dem Freund noch mehr als vor Feinden:
Recht nur mit Stärke vereint knüpfet ein sicheres Band! [1])

Diese Ordnung der Dinge in Deutschland soll nun aber nach Leibnizens Denken noch viel weiter greifen, sie soll Muster, Vorbild und Kern für das ganze europäisch-christliche Staatenleben sein. Denn „daß den römischen Kaisern vor allen andern Potentaten der Vorzug gebühre, ist wenigstens in den vorigen Jahrhunderten von Niemand bestritten worden, wenn auch neuerdings einige französische Skribenten es anfechten wollen und den Vorrang für ihren König beanspruchen".

Es ist dieß die berühmte theokratische Anschauung des Filosofen von dem deutschen Kaiserthum, die er vornemlich im Caes. F. entwickelt, aber als einen ihm sehr wesentlichen Gedanken auch sonst vielfach berührt; so schon sehr früh in dem aus den sechziger Jahren stammenden Aufsätzchen: „Einige Bemerkungen über das römisch-deutsche Kaiserthum", und aus den siebziger Jahren in der Arbeit: „Von der Obergewalt des Kaisers als des Advokaten der Kirche über den ganzen Erdkreis [2]). Ebenso findet sich der Gedanke, von einzelnen gelegentlichen Aeußerungen abgesehen, in dem „Bedenken" (Schluß des ersten Theils) und im „Intresse", woraus wir oben die Stelle über den Vorrang des Kaisers entnahmen. „Hier liegt, erklärt als Hauptquelle der Caes. F., ein Punkt, der, wenn ich mich nicht täusche, heut zu Tage nicht gehörig eingesehen oder im Auge behalten wird. Und doch ist es gut, ihn zu betonen, damit man sehe, was die Fürsten dem Kaiser schulden und warum sie ihm eigentlich zum Gehorsam verpflichtet sind. Allein die Sache hat ihre Bedeutung

---

1) Aus dem Lat. Pertz S. 380 f.

2) Klopp I, 151 und IV, 329.

nicht blos für die deutschen Fürsten, sondern erstreckt sich viel weiter. Der Kaiser heißt „Herr des heiligen römischen Reichs". Das soll nicht etwa blos ausdrücken, daß er einen Besitztitel auf Rom habe oder andre römische und italienische Fleckchen Erde beanspruchen könne. Sondern es soll, wie namentlich das Wort „heilig" ausdrückt, eine ganz besondre Beziehung zum Papstthum und zur katholischen Kirche damit bezeichnet werden.

Die „katholische" Kirche im wahren Sinn des Worts als die wirklich allgemeine bezieht sich auf die ganze Christenheit und so erstreckt sich auch das Anrecht ihres Oberhaupts, des Papsts, auf dieselbe. Ob mit göttlichem Recht, ist hier nicht zu untersuchen, genug, daß es zum Nutz und Frommen der Menschheit einmal angenommen ist und geglaubt wird. Auch die Protestanten sind darin einbegriffen, wie denn ihre bedeutendsten und erleuchtetsten Lehrer, ein Melanchthon und Kalixt, nicht gegen die Herrschaft des Papstes selber, sondern nur gegen den Mißbrauch derselben stritten. Und da die Christenheit ferner das Recht der Mission hat, indem das Bessere überall hin verbreitet werden darf, so erstreckt sich der Anspruch des Papsts als des geistlichen Stellvertreters von Gott über die ganze Erde. — Ihm zur Seite steht nun aber der Kaiser als Advokat der Kirche und Stellvertreter Gottes in weltlichen Dingen. Unter dieser Advokatur ist jedoch nicht blos die Vertheidigung und Beschützung der Religion, sondern alle und jede weltliche Sorge für dieselbe, wie z. B. Beschaffung des Unterhalts u. s. w. zu verstehen. Auch hier handelt es sich nicht um den Nachweis göttlicher Befugniß, um die Frage, ob z. B. die Weissagung Daniels [1]) von dem vierten bis zu Christi Wiederkunft bestehenden Weltreich wirklich auf den Kaiser gehe. Genug, daß die Einrichtung zum Segen der Christenheit vorhanden ist. Denn Kaiser und Papst ergänzen einander, wie ja oft die Sorge für's Geistliche nicht von der für's Zeitliche so leicht getrennt werden kann. Ein Abbild dieser Zweiheit haben wir während der deutschen Zwischenregierungen, wo Mainz als geistlicher Fürst und Sachsen mit dem Schwert den Reichsgeschäften vorsteht. — Auf diese Weise bekommt das Wort der französischen Gold-

---

1) In dem jugendlichen Aufsatz „Bemerkungen" u. s. w. führt L. dieselbe wirklich als Beweis an, daß das deutsche Reich nicht untergehen könne.

münzen Wahrheit und Wirklichkeit: Christus ist Gebieter, Sieger, Herrscher (regnat, vincit, imperat).

Es versteht sich darum, daß auch der Anspruch des Kaisers in weltlichen Dingen auf die ganze Erde geht. Im Beruf eines Kaisers liegt es, die Menschheit zur wahren Glückseligkeit zu führen. Das Vorland für diese Aufgabe ist Europa, denn die Vernunft hat überall das Recht zu herrschen; so ist das Haupt von Europa zugleich das der ganzen Menschheit. Daß das Kaiserthum gerade bei den Deutschen ist, gibt keine Einschränkung dieses Weltberufs. Allerdings sollen die deutschen (und italienischen) Fürsten es sich zu besondrer Ehre anrechnen, daß sie in einem näheren Verhältniß zum Oberhaupt der Christenheit stehen, und müssen deßhalb um so treuer und fester zu ihm halten. Im Grund aber sollen sie damit auch für die andern europäischen Mächte ein Muster und Vorbild sein; nicht als ob diese alle ohne Maß und Unterschied dem Kaiser untergeben wären, dieß zu verlangen wäre sinnlos; aber wenigstens eine gewisse und zwar wirksame Ehrfurcht sollen sie unbeschadet ihres Supremats und ihrer Landesoberhohheit dem Kaiser erweisen".

Welche Bedeutung hat nun diese Oberhohheit des Kaisers (und Papsts) über alle europäischen Mächte? Den kirchlichen Hintergedanken, der in der Betonung eines solchen „allgemeinen" Kirchenbegriffs und in der Zuweisung aller weltlichen Gewalt vom Papste weg an den Kaiser liegt, übergehen wir hier noch und versparen ihn für die spätere Frage der Kirchenvereinigung. In staatlicher Beziehung aber ist es der Gedanke eines religiös-sittlichen Völkerbunds, einer Art von „heiliger Allianz", was uns aus diesen Zügen entgegenblickt. „Ich weiß nicht, ob nicht auch die weltlichen Kronen der allgemeinen Kirche untergeben sein müssen, nicht um ihren Glanz zu mindern, oder den Fürsten die Hände zu binden, sondern um unruhige gesetzlose Menschen, die ihrem Privatehrgeiz Ströme unschuldigen Bluts opfern, besser in der Zucht zu halten, in einer Zucht, welche in der allgemeinen Kirche, d. h. im heiligen Reich und seinen Häuptern, dem Kaiser und Papst niedergelegt sein muß (residere debeat). Gäbe es eine beständige Kirchenversammlung[1]) oder einen von ihr

1) L. macht ein andresmal darauf aufmerksam, daß man in Konstanz bereits be-

bestellten gemeinsam christlichen Senat, so würde, was jetzt durch Bündnisse, Vermittlungen und Garantien geschieht, im Namen und Vollmacht des Ganzen von Kaiser und Papst viel wirksamer, als jetzt, durch freundliche Auseinandersetzung abgemacht. Jetzt placken wir uns oft um eine Hand voll Erde und vergießen Ströme Christenbluts; wie viel besser, wenn wir innerlich als Christi Volk im Frieden lebten und unsre Waffen gemeinsam gegen die Ungläubigen und Barbaren wendeten, die uns allezeit bedrohen. Der Kaiser als Advokat der Kirche ist auch der geborene General und Heerführer gegen ihre Feinde, wie einst Friedrich Barbarossa und Andre es waren. Freilich sind die Kreuzzüge schon lange „aus der Mode gekommen", wollte Gott, es wäre das nicht der Fall. Und nicht blos die Abwehr der gemeinsamen Feinde könnte viel besser geschehen, auch Glauben, Bildung und Sitte, kurz gesagt das Reich Christi würde mehr und mehr verbreitet (— Wir kennen diese Gedanken bereits aus den einzelnen Anlässen, bei welchen Leibniz sie inmitten drohender Türkengefahr besonders an Ludwig gerichtet ausführt. Der ganze ägyptische Vorschlag ist eine große Anwendung dieser Anschauung —). Mit Einem Wort, unter der ernstlichen und wirksamen Herrschaft der beiden Statthalter Christi könnte der Wunsch jenes Filosofi wahr werden, der da dies riethe, daß die Menschen nur mit Wölfen und wilden Thieren Krieg führen sollten, denen noch zur Zeit vor Bezähmung die barbarischen Nationen und Ungläubigen in etwas zu vergleichen".

Leibniz kommt hiemit auf den Gedanken „des ewigen Friedens", welcher zu jener Zeit in Verbindung mit ihm Mehrere beschäftigte. Unter anderem erwähnt er einmal einen Plan des Landgrafen Ernst von Hessen, der ein oberstes Schiedsgericht der Völker, etwa in Luzern [1]), vorschlug. Ebenso

---

gonnen habe, nach „Nationen" zu verhandeln — ein Beginn des mehr staatlich-weltlichen Charakters der Kirchenversammlungen; s. den Aufsatz über St. Pierre's Vorschlag des ewigen Friedens Dutens V, 56 ff.

1) Man fühlt sich hier, freilich in traurig-ironischer Art, an die Genfer Vereinigung erinnert, welche, als wären die Menschen leibhaftige Komödianten, das Werk der allgemeinen Menschen- und Friedensliebe vor und nach der Schlacht zur Aufgabe hat. Wann wird die Menschheit endlich mit der Menschlichkeit und Vernunft Ernst machen? In beschämender Weise erinnert Leibniz beim Blick auf die Kriegssucht der

stand er hierüber in Briefwechsel mit dem Abbé St. Pierre. Aufrichtig belobt er ihn, daß er den Muth gehabt, in einer so ernsten Frage vor dem Spott oder der Vergeblichkeit seiner Bemühungen nicht zurückzuschrecken. Immerhin ließe sich die Sache machen, wenn nur der gute Wille dazu bei den Mächtigen vorhanden wäre. Nur der Vorschlag St. Pierres (bei welchem der französische Pferdsfuß unter der Kutte vorsah), den ewigen Frieden dadurch anzubahnen, daß man das deutsche Reich in alle seine einzelnen Glieder auflöse, als wäre es ursprünglich aus einer gleichgültigen Vielheit von Theilen zusammengeschlossen worden, dieser Vorschlag sei durchaus zu verwerfen. Leibniz will im Gegentheil und mit Recht dieß Ziel durch eine möglichste Stärkung und Erhöhung Deutschlands erreichen.

Hierin liegt nun auch der Schlüssel, der Einem das Verständniß dieser zwar großartigen, aber scheinbar befremdend-mittelalterlichen Anschauung eröffnet. Sollte Leibniz hier wirklich in das sog. filosofische Erbübel des Träumens verfallen sein? Kant äußert sich in dem Vorwort zu seinem Entwurf „des ewigen Friedens“[1]) sehr bezeichnend also: Ob diese satyrische Ueberschrift „zum ewigen Frieden“ auf dem Schild jenes holländischen Gastwirths, worauf ein Kirchhof gemalt war, die Menschen überhaupt, oder besonders die Staatsoberhäupter, die des Kriegs nie satt werden können, oder wohl gar nur die Filosofen angehe, die jenen süßen Traum träumen, mag dahin gestellt sein. Der praktische Politiker pflegt mit dem theoretischen auf dem Fuß zu stehen, mit großer Selbstgefälligkeit auf ihn als einen Schulweisen herabzusehen, der dem Staat, so von Erfahrungsgrundsätzen ausgehen

christlichen Menschheit von Europa an die Chinesen „diese gleichsam andre civilisirte Welt und Antieuropa“. „Im Wissen, meint er, haben wir allerdings den Vorzug vor ihnen, aber sie vor uns im Thun und Handeln. Abgesehen von dem, daß wir die christliche Religion haben, gebührt ihnen der goldene Apfel der Weisheit. Denn in einem gewissen Wetteifer mit der reinen Lehre Christi verabscheuen sie den Krieg, während bei uns in thörichter Weise die Menschen gegen einander Wölfe sind. Es ist eine Schande: in der praktischen Filosofie, im Staatswesen und der Sittenlehre sind sie uns überlegen. Es herrscht bei ihnen allgemeine Ruhe, Ordnung, Freundlichkeit, Höflichkeit und Pietät. Eigentlich sollte man chinesische Missionen zu uns schicken, um uns die natürliche Theologie zu lehren, während wir ihnen dafür die geoffenbarte mittheilten“. s. Dutens IV, 78 ff.

1) Werke von Rosenkranz VII, 231 ff.

müsse, mit seinen sachleeren Ideen keinen Schaden bringe und den man immer seine elf Kegel auf einmal werfen lassen kann, ohne daß sich der weltkundige Staatsmann daran kehren darf u. s. w."

Ist nun hier auch Leibniz unter den Schulweisen? Ich glaube nicht. Aber allerdings bedarf seine theokratische Anschauung einer näheren Untersuchung, da sie mir nach zwei Seiten hin mißverstanden zu werden scheint. Am schwersten geschieht dieß von Careil, der die Sache leicht abmacht, indem er meint: „Drei Elemente bestimmen die Staatsanschauungen von Leibniz; zunächst das deutsche und christliche, deren Verschmelzung ihm so viel Mühe machte und deren unmöglichen Einklang er durch Anachronismen träumte, die zuweilen ein wenig stark sind, wie der Gedanke von Kaiser und Papst als Häuptern der Christenheit". (Als drittes Element und Ingredienz, wie es scheint als wichtigstes, destillirt der große Chemiker bekanntlich das slavische Blut Leibnizens heraus und verkündet es mit Trompetenklang als eine wichtige neue Entdeckung!) Hier ist vor Allem nicht einzusehen, warum der Einklang des deutschen und christlichen Elements ein unmöglicher (accord impossible) und nur zuerträumender sein soll. Für's Andre weiß Jeder, der Leibniz kennt, daß er nicht gerade zu träumen pflegte, sondern es sehr stark mit dem Tageslicht und der Tagesarbeit hielt; ein Wink, auch hier den Schleier des mittelalterlichen Halbdunkels genauer zu untersuchen, ob er sich nicht heben lasse. Freilich wäre Careil wohl nicht geneigt gewesen, das genauer anzusehen, was sich mit Sicherheit darunter finden läßt.

Auf der andern Seite, glaube ich, ist hier auch Guhrauer im Irrthum, wenn gleich in einem viel vernünftigeren und verzeihlicheren. Er meint diesen leibnizischen Gedanken in die engste Verbindung mit seiner filosofischen Lehre bringen und gewissermaßen daraus ableiten zu dürfen. Ableiten im strengen Sinn wird man bei Leibniz die staatlichen Anschauungen aus den filosofischen nie können, dazu sind jene viel zuwenig lehrhaft und stubengelehrt. Wenn dagegen eine vergleichende Beziehung recht wohl angeht, wie auch wir dieß geflissentlich an jedem möglichen Punkte thun, so scheint mir doch, daß Guhrauer hier zu viel sieht. Allerdings ist universalistische Zusammenfassung ein Grundzug des ganzen leibnizischen Denkens, allein die monadische Selbstständigkeit wird daneben nicht minder stark betont. Und wenn

sich auch die ganze Stufenordnung der Wesen zusammenfaßt in der Einen Centralmonade, so ist diese Gott und nicht etwa eine menschliche oder überhaupt geschöpfliche Spitze (vgl. sein Wort gegen Hobbes). Die beiden Stellvertreter Gottes auf Erden, Kaiser und Papst, sind meiner Ansicht nach in keiner Weise bei Leibniz filosofisch angezeigt, sondern er nimmt nur auf, was die geschichtliche Wirklichkeit bietet und benützt es für seine Zwecke.

Die Lösung dürfte wohl diese sein: Er ist allerdings aufgewachsen in ernst-religiösen und tief deutschen Anschauungen; beides gibt, in Verbindung mit seiner eigenthümlichen Anlage, den allumfassend weiten Blick, dem die Schärfe des geistigen Augs leistet, was für die heutige Menschheit die Schrankenbrecher Telegraf und Eisenbahn thun. Wohl mag er in jungen Jahren mit einem Anflug von Romantik, wenn man so will, obwohl ihm dieß Wesen sonst sehr fremd ist, und inmitten des Elends der Gegenwart auf die entschwundene Herrlichkeit des alten deutschen Kaiserthums zurückgeblickt haben. Allein er ist zu klar und nüchtern, zu sehr ein Sohn der neuen Zeit, ja seinem Jahrhundert weit voran, um in solchen Stimmungen und Anschauungen haften und hängen zu bleiben. Und doch hielt er sie fest? Mit gutem Grund. Warum rütteln an einem glänzenden Schein, der eben doch noch nicht allen Zauber verloren hatte? Vielleicht konnte bei diesem und jenem deutschen Fürsten die Mahnung an Ehre und Gewissen wirkungsvoller sein, wenn sie in dem altehrwürdigen Gewand auftrat. Denn „in den Formen einer früheren besseren Zeit liegt selbst dann noch, wenn das Leben und die Kraft aus ihnen gewichen ist, eine eigenthümlich bezwingende Macht über die Gemüther; man glaubt dasjenige noch zu besitzen oder doch wieder gewinnen zu können, dessen Nachklang in solchen Formen zu uns spricht". (Biedermann, Deutschland I, 39; es gehen diese Worte freilich nicht auf die für uns in Rede stehende leibnizische Anschauung, welche Biedermann im Gegentheil so sehr als Careil, ja noch mehr verkennt und heruntersetzt. Warum aber so unbillig und ungleich urteilen?)

Es war ferner ein gutes Mittel, um Deutschlands Anrecht an die abgerissenen oder unnöthig abgetrennten Glieder, die Niederlande und die Schweiz aufrecht zu erhalten, deren einstige Rück-

kehr zur Mutter Leibniz im Caes. F. mit Bestimmtheit voraussagt. — Und warum gerade in schlechten Zeiten, wo man den Besitz am meisten sparen muß, das bisherige Vorrecht Deutschlands aufgeben, während Frankreich in feindseligster Weise ein ähnliches erstrebte? Daß seine „theokratische Erhöhung des Kaisers" wesentlich auch an diese Adresse gerichtet war, zeigt ein Brief, in welchem er äußert: „Ein Herr Rosseau ärgert sich gewaltig über die Oberhohheit, welche dem Kaiser in der allgemeinen Kirche oder dem umfassenden christlichen Staat beigelegt ist. Allein da Frankreich unsre Fürsten — in der Frage des Caes. F. — so verächtlich hat behandeln wollen, so muß man Gleiches mit Gleichem vergelten, das sie beißt und ihnen etwas sagen, das in's Herz trifft (picque au vif); denn nichts ärgert sie mehr, als wenn sie von dem Vorrang des Kaisers vor ihrem König reden hören, und sie verwünschen wohl ihre Vorfahren, die selbst dazu die Hand geboten haben. Und da sie einen so großen Unterschied zwischen den Fürsten und Kurfürsten machen wollen, so konnte man sie nicht empfindlicher treffen, als dadurch, daß man sagte, der Kaiser stehe genau im gleichen Verhältniß zu den Königen, wie die Kurfürsten zu den Fürsten" [1]). Dieser Brief, den Careil scheint's nicht gelesen hat, beweist wohl zur Genüge, daß Leibniz selbst von der mittelalterlichen Anschauung innerlich los und ledig war und dieselbe in der Hauptsache nur noch als Mittel nach Innen und Außen benützte.

Indeß muß man noch weiter gehen und sagen, sie ist ihm doch nicht blos ein leeres, für ihn inhaltsloses Mittel, sondern die werthvolle und für das Verständniß der Masse unentbehrliche Hülle eines durchaus klaren, nüchternen Gedankens. Mit dem Austritt aus dem Mittelalter hatten sich nicht nur die bisherigen Ordnungen der einzelnen Staaten zersetzt und gelöst, sondern ein Gleiches war auch mit der Staatenfamilie geschehen, welche seither in mehr oder weniger patriarchalischer Weise unter Papst und Kaiser vereinigt gewesen war. In beiden Beziehungen mußte eine Neubildung stattfinden, wenn auch natürlich das erstere Bedürfniß den Vortritt und das nächste Anrecht auf Befriedigung

1) Klopp IV, 322. Es ist ein Brief an den Herzog Joh. Friedrich in Sachen des Cæs. F.

hatte. Nur durfte schon jetzt nicht versäumt werden, hinzuweisen auf den grundrichtigen und wichtigen Gedanken, der in jener freilich nicht mehr haltbaren mittelalterlichen Form und Hülle lag. Es mußte den einzelnen Völkern zum Bewußtsein gebracht werden, wie sie bei aller berechtigten selbständigen Einrichtung und Festigung eben doch bestimmt seien, eine Familie, einen christlich-europäischen Völkerbund zu bilden, um in regem, aber friedlichem Wettstreit die großen Aufgaben der Bildung im weitesten Sinn des Worts gemeinsam zu lösen, statt im Widerstreit oder in der Vereinzelung und Abschließung gegen einander die besten Kräfte zu vergeuden und zu zersplittern.

Daß dieß wirklich der Kern der sogenannten theokratischen Anschauung von Leibniz ist, zeigt sich unverkennbar besonders am Schluß des ersten Theils vom „Bedenken". Es findet sich hier die Oberhohheit von Kaiser und Papst kurz, fast nur als gelegentliche Zusammenfassung des vorher Gesagten angedeutet. Die Hauptsache aber ist dieser „ewige Friede" eines europäischen Völkerbunds, dessen Glieder je die ihnen von der Natur und Geschichte zugewiesene Aufgabe erfüllen. „Ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben, in sich selbst zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo so viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum mit gutem Gewissen auf eine Gott angenehme Weise zu erjagen. Es wird sich ein ander Streit erheben, nicht wie einer dem Andern das Seinige abdringen, sondern wer am meisten dem Erbfeind, den Barbaren, den Ungläubigen abgewinnen und nicht allein sein, sondern auch Christi Reich erweitern könne. England wird sich Nordamerika, Spanien Südamerika, Holland Ostindien, Frankreich der Levante zuwenden, die Einen werden zu Land, die Andern zu Wasser ihre Nahrung suchen und andre Nationen dieß auch wie billig thun lassen. Denn die Erde hat Raum für Alle".

Diese ideale Einheit, welche entsteht, indem jedes Volk seinen eigenartigen und eigenberechtigten Beruf friedlich neben allen Andern erfüllt, ist es nun auch, was genau betrachtet allein seiner filosofischen Monadenlehre entspricht. Für eine einzelne, äußerliche, vollends irdische Spitze bietet dieselbe keinen Raum, kaum daß sich der Begriff Gottes als der Centralmonade widerspruchslos einfügen läßt. Sondern der Einklang, welcher im Weltall ewig herrscht, stammt daher, daß jeder Ton an seinem Ort voll

und ganz ausklingen darf, dem Ganzen unentbehrlich und doch auch ohne das ergänzende Ganze nichts. Es ist, wie bei den Weltkörpern Eines Systems; sie bewegen sich, als drehten sie sich um eine mittelpunktliche Sonne, und doch ist diese wohl nur der mathematische Punkt, in welchem alle Linien der gegenseitigen Anziehung und Abstoßung wie im Schwerpunkt des Ganzen sich schneiden. Fehlte auch nur Ein Glied, so wäre die Sphärenharmonie ihrer Bahnen zerstört. Wie aber der Astronom dennoch von einer „Centralsonne" spricht, so kleidet auch Leibniz seine staatliche Anschauung in das faßliche Bild der Oberhohheit von Kaiser und Papst.

Wenn er auf diese Weise nach rückwärts den Vorwurf „ein wenig zu starker Anachronismen" nicht verdient, so könnte man dafür nach vorwärts meinen, der Gedanke dieses Völkerbunds und ewigen Friedens sei auch für sich noch eine Träumerei, ein Filosofengespinnst, wie Kant in der oben erwähnten Stelle den Vorwurf voraussieht. Vielleicht war bei diesem Filosofen und seinem Entwurf des ewigen Friedens jener Schein leerer süßer Träumerei größer. Er setzt nemlich seine Hoffnung darauf, daß der Schwerpunkt des staatlichen Lebens und seiner Entscheidungen immer mehr in die Völker selbst falle und aus den Kabineten der Fürsten gerückt werde. Dann werde sich unter Entwicklung gewisser allgemeiner völkerrechtlicher Grundsätze die Zahl der Kriege immer mehr vermindern, wenn die mitzusprechen oder zu entscheiden haben, um deren Wohl und Wehe es dabei wirklich geht, während die Herrscher bisher keinen oder wenig Anstand nehmen die Schwerter aus der Scheide zu rufen, welche sie selbst nicht treffen [1]).

Und doch trotz dieses sich fast selbst belächelnden und entschuldigenden Vorworts hat der Mann des kategorischen Imperativs nicht so ganz Unrecht gehabt mit seiner stolzen und urbild-gläubigen Zurückweisung des Satzes, welcher meint „das mag in der

1) Er erwähnt dabei folgende hübsche Geschichte von einem bulgarischen Fürsten. Dieser antwortete dem griechischen Kaiser, der den Zwist mit ihm nicht durch Vergießung des Bluts seiner Unterthanen, sondern gutmüthiger Weise durch einen Zweikampf abmachen wollte: Ein Schmid, der Zangen hat, wird das glühende Eisen aus den Kohlen nicht mit den Händen herausnehmen!

Theorie ganz richtig sein, taugt aber für die Praxis nicht". Mit der eben nicht mehr wegzuleugnenden Macht der öffentlichen, gesammteuropäischen Stimme und Meinung sind wir in unserem Jahrhundert auf dem Weg zu einem solchen obersten Schiedsgericht, das kräftiger wirkt, als die oft so komödienhaften Kongresse und Konferenzen. Und schreitet der Zeit- und Menschengeist, der schon so vieles für immer abgestreift, in das wir uns gar nicht mehr zurückdenken können (z. B. Folter, Hexenprozesse u. s. w.), auf dieser Bahn muthig weiter, so ist es selbst in unsrer säbelrasselnden Zeit nicht zu gewagt, wenn man am Glauben festhält, daß die belächelten Filosofen am Ende, wenn auch in langsamer Annäherung, doch noch Recht behalten. Denn sie stehen auf der Höhe der Menschheit und schauen die Strahlen der Morgensonne, wenn drunten im Thal noch lange Nacht und Nebel liegt. In ihrem unerschütterlichen und auf diese Art frommen Glauben an den siegreichen Durchbruch der Vernunft sind sie Profeten, über welche die gemeine Masse freilich von jeher gespottet und gelächelt hat [1]).

Bei Leibniz nun aber, welcher im höchsten Aufschwung und Hinausblick auf die Zukunft doch wie wenige des festen Bodens und der jeweiligen Gegenwart nie vergaß, nimmt der Ge-

1) Selbstverständlich gilt das Gesagte nur für Staaten, die in sich fertige, durch Sprache und Sitten abgeschlossene Volkskörper bilden, auf Grund wovon sie allerdings viel Besseres und Wichtigeres zu thun hätten und allmählig auch haben werden, als sich heutigen Tags noch auf den Raub fremder Länderfetzen zu legen. — Nicht aber gilt es für ein Reich, das wie Deutschland erst in der Neubildung begriffen nur einmal seine verlorenen und verlaufenen eigenen Kinder sammeln muß, um wieder ein Ganzes zu werden. Geht das nicht ohne Krieg, so ist eine solche innerliche Krisis des Organismus himmelweit verschieden von allen Kabinets- oder Raubkriegen zwischen zwei verschiedenen Nationen. Nur wer sich und Andre belügt, kann meinen, die einzelnen deutschen Stämme seien verschiedene Völkerschaften oder gar Nationen, und kann auf Grund dieses Unsinns innerdeutsche Vorgänge etwa mit den Raubzügen Ludwigs XIV gegen Deutschland zusammenstellen. — Ich bitte also, das oben über den ewigen Frieden und seine Aussichten Gesagte nicht mit den Narrenpossen der neuzeitlichen Friedens- (und Freudens-)kongresse zu verwechseln oder mir Widersprüche vorzuwerfen, von denen ich völlig frei bin. Auch Leibniz, wie wir sogleich ausführen werden, sah nur in einem neugestärkten Deutschland die wahre Bürgschaft des europäischen Friedens und führt als Welt- und Menschenkenner nicht umsonst so oft das Wort an: Bellum geritur, ut pax acquiratur!

danke dieses Völkerbunds und ewigen Friedens noch eine viel bestimmtere und greifbarere Gestalt an. Wir würden, wenn wir dieß nicht hervorhöben, den für uns geradezu wichtigsten Punkt seiner Anschauung vergessen. Bei aller umfassenden Weitherzigkeit und Unparteilichkeit, die, wie schon oben gesagt, einem jeden Volk sein Recht und seine Stelle gönnt, räumt er doch als Deutscher mit Fug seiner Nation einen besondren Ehrenplatz ein und macht sie im friedlichen Wettstreit der Völker zur Trägerin einer Art von geistigem Kaiserthum. Er erweist ihre hohe Bedeutung für die Herstellung des ewigen Friedens zunächst schon ganz äußerlich, wenn er betont, daß sie das „Mittel von Europa" sei, vordem geachtet und gefürchtet von den Nachbarn, allmählig aber der, unaufhörlichen Kampf und Streit hervorrufende Zankapfel aller Umliegenden. Ist sie aber erst einmal durch innerliche Neubildung wieder gestärkt und unüberwindlich gemacht, ist allen Freiern die Hoffnung sie zu gewinnen, gründlich abgeschnitten, so wird sich die Bellikosität der Nachbarn nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, auf eine andre Seite wenden; und so wird der Kaiser als Advokat der allgemeinen Kirche ohne Schwertstreich die Schwerter in der Scheide erhalten. Gewißlich, wer sein Gemüth etwas höher schwinget und mit Einem Blick gleichsam den Zustand von ganz Europa durchgehet, wird mir Beifall geben" (Bedenken).

Es ist indeß nicht blos dieses Aeußerliche der geografischen Lage, was L. für die Führerstellung Deutschlands in die Wagschale legt, sondern ganz unverkennbar deutet er wiederholt auf eine eigenthümliche geistige Anlage und Begabung hin, welche seinem Volk einen Vorzug vor Andern gebe. Und doppelt merkwürdig in der Zeit der tiefsten Erniedrigung und Verkommenheit hebt er dabei besonders das hervor, was allerdings der nächste Ausdruck für den geistigen Gehalt eines Volkes ist, nemlich die Sprache. Scheinbar zusammenhangslos und doch auf diese Art wohl begründet macht er in dem theokratischen Aufsatz „Bemerkungen über das heil. römische Reich" die gelegentliche Bemerkung, daß die deutsche Sprache um ihrer Eigenthümlichkeit willen zum Herrschen geeignet sei. Auch sonst, besonders in den „unvorgreiflichen Gedanken", spricht er sich mit einer für jene Tage bewunderungswürdigen Kühnheit namentlich gegenüber von Frem-

den über den entschiedenen Vorzug des Deutschen vor dem Lateinischen und allen seinen Töchtersprachen aus und betont, daß das Deutsche weitaus die geeignetste Sprache besonders für die Filosofie darstelle (das Genauere über diesen wichtigen Punkt später). Aehnlich äußert er sich in vieler andern, allgemeine Bildungsfragen betreffenden Aufsätzen, vornemlich in denen, welche sich auf die deutsche Akademiengründung beziehen.

Man darf aus all dem schließen, daß ihm der seither so oft wiederholte und in der Hauptsache gewiß auch richtige Gedanke vorschwebte, wie der Deutsche seinen Vorzug eben in dem universalistisch zusammenfassenden Grundzug habe, wie er nicht blos äußerlich das „Mittel von Europa“ sei, sondern auch geistig eine Stellung einnehme, die ihn befähige, von überall her zu empfangen und das Erhaltene selbstthätig zu verarbeiten. In diesem Sinn kann man sich auch das, meist nur höhnisch mitleidig gewesene Wort von den Deutschen als „dem Volk der Dichter und Denker“ gefallen lassen, wenn man es so versteht, daß der Deutsche in ähnlicher Weise Mittelpunkt der Fachvölker, um mich so auszudrücken, und der Fachbestrebungen sei, wie seine Nationalwissenschaft, die Filosofie, das Centrum des Kreises der Fachwissenschaften bildet und ihre in lebendiger Wechselwirkung mit den Gliedern stehende Königin vorstellt. — Diese geistige Vorherrschaft und Kaiserstellung, welche Jedem das Seine läßt und doch auch dem deutschen Volke gibt, was ihm wenigstens in der gegenwärtigen Völkerfamilie unleugbar gebührt, dieser Gedanke ist offenbar der tiefste Kern in Leibnizens angeblich mittelalterlich theokratischer Anschauung von dem Leben und Streben Europas. Es erhellt hieraus aber auch noch, wie fest derselbe mag sein Blick soweite Gebiete umspannen, als er will, seinen Standort doch immer in seinem Vaterland hat. Er ist nicht der verblaßte Staatsrechtslehrer oder Weltweise, zu dem ihn Careil[1]) ausbeinen und entdeutschen will, wenn er meint, der allgemeine Gedanke des Völkerrechts und der gesetzlichen Ordnung sei sein leitender Hauptgedanke gewesen. Vor

1) s. Werke von L. Band V, Einl. S. 31 ff.: Le droit naturel est le grand charactère de cette politique. Ceux qui ne le voient pas, sont hors de la question“. Das leugne ich allerdings nicht im Mindesten, daß die Vertheidigung des deutschen Interesses gegen Ludwigs Räuberei zugleich das volle Recht auf ihrer Seite hatte.

einem solchen, freilich so gut als absichtlichen Mißverständniß sollte Einen schon die sehr „unjuridische“ Begriffsbestimmung des Rechts bei Leibniz bewahren, welche lautet: „Das Recht ist die Weisheit der Liebe, welche auf Glückseligkeit hinzielt“. Damit ist sogleich eine dem sonstigen abgezogenen Rechtsstandpunkt entgegengesetzte oder doch stark von ihm abweichende, geschmeidigere Anschauung gegeben, und der ganze Blick mehr dem wirklichen Leben, der jeweiligen Gegenwart und vor Allem den Bedürfnissen des eigenen Volks als der nächsten Aufgabe zugewendet, wie wir dieß in der That bei jeder Gelegenheit als einen Grundzug auch des Juristen Leibniz hervorzuheben hatten.

Hiemit liegt nun die Eine Art vor, wie Leibniz durch Zurückweisung auf frühere bessere Zeiten die Fürsten und Mächte seiner Tage vornemlich von der Seite des Gemüths und des religiösen Bewußtseins aus an ihre Pflichten und Schranken mahnt. Wenn aber schon diese an's Mittelalter erinnernde Hülle bei genauerem Hinblicken durchsichtig wurde und den Standpunkt einer weit späteren Zeit ahnen ließ, so finden wir uns auf's klarste und bestimmteste in die neue, damals noch unangebrochene Zeit hinein versetzt, wenn wir nun die andre Gestaltung seines Staatsbegriffs ins Auge fassen. Jetzt handelt es sich, ganz dem entsprechend, auch nicht mehr vorwiegend um die Spitzen der Völker, um die Fürsten und ihr in den niederen Gebieten nachzitterndes Verhältniß zu einander, sondern die Hauptsache wird die innre Stellung des Herrschers zu seinem Volk und die Aufgabe, welche er hier als erster Arbeiter und Beamter des Staats zu lösen hat.

Auch jetzt schlägt Leibniz religiöse Saiten an, um die richtige Grundstimmung hervorzubringen. Und dieß ist ihm bekanntlich nicht blos Hülle, sondern Grundton und leitende Ueberzeugung seines ganzen Lebens und Wirkens. Er knüpft damit an das beginnende „Königthum von Gottes Gnaden“ an, aber nur um es sogleich umzubiegen und die Seite der ernstesten Fürstenverpflichtung daraus hervorzuheben, welche zu vergessen man in jenen Tagen mehr als geneigt war. „Allerdings ist die fürstliche Majestät ein Abglanz der göttlichen Hohheit (radius relucentis

auctoritatis divinae Caes. F). Die Könige nehmen, aber wohlbemerkt nicht um ihrer Privatperson, sondern um ihres Amtes willen eine Stellung ein, die soweit über die der gewöhnlichen Menschen erhaben ist, als die Sonne über die andern Gestirne. Denn es findet sich, um die Welt bunt zu schattiren, eine Stufenordnung unter den Menschen. Die Einen haben wenig Verstand und Macht und sollen sich daher von andern bei der Arbeit für die Ehre Gottes leiten lassen. Andere besitzen zwar Verstand, aber wenig Macht. Ihnen gebührt in aller Bescheidenheit und Geduld zu rathen. Welchen aber Gott zugleich Macht und Verstand gegeben, das sind die hauptsächlichsten Werkzeuge, das sind die Helden von Gott geschaffen. Sie dürfen nicht blos, wie etwa die Gelehrten, Gottes Ehre in der Welt aufsuchen und erkennen, sondern dieselbe auch nachahmen, sich ihm als Instrumente aufopfern und darstellen. Sie sollen nicht blos ein Spiegel der göttlichen Herrlichkeit sein, sondern dieselbe auch auf andre reflektiren. Das sind die, so die erfundenen Wunder der Natur zur leiblichen und geistigen Wohlfahrt ihres Landes und Volkes, zur Hebung der Arbeit und Nahrung, wie zur Handhabung der Gerechtigkeit und Ausbreitung der Gottesfurcht, ja zur Glückseligmachung des ganzen menschlichen Geschlechts anwenden, und was Gott in der Welt gethan, in ihrem Bezirk nachzuahmen sich befleißen. Auf diese Art können sie für sich selbst auch schon den Himmel auf Erden haben. Denn es kann nichts süßeres und freudigeres, als diese Gewissensruhe für solche Personen geben, so für Leibesnothdurft nicht sorgen dürfen und der Leibeswollüste über Nothdurft, sowohl Conscienz, als Gesundheit halber nicht achten. Dagegen müssen sie auch der zwei untrüglichen Richter Gott und Nachwelt gedenken und nicht vergessen, daß ihr unschätzbares Talent, so es vergraben wird, ihnen schwer wird fallen. Es ist ein wichtiger Punkt, daran die endliche Verantwortung und Seligkeit hänget, seinen Verstand und Macht recht zur Ehre Gottes zu brauchen. — Alle Freude aber bestehet in Harmonie, die wichtigste aber ist die der Seele, oder der Einklang von Macht und Weisheit, wie sie ihn haben oder haben können. Darin besteht auch der Reiz des Ruhms, daß man seine Macht und Weisheit gerne zeigt und ihr Bild in der Bewunderung Andrer vermehrt vor sich hat. Der frohe Gedanke an den Nachruhm aber ist gleichsam ein irdischer

Vorausgenuß der ewigen Dauer unsres Geistes und seiner Werke. Wahrer Ruhm kann jedoch nur durch Gutesthun, nicht durch Zerstören und Vernichten der Harmonie erlangt werden. Mag der Pöbel die großen Menschenschlächter (grandes integrorum exercituum homicidas) anstaunen, der Weise verehrt nur die fürstlichen Wohlthäter der Menschheit, daher auch solche in früherer Zeit unter die Götter versetzt wurden. Denn ihr Thun ist in Wahrheit ein Gottgleiches. — Durchaus gefährlich ist es dagegen, seine Herrschaft nur auf Furcht gründen zu wollen. Der nächste beste Glückswechsel ruft eine Empörung hervor, weil die Leute es satt bekommen, mit ihrem Blut und Schweiß fremdem Ehrgeiz nicht nur, sondern auch fremder Thorheit zu dienen (denn so wird das Unglück sogleich ausgelegt). Selbst vor wüthenden und ihr eigen Leben nicht achtenden Meuchelmördern ist ein solcher Fürst nicht sicher. Denn es ist eben auch eine grundfalsche und verderbliche Meinung, daß die Völker und Staaten Privateigenthum eines regierenden Herrn seien, der sie vertheilen und vererben könnte, wie Pferde, Ländereien und anderes Vermögen. Das ist gegen alles Recht und Vernunft. — Die einzig sichre Bürgschaft und Grundlage eines Staates mit seiner Ordnung sind Frömmigkeit und Gerechtigkeit, oder Liebe und Ehrfurcht der Unterthanen, hervorgerufen durch des Fürsten Streben, seine Leute zur Glückseligkeit zu führen. Denn ein weiser Fürst sieht ein, daß sein eigener Vorteil mit dem seines Volks völlig zusammentrifft. Seine Aufgabe ist, während Land und Leute gleichsam den Stoff liefern, in allen Wissenschaften, Künsten und Geschäften der oberste Aufseher (Inspektor) und sozusagen der Baumeister zu sein, welcher zwar nicht die Theile, wohl aber die Harmonie des Ganzen in's Auge faßt. Er hat das Verfahren, die Ordnung, die Ausdauer und Ausführung von Allem zu geben, was sein Land möglich macht".

Auf diese treffende, bereits ganz den Geist der Neuzeit athmende Weise spricht sich Leibniz in mehreren seiner frühesten Schriften aus, von denen die Einen den Vorschlag der Akademiegründung behandeln, die andern in die Reihe der ägyptischen Aufsätze gehören [1]). Und es fehlt nun nicht an Belegen, daß er

---

1) s. Kl. I, 111 ff. auch 9 ff. und II, 14 ff. 24 ff.

diesen Jugendüberzeugungen auch im Verlauf seines späteren Lebens als Hof- und Staatsmann vollkommen treu geblieben, so wenig auch da und dort seine Mahnworte in die Zeitströmung passen wollten. Mehrmals (z. B. im Mars) hört man ihn als einen besondern Vorzug an Kaiser Leopold rühmen, daß „derselbe mehr arbeite, als irgend einer seiner Bedienten. Sehen wir denn nicht, welcher Gestalt der Kaiser Leopold mit Tugenden ausgerüstet, bei der ganzen Welt seiner herzlichen Frömmigkeit und seines Eifers wegen bewundert, ja wegen seines hohen Amtsfleißes, auch unvergleichlich genauer Anhör- und Untersuchung der ihm übergebenen Bittschriften und Memorialien, sie seien auch noch so gering und unwichtig, als sie immer wollen, auf's höchste belobt sei? Es ist derselbe niemals müßig, sondern lässet sich bald öffentlich im Rathe, bald in seinem Geheimzimmer allein treffen und über wirklichen Expeditionen finden". All dieß wird besonders hervorgehoben gegenüber von Ludwigs (und seiner Nachahmer[1])) Art, „der blos sein Gemüth in Wollust zu weiden sich bemüht, auch der Geschäften anders nirgend, als bei Kurzweil sich annimmt und endlich hauptsächlich dieses studiret, wie er veranlassen möge, daß man ihn vor sehr martialisch halte".

Das gleiche Gepräge hat das Lebensbild[2]), mit welchem er seinem verstorbenen Gönner und Herzog Johann Friedrich von Hannover ein Ehrendenkmal setzt. In feiner Weise ist hier die verdiente Anerkennung mit deutlichen Mahnungen und Winken über den Fürstenberuf überhaupt verknüpft, so daß die Arbeit sich weit über den Werth einer blos persönlichen Schilderung erhebt. Mit besonderem Nachdruck betont der Eingang, daß es die Aufgabe des erblichen Fürsten sei, seiner durch Geburt und Gesetz erlangten Stellung durch eigene Tugenden sich würdig zu erzeigen, wie einst auch die ersten Fürsten nur um persönlicher Vorzüge willen zur Herrschaft gelangt seien. Man müsse das um so dringender wünschen, da der nicht selten eintretende Widerstreit zwischen der Natur und dem Gesetz, dem wirklichen Verdienst

1) Ueber diese unter den deutschen Fürsten äußerte bekanntlich Friedrich d. G.: Es gibt keinen bis zum jüngsten Glied einer apanagirten Linie, der nicht sich einbildete, etwas Ludwig Aehnliches zu sein; il batit son Versailles, il a ses maitresses et entretient ses armées!

2) Kl. IV, 461—488. Vgl. auch das von Ernst August Pertz S. 45 ff.

und der zufälligen Glücksstellung die bedenklichsten Störungen und Umwälzungen im Staatsleben herbeizuführen pflege. Es zeige dieß von jeher die Geschichte, wo die Vorsehung und das Geschick wiederholt eine Aenderung eintreten lassen, um zu zeigen, daß die Tugend und Tüchtigkeit nicht minder mächtig sei, als das Glück. — Gewiß ein sehr eigenthümlicher, fast revolutionärer Eingang eines damaligen Fürstenbilds, einer Schilderung Johann Friedrichs, der bei aller sonstigen Vortrefflichkeit doch nicht umhin konnte, in der Nachahmung Ludwigs zu behaupten: In meinem Land bin ich Kaiser!

Im weiteren werden unter kurzem Nachweis des Zutreffens bei Joh. Fr. folgende Erfordernisse eines Fürsten hervorgehoben. Er muß eine hervorragende geistige Begabung haben, um an der Spitze des Volks das Ganze mit seinem Blick zu umspannen. Denn Tugend ohne Einsicht ist wenigstens im großen Maßstab und an solcher Stelle kaum möglich. Jedoch es genügt nicht, blos einen für die Erfassung hoher Pläne fähigen Geist zu haben, der in lebendigem Flug der Einbildungskraft sich bewegt. Sondern das wirkliche Leben mit seiner Forderung jeweiliger Entscheidungen verlangt namentlich auch eine klare Urteilskraft, welche im Stand ist, die allgemeinen Grundsätze und Gedanken auf den einzelnen Fall richtig anzuwenden, besonders auch die richtigen Diener zur Ausführung zu finden. All dieß hilft aber noch nichts, wenn nicht eine gewisse natürliche und andauernde Hochsinnigkeit dazu kommt, welche alles Niedrige verachtet. — Befähigen nun die bisherigen Eigenschaften zu großen Thaten und Unternehmungen, so dürfen wir eine Hauptfürstentugend nicht vergessen, nemlich die Güte als natürlichen Grundzug zu nützen. Gehört sie überhaupt zum Wesen des Menschen, so muß sie bei einem Fürsten sogar in hervorragendem Maße da sein, da er an und für sich ungescheut und ungestraft Uebles thun könnte und nur in ihr eine Schranke besitzt. Aus ihr fließen Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Milde, welche mehr als Alles den Ruhm eines Fürsten begründen, die sicherste Leibwache für ihn bilden und das Glück seines Reichs ausmachen. In der That, die Güte als ein natürlicher Grundzug des Herzens ist noch mehr werth, als selbst die Tugend, und der Fürst, der sie übt, gleicht darin Gott, welcher ja auch gut ist ohne Gesetz und gar nicht anders als liebe-

voll handeln kann. Endlich muß ein Fürst lebendigen Sinn für Tugend und Ehre besitzen, so daß er seinen Stolz drein setzt und sein Hauptvergnügen drin findet, rechtschaffen zu handeln. Hat und thut er dieß Alles, dann ist er in Wahrheit ein Abbild Gottes und Vorbild seines Volks.

Damit aber die guten Natureigenschaften, welche wir bei einem Fürsten wünschen und als Erbtheil seiner Väter hoffen, sich gedeihlich entfalten, ist eine sorgfältige Erziehung nöthig [1]). Es ist überflüssig, daß die Fürsten alles Wissen besitzen, genug wenn sie auf den für's Handeln und Regieren nützlichsten Gebieten zu Haus sind, als da ist Geografie, Sittenlehre, Staatskunst; ferner ist ihres Ruhmes wegen wünschenswerth Befestigungs- und Kriegskunst, und endlich für den Verkehr angenehm die Kenntniß fremder Sprachen, Sitten und Gebräuche. All dieß mögen sie mehr durch Unterhaltung als durch strenges Studium lernen, mehr in der Welt als in Büchern, im Gebrauch lieber als in der Theorie. Ueberhaupt muß sich bei ihrer Unterweisung noch mehr als sonst Lehre und Leben überall vereinigen. Deßhalb ist die Geschichte für sie weitaus die Hauptwissenschaft, da dieselbe am meisten Licht und Halt für ein kluges Handeln in der Gegenwart gibt.

An diese Bildung des Verstandes hat sich die leitende Formung des Charakters und der Willensrichtung anzuschließen, um die obigen Fürstentugenden aus der Anlage zu entwickeln. Zuerst den Muth und hohen Sinn, welcher ebenso die Gefahr, wie die weichliche Lust verachtet, welcher nach Außen und Innen sich selbst beherrscht. Diese Tugend ist um so rühmlicher für die Fürsten, je schwieriger es für sie in ihrer hohen Stellung ist, das Uebermaß zu meiden. Allein es ist nicht zu leugnen, daß die ungeordneten Vergnügungen der Fürsten, ihre Leidenschaften, ihre grausame und maßlose Rache ebensoviel Schuld am Umsturz der Staaten getragen hat, als sträflicher Ehrgeiz der Unterthanen. Man denke an Tarquinius, an die sizil. Vesper und Andres! Weiter ist zu nennen die Gerechtigkeit, welche im Staate das

---

1) L. widmet dieser ihm höchst wichtigen Frage eine besondre Schrift: „Projet sur l'éducation des Princes", der wir in anderem Zusammenhang begegnen werden.

Lebensband ist, wie die ewigen Gesetze es in der Natur darstellen; nur daß der Fürst nicht ängstlich gebunden ist, den strengen Buchstaben selbst da zu erfüllen, wo er zur Härte und Ungerechtigkeit wird. Hier möge er Milde üben; denn oft sind ja die Menschen eher unglücklich als schuldig zu nennen. Auch ist Grausamkeit und übertriebene Härte immer ein Beweis von Schwäche und Furcht, weßhalb bei allen großen Fürsten stets die Milde überwog. — Endlich haben die Fürsten nicht blos Jedem vermöge der Gerechtigkeit zu geben, was ihm gehört, sie müssen auch von ihrem Reichthum mit freigebiger Hand spenden. Dieß ist die Natur des Guten, daß es sich von selbst mittheilt; die Sonne schenkt freiwillig ihr Licht, die Erde ihre Früchte, das Meer seine Fische, das unfruchtbarste Gebirg noch seine Schätze an Gold und Silber. Kurz, das höchste, was man von einem Fürsten und so auch von Johann Friedrich rühmen kann, ist das, daß er seinen eigenen Vorteil bei Seite setzend und sich selbst vergessend für das Glück, die Ehre und Wohlfahrt des Ganzen, für das Heil seines Staats arbeite".

Leibniz selbst gebührt nicht das kleinste Verdienst, daß er bei dieser innerstaatlichen Zeichnung Johanns Urbild und Wirklichkeit so nahe zusammenrücken durfte, um zugleich auch dem Nachfolger eine Mahnung zu geben. Höchst bezeichnend für die Art, wie er den hohen Arbeitsberuf eines Fürsten aufgefaßt, ist der (schon einmal erwähnte) Lebensplan, den er zu Anfang seiner hann. Stellung für sich selbst als fürstlichen Rathgeber entwirft. Nachdem zuerst die Pflichten gegen Gott besprochen sind, heißt es „den Fürsten betreffend": Mit dem Fürsten wöchentlich reden oder ihm schreiben — Immer etwas Neues — Vorschlag über Rathssitzungen — Vorschlag über Landesgeografie, an die Beamten — Genaue Mappen — Naturwunder — Ueber Werthe oder Bericht in Handelssachen — Bericht über Gewerbliches — Genauer Bericht über Berg- und Münzwesen — Von der Landwirthschaft — Vom Forstwesen — Handbuch für Staatssachen — Kurze Geschichte seit dem Regierungsantritt des Fürsten — Berichte aus Regensburg — Zutritt zum Archiv — Auszüge aus den neuesten Schriftstücken des Archivs. —

Nach diesem überraschend reichen Plan hat er sich denn wirklich bei der Berathung und Anregung seines Fürsten gehalten.

Es liegt hiefür schon jetzt [1]) eine große Masse Schriftstücke, Briefe und größere oder kleinere Aufsätze vor, theils an Joh. Friedrich, theils an dessen Nachfolger Ernst August, theils auch an den Kaiser selbst gerichtet, in welchen der Eine oder andere Gedanke und Vorschlag seine Sonderausführung findet. Wir versparen jedoch diese wichtigen Fragen der Hauptsache nach für den folgenden Theil, indem wir hier nur das herausheben, was für seine Anschauung des neuzeitlichen Fürstenberufs und dessen Hauptaufgabe besonders bezeichnend ist.

Der Fürst, dieß fand sich bereits, soll seine Stellung als ein Amt ansehen und selbst arbeiten, statt blos Gewinn und eigenen Vorteil daraus zu ziehen. Er soll „gleichsam der Oberaufseher und Baumeister sein, der allem im Staat Anstoß, Richtung und Leitung gibt". Dazu ist in erster Linie erforderlich, daß er einen vollkommenen Ueberblick, eine eigene Einsicht in sein Land und dessen Verhältnisse oder Bedürfnisse hat. Diesem Zweck dient der ächt leibnizische Vorschlag vom „Entwurf gewisser Staatstafeln" [2]), dessen Grundgedanken folgende sind:

„Ich nenne Staatstafeln eine schriftliche kurze Verfassung des Kerns aller zu der Landesregierung gehörigen Nachrichtungen, so ein gewisses Land insonderheit betreffen, mit solchem Vorteil eingerichtet, daß der hohe Landesherr alles darinn leicht finden, was er bei einer jeden Gelegenheit zu betrachten, und sich dessen als eines der bequemsten Instrumente zu einer löblichen Selbstregierung bedienen könne. — Solche Definition stückweise zu erklären, muß es sein eine Verfassung, die nemlich kurz und viel mit wenigem in sich fasse und begreife. Schriftlich, dieweil man nicht alleweil die Dinge in Natura vor sich haben und besichtigen, auch nicht Alles in Modelle bringen oder abmalen kann. So hat man auch nicht allezeit Leute, bei denen man sich erkundigen könne oder wolle, sonderlich auf Reisen und bei Kriegsexpeditionen, wenn man von dem Hoflager entfernet ist. Die

---

1) Die weitere Ausgabe seiner Werke wird wohl besonders diese Seite seines Wirkens in ein noch helleres Licht stellen.

2) Kl. V, 303 ff. Vgl. die ähnlichen kürzeren Entwürfe V, 50 ff. u. V, 409 (sämmtlich deutsch, wie die meisten staatswirthschaftlichen Arbeiten von L.). Ganz dasselbe schlug er etwa 20 Jahre später wieder am Wiener Hof vor; s. Rößler a. a. O. S. 275.

Leute können nicht allemal aus dem Stegreif gründlichen Bericht geben und alle Stücke gleichsam an den Fingern herzählen, sondern es entfällt ihnen oft das Beste und Nöthigste. — Hierin aber muß nichts begriffen sein, als allein der Kern und Ausbund, denn sonst würde das Werk zu weitläufig fallen und weder füglich mitzuführen, noch bequem zu brauchen oder wohl darin nachzuschlagen sein; was aber weitläufiger beschrieben werden muß, kann absonderlich niedergelegt, in seine Nummern gebracht und aus diesem kurzen Begriff dahin gewiesen werden, wie denn in der That diese Staatstafel ein Schlüssel sein soll aller Archiven und Registraturen des ganzen Landes, als deren Rubriken und Register so einzurichten, daß sie endlich in diese Staatstafel als in ein Centrum zusammenlaufen. — Durch Nachrichtungen verstehe ich nicht allerlei Vernunftschlüsse, so verständige Leute bei Gelegenheit selbst leicht finden können, sondern was mehr in facto, als Nachsinnen beruhet, und daher nicht erfunden, sondern erfahren, gehöret und erlernet sein muß, zum Exempel, was in einem Land für eine Quantität seidener Zeuge oder wollene Tücher jährlich konsumirt werden. Ob es aber rathsam solche Konsumtion vor sich gehen zu lassen oder zu verbieten und enger zu spannen und ob man solche Manufakturen im Land selbst einzuführen habe oder nicht, das gehöret nicht in die Staatstafel, sondern kann aus ihren Nachrichtungen von verständigen Leuten selbst gefunden werden. Denn der Nachrichtungen sind wenige, der Schlüsse aber, so man daraus machen kann, unzählige, gleichwie aus wenig Buchstaben unzählig Kombinationen und Wörter formirt werden können. — Unter denen zu der Regierung gehörigen Nachrichtungen verstehe ich nicht alle Wissenschaft, so immer im gemeinen Leben nützlich sein kann, sonst würde alle menschliche Erfahrung hieher gehören und also nicht wohl eine Staatstafel, als eine Encyklopädie zu schreiben sein. Sondern ich verstehe solche drunter, die eigentlich zur Regierungskunst gehören. Denn wiewohl nicht nöthig, daß ein General wisse, wie der Eisenstein gebrochen wird, so muß er doch wissen, worin das Stückgießen bestehe. Ebenmäßig, obschon nicht nöthig, daß der Regent den Kaufhandel verstehe, so ist ihm doch nöthig zu wissen, was in seinem Land für Handel und Wandel getrieben werde und was daher für Nutzen und Schaden entstehe. (Unterdessen wäre gleich-

wohl zu wünschen und hochnöthig, auch nicht unmöglich, sondern gar wohl thunlich, daß gleichwie der Regent einen solchen Begriff seiner Profession in dieser Staatstafel hat, also auch alle andere menschliche Professionen und Lebensarten von tüchtigen Leuten genau beschrieben und solche Beschreibungen zu männigliches, sonderlich aber des Regenten — als der die Architektenkunst exerziret und als ein Baumeister vielerlei Art Werkleute unter sich hat — Nachricht niedergelegt würde.) Weiter aber habe ich unter den Regierungsdingen nur die herausgehoben, so gleichsam individualia sein und einem gewissen Land absonderlich zukommen. Allgemeine Anzeigungen mögen nützlich und herrlich sein, auch einem Regenten großen Nutzen schaffen können; allein hier hat man von dem Allgemeinen so viel thunlich zu abstrahiren, gleichwie ein Advokat dasjenige, so eigentlich seine Partei und gegenwärtige Rechtssache angehet, wohl, deutlich und bündlich fassen, mit Allgemeinem aber und unnöthiger Anziehung der Gesetze sich nicht aufhalten soll, dieweil der Richter selbst wissen wird, was Rechtens.

Die übrigen Wort der Definition zeigen den Zweck und Nutzen dieses Werks an, und ist solches eigentlich vor den hohen Landesherrn selbst, wie denn die Historien erzählen, daß Kaiser Augustus eine kurze Reichsbeschreibung (Breviarium imperii) mit eigener Hand geschrieben und solches den Nachfolgern hinterlassen; scheinet auch wohl, daß die in dem Evangelio erwähnte, von ihm ausgeschriebene Schatzung theils zu dem Ende angestellt worden, daß er die Kräfte und das Vermögen seines Reichs gründlich erfahren möchte. Ein solches Werk ist sonderlich nützlich für junge Herrn, so die Regierung antreten, denen der Herr Vater oder Vorfahr wohl seinen Schatz, nicht aber wohl anders als auf diese Weise seine Wissenschaft und durch große Mühe, Sorge und Gefahr erlangtes Licht hinterlassen kann. (Man erzählet solches von dem Kardinal Mazarin und König Ludwig.) Weilen nun solche Staatstafeln zu großer Herren eigenem Gebrauch gemeinet, so folget, wie ferner in der Definition enthalten, daß man mittelst derselben alles darin auf begebenden Fall leicht muß finden können, maßen große Herrn weder Zeit noch Lust haben, sich mit vielem Nachsuchen zu bemühen. Ist es doch auch bei Privatpersonen so, daß sie Vieles in ihrem Hauswesen versäumen,

blos weil sie sich die Mühe des Suchens verdrießen lassen. Es fehlet eben meistens an richtigen Inventaren und darum geschieht nichts. Denn unsrem Gemüth ist gar nichts angenehmer, als wie man von dem Theseo im kretischen Labyrinth fabuliret, einen gewissen Faden an der Hand zu haben, dem man sicher folgt, hingegen nichts beschwerlicher und schädlicher, als ohngefähr gleich einem Jagdhund, der die Spur verloren, hin und herlaufen, auf gut Glück, ob man wieder drauf kommen werde. Alles aber nicht allein leicht zu finden, sondern auch, was zusammengehöret, gleichsam in Einem Augenblick zu übersehen, sollen diese Staatstafeln leisten, daher ich sie Tafeln, nicht Inventare nenne. Denn das ist das Amt einer Tafel, daß die Konnexion der Dinge sich darauf auf einmal fürstellet, die sonst durch mühsames Nachsehen nicht zusammenzubringen. Solchen Vorteil findet man bei Land- und Seekarten und Anderen, als welche ihre gewisse, gleichsam mathematisch beständige Modell und Form haben müssen, dadurch Alles in die Enge getrieben und augenscheinlich oder handgreiflich gemacht wird. In Staats- und Regierungssachen aber hat man dergleichen noch nie versucht, da doch am allermeisten daran gelegen.

Aus diesem nun ist leicht abzunehmen, daß ein solches Werk eines der bequemsten Instrumente sein würde, deren sich ein Herr zu Erleichterung der löblichen Selbstregierung bedienen könnte, wie solches die letzten Worte der Eingangs gesetzten Definition oder Beschreibung mit sich bringen. Durch solche Schrift kann man, wo nicht Menschen ersparen, doch solche besser gebrauchen und gleichsam an der Schnur haben. Und gleich wie ein gutes Fernglas, ob es schon nimmer machen kann, daß ich die Dinge so wohl sehe, als ob sie gegenwärtig und unmittelbarer Weise vor mir stünden, dennoch so viel dienet, daß ich einen ungefähren Ueberschlag von dem entfernten Sach machen, das Größte oder Nöthigste betrachten, und dafern ich nicht selbst an den Ort gehen will, Andern auftragen kann, was sie mir vollends eigentlich besehen und zu gänzlich vollkommener Nachricht und Beschreibung berichten sollen, da ich dann schon mittelst meines Instruments so viel Licht habe, daß ich sehe, wer mich recht berichtet und ob meiner Anordnung gemäß bei der Besichtigung genugsamer Fleiß angewendet worden, also kann auch

dergestalt ein Regent vermittelst dieses, wenn ich also reden darf, neugemachten Staatsperspektivs nicht allein von den vorfallenden wichtigsten Dingen einen genugsamen Vorschmack haben, sondern von Andrer Bericht und Stimme ein hinreichend Urteil schöpfen und wissen, was er fragen, was er auftragen, was er endlich glauben und beschließen soll. Dadurch, zu geschweigen der Vergnügung, die ein großer Herr, je mehr er selbst der Geschäfte Meister ist, bei sich findet, ein unaussprechlicher Nutzen und Zuwachs der jährlichen Einkünfte auf mehr als eine Tonne Golds, nach des Landes Größe und Gelegenheit, ohne einiges Menschen Schaden ohnfehlbar zu gewarten, weil man alsdann erst recht sehen kann, was mit Reputation einzuziehen und zu ersparen, was für Gewinn und Nutz zu schaffen und wie Alles auf's Vorteilhafteste einzurichten. So ist unausbleibender unsterblicher Ruhm eines Regenten und dennoch große Leichtigkeit und Lust bei den sonst allerschwersten Regierungsgeschäften durch solches Mittel zu erlangen.

Wir wollen nun noch kurz die Ordnung und Weise angeben, dadurch zu solchen Staatstafeln zu gelangen. Das größte Theil der Nachrichtungen ist bereits aufgezeichnet, oder ist doch theils Bedienten, theils andern Leuten also bewußt, daß es auf Begehren und nach gegebener Anleitung vollends leicht verfaßt und aufgezeichnet werden kann, daher es eine große Weitläuftigkeit wäre, wollte man durch Besichtigung und Untersuchungen gleichsam wieder von vorne anfangen. Denn obschon das bisher in Archiven, Kanzleien und Aemtern vorhandene noch sehr unvollkommen, so kann es doch einstweilen dienen, sonst würde man viel zu lange warten und des verlangten Nutzens entbehren müssen, wenn man nichts dulden noch brauchen wollte, so nicht seine endliche Vollkommenheit bereits erreicht. Sind derowegen drei Staffeln; die erste, daß man sich der bereits vorhandenen Skripturen bediene, die andre, daß man erfahrene Leute über nicht genugsam angemerkte Dinge vernehme, die dritte, daß man zur Besichtigung selbst komme. Gleichwie nun die untersten Staffeln am ehesten zu erreichen, also sind sie von der Vollkommenheit auch am meisten entfernt, man kann aber zu dem obersten Gipfel nicht wohl anders, als vermittelst derselben gelangen. Derowegen ist dieß der Schlüssel des ganzen Werks, daß man zuvörderst alle Skripturen

des ganzen Lands auf gewisse Maßen hauptsächlich durchgehe, inventire, in eine Harmonie zusammenrichte, extrahire und konzentrire. (— Damit hängt zusammen der Vorschlag eines „Generalregistraturamts“ [1]), das die Auszüge und Repertoria aller Spezialregistraturen enthielte und für Ergänzung derselben sorgte, namentlich auch eine Vergleichung mit andern Ländern und Orten erstrebte; die Theologen haben Konfessionsharmonien, die Juristen Vergleichungen verschiedener Rechte; weit nützlicher noch würde sein eine Vergleichung und Harmonie in Regierungssachen, dadurch der Herrschaft und gemeinem Wesen viel Nutzen zu schaffen, welches aber etwas Neues und soviel man weiß, noch nirgend eingeführet —).

Und weilen, schließt die ganze Denkschrift klug, einem großen Potentaten Alles nächst seinem Gewissen und Gesundheit an einem unsterblichen Ruhm gelegen, so wäre bei der Gelegenheit zu erwägen, ob ein solcher Herr, der zu einem gewissen Alter gelanget, und dessen Tugenden von Gott durch viele herrliche Thaten und Verrichtungen gekrönet worden, nicht bedacht sein möchte, wie die Historie seiner Regierung von einer vertrauten tüchtigen Person beschrieben werden möchte, wozu am meisten alle diese Sammlungen und Staatstafeln dienen könnten“.

Klar zeigt diese Probe, wie es Leibniz als die Aufgabe eines Fürsten betrachtet, selbst Hand anzulegen und auf die Hebung und Förderung seines Volks nach allen Seiten und Beziehungen bedacht zu sein. Besonders wohlthuend berührt Einen aus jener Zeit die nachdrückliche Mahnung, für das leibliche und äußerliche Wohl der Unterthanen Sorge zu tragen, statt daß dieselben meist nur als steuernzahlende Masse angesehen und behandelt wurden. Das Steuer- und Geldwesen mit allem, was damit zusammenhängt, war dem Filosofen überhaupt eine grundwichtige Frage [2]), deren Behandlung wir später sehen werden.

---

1) Kl. V, 315 ff. Vgl. den Aufsatz V, 50 ff. über eine bessere Archiveinrichtung und Ordnung.

2) In seinem großartigen wissenschaftlich-praktischen Lebensplan bei Erdmann S. 88. 89 bezeichnet er als Hauptgegenstand der moralischen und Staatswissenschaft die Frage, „wie die Unterthanen zum großen Nutzen der Fürsten vom Steuerdruck mehrstens zu befreien“.

Ich hebe hier nur hervor, wie er die Fürsten an ihre Pflicht mahnt, nicht auf das Volk hineinzuhausen, nicht durch Zersplitterung ihres Privatvermögens und ihrer Lande, dadurch unzählige kleine Höfe und Hofhaltungen geschaffen werden, das Volk und seine Kraft zu überbürden (vgl. den Kampf für die hann. Erstgeburt). Ihr eigenster Vorteil bestehe vielmehr darin, durch Förderung von Handel und Wandel, von Ackerbau und Gewerbe den Wohlstand der Unterthanen zu heben; dann fließen sogleich ohne Druck und Unrecht auch die Steuern und Abgaben viel reichlicher. „So schwierig es ist, neue Geldmittel vorzuschlagen, sollten gleichwohl noch solche billige und nützliche Wege auszufinden sein, die dem Herrn und Unterthanen zugleich zum Besten gereichen würden. Darunter die vornehmsten sind, so der Unterthanen Fleiß und Verdienst, mithin auch ihre Mittel vermehren, und der Obrigkeit als Steuer wieder zu gut kommen“.

Diese Sätze sind unserer Zeit allmählig, indeß noch nicht einmal völlig und ausnahmslos zur Ueberzeugung geworden. Vergesse man aber im obigen Zusammenhang nicht, daß sie im siebzehnten Jahrhundert an die selbstherrlich-unbeschränkten Fürsten geschrieben wurden, ehe die furchtbaren Gewitter, welche unser Filosof nur im Geiste schaute, über die Zeiten, Völker und Throne dahingebraust waren, um die noch tief mittelalterliche Sumpfluft zu reinigen. — Daß er, der in Fragen der äußeren Bedürfnisse so menschlich und volksfreundlich dachte und offen sich aussprach, nun auch in geistigen Dingen, in der Frage des freien bürgerlichen Lebens, Strebens und sich Bewegens seinen Mannesmuth und Freiheitssinn nicht verleugnete oder verbarg, dürften wir zum Voraus sicher sein, auch wenn wir nicht bereits starke Proben davon gehabt hätten. Ich erinnere nur an den merkwürdigen Eingang seines Fürstenbilds.

Was hier zwar deutlich genug, aber doch dem Ort der Ausführung entsprechend noch etwas verhüllt gesagt war, spricht er einmal ganz offen und rückhaltslos aus, wenn er in einem Brief über englische Zustände und Parteiwirren meint: „Nur die Uebertreibungen sind tadelnswerth bei den Torys wie bei den Wighs. Sagen Sie mir doch, mein Herr, (Thomas Burnet), ob die gemäßigten Torys nicht anerkennen, daß es außerordentliche Fälle gibt, wo der leidende Gehorsam aufhört und es erlaubt ist, dem

Suverän zu widerstehen; und ob die gemäßigten Wighs nicht zugeben, daß man nicht leichtsinnig (legèrement) oder anders, als um großer Ursachen willen zu diesem Widerstand schreiten dürfe. Es verhält sich ganz so mit dem erblichen Recht der Thronfolge, von welchem man nicht abgehen darf, wenn nicht das Wohl des Vaterlands die Völker dazu zwingt. Denn zu meinen, daß in diesen Sachen ein unveräußerliches göttliches Recht liege, ist geradezu Wahn und Aberglauben, da diese Strenge nicht einmal beim Sabbath stattfindet" [1]).

Aehnlich spricht er sich gegen seinen ehemaligen Schüler, den kaiserlichen Rath Boineburg in Wien aus. Derselbige hatte in einem Brief an Leibniz die Schwierigkeiten berührt, welche sich in der Verpflichtung des Volks zum Gehorsam finden. Denn einerseits sei der geschichtliche Ursprung der Monarchien oft Zwang und Gewalt; andererseits liege doch unleugbar in der Unterwerfung unter einen Fürsten göttliche Anordnung und Vernunft. Die Fürsten haben Vorrechte und doch lasse sich kein bestimmt gegebenes Gesetz aufweisen, das ihnen solche zugetheilt, zumal sie im Widerspruch mit dem Naturrecht und oft mit dem Wohl des Ganzen stehen. Ebenso lasse sich eine stillschweigende Einstimmung des Volks nicht auffinden [2]). Er wäre daher Leibnizen sehr verbunden, wenn er ihm aus dem reichen Schatz seiner Gelehrsamkeit seine Gedanken mittheilen wollte (Feder, Briefw. S. 396. 97).

In einer Randbemerkung zu diesem Brief sagt nun Leibniz: „Die fürstliche Gewalt ist nicht zu allen Zeiten und an allen Orten gleich gewesen. In meinem Codex diplomaticus habe ich alte Verträge gegeben, aus denen wir sehen, daß sehr oft die hauptsächlichsten Vasallen und die guten Städte (bonnes villes) in einem Vertragsverhältniß mit ihren Fürsten und Königen standen und erklärten, im Fall des Vertragsbruchs ihnen nicht beistehen zu wollen. Allein diese Zeit ist nicht mehr. Indessen hat der Gesammtstaatskörper (tout le corps de l'état) im Noth-

---

1) s. Guhrauer Leben II, 305 (ein Brief vom Jahr 1710).

2) Deutlich regen sich hier bereits die Gedanken, welche 100 Jahre später Rousseau im Gesellschaftsvertrag entwickelt. Man wird aus diesen freisinnigen Ansichten Boineburgs wohl einen Schluß auf die Erziehung und den Unterricht Leibnizens machen dürfen.

fall eine schlechthinige Macht über das Vermögen und selbst über die Person der Unterthanen, sei es daß die oberste Gewalt im Fürsten liege oder in einer Kammer (assemblée) allein oder neben dem Fürsten. Indeß werden die Unterthanen darum ja nicht Sklaven. Man sieht z. B., daß sie das Auswanderungsrecht haben". — Deutlicher spricht er sich im folgenden Brief (S. 402) aus: „Sie berühren die wichtige Frage der Fürstenmacht und des Gehorsams, den die Völker ihnen schulden. Hier pflege ich zu sagen, daß es gut wäre, wenn die Fürsten von dem Widerstandsrecht ihrer Unterthanen überzeugt wären, die Völker dagegen von der Pflicht des leidenden Gehorsams. Indeß halte ich es ziemlich mit Grotius und glaube, daß man für gewöhnlich gehorchen soll, da das Uebel der Empörung meist unvergleichlich größer ist, als das, welches den Anlaß zum Aufruhr gibt. Doch gestehe ich, daß der Fürst zu solchen Ausschreitungen sich hinreißen lassen und das Wohl des Staats so sehr in Gefahr bringen kann, daß die Pflicht des Duldens und Tragens aufhört. Allein dieser Fall ist sehr selten und man muß sich vor Ausschreitungen wohl hüten, da ein Zuviel hier weit gefährlicher ist, als ein Zuwenig". Die gleiche maßvoll vernünftige Gesinnung neben aller Wahrung der Freiheit zeigt sich darin, daß er (im Caes. F.) vor Fürstenexekutionen warnt. „Das Beispiel der Maria Stuart und was darauf folgte zeigt, wie gefährlich und bedenklich es ist, das Volk an das Schauspiel königlicher Hinrichtungen zu gewöhnen". Ebenso spricht er sich wiederholt mißbilligend über die Hinrichtung Karls I von England aus, ohne damit freilich einen zu scharf verwerfenden Tadel über Kromwell zu verbinden, denn er hielt es vollends in seiner Zeit nicht für nöthig, dem Grundsatz des Empörungsrechtes allzunahe zu treten, da die andre Richtung sonst schon mehr als genügend vertreten war.

Dem ist nun ganz angemessen, daß er gar kein Freund und Fürsprecher dessen ist, was wir etwa ein Polizei- oder Büreaukratenregiment heißen würden. Er mahnt in dem Fürstenbild, nicht zu streng und hart zu sein, da dieß nur Furcht und Schwäche verrathe. Er äußert schon in der „polnischen Königswahl" höchst vernünftig, der zu wählende König müsse ein älterer, ruhiger, mäßiger und bescheidener Mann und keiner sein,

der auf die äußere Ehrenbezeugung allzuviel halte. Man könne ja auf den äußeren Pomp um so leichter verzichten, je mehr man die Sache, die gebührende Gewalt selbst habe. In Belgien z. B. lasse man dem Volk volle Redefreiheit; Jeder spreche Aufrührerisches, denke aber eben deßwegen an keinen Aufruhr. — Das Gegenstück zu dieser Sicherheitsklappe des Schimpfenlassens ist das Recht der Beschwerde, Mahnung und Berathung, das er dem ganzen Volk in vollem Unfang gewährt wissen will. „Es ist ferne von mir, diejenigen zu tadeln, welche ihre wohlmeinenden Gedanken eröffnen, indem ich vielmehr wie Moses wünschte, daß das ganze Volk profezeien möchte". An Leopold wird gerühmt, daß er die geringsten Bitt- und Denkschriften freundlich entgegennehme und sorgfältig prüfe. Auch in Monarchien und Aristokratien dürfen die, welche unter den Regierenden stehen, nicht für gar nichts geachtet werden, als wären sie ehr- und rechtlos. Man hört bei der Berathung besser fremde Stimmen als nur seine eigene. Oft können selbst Unerfahrene einen guten Rath geben, wie die Gäste besser über die Mahlzeit urteilen als der Koch. (Kl. I, 159.)

Dieß Recht, „als Privatmann, der in die innersten Geschäfte nicht eingeweiht ist, dennoch in Zeiten der Noth seine Meinung zu sagen und seinen Rath zu geben" nahm er, wie wir im ersten Buch wiederholt fanden, für sich selbst entschieden in Anspruch. Aber auch auf Andre zu hören, Berichte einzufordern und selbst den Geringsten hierin ankommen zu lassen mahnt er seine Fürsten oft, „wie ja auch von einem alten Weiblein, das die Kräuter verstehe, zuweilen mehr für Arzneiwesen gelernt werden könne, als aus dicken Büchern". Damit Jeder im Volk zum Wort kommen möge, empfiehlt er daher wiederholt die venetianische Einrichtung einer öffentlichen Büchse (bocche di Venezia), in welche jeder seine Pläne, Vorschläge und Beschwerden schriftlich in arcano (d. h. wohl ohne Namensnennung) legen darf und soll [1]. Es ist damit, wenn gleich in dem veraltet-schwerfälligen Gewand jener Zeit nichts Anderes, als die Forderung der Preßfreiheit und der Wunsch ihrer fleißigen Benützung ausgesprochen.

---

1) s. z. B. Kl. V, 18 in dem für den Kaiser, also für's ganze Reich bestimmten Aufsatz „De republica" 1678 und sonst.

Daß er ebenso für die verwandte Einrichtung des Ständewesens ist, ergibt sich bereits aus dem über den Werth des Reichstags Gesagten, sowie aus seinem Grundsatz, daß was Alle angehe, auch von Allen verhandelt werden solle. Freilich hat er keine Veranlassung, sich über Volksvertretung in unserem heutigen Sinn und über „allgemeines Stimmrecht" auszusprechen. Das lag jenen Tagen noch zu fern, und mit Recht, da es ohne die Grundlage einer tüchtigen Volksbildung ein mehr als zweischneidiges Schwert und eine höchst zweifelhafte Entfaltung der Freiheit und Vernunft ist. Auch hier kann wieder nur die blasse Stubenweisheit und lebensunkundige Schulmeisterei mit ihrer abstrakten Formelrechnung meinen, der Freiheit und Vernunft einen Dienst zu thun, indem sie das unbestreitbare Urbild mit Einem Schlag und ohne die nöthige Anbahnung ins Werk setzen will, während sie in Wahrheit nur vielleicht eine noch rohe, ungeformte, des Gängelbands nach keiner Seite entwachsene Masse, d. h. das Gegentheil aller Freiheit und Vernunft entfesselt. Von solcher Verblendung war Leibniz fern. So demokratisch (nicht republikanisch) er gesinnt ist, begnügt er sich doch, das zu seiner Zeit Mögliche und Ersprießliche in diesem Punkt zu fordern oder zu erbitten, sowie auch allerdings im Grundsatz das Ziel und Urbild anzudeuten. Einstweilen aber wirft sich sein Streben und seine Liebe zum Volk darauf, den weiten Weg bis dorthin einmal anzubahnen, indem er es nach allen Seiten und vornemlich geistig zu erziehen und zu heben sucht, damit es erst der Freiheit fähig und würdig werde. Ich denke, diese weise Beschränkung thut ihm keinen Eintrag, sondern zeigt im Gegentheil, daß er ein besserer Volksfreund war, als viele in unseren Tagen, die sich gebährden, als hätten sie ein Patent darauf genommen.

Daß aber Leibniz in so ächter Weise von diesem Sinn, von der Achtung und warmen Liebe zum Volk durchdrungen war, muß uns bei ihm um so mehr freuen, als sonst so manche geistige Spitzen der Menschheit meinen, sie müssen in ihrer einsamen Höhe die Schneeberge nachahmen und in eisigkalter Menschen- und Volksverachtung auf die Tiefe herabsehen. — Es ist indeß nicht blos seine hohe persönliche Liebenswürdigkeit, was ihn hier so vorteilhaft vor Andern auszeichnet, es ist zugleich der deutliche Einfluß seiner liebenswürdigen und lebensvollen filo-

sofischen Weltanschauung, wenn man anders bei einer so mit sich zusammenstimmenden Natur Beides trennen darf. Wir wiesen schon oben, als es nur das Verhältniß der Fürsten untereinander betraf, bei der Frage der Einheit und Mehrheit auf seine Monadenlehre hin; noch weit mehr ist dieß hier am Platz, wo es sich um die freie Bewegung innerhalb des Staats, um das Leben und Streben des Bürgerthums handelt. Eine Weltanschauung, welche selbst in der Natur keine rohen, todten Massen zugibt, sondern erklärt, daß überall, wenn man nur genau zusehe, reiches eigenartiges Leben und Ordnung herrsche, eine solche Weltanschauung kann nicht der starren Staatsmechanik, nicht der Lehre von der Alleingewalt des Hauptes huldigen, wie sie Hobbes von seinen rohen, materialistischen Vordersätzen, Spinoza von seiner versteinernden All-Einheitslehre [1]) aus entwickelte. Diese brauchen freilich ein oberstes Bewegendes, einen alles bestimmenden Anstoß; bei Leibniz, der eine urwüchsige Quelle von Leben und Selbstthätigkeit, sogar einen hohen Grad spröder Selbständigkeit in jedes einzelne Wesen für sich legt, kann das Bild sich nur so gestalten, wie Schiller es schildert:

„Meister rührt sich und Geselle,
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Freut sich jeder seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz".

Das ist die Filosofie des freien deutschen Bürgerthums, unter dessen hauptsächlichsten Beförderern daher mit vollem Recht von der deutschen Sittengeschichtsschreibung unsrem Leibniz einer der ersten Plätze eingeräumt wird.

Zugleich zeigt das Bisherige, wie weit er entfernt ist, dem Staat der Neuzeit blos die Aufgabe einer Rechts- oder Polizeianstalt zuzuweisen. Ausdrücklich erklärt er einmal (Kl. I, 158) gegenüber von solchen Anschauungen seiner und der nächstfolgenden Zeit, daß der Mensch die Gesellschaft in Folge eines natürlichen Triebs suchen würde, auch wenn er Andre nicht gerade nothwendig brüchte; er thäte dieß jedenfalls der höheren Vervoll-

1) Will man überhaupt dem Pantheismus schlimme Folgerungen ziehen, so werden dieselben weit mehr auf staatlichem, als auf religiösem Gebiet liegen. Vgl. Hegel und seine Zeit.

kommnung wegen. Wer blos um der Erhaltung willen sich zusammenthut, tritt zwar auch in ein Gemeinwesen, aber nur nach Art der Thiere, die heerdenweise leben, um durch ihre Menge sicherer zu sein [1]). Darum ist auch die Aufgabe, welcher dem Fürsten als obersten Leiter und Beamten, eben damit also dem ganzen Staatswesen steckt, die umfassendste, die man sich denken kann; ohne daß er das Wort selbst schon ausspricht, läßt sich deutlich z. B. aus dem obigen Gegensatz der Thiere sehen, daß er vor Augen hat, was man den Humanitätsstaat im vollsten Sinn des Worts nennt.

Fassen wir die beiden leibnizischen Staatsbegriffe zusammen, den Einen, der mehr nach rückwärts und dem Mittelalter zugewendet das Hauptgewicht auf die Fürsten legt, und den andern, der im Ausblick auf die neue Zeit vorwiegend das Volk und Bürgerthum betont, so ist unverkennbar, daß diese Doppelanschauung von der wirklichen geschichtlichen Entwicklung als die wahre, in der Zeit liegende und ihren Bedürfnissen angemessene erwiesen worden ist. Und wenn sich deutlich zeigt, daß „der neuzeitliche Staat des achtzehnten Jahrhunderts nicht durch Druck von Außen, sondern einzig durch die Macht der Idee zu Stand gekommen ist" (Biederm.), so ist es Pflicht, denen, welche Träger dieser Idee waren, ihr Verdienst auch anzuerkennen. Denn von selbst und auf einmal, ohne Vorbereitung und Werkzeuge tritt keine Idee in's Leben. — Beide im obigen von Leibniz vertretene Richtungen laufen zusammen in dem „aufgeklärten Despotismus" des vorigen Jahrhunderts, dessen reinster Vertreter Friedrich der Große ist, indem er sich für den ersten Beamten des Staats erklärt und doch kaum weniger selbstherrlich, als irgend ein Fürst der alten Zeit regiert. Hier ist freilich im Grund ein Widerspruch, allein nur ein solcher, wie alle bedeutenden Uebergänge und Wendepunkte im Leben der Menschheit ihn darstellen. Es brauchte solche Gewaltherrscher, ich möchte sagen Diktatoren, um der Freiheit

---

1) In den „neuen Versuchen" weist L. darauf hin, daß bereits die Thiere von Natur keine Furcht vor ihresgleichen haben, sondern die Geselligkeit als etwas angenehmes suchen. Noch mehr die Menschen, welche schon durch den Besitz der Sprache als Gesellschaftswesen von der Natur bezeichnet seien. Daraus sei klar, daß Hobbes mit seinem Urzustand als „Krieg aller gegen alle" nicht Recht habe (Erdmann S. 296).

und selbständigen Bewegung der Völker zum Durchbruch zu verhelfen; die Welt brauchte Männer, welche mit der eigenmächtigen Kraft und Selbständigkeit der alten Zeit den Gedanken der neuen zum Sieg führten. Die abstrakte Weisheit pflegt hier immer über Gewalt zu schreien; Leibniz seinerseits ist sich klar, daß alles Große zwar in der Gesammtheit als dunkler Trieb und Ahnung liegt, wie es auch ihr Gemeingut zu werden bestimmt ist; aber die Verwirklichung geschieht allezeit nur in und durch Einzelne als die hervorragenden und lebensmuthigen Träger des Gedankens. Alle Neugeburten aber sind von Wehen und Schmerzen begleitet, nur daß, „wenn das Kind zur Welt geboren ist", der Vernünftige nicht mehr daran gedenkt, sondern sich des Gewonnenen freut. Sehr weise sagt Leibniz einmal („Intresse" S. 51): „Es ist nicht Alles für tyrannisch zu achten, welches dem Ansehen nach tyrannisch zu sein scheinet, weil auch von guten Regenten die tyrannischen Staatsgriffe zum guten Ziel und Ende gebraucht werden können. Dieser Ursachen halber muß man in Beilegung des tyrannischen Namens sehr behutsam gehen". Der große Filosof, Jurist, Geschichtskenner und Staatsmann spricht damit die bedeutsame, für äußere und innere Fragen gleichermaßen geltende Wahrheit aus, daß es im Leben der Völker Entwicklungsknoten geben kann, wo das materielle Recht über das formelle übergreifen muß, und daß es dann lächerlich oder kläglich wäre, an jene unerläßlichen Diktatorszeiten eines Volksgeists das abgegriffene Ellmeß des alltäglichen Gevatter-Schneider- und-Handschuhmacher-Standpunkts legen zu wollen.

Obwohl daher sein ganzes Absehen besonders in Dingen der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Angelegenheiten auf Hebung und Befreiung der Einzelnen gerichtet war, so verhehlte er sich doch nicht, daß der Anfang dazu in gedeihlicher Weise nur von Oben herab gemacht werden könne. Oft spricht er es bei seinen dahin zielenden Vorschlägen aus, daß hier die Privaten selbst viel thun können, aber um das Eis zu brechen und die Hauptschwierigkeiten zu überwinden, müssen „hohe Herren" sich der Sache annehmen, die selbst „hochverständig" wären. Und wenn er einmal von den „illustratores seculi nostri" (den Aufklärern unsres Jahrhunderts) redet, so hat er unverkennbar vor Allem die Fürsten im Auge, deren Aufgabe es zuerst und zunächst

sei, in der Vereinigung von Macht und Weisheit überall hin Licht und Wärme zu verbreiten, da sie ja in ihrem hohen Beruf wie die Sonne vor andern Gestirnen strahlen.

Am Schlusse dieses Theils, der die innern deutschen Verfassungsverhältnisse zum Gegenstand hat, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Bild derselben ein im höchsten Grad trauriges und trübseliges sei. Verrottung und Verkommenheit allenthalben, wenig greifbare Aussicht auf Aenderung und Besserung.

Selbst ein Leibniz kann nur „flicken“, obwohl er weiß, wie wenig durchgreifend das hilft, obwohl er sonst so gern aus dem Ganzen arbeitet. Er kann nur bitten, mahnen und Urbilder entwerfen, obwohl er bei seinen Vorschlägen sich gestehen muß, daß bis zur Ausführung „noch manch Buch Papier verschrieben und manch Dintenfaß im heiligen römischen Reich deutscher Nation würde ausgeleert werden“, obwohl er sonst so gar kein Freund bloßer Gedankenbilder und leerer Wünsche ist. Er kann nur auf Gott und dessen Hülfe verweisen, ihrer sich für Deutschland getrösten, so sehr er sonst dafür hält, daß die wahre Frömmigkeit sich eben im thätigen Handeln und Brauchen der eigenen Kraft beweise.

Und doch, müssen wir sagen, die Aussicht lichtet sich gegen den Schluß. „Fata viam invenient“ d. h. die Geschichte findet ihren Weg, äußert er oft („um meinen Leibspruch, symbolum meum anzuwenden“) mit fester Zuversicht und in ahnendem Geist erfaßt er zum Voraus ihre Bahnen. Der Schwerpunkt des deutschen Reichslebens, das fühlt er deutlich, muß allmählig und unter der Hand anders wohin verlegt werden; weg von den damaligen Höfen und Kabineten, wo er nur unheilbare Selbst- und Genußsucht sieht, hinein in's Volk und seine unverwüstliche Lebenskraft. Hier war Heilung möglich durch Bildung und allseitige Hebung. Diese Aufgabe bildet daher die Hauptarbeit seines späteren Lebens, so wenig er von Anfang an solchen Gedanken ferne gestanden war.

Zweiter Theil.

Die Bedürfnisse und Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft.

Von einer großartig umfassenden Weite sind die leibnizischen Bestrebungen, welche uns im Folgenden beschäftigen; sie sind anwendbar und beherzigenswerth, ja sogar in zweiter Linie auch berechnet für alle Länder und Völker. Und dennoch weiß sich der große Staatsmann und Bildungsträger frei zu erhalten von jener widerlichen, hier nicht so fern liegenden Erscheinung, welche Einem im achtzehnten Jahrhundert mit herrlich-hohlem Frasengetön und schauspielerisch-gespreiztem Aufputz entgegentritt, ich meine das blasse Weltbürgerthum, in welchem besonders der Deutsche als ein wahrer „Hans guck in die Luft" sich gefiel und theilweise noch gefällt, um mit dem weiten Flittermantel dieser Allerweltsliebe oft nur die matte Engherzigkeit oder niedrige Selbstsucht zu verdecken. Mit dem Zerfließen in „Weltseligkeit" verliert man taumelnd den heimatlichen Boden unter den Füßen. Hic Rhodus, hic salta! (hier ist Rhodus, hier tanze!) sollte man allen diesen in der Ferne herumschweifenden Rittern zurufen, die sich mit Menschheitsbeglückung im Allgemeinen tragen und daher auch selten etwas Rechtes wirklich ausführen; das eigene Vaterland, das Volk, dem man durch Sprache und Sitte und tausenderlei Bande verknüpft ist, sie sind der Boden eines ersprießlichen Wirkens. Ist hier der feste Punkt gewonnen, so mögen sich die Kreise immerhin weiter und weiter dehnen, bis sie die ganze Menschheit umspannen.

Daß nun Leibniz in der That bei allen seinen Bildungsbestrebungen fest und bestimmt sein Auge auf Deutschland gerichtet hatte, daß die Sorge für seines Vaterlands Hebung und Heilung

auch auf diesen Gebieten die Seele seines Wirkens bildete, welche Allem Farbe und Wärme gab, das wird im folgenden unwidersprechlich klar werden, da er selbst diesen Gesichtspunkt immer mit größter Entschiedenheit voranstellt [1]). Besonders klar ist dieß bei der Blüthe seiner inneren Bemühungen, bei der Arbeit für die Kirche und die Akademie-Gründung.

Man könnte etwa einwenden, daß es denn doch die geistige Förderung heruntersetzen heiße, wenn man sie als Mittel in den Dienst staatlicher Zwecke stelle. Abgesehen davon, daß für Leibnizens so gar nicht schulmäßiges, sondern lebenskundiges Denken die starre Scheidung von Mittel und Zweck nirgends bestand, indem er überall deren frische Wechselwirkung erkannte und festhielt (vgl. den äg. Vorschlag), so ist weiter zu bemerken, daß allerdings auch nach seiner eigenen Anschauung das naturgemäße Verhältniß etwas umgestellt ist, wenn man ein staatlich zerfahrenes und zerfallenes Volk durch geistige Bildung heilen will. Seine bestimmte Ansicht ist, daß zuerst der Staatskörper als Grundlage hergestellt sein muß, ehe man an's Geistige denken kann und darf, ehe überhaupt eine wirklich frische und freudige Entfaltung desselben möglich ist.

So sagt er schon im Bedenken zum Eingang: „Der methodus medendi (richtige Heilgang) erfordert, denen Symptomatibus vor allen Dingen zu begegnen, so der gründlichen Kur nicht erwarten dürften, sondern dem Patienten den Garaus unversehens machen könnten; der pressirenden, näheren und gleichsam überm Kopf schwebenden Hauptgefährlichkeiten ist allererst zu gedenken. Diese sind nicht etwa die übel eingerichteten Kommerzien und Manufakturen, das grundverderbte Münzwesen, die Ungewißheit der Rechte und Saumseligkeit der Prozesse, die nichtswürdige Erziehung und unzeitige Reisen unserer Jugend, die überhandnehmende Gleichgültigkeit in Glauben, Sitte und Staatsfragen und der folglich einreißende Atheismus, die gleichsam mit einer fremden Pest angesteckten Sitten, der Religion verbitterte Zwistigkeiten, welche Stücke zusammengenommen uns zwar langsam schwächen

1) Wäre dem nicht so, dann würde manches im folgenden zu Besprechende nicht mehr recht unter den Titel unsrer Schrift fallen, sondern nur etwa einer allgemeinen Bildungs- und Sittengeschichte oder der Geschichte verschiedener Fachwissenschaften angehören.

und wenn wir uns nicht bei Zeiten entgegensetzen, endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alsbald übern Haufen werfen können. Was unsere Republik aber auf einmal stürzen kann, ist ein inn- oder äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir blind, schläfrig, offen, zertheilt, unbewehrt, mit Einem Wort ohne alle Sicherheit sind. Dieß ist das pressirende Hauptsymptoma, so einem *hitzigen* Fieber, gleichwie die andern einem *hektischen* zu vergleichen. Die Kur aber ist der Form und Erscheinung nach etwas einzelnes, der Wirkung und Kraft nach aber allgemein; denn sie gleichwohl so beschaffen ist, daß sie den andern Mängeln allen wider fernere Einreißung einen Riegel vorschieben, ja zu völliger Austilgung der Krankheit, so aller dieser Zufälle Mutter ist, einen Grund legen kann, welche Kur bestehet in dem Punkt der Sicherheit, welches Wort ein Großes nach sich ziehet. — Stehet nun, wie gedacht die vorgeschlagene Allianz, alsdann werden auch viel andre, zu Wohlfahrt des Reichs und gemeiner Ruhe nöthige Dinge gehoben: Die Streite der Stände entweder interimsweise condonirt, oder gänzlich aufgehoben, das Justitienwerk, unordentliche, ungewisse Rechte und langweilige Prozeßordnungen verbessert, zur Einrichtung der Kommerzien und Polizei insgemein nachdrückliche Konsilia gefaßt, ja mit der Zeit zu Provinzial- oder mit Bewilligung des apostolischen Stuhls, zu Nationalsynoden und ungezwungener Konvention oder Moderation, Duldung in Religionssachen gelangt werden. — Haben wir unser Schaf im Trockenen, wo wir nicht mehr so dissolut, als jetzt sein, *dann ist Zeit*, den verderblichen und endlich unsrer Wohlfahrt letalen Mißbrauch abzuschaffen, dadurch alle Jahre zum wenigsten das zehnte Theil unserer Substanz, ohne etwas als Lumperei dagegen zu haben, in Frankreich gehet. Schulen, Kommerzien und Alles läßt sich dann bei uns selbst machen, wenn man nur will"[1]).

In derselben Weise stellt das „Intresse" die Verbesserung der Polizei (wesentlich soviel als Volkswirthschaft) und Kommerzien als *Folge* und Frucht der staatlichen Stärkung und Heilung dar. Ja sogar eine neue Blüthe der deutschen Dichtkunst stellt Leibniz in Aussicht, wenn erst das deutsche Volk sich wieder als Volk und Staat kräftig fasse und allen Feinden den Einbruch

1) Bedenken S. 153 f. 197 f. 253 f.

für immer wehre. Ein gewisser Meis von Nürnberg beabsichtigte (sehr wahrscheinlich von Leibniz aufgemuntert, welcher damals in Nürnberg war) eine Blumenlese aus deutschen Dichtern zu veranstalten. Hierauf beziehen sich die leibnizischen „Verse, so ich 1667 in Frankfurt am Main auf Herrn Meis vorhabendes deutsches Florilegium gemacht". Was neben manchem Guten in der Art von Horaz, Ovid oder Seneka den Deutschen bis jetzt noch fehle, das sei ein Nationalepos, ein Virgil und eine Aeneis:

„Doch wenn die deutschen Degen
Die werden niederlegen,
So uns jetzt stolz zu Leibe gehn,
Wird sich noch Einer finden
Auch sie zu überwinden,
Und Austrias wird höher gehn.
Was lobt man viel die Griechen?
Sie müssen sich verkriechen,
Wenn sich die teutsche Muse regt.
Was sonst die Römer gaben,
Kann man zu Hause haben,
Nachdem sich Mars bei uns gelegt" [1]).

Es zeigen diese Proben, wie klar sich Leibniz über den richtigen und naturgemäßen „Heilgang" Deutschlands war. Obwohl er daher auch den geistigen Bedürfnissen und Bestrebungen von früh auf nicht ferne stand, so war doch in der ersten Hälfte seines Lebens seine Hauptkraft dem gewidmet, wie Deutschland als Staatskörper vor Allem nach Außen sicher gestellt werden möge. Es war fruchtlos. Die Geschichte wählte den umgekehrten Weg [2]) und Leibniz wußte sich zu fügen, wußte sich ihrem Gang anzuschmiegen, da es ihm überall nur darum zu thun war, die Sache, nicht seinen Kopf durchzusetzen.

Und so bewegt sich das Streben seiner späteren Zeit vornemlich auf diesem Gebiet, ohne doch das andre irgend zu ver-

---

1) s. Guhr. deutsche Schr. I, 127 f. oder vollständig bei Pertz S. 268 f.

2) Freilich ist bei dieser Bildung eines Volkskörpers, wo der Geist sich erst den Leib gestaltet, sofern dieselbe im Grund nicht die naturgemäße ist, zum Schluß immer noch der Kaiserschnitt nöthig. Das muß jeder unbefangen Denkende, der die Gesetze der wirklichen Welt kennt, ruhig, ob auch mit privatem Bedauern zugestehn!

säumen. Wenn Deutschland je noch sollte geholfen werden können, so mußte es unter obwaltenden Umständen der Geist sein, „der sich den Körper bauet". Sonnenklar aber ist es, wie sehr ihm, ob so oder so geordnet, Beides zugleich am Herzen lag, wie weit er entfernt war von der traurigen Ansicht, daß Deutschland nun einmal keine andre Aussicht und Bestimmung habe, als die, wie der zuspät gekommene Dichter in Schillers Theilung der Erde nur zu leben im Reich des Geists und der Wissenschaft — eine Ansicht, die sich ihren klassischen Ausdruck geschaffen hat in dem erhabenen Wort von der Aufgabe Deutschlands als „Kulturmist". Eine solche Rede bestimmt sich selbst ihren Werth, indem man billig schon aus ästhetischen Gründen das Wort Kultur aus der unsauberen Zusammensetzung streicht. Denn es heißt doch wahrhaftig die Selbstverachtung bis zur nackten Schamlosigkeit treiben, wenn man von der Bestimmung seines eigenen, noch so reichen Volks nichts Besseres zu sagen weiß, indem man die Kraft desselben nach sich selbst bemißt. — Ist es doch bei einem Volk nicht anders, als bei einer einzelnen Person. Um geistig etwas zu leisten und seinen Beruf zu vollbringen, brauchen Beide die richtige gesellschaftliche Stellung; sonst fallen sie bei größter Begabung unter die traurige Klasse der sogenannten „verlumpten Genies", die unvermeidlich ihre Anlage vergeuden. Daher ist es geradezu Amtspflicht, auch nach Außen in der Gesellschaft seine Würde zu wahren; denn sie ist das Schwungbrett der Leistungen[1]). Ein Volk, das staatlich nichts ist, wird mehr oder weniger auch geistig verachtet oder doch nicht gebührend beachtet; man lernt seine Sprache nicht, mag sie an sich noch so trefflich und wichtig sein, man achtet kaum oder nur spät und widerstrebend auf seine schriftstellerischen und ähnlichen Erzeugnisse. Mag auch an sich betrachtet, dieser Maßstab, der von Außen nach Innen geht, noch so falsch und oberflächlich sein, jedenfalls ist er vorhanden, wie einmal die Menschen sind, und will daher berücksichtigt sein.

Und deßwegen strebt Leibniz durchaus, indem er den hohen

---

1) Vgl. die Aussprüche Leibnizens über neue Titel und Ehrenstellungen oder über genügende Geldmittel, wie wir sie in der Einleitung anführten; ebenso seine Freude über seinen hohen mathematischen Ruhm, weil er dadurch hofft, auch auf ganz andern Gebieten z. B. in Kirchensachen mehr Eindruck zu machen und Gehör zu finden.

geistigen Weltberuf des deutschen Volks erkennt, diesem Geist auch eine seiner würdige Stellung und Wohnstätte unter den Nationen zu bereiten; deßhalb ist bei den umfassendsten Bildungsbestrebungen sein Absehen in erster Linie auf Deutschland gerichtet. Obwohl in einer viel traurigeren Zeit lebend, hält er sich doch von jener unläugbar matten Verzichtleistung Schillers frei, in welchen derselbe seinem Volk zurief:

Zur Nation Euch zu bilden,
ihr hofft es, Deutsche, vergeblich
Bildet, ihr könnt es,
dafür freier zu Menschen Euch aus!

Allein nicht einmal Deutschland im Allgemeinen, sondern sogar ein noch viel engerer Boden ist es, wo Leibniz seine Haupthebel ansetzt, um ja fein nicht bei bloßen unausgeführten Gedanken hängen zu bleiben, sondern die Wirklichkeit unter den Füßen zu haben. Ich sagte am Schluß des vorigen Theils, daß er eine Verlegung des Schwerpunkts in Deutschlands für nothwendig erkannte. Das Volk selbst sollte in der Zukunft die Hauptsache sein. Allein die Ueberleitung dazu konnte nur durch einen oder mehrere Fürsten geschehen. Welchem Fürsten und Staat aber fiel hiebei die Führerrolle zu, wer war am reifsten und empfänglichsten, um ihm die Keime der Neuzeit anzuvertrauen? Nicht Oestreich, sondern nur der mächtigste, gewaltig aufstrebende Mittelstaat Preußen. Was sich oben bei Leibniz vereinigt fand, alte und neue Zeit, theokratische Nachklänge des Mittelalters und profetische Ausblicke auf die kommenden Tage mit ihren völlig veränderten Staatsanschauungen, das vertheilt sich ihm nun sozusagen an diese zwei deutsche Staaten Oestreich und Preußen. Es ist unverkennbar, daß er hiebei eine gewisse Wendung durchmachte und den Weg vom Herzen oder Gefühl zum klaren nüchternen Verstand zurücklegte, den ihm seither so viele nachthun mußten, denn auch die theuersten und liebsten Jugendträume müssen vor der Tagesklarheit des Mannesalters weichen, wie Nebel vor der Sonne.

Man hat aus der früheren Zeit Leibnizens etliche Aufsätze, die sich noch keineswegs so freundlich zu Preußen stellen. Ich erinnere an den (erstes Buch, Kap. 5, S. 159) schon er-

wähnten „über die bis zum Ueberdruß oft wiederholten Klagen Brandenburgs, daß es im Stich gelassen worden“ (aus der Zeit des Straßburger Raubs), sowie an einen früheren „de castigando per Saxonem Brandenburgico“. Hier und sonst noch finden sich zum Theil scharfe Urteile über diesen Staat und seine Haltung. Sie lassen erkennen, daß Leibniz zuerst in Brandenburg eben nur einen gewöhnlichen Kleinstaat unter den Kleinen und zwar einen manchmal recht unmüßigen und nach Ungebührlichem strebenden, daher für die andern unangenehmen sah, den man in Schranken halten müsse. Allmählig aber scheint er, wohl besonders durch das trübe Seitenstück östreichischer und anderer Zustände, zu der Einsicht gekommen zu sein, daß diesem Drängen und Drücken, diesem Ringen und Streben Brandenburgs und seines großen Kurfürsten eben doch etwas mehr zu Grund liege, als bloße Anmaßung und Unart, daß sich in dem kleinen protestantischen Staat ein Leben rege, welches anderwärts fehle, und von dem daher zunächst in geistiger Beziehung für Deutschland doch etwas Tüchtiges erwartet werden könne. Daher seine nicht wegzuleugnende Schwenkung in spätern Zeiten, die nicht einzugestehen ebenso geschichtsfälschend wäre, als wenn wir seine vorher gleichgültige oder gar unfreundliche Stellung zu Preußen verschweigen wollten. Die Geschichte hat Geschehenes zu geben und nicht Gewünschtes!

Was nemlich Oestreich betrifft, so waren dem scharfblickenden Staatsmann die Schäden desselben zwar schon früher nicht verborgen. In dem Aufsätzchen „einige politische Gedanken“ vom Jahr 1668/70 (Kl. I, 168 f.) heißt es von Wien mit schneidender Kürze: Zu Wien panem et circenses (Brod und Spiele), wie von dem andern habsburgischen Land Spanien: Hispani civiliter mortui (Spanien ist bürgerlich todt). Die hauptsächlichsten Erfahrungen machte er aber im Lauf seines weiteren Wirkens. Er mußte in dem Aufsatz über den Rückzug der kaiserlichen Armee in Ungarn, und später in Denkschriften an den Kaiser natürlich mit der hier nöthigen Mäßigung und Vorsicht über die Schäden des östreichischen Heerwesens klagen, über die Käuflichkeit der Offiziersstellen und ihre Besetzung nach sehr unhergehörigen Gesichtspunkten. Ebenso waren ihm die ewigen Geldnöthen des Hauses Habsburg bekannt; in vielen Denkschriften der Utrechter Zeit beschäftigt ihn jene brennende Frage; um's

Jahr 1714 wurde er vom Kaiser ausdrücklich in dieser Sache zu Rath gezogen, ohne viel helfen zu können.

Allein der Hauptpunkt war nicht dieß, sondern die traurige, immer mehr sich herausstellende Thatsache, daß namentlich in geistiger Beziehung mit Oestreich zunächst wenig anzufangen sei, daß es jedenfalls die Führerschaft nicht übernehmen könne, indem allerlei fremdartige schädliche Einflüsse sich dem Licht und Leben als ertödtende Stickluft entgegenstellten. Dieß war ja der Grund, warum der bürgerliche Protestant Leibniz trotz seiner wiederholten dringenden und rührenden Bemühungen in Wien nie recht ankommen und Fuß fassen konnte. Nicht daß ihn das persönlich beleidigt und Oestreich entfremdet hätte, dagegen ist ein Beweis, wie freundlich er sich trotzdem fortwährend zum Kaiser und dessen Angelegenheiten stellte. Aber er mußte in dieser Zurückweisung seiner Person eine kleinlichte und kurzsichtige oder schläfrige Verwerfung und Mißachtung seiner Pläne und Gedanken sehen, und dieß schmerzte ihn. So geschah es mit dem von Paulini stammenden und von ihm, wie Ludolf auf's wärmste ergriffenen Gedanken eines „kaiserlichen historischen Kollegiums", der Anfangs auch zu Wien Billigung fand, aber bald wieder einschlief. „Ich glaube zu Wien nicht ohne Schmerz bemerken zu müssen, daß das Werk stockt und nicht weiter will; die es am meisten fördern sollten, bringen keinen rechten Eifer zur Sache mit" schreibt Leibniz an Ludolf um's Jahr 1690 [1]).

Besonders aber auf den zwei Gebieten, wo er Deutschland vornemlich zu heben suchte, in der Kirche und Schule, fand er bei Oestreich einen unüberwindlichen Widerstand. Seine Gegner waren die Jesuiten, mit deren einzelnen Gliedern er zum Theil ordentlich stand, während sein Urteil im Ganzen doch ein verwerfendes war; natürlich, wer fest auf protestantisch deutschem Boden stehend für die Wahrheit kämpfte, konnte trotz aller Milde und Umsicht des Urteils über diesen Orden zu keiner Zeit anders denken (das Genauere s. später!) Was war nun von einem Land und Hof zu erwarten, die, wenn auch nicht so stark wie manche protestantische Eiferer oft sehr zur Unzeit es ausstreuten, aber doch immer noch viel zu sehr in diesen schwarzen Banden und

1) s. Dutens VI, 93—98.

Fesseln lagen, und sich z. B. von solchen Einflüsterungen mitten in der gefährlichsten Zeit zu jenen tollen Protestantenverfolgungen in Ungarn verleiten ließen?

Und als Leibniz die Blüthe seiner Bildungsbestrebungen, eine Akademie, auch in Wien einbürgern und einrichten wollte, da waren es wieder jene dunkeln Schatten, die mächtiger waren, als selbst die glänzende Unterstützung eines Prinz Eugen, mächtiger, als die Gunst des Kaisers, der Kaiserin und der Minister mit ihren entschiedensten Versicherungen, daß das von ihm um's Jahr 1712—14 vorgeschlagene und betriebene Werk zu Stand kommen sollte. Kaum waren diese Zusagen gegeben, so erhielt er Kunde von Umtrieben einer mächtigen Partei am Hof zu Wien, welche jedem Befördern des wissenschaftlichen Lebens und vollends seiner eigenen Person entgegenarbeitete. Ein Freund (schreibt L. 1715), der aus Wien in Hannover ankam, habe ihn versichert, daß gewisse ehrwürdige Väter .... sich einer Sozietät der Wissenschaften widersetzen, daß die neuen Entdeckungen ihnen verdächtig seien und ihnen das besonders mißfalle, daß ein Protestant sich hineinmische. Freilich sei der Minister von Zinsendorf und die andern großen Minister zu aufgeklärt, um darauf etwas zu geben. „Sie kennen mich und ebenso den Werth der Sache besser. Sollten sie aber bei mißwollenden und eingenommenen Personen anzustoßen fürchten und daher das vorher für die Sache an den Tag gelegte Feuer dämpfen, so wünschte ich darüber Aufklärung; wiewohl ich denselben nicht das Unrecht anthun will, es ihnen zu zutrauen" [1]). Es war aber doch so. Hier in Oestreich war kein Boden für das, was nach Leibnizens Ueberzeugung Deutschland allein noch retten konnte; alles schläfrig, lässig, schwunglos, in den traurigsten Vorurteilen und Fesseln befangen. Also weg von hier und einem andern Staat sich zugewandt, der bessere Aussichten bot! Nicht zwar, als ob er Oestreich seine lebendige Theilnahme irgend entzogen. Wie könnte je ein guter Deutscher so unbrüderlich gesinnt sein, wie hätte es vollends in jenen Zeiten Leibniz können, da noch die Kaiserkrone Gesammtdeutschlands auf Oestreich ruhte, da jedenfalls die Führung nach Aussen noch bei Habsburg war? Daher fanden wir wäh-

---

1) s. Guhr. Leben II, 290.

rend des ganzen spanischen Erbfolgekriegs die rastloseste Thätigkeit Leibnizens für die Sache des Kaisers. Daher war er, der nie in abstrakt-kurzsichtiger Weise etwas aufgab, auch für die inneren Angelegenheiten Oestreichs, für Volkswirthschaft u. A. eben in jenen Zeiten auf's lebhafteste bemüht. Ein anderes aber ist — und nur das meinen wir — ob er in Oestreich den Kern sah, um den Deutschland in geistiger Hinsicht krystallisiren konnte, ob er in ihm den Mittelpunkt für Deutschlands innre Neugestaltung erblickte oder nur ein immerhin höchst werthvolles Glied des Umkreises. Wie er sich diese Frage beantwortet habe, darüber kann bei genauerer Einsicht in die Grundgedanken seines geistigen Wirkens kein Zweifel sein.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts bemerken wir bei ihm ein gewaltiges Hinstreben nach Berlin. Die äußeren Umstände waren insofern günstig, als seine Schülerin und Freundin Sofie Charlotte von Hannover mit dem preußischen Kurprinzen Friedrich vermählt war. Freilich ist bekannt, daß trotzdem wiederholt eine größere oder geringere Spannung zwischen den zwei mächtigsten norddeutschen Höfen herrschte (vgl. die Kurhutfrage), ein Verhältniß, das für Deutschland und den Protestantismus nur schädlich und verderblich sein konnte. Als nun nach dem Sturz des mächtigen Ministers Dankelmann ein entscheidungsschwerer Augenblick in dem Ringen der verschiedenen Parteien zu Berlin eintrat, entwickelte Leibniz den beiden Kurfürstinnen Sofie von Hannover und Sofie Charlotte von Berlin in einer Denkschrift den Plan, ihm eine wissenschaftliche Sendung und Aufgabe in Berlin von Seiten des dortigen Hofs zu verschaffen. Diese Stellung könnte zunächst dazu dienen, die Intressen der beiden Fürstinnen zu vertreten; als Hauptsache aber steht im Hintergrund die Sorge für Deutschland, „indem das gute Einverständniß beider Höfe gepflegt würde, was auf's Höchste im wahren Intresse Beider liegt und das einzige Mittel ist, uns alle und die allgemeine Freiheit zu retten, — der gewöhnliche Text meiner Predigten —" [1]).

Weiterhin entwickelt er in dem Vorschlag, von welcher Art denn eigentlich eine solche Stellung in Berlin wäre. „Gerade

---

1) Dieß geschrieben im Jahr 1702, als die Sache erreicht war; s. Guhr. Leben II, 228.

wie die Aufsicht über die Wolfenbüttler Bibliothek mir Anlaß gibt, von Zeit zu Zeit dorthin zu gehen, so würde gleichermaßen irgend eine Aufsicht (intendance) über die Wissenschaften und Künste, welche man in Berlin auf eine dem Kurfürsten so rühmliche Art in Blüthe bringen will, einen noch besseren Grund für mich geben, von Zeit zu Zeit in nützlicher Weise nach Berlin zu gehen. So würde ich die schönste Gelegenheit haben, bei den Frau Kurfürstinnen und durch ihre Vermittlung bei dem Kurfürsten und Kurprinzen die Dinge an die Hand zu geben, welche zu ihrem Ruhm und zum allgemeinen Wohle dienten. Ich werde ein andermal von dem Plan sprechen, soviel möglich zum Wohl und zum Ruhm der beiden Häuser beizutragen, — eine dringende Aufgabe bei den gegenwärtigen Konjunkturen, wo die Macht Frankreichs und die Gehässigkeit der Papisten uns mit einer bösen Umwälzung drohen, wenn man sich nicht mit vieler Kraft und Geschicklichkeit entgegensetzt". Es ist ersichtlich, er deutet auf die Kirchenvereinigung unter den Protestanten und die Stiftung einer Akademie, beides in seinem Denken und Streben auf's engste verbunden (vgl. den Beides in und miteinander behandelnden Briefwechsel mit Jablonski).

Mißlich und dornenvoll war diese erstrebte und bald wirklich erreichte Doppelstellung für Leibniz, das machte er sich von Anfang an klar und erfuhr es auch mehr als genug, indem er mit der Zeit dem beiderseitigen Mißtrauen verfiel und bei seinen großartigen Planen und Zwecken die kleinlicht-höfische Verdächtigung fühlen und hören mußte, als wolle er gar spioniren! Indeß er setzte sich darüber hinweg, so lang es gieng, und war froh, wenigstens eine Stätte gefunden zu haben, wo er hoffte, in's Große wirken zu können.

Schon diese Bestrebungen zeigen, welche Hoffnung er für Deutschlands Zukunft auf Preußen setzte. Am klarsten aber spricht sich dieß in der großen Freude aus, mit welcher er (bei seinem sonstigen Einheitsstreben scheinbar unerklärlich [1]) die Erhebung dieses Kurfürstenthums zu einem Königreich begrüßte, ein Ereigniß, dem er zwei Lieferungen seines „monatlichen Auszugs" widmete. In der Vorrede zu denselben sagt er: Die Aufrichtung des neuen

1) Vgl. übrigens was oben S. 340 als Anhang zum Cæs. F. hierüber gesagt ist.

preußischen Königreichs ist eine der größten Begebenheiten dieser Zeit, so nicht wie andre, auf wenig Jahre ihre Wirkung erstrecket, sondern etwas nicht weniger Beständiges, als Fürtreffliches herfürgebracht. Sie ist eine Zierde des neuen Jahrhunderts, so sich mit dieser Erhöhung des Hauses Brandenburg angefangen und ihme mit einem so herrlichen Eingang sich gleichsam zu dauerhaftem Glück (Gott gebe beständigst) verbindet. Und wenn der Kaiser Friedrich, der andere nach Aussage eines gleichzeitigen Historienschreibers befohlen, daß der Tag, da er ein neues Herzogthum im Reich zu wege gebracht, zu ewiger Gedächtniß den Jahrbüchern einverleibt werden sollte, was soll man nicht von der herfürbrechenden neuen Krone in der Christenheit sagen? Und Preußen verdient das auch (sagt der Anhang), denn es ist volkreich, und in der Zahl der Menschen besteht die wahre Macht eines Staats; wo Menschen sind, da ist Nahrung, da sind Mittel. Und je fleißiger, arbeitsamer, nahrhafter die Menschen sind, je mehr sind sie werth. Sonderlich, wenn sie zu nützlichen Arbeiten gebraucht werden, dergleichen besonders die Manufakturen, welche unter keinem Herrn in Deutschland und im Norden mehr als unter dem König floriren. Weil demnach aus diesem allem erscheinet, was königl. Majestät für ein groß Gewicht den europäischen Sachen geben können und es Ihro weder an Weisheit fehlet, ihre Kräfte recht zu gebrauchen, noch an aufrichtigem löblichem Absehen, dieselbe zu Erhaltung der reinen Lehre und gemeinen Sicherheit anzuwenden, so können alle Wohlgesinnten nicht anders, als sich bei diesen gefährlichen Läufen ein Großes davon zu versprechen, und müssen Gott mit mir anrufen, daß er S. Majestät gesund erhalten und dero Regierung mit höchstem Glück bekrönen wolle“ [1]). — Was Leibniz hier an dem viel kleineren Staate Preußen gegenüber von Oestreich schätzt, worauf er seine Hoffnungen gründet, ist die frische, fleißige Regsamkeit und — Intelligenz, die vorurteilsfreie Stellung, welche besonders der große Kurfürst durch Einladung und Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Reformirten bewiesen, es ist mit Einem Wort der lebens- und zukunftsvolle, weil freie und duldsame **Protestantismus**, das Wort vornemlich in seiner staatlich-gesellschaftlichen, nicht eng religiösen Bedeutung genom-

1) Guhr. deutsche Schr. II, 301 und 312.

men, eine Bedeutung, in welcher sich im Grund auch der vernünftige Katholik, sicherlich aber ein jeder Staat als Staat dazu bekennen muß, will er sich nicht selbst die Wurzeln abschneiden. In anderer, d. h. rein religiöser Hinsicht war Leibniz bekanntlich kein Eiferer für sein Bekenntniß und gegen den katholischen Glauben. Daß aber allerdings jener Punkt der Nerv der Sache sei, bewies am besten der Papst Klemens XI, der in heftigster und anmaßender Weise, als hätte er überhaupt von seinem Rom aus in deutsche Staatsverhältnisse dreinzusprechen gehabt, gegen die Errichtung des preußischen Königthums Verwahrung einlegte.

Wie sich Leibniz die weitere Entwicklung des deutschen Staatskörpers gedacht, im Fall Preußen wirklich durch geistige Kraft und frische Regsamkeit sich immer weiter hob, ob er seine oft wiederkehrende Zweiheit „Macht und Weisheit" etwa für die Zukunft an beide Staaten vertheilte oder einen dereinstigen Uebergang nicht blos der geistigen, sondern auch der äußeren Führerschaft an Preußen ahnte, wir wissen es nicht. Die letzte Grenze seines Gesichtskreises bildet die große Umwälzung aller Verhältnisse, welche er mit Bestimmtheit für Europa voraussagt; vielleicht, daß er von ihr auch die Lösung des deutschen Knotens erwartete, der allerdings durch die mächtige Hebung eines Mittelstaats neben dem Kaiser zunächst nur noch mehr verwirrt werden mußte, so dringend nöthig dieselbe in anderer Hinsicht erschien [1]).

Es sind im Bisherigen bereits die zwei Hauptgegenstände seines uns hier beschäftigenden Wirkens im Innern von Deutschland, nemlich das Kirchenwesen mit Reunion und Union, sowie das Schulwesen, gipfelnd in der Akademie erwähnt worden. Zu diesen geistigsten Zielen gesellen sich als nothwendige Außenseiten und Lebensbedingungen die Bestrebungen für das Rechtswesen

---

1) Hüten wir uns überhaupt, die Fragen unsrer Gegenwart auf geschichtswidrige Weise allzusehr und in's Einzelne gehend jenen doch wieder etwas andern Zeiten aufzupressen. Sonst liegt die Gefahr der Verzerrung mehr als nahe. Was in Leibnizens Denken und Streben hell und klar heraustritt, was für jeden ordentlichen Deutschen unverrückt feststeht, das ist das Ziel, die Einheit und Stärke Deutschlands nach Innen und Außen. Die Mittel und Wege aber werden vom Lauf der Zeiten und Geschicke allezeit verändert und verschoben. Dem hat man sich selbstverleugnend anzupassen; und das kann man nirgends besser lernen, als eben aus dem Denken und Handeln von Leibniz!

und die Volkswirthschaft (im weitesten Sinn). In allen diesen Dingen ist es, was von Anfang an als Grundgesichtspunkt hervorgehoben wurde, sein deutliches Streben, in den Riß des 30jährigen Kriegs zu treten, zu heilen und herzustellen, was hier zerstört worden war, nachzuholen, was man in traurigem Zurückbleiben hinter andern Völkern versäumt hatte. Was durchaus fehlte, sollte in Deutschland wieder erwachen, ein nationales Leben und Streben nach allen Seiten.

Die Quellen, welche wir für die folgende Darstellung zu benützen haben, sind wie schon bemerkt, und noch mehr als für den ersten Theil, äußerst zahlreich, aber zerstreut und zersplittert nach allen Richtungen: Denkschriften größeren und kleineren Umfangs, Vorreden, Briefe und ganze Briefwechsel, meist seinerzeit nicht gedruckt, wohl aber benützt und theilweise verwirklicht. Ich freue mich, für diesen letzten Theil noch das Buch des trefflichen (und darum verbannten) Pichler benützen zu können „die Theologie von Leibniz aus den Quellen, erster Theil, Mai 1869", ein Buch, das nur von engerem Gesichtspunkt ausgehend sich mannigfach mit dieser Arbeit berührt und da und dort meine Quellenstudien werthvoll ergänzt.

Kapitel 1.

Das Rechtswesen.

(Nothwendigkeit einer Besserung der damals bestehenden Verhältnisse — Leibnizens ganz besondre Befähigung und Veranlassung dazu — Die Aufgabe: mehr Gerichtsstellen, bessere Erziehung der Rechtsgelehrten; brauchbarere Rechtsbücher — einzelne Rechtsfragen der Zeit: Todesstrafe, Folter, Hexenprozeß.)

Auch für diese Schäden, wie für viele andre, hatte der westfälische Friede Abhülfe versprochen und die Aufgabe einem der nächsten Reichstage zugewiesen. Was damit gewonnen und geholfen war, braucht nicht weiter gesagt zu werden, nachdem wir im Obigen das Wesen dieser „Tage" kennen gelernt haben. Und doch war in der That eine Besserung so dringendes Bedürfniß. Lag ja diese erste und Grundbedingung eines menschenwürdigen

Zusammenlebens im Argen, wie nur irgend etwas im heiligen römischen Reich deutscher Nation. Wo Zucht und Ordnung in den oberen Kreisen gelöst und verschwunden war, wo das Verhältniß der Fürsten untereinander und zum Reichsoberhaupt nur rechtswidrige Selbstsucht und schrankenlose Willkühr zeigte, wie konnte da in bürgerlichen Kreisen und im gewöhnlichen Verkehr Recht und Gerechtigkeit eine Stätte finden? Wohl hatte man das von Max I zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eingerichtete Reichskammergericht, zu welchem die Mitglieder von den Ständen, der Vorsitzende vom Kaiser ernannt wurde, wohl hatte man zum Ueberfluß und großen Aerger der eifersüchtigen Stände daneben noch den blos vom Kaiser abhängigen Reichshofrath zu Wien. Was halfen aber die Gerichtsstellen, wenn man ihren Entscheidungen nicht folgte, wenn namentlich die Stärkeren und Mächtigen ungescheut sich nichts drum kümmerten und nach Mosers bitterem Ausspruch meinten, „das Reichskammergericht sollte sich dem allgemeinen Zug der verfeinerten Zeit folgend gleichfalls mehr Höflichkeit und Lebensart angewöhnen und die alten groben Ausdrücke von Landfriedensbruch und drgl. abschaffen!“ War das überhaupt noch ein Recht, das nur den Kleinen und Schwachen gegenüber sich stark erzeigte? Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch die Lust und der Eifer sonst wackrer Richter nicht allzu groß war, daß gar viele Anbringen sich sehr einfach nur dadurch erledigten, daß im Verlauf der endlos hingeschleppten Untersuchung die streitenden Parteien ausstarben und Niemand mehr etwas davon wollte[1]).

Nicht besser, als diese Gerichte, welche mehr die großen Streitfragen der Stände unter einander behandelten, war die Rechtspflege in den einzelnen Ländern bestellt. War je auch der gute Wille von oben da, woran es übrigens meist fehlte, wie sollten die Richter in dem mehr als babylonischen Gewirr der verschiedenen Rechte sich durchwinden? Da hatte man das alte deutsche Recht, aber unausgebildet und für die bunten Fälle des Lebens unge-

---

1) Vgl. Göthe Dichtung und Wahrheit Buch 12: „Der Referent quälte sich und das Gericht mit einem verwickelten Handel und zuletzt fand sich Niemand, der das Urteil einlösen wollte. Die Parteien hatten sich verglichen, waren gestorben, hatten den Sinn geändert u. s. w.“

nügend; daneben das römische, daneben eine Unzahl von Einzelrechten und Sonderbestimmungen der verschiedenen Länder und Ländchen. Etliche Ortschaften hatten das Glück, unter mehr als ein Dutzend Gerichtsbarkeiten zu fallen, bei unzähligen war es zweifelhaft und streitig, wohin sie überhaupt gehören. Dazu kam endlich an vielen Orten, daß um des Glaubens und Bekenntnisses willen Recht und Urteil verdreht wurde, wenn es gleich nicht mehr so schlimm zugieng, wie der bekannte Maximilian von Baiern seinem Statthalter in Donauwörth vorgeschrieben hatte: „Du sollst den Lutherischen nicht jederzeit oder nur gar langsam Gehör geben, diejenigen, die etwas verbrechen, viel härter und strenger, als Andere strafen, ihnen nichts nachsehen — mit Holzaustheilen und andren Kommodis an dich halten, hingegen die Katholischen überall mehr favorisiren, begnaden und dieselben dadurch im Guten stärken. Dabei sollst du dich wohl in Acht nehmen, daß dieß Alles mit sonderlicher Bescheidenheit, nicht gleich auf einmal, sondern nach und nach und wie sich die Gelegenheit dazu findet, auch immer unter einem andern Vorwand, als dem der Religion, jedoch immer mit scheinbaren Ursachen in's Werk gerichtet werde". — Bezeichnend bleibt es aber immer, daß eine solche Schändlichkeit überhaupt vorkam, der es selbstverständlich an kleineren Nachspielen (unter den verschiedenen Bekenntnissen) nicht fehlen konnte.

Wie es aus allen diesen Gründen noch fast ein Jahrhundert nach Leibniz mit dem Rechtswesen bestellt war, läßt der Erlaß erkennen, mit welchem der große Friedrich seine Verbesserung einleitet: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellet, daß nicht ohne Ursache überall über eine ganz verdorbene Justizadministration geklagt wird, Ich aber dazu nicht stillschweigen, sondern mich selbst darein meliren werde, so sollet ihr an alle meine Justizkollegien eine nachdrückliche Cirkularordre deßhalb ergehen lassen, worin dieselben von den bisherigen leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen durch Chikanen, Touren und Aufhaltungen der Justiz nach der alten Leier, der wohlhergebrachten Observanz und dergl. öffentlich tolerirten Mitteln der Ungerechtigkeit abgemahnet, hingegen angewiesen werden, künftig bei Vermeidung meiner Ungnade und unausbleiblicher Bestrafung allein darauf zu arbeiten, daß Jedermann ohne Ansehn der Person eine kurze und solide Justiz, sonder großes

Sportuliren und Kosten, auch mit Aufhebung der gewöhnlichen Dilatationen und oft unnöthigen Instanzen administrirt und alles dabei blos nach Vernunft, Recht, Billigkeit und wie es das Beste des Lands und der Unterthanen erfordert, eingerichtet werden möge" [1]).

Es läßt sich denken, wie viel begründeter noch die Klagen zur Zeit von Leibniz waren, wenn er ihnen gleich keinen so rückhaltslos offenen Ausdruck geben konnte. In klarer Erkenntniß, wie tief diese Frage auch mit dem äußeren Staatsleben und Wirken zusammenhänge, hören wir ihn gar oft eben in solchen Schriften klagen über das „grundverderbte Justitienwesen, ungewisse Rechte und Saumseligkeit der Prozesse". So heißt es in dem „Intresse" wegen Reformirung der heilsamen Justiz, wie auch wegen des ksrl. Reichshofraths und Kammergerichts [2]): „Daß kein Haus und Sozietät, viel weniger ein Reich ohne heilsame Administration der Justiz bestehen könne, bezeugen nächst der täglichen Erfahrung auch alle Politici und Rechtsgelehrte. Wie aber die heilsame Justiz am besten zu administriren und ob es besser sei, mit langwierigen Prozessen die Klienten abzumatten oder durch einen schleunigen Lauf der heilsamen unparteiischen Justiz die Parteien auseinander zu setzen, so ist zwar in den Reichsgesetzen heilsamlich verordnet, daß keine Sache über drei Jahre im Gericht hängen bleiben und die schleunige Justiz jedem sowohl im ksrl. Gericht als in den Partikulargerichten soll administrirt werden. Oftmals könnte den Klienten mit halber Mühe wohl geholfen werden, wenn ein Theil der unchristlichen Richter ihr Amt und Gewissen beobachten und nicht wider besser Wissen und Gewissen die allergeringste klarste Sachen oftmals auf die lange Bank schieben, auch wohl gar dem gerechten Theil das Recht ab und dem ungerechten dasselbe zuerkennen würde. Ueber solche ungerechte Richter klaget Gott der Herr in h. göttlicher Schrift an unterschiedenen Orten und dräuet ihnen nicht allein zeitliche, son-

---

1) s. Biedermann I, 312.

2) Die Ausführung bewegt sich meist im Anführen andrer Schriftsteller und ihrer Wünsche, offenbar weil es eine sehr mißliche Sache war, in welcher allzu offen und entschieden zu reden ein Privatmann Anstand nehmen mußte. Zudem sollte die Schrift „Interesse" höchst wahrscheinlich für Leibniz zugleich als Empfehlung in Wien dienen.

dern ewige Strafe dafür zu ertheilen. — Unterdessen leidet der Gerechte und muß mancher mit äußerstem Verdruß und größestem Schaden erfahren, wie jämmerlich er bei dem Prozeßführen sei herumgetrieben worden, dannhero Einer schreibt: Es ist ein schrecklich Ding, sich in einen Prozeß begeben; es ist solches immer im Ungewitter schweben, eine langwierige Reise ohne Zurückkehren, ein Leben ohne Ruhe, ein Geldverlust ohne etwas dafür zu gewinnen, eine Reue ohne Mittel. O! ruft ein Anderer weiter, möchten unsre Richter gedenken, daß es vormals bei den Heiden so bald beförderte Prozesse und so gewünschte Regenten gehabt, daß auch noch in dem blinden Heidenthum in Amerika die Justiz eher, als unter den Christen befördert wird. — Was aber in Sonderheit den Reichshofrath und das Kammergericht betrifft, so sind so viele Gravamina dawider vorgebracht, daran dem h. römischen Reich höchst gelegen, daß dieselben theils bei Zeiten schon abgethan wären, theils auch noch abgethan werden, ehe ein größeres Unheil daraus entstehen möchte. Wegen des Orts für das Kammergericht ist schon im westfälischen Friedensinstrument deliberirt worden, daß selbiges von Speier wegzunehmen, weil dieses nicht allein vielen Reichsständen gar zu weit entfernt, sondern auch gar auf den Grenzen des Elsaßes und also gar zu nahe an Frankreich gelegen. Es ist aber im Reichsabschied der Schluß dahin gefallen, daß solches nicht für thunlich gehalten. Was aber daraus vielen Ständen für Beschwerden zugewachsen, ist klar. Als Straßburg von Frankreich genommen, hat man abermalen über Verlegung deliberirt. Da aber der zwanzigjährige Waffenstillstand dazwischen getroffen, so hat man dem königlichen Wort getraut, und eine Aenderung wieder nicht für nöthig erachtet. Allein als im Jahr 1688 der Krieg wieder ausgebrochen, so war Speier im ersten Anlauf. Alle Akten bei dem Kammergericht wurden nach Straßburg geführt, woraus leider mehr als zuviel erhellet, nachdem es zu spät ist, wie schädlich es dem Reich, daß man das Gericht nicht bei Zeiten von Speier ab und an einen andern Ort transportirt, indem man noch nicht wissen kann, wie viel tausend Klienten im h. römischen Reich hiedurch werden lädirt sein. — Für's Andre sind es auch, wie der Autor Comitiologiae mit Recht klagt, große Mühe, Versäumniß und schwere Kosten, welche bei weitabgelegenen Gerichten die Stände und Unterthanen im Reich

drücken, während es den Parteien eine glückselige Erleichterung ist, im Fall sie den Richter und die Gerichte in der Nähe haben. Wollte Gott, es möchte nur das Kammergericht zu Speier vielen Landschaften und Städten nicht weiter denn zehn oder fünfzehn, ja nur dreißig Meilen abgelegen sein! Aber welch ein Weg ist das von Hinterpommern, von den holsteinischen äußersten Grenzen, von den mecklenburgischen Landen und Städten Rostock oder Stargard, von der Mark Brandenburg und andern Orten bis gen Speier. Sei aber der Weg lang oder kurz, es muß doch nach Speier hinüberspaziert sein. Ferner hat es, wenn man nur Ein Gericht besitzt, eine solche Bewandtniß, daß es mit Administration der Justiz daselbst dermaßen langsam und verzüglich hergehe, daß die gerichtlichen Prozesse bei eines Menschen, ja oftmals Kinder und Kindeskinder ganzen Lebzeiten kaum zu ihrem endlichen Beschluß, zu geschweigen Urteil und Exekution gelangen können. Die Herrn Assessoren hätten mit Erörterung des bereits Vorliegenden, auch in völliger Anzahl, länger denn ein ganzes Jahrhundert zu schaffen, und im Fall noch immer neue Sachen dazu kommen, so würde es sich gar in's Unendliche häufen. Welchen und andern bei dem heilsamen Justizwerk einreißenden Exzessen, Mißbräuchen, Unordnungen und Verhinderungen gründlich abzuhelfen, kein ander austräglich Mittel ist, denn daß bei den täglich sich vermehrenden Reichshändeln neben den zwei bisherigen noch zwei weitere Gerichte an wohlgelegenen Orten angerichtet würden, etwa eins für Sachsen und Westfalen, das andre für Franken und Schwaben, während der Reichshofrath die östreichischen und bairischen, das Kammergericht die rheinischen und burgundischen Lande besorgen würde. Eine solche schon wiederholt begehrte Vertheilung in mehrere oberste und höchste Gerichte ist auch in andern, sogar Erbkönigreichen und Fürstenthümern, wie Frankreich, Spanien, Italien, ohne einige Verletzung und Verminderung der hergebrachten Gewalt solcher Könige und Potentaten zu finden".

Gewiß ein jammervolles Bild der damaligen Gerichts- und Rechtsverhältnisse von einem Zeitgenossen! Wie mußte sich Leibniz auch hier berufen fühlen, bessernde Hand anzulegen, um so mehr, als gerade das Recht seine eigentliche Fachwissenschaft bildete. Theils dem Vorgang seiner Ahnen folgend, theils von einem

glücklichen Trieb geleitet hatte er sich dieß Feld zum eigentlichen und engeren Lebensberuf erwählt, welches seinem umfassenden Geist die Möglichkeit des vielseitigsten Wirkens und thätigsten Eingreifens bot. „Als ich mich (sagt er in seiner eigenen Lebensbeschreibung) zum Studium der Rechte bestimmt wußte, ließ ich Alles andre liegen. Ich gewahrte aber, daß mir aus meinen vorhergegangenen Arbeiten in der Geschichte und Filosofie eine große Erleichterung zur Erlernung der Rechtswissenschaft erwuchs. Dieß machte, daß ich die Gesetze sehr leicht verstand und nicht lange bei der bloßen Lehre hängen blieb, welche ich als leicht nicht hoch stellte, sondern mich der Ausübung befließ. Ich hatte einen Freund, welcher Beisitzer am Hofgericht von Leipzig war; dieser nahm mich oft mit in sein Haus, gab mir Akten zu lesen und lehrte mich durch Beispiele, wie die Urteile abgefaßt werden müßten. So drang ich frühzeitig in das Innre dieser Wissenschaft ein; denn am Beruf des Richters fand ich Vergnügen; den Ränken der Advokaten arbeitete ich entgegen, und dieß ist der Grund, weßhalb ich niemals habe Prozesse führen wollen, obgleich ich nach aller Uebereinstimmung sehr gediegen und geschickt auch in der deutschen Muttersprache schrieb“ [1]).

Ebenso waren auch seine Stellungen, soweit sie überhaupt feste und begrenzte zu nennen sind, im späteren Leben immer richterliche. 1670 wurde er mit vierundzwanzig Jahren Rath am Oberrevisionskollegium in Mainz, dem höchsten und letzten Gericht des ganzen Kurfürstenthums. 1678 wurde er herzoglicher Hofrath in Hannover, „wo die Justiziensachen traktirt wurden“. Doch war er hier sehr frei gestellt und durfte von den Sitzungen wegbleiben, so oft er wollte. 1696 erhielt er die Ernennung zum geheimen Justizrath, während ihm eine wirkliche Anstellung am Wiener Reichshofrath aus bekannten Gründen nicht gelingen wollte. — So kann man denn auch sagen, daß das Recht seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung das Grundgepräge gibt. Jurisprudenz ist ihm die allgemeine umfassende Wissenschaft, unter welcher selbst die Staatskunst als Völkerrecht, die Theologie als göttliches Recht, ja bis zu einem gewissen Grad sogar die Fysik oder Naturwissenschaft als Lehre von den Gesetzen

---

1) s. Guhrauer Leben I, 31.

und Normen des natürlichen Seins befaßt ist. Denn wie wir schon wiederholt hervorzuheben Veranlassung hatten, ein starrer Jurist war Leibniz von Ferne nicht, das sieht man auch hier wieder aus der sehr weiten Fassung des Grundbegriffs. Der Rechtsgrundsatz „Jedem das Seine"! mildert und erwärmt sich bei ihm durch den filosofischen Gedanken der Harmonie, und die Härte des todten Gesetzesbuchstabens erweicht sich durch die geschmeidige Biegsamkeit des lebendigen Geists. So gibt er zwar die Möglichkeit eines reinen, nur aus der menschlichen Vernunft geschöpften und durch sie gewährleisteten Naturrechts zu, will aber doch im Gegensatz zu Grotius und Pufendorf die Verbindung desselben mit religiösen Gesichtspunkten nicht aufgeben. Abgesehen von seiner Abneigung gegen jede sich leicht überstürzende Einseitigkeit ist er überzeugt, daß im wirklichen Leben eine derartige Unterstützung der bloßen Lehre und des Gesetzesbuchstabens vom größten Werth sei. Daher unterscheidet er drei Rechtsstufen, von welchen je die folgende vollkommener ist und ihre Vorgängerin in sich aufgenommen hat (das strenge Recht, die Billigkeit, die Frömmigkeit) — ein deutlicher Beweis, daß wie sein Staats- so auch sein Rechtsbegriff eine viel weitere, allgemeiner menschliche Bedeutung hat, indem er die ganze Lebens- und Gesellschaftsordnung umfaßt [1]). — Indem auf diese Weise das dringende Bedürfniß der Zeit mit seiner eigenen innersten Anlage, Befähigung und Berufung zusammentraf, ist es sehr begreiflich, daß seine erste reformatorisch-bessernde Schrift eben dieser Frage gewidmet war. Es ist das die kühne „neue Methode, das Recht zu lernen und zu lehren" [2]), verfaßt 1667/68 („in Wirthshäusern und ohne Bücher") und gewidmet an Johann Filipp von Mainz. In klarer Voraussicht dessen, was er im Lauf seines späteren Lebens so oft erfahren mußte und noch öfter erfahren hätte, würde er sich nicht durch Namensverschweigung Ruhe verschafft haben, spricht hier der jugendlich kühne, gährende Ver-

1) Das Nähere hierüber gehört in eine Darstellung seiner Filosofie.

2) s. Dutens IV, Th. 3, 163—230. Eng damit zusammengehörig ist das „Bedenken, welchergestalt den Mängeln des Justizwesens abzuhelfen" wohl vom Jahr 1669. Dasselbe ist deutsch abgefaßt und von Dutens IV, 3, 230 ff. störender Weise nur in lateinischer Uebersetzung gegeben; den Urtext s. bei Guhr. deutsche Schr. I, 256 ff.

fasser sehr bezeichnend davon, daß seine Vorschläge gewiß im Allgemeinen ungünstig aufgenommen werden, da Alles Neue, so thöricht und unrecht das auch sei, stets Neid errege. Die Mehrzahl der Menschen halte eben das Aelteste für das Beste („was sie, wie ich glaube, vom Wein abnehmen"). Es gebe leider immer Leute, die mitten im Licht das Dunkel lieben und nach Entdeckung des Korns doch noch die Eichelkost vorziehen, weßhalb sie Jeden auf's Bitterste angreifen, der etwas Neues, Besseres erstrebe. Besonders werden in der kurzen geschichtlichen Aufführung dieser Dunkelmänner und ihres gehässigen Kampfs gegen alle Besserung die „Paedagogi" und „puerorum ductores" hervorgehoben (Dut. IV, 3. 167), gegen welche wir Leibniz auch im Folgenden wenig freundlich gestimmt finden werden. — (In der That, wie viele Lehrer gleichen besonders im Verhältniß zu ihren aufstrebenden Schülern dem alten Kronos, der zwar Kinder zu erzeugen vermochte, die kaum Geborenen aber sogleich wieder fraß! —)

In dieser Erkenntniß, wie dringend nöthig es sei, am Bestehenden, weil Faulen zu rütteln gieng daher Leibniz allen vorausgesehenen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zum Trotz frisch, wohlgemuth und rüstig an's Werk. Was war nun aber die hauptsächlichste Aufgabe, welcher sich die bessernde Hand zuwenden mußte? Nach dem Obigen sah er für's Große und Ganze des Reichslebens einen wichtigen, besonders staatlichen Fortschritt darin, wenn man mehrere und besser vertheilte höchste Gerichte aufstellte. Allein wie schon die sehr bescheidene und rückhaltende Form dieses Vorschlags zeigt und wie wir von seinem ganzen Wirken für's Reich im Allgemeinen wissen, viel Hoffnung auf Erfolg war hier nicht. Mehr ließ sich erwarten und von einem Privatmann auch ausrichten, wenn man die Besserung dem Studium des Rechts und der Umformung der Rechtsmittel zuwandte. So schreibt er in einem Brief an Hocher in Wien: „Die Schäden der Rechtspflege zu besprechen ist hier der Ort nicht. Theils liegt die Schuld an den Personen, theils an der verwirrten Einrichtung der Gerichtshöfe, theils an der Schwäche des Staats überhaupt. Hier müssen bessere Aerzte helfen. Dagegen die Besserung der Rechtswissenschaft überschreitet die Kräfte und Befugnisse eines Privatmanns nicht". Dar-

auf ist deßwegen sein Hauptstreben von Anfang an gerichtet, indem ihn sein Lebensgrundsatz leitet: „In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen".

Was zunächst das Studium des Rechts betrifft, so ist allerdings nicht zu leugnen, daß die „neue Methode" [1]) mit ihrem Dringen auf eine möglichst vielseitige Bildung neben Ansetzung einer sehr kurzen Zeit (zwei Jahre) nicht gerade die Durchschnittsbegabung, sondern einen leibnizischen Kopf und Fleiß vor Augen hat. Beachtenswerth bleibt aber dennoch, wie sie z. B. einen großen Nachdruck darauf legt, daß der Jurist auch in der Kirchen- und Dogmengeschichte durchaus bewandert sein müsse. „Insbesondre hat er sich mit der Geschichte der Kirchentrennungen, wie der Vereinigungsversuche von den ersten Zeiten an bekannt zu machen, zu welchem Zweck die Abfassung einer genauen derartigen Geschichte sehr zu wünschen wäre. Denn der Rechtsgelehrte und Staatsmann darf nicht, wie die Masse, von blindem Eifer sich fortreißen lassen, sondern hat auf Grund genauer Kenntnisse ruhig und unparteiisch zu urteilen". Es war dieß damals ja von besondrer Bedeutung, wo die Frage über das Verhältniß von Staat und Kirche eine so brennende war und die Lösung, wie eigentlich noch jetzt, nur darin gefunden werden konnte, daß dem Staat die entschiedene Obergewalt zufiel. Nur so war Duldung und menschenwürdige Eintracht zu ermöglichen, die unsrem Leibniz in der Hand der Rechtskundigen besser als in der der Theologen gewahrt schien (vgl. später seine Kircheneinigungsversuche). Im Vorgefühl davon wünscht er, daß der Jurist auch auf jenen ihm scheinbar entlegeneren Gebieten tüchtig zu Haus sein solle.

Mehr eine Forderung der allgemeinen Bildung ist es, wenn er in den Lehrplan auch die alte und neue Weltgeschichte aufnimmt, ohne welche die Gesetze nicht verständlich seien. Dem gleichen Zweck sollten die Reisen dienen, welche er zum Abschluß und zur Rundung der vorherigen Studien als wünschenswerth bezeichnet. Mußte doch das Ziel hier noch mehr als bei andern Wissenschaften das Leben und der Gebrauch sein. Zur Ueber-

1) Dieselbe gibt nach der bei Leibniz besonders in früheren Zeiten häufigen Strenge des Gangs zuerst etliche allgemeine Erziehungsgrundsätze.

leitung sollte — ein besonders kühner und bedeutsamer Vorschlag für jene Zeit — schon auf der Hochschule ein „disputatorisch-praktisches Kollegium“ eingerichtet werden. Die Zahl der Mitglieder müßte mindestens zwölf betragen. Diese theilen sich in zwei Parteien (Opponenten und Respondenten, oder Kläger und Beklagte), um in zweistündigem Kampf zwölf Sätze vorzunehmen. Dabei soll aber nicht der zerfahrene (lat.) Syllogismus, sondern die aus dem Leben genommene und für's Leben brauchbare deutsche Redeweise herschen. Denn die Einrichtung hat nicht etwa den Zweck, Latein oder Logik zu lehren, sondern die jungen Leute allmählig schon auf der Hochschule für's Amt und Leben vorzubereiten. Daher der mündliche, deutsche Vortrag, kurz und bündig, ohne alle sonst übliche Weitschweifigkeit und das schulmäßige Hängenbleiben an Nebensachen und Aeußerlichkeiten. (Ebenso hatte er vorher empfohlen, daß die Redekunst, diese Krone aller andern Künste und Wissenschaften beim Juristen, nicht auf's Lateinische beschränkt, sondern auch auf die deutsche Muttersprache ausgedehnt werde.)

„So ausgerüstet (schließt die Schrift) mag sich dann der junge Rechtsgelehrte auf's weite Meer der Streitsachen begeben; er wird sein Augenmerk richten auf die Bräuche der Gerichte und die von den Alten überlieferten Sprüche, er wird achten auf den oftigen Widerstreit und den Wechsel des Rechts nach der Art eines Volks und der Staaten Verschiedenheit; er wird lernen aus den festen Grundsätzen des Rechts und des Staates Wohl sichere und nicht wankende Schlüsse abzuleiten, die leeren Spitzfindigkeiten aber, Belegereien und künstlich gedrehten Knoten mit dem siegreichen Schwert der Wissenschaft durchhauen. Ihn nenne ich dann den wahren Filosofen des Rechts, ihn der Gerechtigkeit Priester, ihn kundig des Völker-, des öffentlichen und göttlichen Rechts. Ihm kann man den Staat anvertrauen, da nicht abgeschmackte Staatsgründchen ihn zu Neuerungen treiben, noch auch nichtige Furcht vor juridischen Häckchen ihn vom vernünftigen Fortschritt abhält. Von selbst werden die Vorwürfe der Machiavellisten zusammensinken, welche den Rechtsgelehrten einen lebensunkundigen, nur kautelenverständigen, lächerlichen Gesetzling (Legulejos) nennen. Die Fürsten aber werden endlich aufhören, von einiger höfischen Schmarotzer Rath und Zudringlichkeit abzuhängen, wenn solche

treffliche Männer an ihre Stelle treten, die Billigkeit nicht minder als des Staates Wohl zu wahren" [1]).

Nicht minder wichtig, als eine solche Besserung des Bildungsganges war die der Rechtsmittel und Bücher. Am Schluß der „neuen Methode" gibt Leibniz nach der Art Bako's ein „Verzeichniß des Mangelnden und Herzustellenden", das nicht weniger als siebenunddreißig Stücke aufzählt (z. B. ein neues Corpus juris, eine Geschichte der Rechtsveränderungen, eine Filologie des Rechts, deßgleichen eine Arithmetik desselben, eine juristische Konkordanz, eine deutsche Uebersetzung der Gesetze, eine Hermeneutik u. s. w.).

Diese jugendlich kühnen Plane fanden nun sogleich einen festen Boden und scheinbar die Aussicht auf baldige Verwirklichung, indem die Widmung obiger Schrift ihn in die Dienste Johann Filipps von Mainz führte [2]). Hier war eben um jene Zeit ein Mainzischer Gelehrter und Hofrath, Dr. Lasser, im Auftrag und Namen des Kurfürsten mit einer Verbesserung des römischen Gesetzbuchs für die Bedürfnisse des deutschen Reichs beschäftigt. Ihm an die Hand zu gehen wurde nun Leibniz von Johann Filipp aufgefordert. Beide zusammen, jedoch so, daß Leibnizens Antheil überwog, gaben nun 1668 gleichsam ein Programm ihrer Bestrebungen heraus: „Von der Art, wie das corpus juris besser einzurichten" [3]); gleichzeitig war eine kurze deutsche Denkschrift von Leibniz im Umlauf (welche aber erst nach seinem Tode im Druck erschien). Es ist das obenerwähnte „Bedenken, welchergestalt den Mängeln des Justizwesens in theoria abzuhelfen". Die Grundgedanken des Aufsatzes sind folgende:

„Wie sehr das Justizienwesen sowohl in Schulen als Gerichten verwirret, ist nur allzuviel bekannt, maßen man oftmals weder in Schulen, was Rechtens sei, kärlich finden, noch in Gerichten dazu kürzlich gelangen kann. Denn obzwar in Schulen, was Juris, fleißig und weitläufig genugsam disputirt und in Gerichten, was Facti, gar bedacht= und langsam untersuchet wird, so kann man doch gar oft weder in Schulen, noch vor Gericht zur Entscheidung kommen. Wiewohl nun einem Privato von Art

1) Dutens IV, 3, 227 f.

2) s. das Geschichtliche bei Guhr. Leben I, 50 ff.

3) Ratio corporis juris reconcinnandi Dutens IV, 3, 235 ff.

und Weise der Exekutionen wider thätliche Halsstarrigkeit Vorschläge zu thun keineswegs gebühret, weil solches nichts anderes als der Punkt der Sicherheit und Palladium eines Reichs ist, daran der ganze Staat des Regiments hanget, jedennoch, da der Prozeß nicht allein in der Exekution, sondern und zuvörderst in der Untersuchung der Sache beruhet, so können wohl, zu deren Kürze und Richtigkeit zu gelangen, Bedenken gestellet werden, so, obwohl nicht in höchsten Reichsgerichten, doch in Erblanden und Fürstenthümern für sich zu praktiziren. Wie denn Mittel vorhanden, zu wege zu bringen, daß kein Theil den Streitpunkt zu verwirren, sich verstoßen, den Andern mit allerlei Vorteil hintergehen, auf das, was ihn am meisten drückt, nicht antworten, sondern es fein säuberlich übergehen, benebeln oder kaum obenhin berühren, hingegen das Seine, ob es schon oft abgelehnet, mit Verschweigung der Antwort repetiren, eine Sache tausendmal vorbringen und dadurch die Acta unendlich, die Sache dunkel, den Richter müde machen und viel andrer Künste, so geübte Advokaten wohl wissen, sich gebrauchen könne; wie denn auch Anstalten zu machen, daß nicht einmal in eines Unter-richters oder falschen Zeugen Macht sei, das Faktum oder Jus zu verdrehen, dem Kläger die Erlangung des Seinigen zu hemmen, dem Beklagten seine Unschuld zu verdunkeln und ihren Geiz oder Haß oder andere Passionen auszuüben. In welchen Dingen die Substanz des Prozesses und Untersuchung der Wahrheit bestehet, obwohl darauf weder die Gerichtsordnungen, noch Autoren sonderlich Reflexion gemacht, sondern in Aeußerlichem, Fatalien, Formalien und Solennitäten sich mehrmals aufgehalten. — Solches Alles nun zu erklären, würde allhie zu weitläufig fallen, derowegen ich bei dem bleibe, was Privatvorschläge mehr zuläßet, auch ohne einige Aenderungen und Gesetze durch Privatfleiß zu verbessern, nemlich die Frage des Rechts und die Theorie.

Es ist bekannt, daß die römischen, im corpore juris begriffenen Rechte fast durch ganz Europa, im römischen Reich aber durchgehends unstreitig, sofern sie nicht ausdrücklich durch Statute oder durch Gewohnheiten abgethan, gelten und in Gerichten zu attendiren sind. Und dahero zu Abhelfung der Rechtsmängel bei ihnen als Grund der andern, ja als bei meist bedürfenden der Anfang zu machen. Sind demnach zwei Haupt-

tugenden aller Gesetze: Klarheit und Kürze; denn daß sie gerecht und vernunftmäßig sind, wird vorausgesetzt, wiewohl auch oft besser unbillige, als ungewisse und dunkle, das ist in der That keine Rechte haben. Diese Tugenden nun mangeln beide den römischen Rechten nur allzuviel; denn wie vernunftmäßig sie auch größtentheils, so sind sie doch durch ihre dunkle Weitläuftigkeit ein Deckmantel vieler Ungerechtigkeiten worden. Dunkel sind sie hauptsächlich daher, dieweil für's Erste die Kompilatoren sie aus vieler oft streitender oder zu verschiedenen Zeiten lebender Kaiser Bestimmungen zusammengetragen und also unterschiedene Prinzipia durcheinander gemenget, für's Zweite, weil sie oft aus ihrem Ort gerissen und in ein fremd Feld versetzet, so daß oft der Kommentar ohne Text zu finden, daraus unzählige Verstümpelungen, Verdrehungen und unrechte Applikationen gefolgt u. s. w. — Weitläufig sind die römischen Rechte (dadurch die Dunkelheit unterhalten, vermehrt und gleichsam unüberwindlich gemacht wird) hauptsächlich darum, weil eine Sache an verschiedenen Orten vielfältig wiederholt wird, weil unzählige darin zu finden, so gänzlich theils durch die römische neuere Gesetze selbst aufgehoben, oder die Sache, davon sie reden, nicht mehr da ist, welches dann Manche mit Haaren auf den heutigen Zustand ziehen wollen. Endlich ist noch viel mehr darin, so in der Wahrheit kein Gesetz ist, sondern nur eine unzählbare Menge durch ksrl. Reskripte entschiedener Partikularfälle, deren doch viel Hunderte oft zusammengenommen, mit wenig Worten gegeben und in eine Universalregel oder wahrhaft Gesetz gebracht werden könnten. Welches ist, wie wenn man, um die Rechen- und Buchhalterkunst zu lehren, zehn Handelsbücher zusammendrucken lassen wollte. Auch ist gar vieles mit Definitionen, Divisionen, Etymologien Diskursen, geschichtlichen, kritischen und scholastischen Bemerkungen abgehandelt, nicht auf Art und Weise eines Gesetzgebers, sondern eines Professoris, der etwa einen Traktat schreibet. Welches zwar einen Nutzen hat; wenn man es aber vor ein Gesetz halten oder mit den Gesetzen also vermischen will, daß in einem Meer so vieler Impertinentien nur wenig wahre Gesetze gleichsam schwimmen, so ist es nicht allein ungereimt, sondern zugleich auch höchst schädlich. So werden auch oft die natürlichen Sachen mit terminis und formulis alter Rechtsgelehrter, auch Verwirrung

der Kasus und Menge der Cirkumstantien also verdunkelt, daß man meint, es stecke etwas Wichtiges und Schweres darunter, da doch oft, wenn man's mit Mühe auseinander gelesen, es sich selbst verstehet, und ein verständiger Bauer, wenn man's ihm auf gut deutsch vorgelegt hätte, nicht anders gesprochen haben würde. Diesen Mängeln nun gründlich abzuhelfen, kann man wohl kühnlich sagen, daß bisher sich, soviel bekannt, Niemand ernst- und nachdrücklich unterfangen. Wir haben soviele Methodos, und ist doch keiner, der zuwege bringe, daß eine jede lex, Proposition, Dezision oder Konsequenz unter ihren Grund und Ration, daraus sie fließet, gebracht werde, da doch solches der einzige Weg, die gleichsam luxurirende Strahlen wie durch ein Fernglas abzuschneiden und den Kern rein zu bekommen. Bestehet demnach das ganze Werk sowohl in Verfertigung eines Ausbunds kurzer und klarer Rechte, als in deren Justifikation.

Der Ausbund römischer Rechte könnte bestehen in einer einigen Tafel etwa in Größe einer holländischen Landkarte, darinnen alle Hauptregeln also begriffen, daß aus deren Kombination alle vorfallenden Fragen entschieden und aller Aktionen Fundamente mit Fingern gezeigt werden können. — Die Justifikation bestehet in den Worten der römischen Gesetze selbst, so nach dem Ausbund disponirt, eingetheilt, daraus deduzirt werden und solchen klar bestärken. Und hat dieß zwei Grade: Einen Kern der Gesetze und endlich das in Ordnung gebrachte corpus Juris selbst. Der Kern wäre ein Kompendium der Gesetzesworte, nur auf eine eigene, gar bequeme, nicht viel gebrauchte Weise, so daß aus dem ganzen Corpore nur ausgezogen, was wirklich Gesetzesnatur hat und für Weiteres bestimmend ist. Das geordnete Korpus selbst aber würde alles haarklein beibehalten, nur dasselbe richtig stellen, die Conklusionen unter ihre Prinzipien und jedes Gesetz unter sein Prinzip, davon es dependirt, bringen und also zugleich den Grund des Gesetzes geben, daraus denn deren Verstand und Erklärung, Ausdehnung und Einschränkung klärlich fließet. Auf diese Art würde nichts unterlassen, so zu Verbesserung römischer Rechte nöthig, so lange sie ungeändert behalten werden sollen. — Dieß Alles nun ist theils unter Handen, theils schon geschehen. Denn nachdem ich von den ersten Jahren

meines Studii juridici an mit dergleichen umgangen und zu Mainz Herrn Andreas Lasser, so auch dergleichen Gedanken und Anstalt längst gehabt, getroffen (u. s. w.), so ist die Sache angegriffen und wiewohl unter unzähligen Diversionen und Hindernissen dahin getrieben worden, daß nunmehr nicht allein die Tafel größtentheils dastehet, sondern auch fast die Hälfte des Gesetzeskerns ausgezogen. Und was endlich den letzten Grad betrifft, so ist auch hiervon bereits ein gut Theil gethan".

Ein ganz bestimmter einzelner Grund, warum diese mit so viel Eifer, Entschiedenheit und eigenem Handanlegen unternommenen Bestrebungen Leibnizens in's Stocken kamen, läßt sich nicht angeben. Wahrscheinlich waren es andere Geschäfte und Aufträge seiner Gönner, was zumal mit Beginn der Kriegsverwicklungen seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Und wenn er je gewollt hätte, so konnte er sich dem nicht entziehen, da er nicht so gestellt war, um völlig unabhängig seine eigenen Wege zu gehen.

Wie wenig er indeß gesonnen war, diese Anläufe, welche mit seinem ganzen Streben nach encyklopädischer Ordnung und Sichtung des Wissensstoffs so eng zusammenhingen, so leicht wieder fallen zu lassen, wie wenig er überhaupt nur ein eitler, nach Aufsehen haschender Pläneschmied und Projektenmacher war, der nirgends Geduld und Ausdauer gezeigt hätte, dieß beweist die Wiederaufnahme des Plans und Richtung des Vorschlags an den Kaiser [1]), welche offenbar in die erste Zeit seiner Rückkehr von Paris und London fällt. Er entwickelt diese seine Gedanken in einem längeren, fast denkschriftartigen Brief an den Hofkanzler Hocher in Wien, um durch diesen die Sache vor den Kaiser gelangen zu lassen.

Der ursprüngliche Plan hat jedoch nunmehr, vielleicht durch Reiseeindrücke veranlaßt, eine neue, höhere Stufe erreicht. Handelte es sich zuerst nur um eine Formverbesserung des römischen Rechts und Corpus juris („so lange sie unverändert behalten werden sollen"), so meint er jetzt, es wäre Zeit, ein

---

1) Es ist wohl möglich, daß Eckart (Leibnizens Sekretär) Recht hat, wenn er behauptet, L. habe schon bei seinem ersten Versuch um ein Privilegium beim Kaiser nachgesucht. Wenigstens findet sich die Arbeit sehr ausführlich besprochen in einem Brief an Lambeck (Kl. I, 34 ff.), dessen Unterstützung und Vermittlung er in Sachen eines andern, verwandten Privilegiums benützte.

eigenes, neues Gesetzbuch zu veranstalten, einen Codex Leopoldinus auszuarbeiten, der die bisherigen Leistungen des Kaisers krönen würde. Denn solche Thaten seien, wie man an den Römern selbst sehe, unsterblich und weit rühmlicher, als Alles andre. Für die Abfassung hätte man die lateinische Sprache beizubehalten, schon um auch bei den Belgiern und Italienern als Anhängseln des Reichs verstanden zu werden, ja um selbst für die Franzosen und andere Völker ein Mustergesetzbuch aufzustellen. Nur müßte man rein und geschmackvoll lateinisch schreiben und die so häufige Barbarei des Ausdrucks vermeiden. (Seiner Forderung in der neuen Methode, sowie seiner ganzen Richtung entsprechend ist anzunehmen, daß damit eine deutsche Uebersetzung keineswegs ausgeschlossen sein soll und nur für den weiterhin wirkenden Grundtext das Latein empfohlen wird. Sagt er doch in der grundlegenden neuen Methode ausdrücklich: „Die Arbeit einer deutschen Uebersetzung des Corpus juris ist schwierig, besonders in den Digesten, da der Stil bei aller Einfachheit beinahe unnachahmlich kurz ist. Wenn ich indeß bedenke, daß die knappsten (velocissimi) und zugespitztesten (acutissimi sententiis) lateinischen Geschichtsschreiber Sallust und Tacitus ein recht ordentliches deutsches Gewand erhalten haben, so halte ich dafür, daß die Aufgabe zwar groß, aber keineswegs unlöslich ist. Sind doch bereits die meisten lateinischen Ausdrücke aus dem Recht im Sachsen- und Schwabenspiegel ganz genügend deutsch wiedergegeben. Auch weiß ich, daß auf manchen hochberühmten Gerichten (Leipzig) eifrig darauf gesehen wird, daß die Sprüche rein deutsch und ohne eingemengtes Latein seien) [1]. — Weiterhin hätte das neue Gesetzbuch sich der Kürze zu befleißigen und nur die Grundsätze aufzustellen, aus denen durch Befassung sich leicht das Einzelne ableiten läßt. Seinen Stoff hätte es zu nehmen theils aus dem römischen, theils aus dem deutschen und neueuropäischen Recht. Denn das römische Recht wegzuwerfen und sich nur an das alte Deutsche zu halten, wäre verwerflich (wie er in einem Brief von 1708 ausführt). Zeige doch das letztere mannigfach noch unleugbare Spuren barbarischer Zustände und Sitten, so daß eine solche Ausscheidung des fein ausgebildeten römischen

1) Dutens IV, 3, S. 208.

Eicheln essen hieße, nachdem das Korn entdeckt. (Wie wenig er an und für sich gegen das einheimische Recht eingenommen war, beweist ein späterer „Vorschlag, daß man in Deutschland wenigstens Eine Person bestellen solle, die Rechte des Reichs aus Archiven, Geschichte und Dokumenten zu beobachten, an's Licht zu bringen oder auf deren Beibehaltung ein wachsames Aug zu haben", ein Vorschlag, den er selbst, nur in sehr erweiterter Gestalt mit seinem Sammelwerk „Codex juris gentium diplomaticus" zur Ausführung bringt.)

Daß es im Uebrigen bei der Herstellung eines neuen, für die veränderten Verhältnisse und Bedürfnisse berechneten Gesetzbuchs sich nicht blos um geschickte Sammlung und Verknüpfung des schon Vorhandenen handeln konnte, versteht sich von selbst, wenn es auch Leibniz in diesem Brief nicht besonders hervorhebt. Sagt er doch schon in einer seiner frühesten Schriften („Casus perplexi"), daß man streitige Fälle, über die das Gesetz nichts bestimme, aus dem Natur- und Völkerrecht zu entscheiden habe. Auch sonst unterscheidet er immer als die zwei Quellen der Gesetze Vernunft und ausdrückliche oder positive Bestimmung, ersteres im scharfen Gegensatz gegen andre Richtungen, z. B. die des Kartesius, welcher alle Gesetze der Natur, wie des Geists für Ausflüsse der reinen göttlichen Willkühr erklärt. Dem (als einem „unerhörten Paradoxismus") entgegen betont Leibniz, daß die Rechtsverhältnisse gegründet seien in der ewigen und unveränderlichen, selbst von göttlicher Willkühr unabhängigen Natur der Sache, in den Ideen, daher sie so fest und ewig seien, als die Sätze der Arithmetik und Geometrie. Daß diese Anschauung, verbunden mit der Ueberzeugung, wie auf der andern Seite nichts Positives ewig und unveränderlich bindend sei, auch auf seine Ansicht über die Quellen eines neuen Gesetzbuchs von Einfluß war, läßt sich hieraus mit Sicherheit entnehmen.

Schließlich erbietet er sich in dem hier zu Grund gelegten Brief an Hocher, bei der wichtigen Sache nach besten Kräften Dienste leisten zu wollen. Es sei ja wohl von Werth, wenn Einer schon lang sich mit der Frage abgegeben und die Ursprünge oder gleichsam die letzten Fibern des Uebels untersucht habe. Auch würden seine geschichtlichen und filosofischen Kenntnisse brauchbar sein. Nehme man seinen Vorschlag an, so sei er erbötig, einen

Entwurf zu liefern. Nur möge Hocher (und der Kaiser) die Sache ganz geheim halten, ehe sie zur Reife gediehen, da er wohl wisse, wie viele Feinde und Neider er als junger Mann sich auf den Hals lüde, wenn es zu früh heraus käme [1]).

Dieser Vorschlag, der für Leibniz zugleich eine Brücke zum Reichsmittelpunkt sein sollte, war nach Wien gerichtet und hatte also zunächst das Schicksal aller dieser Bemühungen, welchen wir noch oft im Leben des Filosofen begegnen. Ob er nach dem zweimal mißglückten Versuch die Sache noch einmal angriff, ist nicht bekannt; der Wunsch aber und Gedanke begleitete ihn sein ganzes Leben lang und findet in vielen Briefen Ausdruck, zuletzt noch in einem aus dem Jahr 1716, geschrieben ein paar Monate vor seinem Tod. Mit großer Klarheit spricht er sich in demselben über die zu lösende Aufgabe aus und spendet dem Empfänger Kestner (Professor der Rechte in Rinteln) reiches Lob, daß er sich der von ihm selbst schon längst behandelten, aber nicht vollendeten Arbeit unterziehen wolle. Hier, wie schon früher macht er zugleich die beachtenswerthe Bemerkung, daß von den Fürsten zunächst nichts zu hoffen sei; sie seien mit anderem beschäftigt, daher sollten etliche gelehrte wohlgesinnte Juristen für sich zusammenstehen und etwas ausarbeiten, was dann für die Machthaber eine Anregung und brauchbare Vorarbeit wäre (praeluderet principibus) [2]).

So war ihm denn für diesen Erstlingsplan, den er fast ein halb Jahrhundert lang festhielt, nicht viel mehr beschieden, als das zu sein, was er schon in der „neuen Methode“ als seine Aufgabe aussprach, nemlich als Wetzstein anzuregen und zu schärfen [3]), die Schäden klar darzulegen, die Ziele der Besserung bestimmt vorzuzeichnen. Sollte man diese Leistung gering anschlagen, soll man derselben die Achtung und Bewunderung versagen, weil sie blos Anregung blieb, weil die mannigfachsten Hindernisse, die Theilnahmslosigkeit der Oeffentlichkeit, die Gleichgültigkeit der in erster Linie verpflichteten Fürsten, die ungeheure Geschäftsüberladung ihres Urhebers den ausgestreuten Samen zunächst noch

---

1) Der Brief bei Kl. V, 3—12.

2) Alle diese Briefe bei Dutens IV, 3, 253—328.

3) „nos crede fungi vice cotis, quæ ferrum acutum solet reddere, exsors ipsa secandi“ Vorrede der neuen Mth.

nicht zur Reife und Frucht kommen ließen? Ich denke, das hieße vom Gang der Menschheitsgeschichte und der verschiedenartigen Aufgabe ihrer Träger nichts verstehen, wollte Einer in solcher Weise aus dem augenblicklichen Gelingen urteilen. Denn daß seine kräftige Anregung zu dem späteren Erfolg wenigstens mit beitrug, ist nicht zu verkennen. Schon die neue Methode hatte großes Aufsehen gemacht, freilich vorherrschend in der Richtung, die ihr jugendlicher Verfasser voraussah, daß nemlich die in ihrer Selbstgenügsamkeit und Ruhe beeinträchtigten Alten theilweise grimmig drüber herfielen, um sie im Stillen doch zu benützen. Aber offenbar hat der erste Eindruck so sehr fortgewirkt, daß Leibnizens Nachfolger, Wolff, im Jahr 1748 sich veranlaßt fand, die Schrift mit einer warm empfehlenden Vorrede neu herauszugeben, indem er sehr bezeichnend eben an den Anregungscharakter des leibnizischen Wirkens erinnert. Indem Leibniz selbst in seinem Briefwechsel, von dem oben gesprochen, nicht versäumte, den alten Gedanken lebendig zu erhalten und fortwährend auf andre ermunternd zu wirken, so sorgte er dafür, daß die Frage in der Luft und Erinnerung blieb, bis ihre Zeit gekommen war. Und wenn wir nun wirklich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sehen, daß der erste Fürst, der Hand an die Rechtsverbesserung legte, kein andrer war, als Friedrich der Große, der warme Verehrer Leibnizens und Schüler von dessen Schüler Wolff, so heißt es dem eigenen Geiste dieses Fürsten keine Schande anthun, wenn wir in seinem empfänglichen Kopf die Mitanregung durch diese, eben damals durch Wolff neu belebten leibnizischen Gedanken vermuthen. In dem „corpus juris Fridericianum“, in dem „allgemeinen deutschen Landrecht, welches sich blos auf die Vernunft und Landesverfassung gründete“, sowie in der dadurch angeregten „allgemeinen Gerichtsordnung“ Josefs II wurde das verwirklicht, was Leibniz rastlos erstrebt. Ich glaube daher doch, daß die Fäden des geistigen Zusammenhangs zwischen Gedanke und Ausführung deutlich genug vor Augen liegen, um auch hier das hohe Verdienst des Filosofen nach Gebühr zu schätzen.

Unsre Darstellung wäre unvollständig, wenn wir nach den Bestrebungen Leibnizens für die Theorie des Rechtswesens, für Bildungsgang und Rechtsmittel, versäumen würden, auch noch einen Blick auf das zu werfen, was er in Betreff des Strafverfahrens gedacht und in aller Stille geleistet. Freilich war sein Arbeiten hier ein noch viel verborgeneres und darum unscheinbar vergessenes. Denn gewöhnlich urteilt man nur nach dem, was recht massig greifbar vor Augen liegt. Die Männer, die neben und nach ihm gleichsam als Sturmböcke und Mauerbrecher der Aufklärung arbeiten und streiten, ein Balthasar Becker, ein Thomasius werden stets rühmend genannt und mit Recht, denn es gebührt den wackern Kämpen, welche blitzartig die schwarze Nacht des Aberglaubens und der dunkelsten Verkehrtheit erhellen. Aber eine Ungerechtigkeit der Geschichte wäre es, neben und über ihnen jene zu vergessen, welche still an den finstern Bollwerken der Barbarei und Religionsverzerrrung minirten, um sie endgültig und eines Tags völlig zu Fall zu bringen. Vielleicht ist ein solches Wirken noch viel durchgreifender und nachhaltiger; aber es erfordert Selbstverleugnung und reine Hingabe an die Sache, je weniger die Person heraustritt.

Wie nöthig eine gründliche Aenderung und Besserung auch auf diesem Gebiet des Strafverfahrens war, wie dringend die gebildet sein wollende Menschheit der Erhebung über die schmählichste Rohheit bedurfte, das zeigt ein kurzer Blick in die Verbrecher- und Strafstatistik jener Zeit. Konnte doch, nach dem bitter höhnischen Wort Friedrichs des Großen, das weibliche Geschlecht überhaupt nicht im Frieden alt werden und sterben; war Eine häßlich, mit triefendem Auge, rothem Haar oder lahmem Fuß, so war sie keinen Tag sicher, der Hexerei angeklagt zu werden und auf dem (seit dem sechszehnten Jahrhundert sogar auch protestantischen) [1]) Scheiterhaufen zu enden. War Eine dagegen auffallend schön und dadurch natürlich verführerisch, so traf sie der Verdacht nicht minder, daß hier der Teufel mit im Spiel sei — also gefoltert und verbrannt! Gegen 100,000 solcher Scheiterhaufen leuchten noch in jener Nacht des siebzehnten

1) Der Katholizismus bethätigte zur selbigen Zeit seinen glühenden Feuereifer bekanntlich noch extra in der Inquisition.

bis achtzehnten Jahrhunderts und Alles dieß auch noch unter dem Deckmantel einer ganz absonderlichen Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit. (Denn daß die Kirchen die Hauptschuld an diesen Jämmerlichkeiten trugen, sollte man doch nachgerade nimmer leugnen. Dem Staat als solchem war der Teufel von jeher eine mehr oder weniger gleichgültige Figur.) — Indeß auch abgesehen hievon war selbst bei Schuldigen die Strafweise eine solche, daß wir auf heutigem Standpunkt nicht recht wissen, wer ärger war, der Strafer oder der Bestrafte. Hängen war noch mild, war aber dafür auch auf alles Mögliche gesetzt. Dagegen wurden z. B. noch im Jahr 1732 etliche Mörder in Prag in der Art bearbeitet, daß man ihnen Riehmen aus dem Rücken schnitt und abzog, worauf sie mit glühenden Zangen gezwickt und endlich noch gerädert wurden [1]).

Wie mußte ein Mann von der Klarheit und persönlichen Milde Leibnizens über solche Dinge auf seinem Fachgebiet denken! Er selbst war so feinsinnig, daß er nicht einmal eine Fliege tödten wollte, „weil es Schade wäre, ein solches Kunstwerk zu zerstören"; deßgleichen schärfte er es in dem Aufsatz über Fürstenerziehung nachdrücklich ein, die jungen Herrn doch ja von Thierquälerei abzuhalten, da dieß der gerade Weg zur späteren Menschenmißhandlung sei. Ebenso spricht er sich tadelnd über die „Epichärekakie", die Freude am Schmerz andrer aus, welche sich bei denen zeige, die so gern den Hinrichtungen zusehen. „Einem guten Gemüth mißfallen solche Schauspiele" [2]). Ganz in diesem Sinn ist seine mehrerwähnte Begriffsbestimmung der Gerechtigkeit gehalten. Diese ist nemlich nichts anderes, als die Liebe des Weisen und zielt durchaus auf Glückseligkeit. Natürlich ergibt sich daraus unmittelbar auch eine andre Anschauung der Strafe. Denn in den oben angeführten Beispielen ist weder von Weisheit noch von Liebe mehr etwas zu bemerken, sondern nur die nackte, unverhüllte Rache zu schauen.

Auf rein filosofischem Standpunkt und von der sittlichen Betrachtung ausgehend ist nun Leibniz sehr geneigt, die Strafe ganz

---

1) s. das Genauere über diese Zustände bei Biedermann II, 535 ff. und sonst.

2) s. Dutens V, 330.

in's Natürliche und Innerliche zu verlegen, auch hier ein Feind des gewaltsam eingreifenden Okkasionalismus oder der gewöhnlichen theologischen Anschauung vom strafenden Eintreten Gottes. Vermöge des Einklangs von Natur und Gnade, heißt es am Schluß der Monadologie so schön, geht Gott als Architekt mit Gott als Gesetzgeber durchaus zusammen; die Sünden müssen ihre Strafen nach der Ordnung der Natur von selbst nach sich ziehen, wie die Tugenden ihren Lohn, obwohl das Zusammentreffen nicht immer augenblicklich erfolgen kann und muß [1]. „Der Böse, sagt er ein andres Mal ebenso treffend, ist ein „ἑαυτὸν τιμωρούμενος" ein Sichselbstbestrafer. Wer durch eigene Schuld die göttliche Vollkommenheit und Herrlichkeit nicht kennt, bestraft sich eben damit selbst, weil ihm die Hülfe und Freude entgeht, die er daran haben könnte, gleichwie Einer, der von einem guten Arzt nichts weiß, unmittelbar davon den Schaden hat. Gott aber zornig u. s. w. zu denken, vermag nur, wer selbst ein ärgerlicher, leidenschaftlicher Mensch ist. Daher als die beste Grundlage einer reinen, gotteswürdigen Frömmigkeit die eigene menschliche Seelenheiterkeit anzusehen ist. Verwerflich ist daher im höchsten Grad der widrige Menschenhaß des augustinischen Systems (odiosissima misanthropia). Halten wir uns an die göttliche Menschenliebe, welche den Menschen viel besser gesinnt ist, als sie sich selbst (Dieu est beaucoup plus philanthrope que les hommes). So sind auch die ewigen Höllenstrafen nur unter der Beschränkung zuzugeben, daß die Menschen fortfahren Schuld auf sich zu laden. Und wenn die Theologen von der letzten Bußfrist viel Worte zu machen wissen, so dürfte hier manches Mißverständliche mitunterlaufen. Die göttliche Gnade dauert ewig fort; nur ist es allerdings möglich, daß die Menschen sich selbst verstocken und den Weg des Heils nicht mehr aufsuchen. Indeß kann darüber nur Gott entscheiden; wir Menschen haben nie ganz sichre Merkmale und daher nie das Recht, einen Andern für völlig verworfen zu halten, das wäre ein leichtfertiges Urteil. Viel besser ist, immer zu hoffen; und hier, wie so oft, ist unsre Unwissenheit ein wahres Glück" [2].

1) Præmiaque et pœnæ nascuntur ab actibus ipsis heißt es in der dichterischen Zusammenfassung der Monadenlehre Dutens V, 35.

2) Erdmann (Theodizee) S. 519.

Es war gewiß ein sehr richtiges Gefühl, daß Leibniz vornemlich von der religionsfilosofischen oder theologischen Seite her die Begriffe Schuld und Strafe zu mildern und zu vermenschlichen suchte. Denn unleugbar stammte ihre bisherige Härte, neben der Unbildung der Zeit, vornemlich aus jenem Lager.

Daß indeß diese ideale Betrachtung, wornach die Strafe rein als natürliche, sich von selbst ergebende Folge und damit vorwiegend als inneres Gefühl der Schuld und sittlichen Unlust angesehen wird, daß diese Betrachtungsweise sich nicht unmittelbar auf das wirkliche Leben übertragen läßt, daß ein geordnetes Staatswesen auch äußerliche, positive Strafen verlangt, versteht sich von selbst, und Leibniz war viel zu nüchtern, um einen Augenblick daran zu zweifeln. Genug, daß er mit jener Anschauung jedenfalls einen läuternden und reinigenden Gesichtspunkt in die ganze Betrachtungsweise hereingeworfen hatte, daß mit der Betonung der natürlichen Strafe die ausgesuchte Unnatur jener barbarischen Strafmittel mindestens im Grundsatz überwunden und verurteilt ist.

Was die einzelnen Gesichtspunkte des Strafrechts betrifft, so spricht er sich gelegentlich bei der Frage der Freiheit oder Nothwendigkeit unsres Handelns über dieselben aus. Obwohl ein Gegner der Freiheitsleugnung will er doch Niemand Unrecht thun oder übereilte Folgerungen ziehen. Auch auf dem entgegengesetzten Standpunkt habe Lohn und Strafe noch einen ganz guten Sinn, sofern es sich um Nothwehr oder Besserung oder Abschreckung handle. Schwieriger mache es sich jedoch allerdings mit der vierten Absicht der Strafe, sofern sie Genugthuung oder Sühnung für eine schlechte Handlung sein soll. Die Sozinianer (mit theologischer Anwendung), ebenso Hobbes und Andre verwerfen diese sog. vindikative oder vergeltende Gerechtigkeit ganz. Doch ist sie, meint Leibniz, immerhin nicht ohne Grund; sie stützt sich auf das Verhältniß der Angemessenheit, wornach sie nicht allein den Beleidigten, sondern auch die Weisen befriedigt (contente), welche sie sehen, wie eine schöne Musik oder ein kunstvolles Bauwerk den wohlgestimmten Geist anspricht. Man kann sogar sagen, daß hier eine gewisse Entschädigung des Geists stattfindet, den eine nicht wiederhergestellte Unordnung stören würde. Natürlich muß aber die Ausübung der Strafe, an welcher der oberste

Richter Gott die Menschen als seine Werkzeuge theilnehmen läßt, mit Vernunft und ohne Leidenschaft geschehen. (Im folgenden wird dann sogleich wieder der höhere Gesichtspunkt der natürlichen Strafe mit Nachdruck hervorgehoben.)[1])

In diesen Sätzen sucht Leibniz durch die Rechtfertigung des Vergeltungsgesichtspunkts, welche er mit Kant und Hegel theilt, die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit zu vermeiden, die sich wenn auch nicht nothwendig so doch leicht im Gefolge der bloßen Abschreckungs- oder Besserungslehre einstellen kann. Indeß ist doch zu beachten, wie wenig schroff und entschieden er sich dafür ausspricht, besonders wenn man die fast hart klingenden Sätze jener beiden andern Filosofen damit vergleicht. Offenbar wollte er zwar seiner Ueberzeugung nichts vergeben, aber doch zugleich nicht durch stärkere Betonung der Vergeltung der sinnlosen Härte seiner Zeit Vorschub leisten, welche sich an den letzteren Gesichtspunkt jedenfalls leichter anschließt, als an die ersteren.

Wie er nun im Einzelnen über Maß und Art der Strafe dachte, können wir (wenigstens bis jetzt) nicht genauer angeben. Es scheint, daß er sich nicht berufen und veranlaßt fühlte, außer seiner mittelbaren Milderung auch noch unmittelbar der Sache zu Leib zu gehen. Seine eigentliche innre Denkweise ist aber schon aus dem Bisherigen klar und wird bestätigt durch eine gelegentliche Bemerkung in einer Jugendschrift, dem ersten „Bedenken über Aufrichtung einer Sozietät in Deutschland", wo er gleichsam die jugendlich-überschwängliche Fülle seiner Plane und Lebensvorsätze niederlegte. Hier wird unter der Ueberschrift „die Kommerzien zu verbessern" neben einer Masse andrer Vorschläge auch gerathen, „Werk- und Zuchthäuser anzulegen, um die Müßiggänger, Bettler, Krüppel und spitalmäßige Uebelthäter anstatt der Schmiedung auf Galeeren und niemand nützen Todesstrafe oder zum wenigsten schädlicher Fustigation in Arbeit zu stellen"[2]). Wer in jener Zeit

---

1) s. Erdmann S. 522 (Theodizee).

2) Kl. I, 128. Dieser im Jahr 1668/70 ausgesprochene Gedanke steigt an Werth, wenn man bedenkt, daß das erste deutsche Zuchthaus nicht früher, als im Jahr 1715 zu Waldheim in Sachsen errichtet wurde. Dasselbe war ganz in der von Leibniz vorgeschlagenen Art zugleich Arbeitshaus und Versorgungsanstalt; s. Biedermann II, 537. — Beachtenswerth bleibt übrigens, daß L. die meisten

sich einmal zu dieser menschlichen Anschauung aufgeschwungen hat, von dem ist leicht zu ermessen, wie er trotz aller Rücksicht auf's Bestehende und auf die nicht zu unterschätzenden Hindernisse, im späteren Leben und eigenen Amt verfuhr. Gerade bei Leibniz läßt sich im Lauf der Zeit auch auf andern Punkten sogar noch eine Milderung der Anschauungen gegen früher beobachten (vgl. die theologischen Fragen). Man kann ganz sicher sein, daß er in diesem Geist zu Hannover nicht blos selbst wirkte, sondern auch für den gleichen Sinn bei seinen Fürsten thätig war, denen er ja, wie bereits erwähnt, Milde und Gnade als das richtige Verhalten eines Herrschers vorhielt. Vollberechtigt wird dieser Rückschluß auch durch die Art, wie er sich erwiesener Maßen der grimmig angefochtenen Sekten und Schwärmer annahm und den Forderungen mancher Theologen entgegen deren Harmlosigkeit und Unschuld betonte.

Was war nun bei solchen Gesinnungen seine Stellung zur Folter, dem Schandfleck damaliger Rechtspflege? Auch hier sind wir von genaueren Nachrichten verlassen, können indeß die Frage nicht ganz übergehen, um ein Unrecht gut zu machen, das Biedermann ihm anthut. Indem derselbe (II, 382) nachweist, daß der sonst als entschiedenster Gegner dieses Mißbrauchs gerühmte Thomasius ein solches Lob nur sehr mit Vorbehalt oder vielmehr gar nicht verdiene, da er in zu großer Rücksicht auf's Bestehende und in Anbetracht der heillos verwirrten Rechtspflege nicht gewagt habe, gegen diesen Mißbrauch entschieden vorzugehen, so bemerkt er: „Freilich hatte er hiebei einen seiner berühmtesten Zeitgenossen zum Mitschuldigen. Leibniz — denn auf ihn spielen wir an — betrachtete die Folter als ein unentbehrliches Hilfsmittel des Strafprozesses und bemühte sich, die Fälle ihrer Anwendung und die Berechtigung dazu genauer zu bestimmen". Auf was stützt sich diese Beschuldigung? Es ist eine Stelle der „neuen Methode" (Dutens IV, 3, 190), welche aber B. offenbar gar nicht oder nicht genau angesehen hat. Denn da ist keine Rede von einer absichtlichen oder ausdrücklichen Lehre über die Folter,

---

Gedanken dieser Jugendschrift später wieder aufgenommen und an verschiedenen Orten, namentlich zu Wien, in's Leben einzuführen versucht hat. Vgl. Rößler a. a. O. B. 20, S. 270.

sondern das Ganze ist nur als **Beispiel** beigebracht, in welcher Weise für die Einrichtung eines Gesetzbuchs viele Sonderregeln unter Eine allgemeine befaßt werden können. „Ich denke mir (concipio) wie vorher in Erbschaftssachen, so in der Frage der Folter diese allgemeine Regel: Jeder, aber nur ein solcher (omnis et solus —), der in Civilsachen unter solchen Umständen verurteilt würde, ist in Kriminalsachen zu foltern. Denn hier wird Niemand verurteilt, außer er gesteht. Daher ist zum Geständniß zu zwingen, wer des Verbrechens überführt ist (qui criminis est convictus); diese Eine Regel gilt für viele (est instar multarum), welche über die zur Folter genügenden Indicien gewöhnlich vorhanden sind (vulgo exstant). So könnte in den meisten Materien die Sache auf einen solchen reziproken Satz zurückgeführt werden" (folgt ganz anderes von rein formaler Natur).

Da ist es denn doch wahrlich sehr kühn, aus **dieser** Stelle, und nur auf sie gründet sich Biedermann [1]), zu beweisen, daß Leibniz gar ein entschiedener Anhänger der Folter gewesen und genaue Bestimmungen über ihre Berechtigung oder die Fälle ihrer Anwendung gegeben habe. Davon steht nichts im Text, der nur die thatsächlich geltenden Grundsätze als Beispiel für eine formale Erörterung braucht. — Ueberdem ist die neue Methode eine Jugendschrift des 22jährigen, die, nach der ganz richtigen Bemerkung von Wolff in seiner Vorrede, auch sonst noch Einiges enthält, was Leibniz im Lauf seiner eigenen Aufklärung völlig und entschieden aufgegeben hat; gemeint ist die gleich zu besprechende Lehre von der Teufelseinwirkung. Ich denke, wir haben nach dem bisher über Leibnizens klare Milde Erwähnten allen Grund, auch diese gelegentliche Bemerkung über die Folter zum Veralteten und später Aufgegebenen zu verweisen, wenn sie **je** seine eigene Ansicht ausdrückte.

1) Guhrauer (Leben II, S. 350) erwähnt zwar, daß L. in einem Brief an Bossuet den Gebrauch der Folter beim Gericht als einen der Fälle anführe, der zwar großen Mißbräuchen unterworfen sei, dessen man sich jedoch nicht begeben könne. Ich selbst vermochte die Stelle nicht zu finden, glaube aber aus ihrem **Zusammenhang** (Briefwechsel mit Bossuet in **Glaubenssachen**) schließen zu dürfen, daß auch sie uns nicht den eigenen Sinn des Filosofen gibt. Offenbar handelt es sich wieder nur um ein **Beispiel**, das eben vom **gewöhnlichen Brauch** aus beweisen will, ohne zu entscheiden, ob derselbe an sich vernünftig sei. Ganz so war es bei allen **Anbequemungen** in Glaubenssachen, welche dieser briefliche Verkehr zum Gegenstand hat.

Daß er aber gegen den Mißbrauch nicht offen und unmittelbar zu Feld zog, das wird Einem sehr erklärlich daraus, wie selbst der entschlossene und sonst so stößige Thomasius den Versuch nicht recht wagte, indem er auf die heillose sonstige Verwirrung des Gerichtswesens hinwies. „Das hätte ihn, meint Biedermann, vielmehr dahin führen sollen, auch diese andern Mißbräuche zu bezeichnen und zu bekämpfen, nicht aber dazu, einen der allerschreiendsten ruhig gewähren zu lassen und seinen Fortbestand in Schutz zu nehmen". Nun, jenes erstere hat wenigstens Leibniz redlich gethan, wie man deutlich aus seinem „Justizbedenken" sieht. Und indem er dafür arbeitete, daß Schuld oder Unschuld durch ein besser geordnetes, vernünftiges Gerichtsverfahren eher und leichter an den Tag kommen, hat er damit unstreitig, wenn gleich mittelbar den Nothbehelf der Folter auch für das Kriminalwesen bekämpft.

Es erübrigt nun noch, den dritten und wichtigsten Punkt dieses Abschnitts, seine Stellung zu den schändlichen Hexenprozessen in's Auge zu fassen. Allerdings gebührt auch hier dem Chr. Thomasius und seinen holländischen Vorgängern Balth. Becker und van Dalen das Verdienst, den Stier sozusagen bei den Hörnern gefaßt zu haben, obwohl der Erstere sich nur nach langem Schwanken zum Vorgehen entschloß und es auch dann noch sehr ängstlich und mit bedenklicher Schonung der herrschenden, namentlich kirchlichen Vorurteile that. Besonders hier steht das Wirken Leibnizens bei aller Aehnlichkeit der Gesinnung in schlagendem Gegensatz zu dem seines Leipziger Landsmanns Thomasius: Weit klarer, entschiedener und folgerichtiger in der lehrhaften Ansicht, geht er in der thätigen Ausführung viel stiller, behutsamer und mittelbarer zu Werk, um den bekannten Gegnern gegenüber mehr zu erreichen und den Unfug in der ganzen Weltanschauung unmöglich zu machen.

Leibniz sah (nach seinem eigenen Bericht in der Theodizee § 97) das vernünftige Verfahren erstmals in Mainz, wo Johann Filipp, durch Friedrich Spee's Buch veranlaßt, nach seinem Regierungsantritt die Hexenprozesse eingestellt hatte. Von diesem edlen Kurfürsten erfuhr Leibniz auch zuerst den Namen jenes aus guten Gründen ungenannten Verfassers der „Cautio criminalis contra sagas" (Vorsicht im Verfahren gegen Hexen). Er hielt

es aber, nachdem der wackre Jesuit längst gestorben war, für seine Pflicht, das Geheimniß nicht bei sich zu behalten, sondern in der Theodizee zum erstenmal zu verkünden und damit dem Todten ein Ehrendenkmal zu setzen. Bezeichnend für seine eigene Ansicht ist die Art, wie er sich dabei ausspricht: „Der Jesuit Fr. Spee ist einer der ausgezeichnetsten Männer dieses Ordens. Sein Andenken als das eines Ehrenmanns muß heute noch allen theuer sein, die Vernunft und gesunden Menschenverstand (savoir et bonsens) besitzen, denn er ist der Verfasser des Buchs „Cautio" u. s. w., das so viel Aufsehen gemacht hat. Er befand sich in Franken, als man daselbst wüthete in Verbrennung der vorgeblichen Hexen (faisait rage pour brûler les sorciers prétendus). Mehrere derselben hatte er bis zum Scheiterhaufen begleitet und durch ihre Aussagen, wie durch eigene angestellte Nachforschungen erkannt, daß sie Alle unschuldig seien. Dieß machte solchen Eindruck auf ihn, daß er trotz der Gefahr die Wahrheit zu sagen, natürlich ohne Namensnennung, sich zum Schreiben jenes Büchleins entschloß, das so viel Früchte trug und z. B. den Kurfürsten von Mainz in diesem Punkt bekehrte. Ihm folgten die Herzoge von Braunschweig und endlich die meisten Fürsten und Staaten Deutschlands nach".

Wie mußte ein bei aller Ruhe doch so entschiedenes Wort wirken, ausgesprochen in der Theodizee, jenem Erbauungsbuch mehrerer Geschlechter, dem selbst der ärgste Fanatismus der Rechtgläubigkeit kaum beikommen konnte. Es mußte viel größeren Eindruck machen, als wenn es in einer auch sonst gegen die Kirche gerichteten Schrift gestanden wäre. Allein nicht blos hier, sondern auch sonst bei jeder Gelegenheit [1]) verkündet Leibniz laut das Lob von Spee, nach dessen Familienverhältnissen und Abstammung er sich bei andern Jesuiten angelegentlich erkundigt, „denn sein Verdienst ist unendlich viel größer, als die Anerkennung, die er erlangt hat".

Man darf übrigens noch weiter gehen und mit Klopp die Vermuthung wagen, daß die Ueberleitung des guten Beispiels von Mainz gerade zuerst nach Braunschweig-Hannover eben das Werk von Leibniz war, auf den die Mainzer Erfahrung so großen, bleibenden Eindruck gemacht hatte. Diese Vermuthung findet eine

---

1) s. z. B. Erdmann 667. 790.

gewisse Bestätigung in der Angabe Pichlers, daß unter Leibnizens ungedruckten Papieren ein Aufsatz „Ehrendenkmal Fr. Spee's" (Elogium F. Sp. S. J.) sich finde und zwar vom Mai 1677. Ende Dezember 1676 war er in Hannover eingetreten; wie sehr nahe liegt es da, einen Zusammenhang anzunehmen! So findet sich denn auch unter den verschiedenen Berichten, die Leibniz zu Hannover in seiner richterlichen Stellung an den Herzog zu machen hatte, nur ein einziges Bruchstück über einen Zauberprozeß, und dieses ist vom Dezember 1677, also ganz aus dem Anfang seiner dortigen Wirksamkeit [1]). Warum und unter wessen Einfluß keine Fortsetzungen kommen, kann kaum zweifelhaft sein, wenn er gleich in der Theodizee seinen Namen nicht nennt und mit keinem Wort sein eigenes Verdienst andeutet.

Im Uebrigen besteht sein Kampf gegen die Hexenprozesse darin, daß er ohne die Sache selbst zu erwähnen, ihr durch allgemeine Aufklärung und Lichtung der Welt- und Lebensanschauung den Boden unter den Füßen entzieht. Zwar findet sich auch von ihm ein Satz, der nicht so lautet und uns an ihm etwas befremden könnte. Er redet nemlich einmal von der übernatürlichen Eingebung (infusio) und sagt, dieselbe komme theils von Gott, theils vom Teufel. Beispiele der göttlichen seien das Sprachenwunder am ersten Pfingstfest, ebenso die Geschichte des Syrers Efräm, der auf das Gebet des h. Basilius plötzlich die Kenntniß des Griechischen erlangte. „Auch heutzutag ist nicht alle göttliche Eingebung als vorhanden zu leugnen (abesse putanda est); denn in diesem Glauben und zu diesem Zweck rufen wir bei unseren Studien den göttlichen Segen an. Aber auch an Beispielen von Eingebung, die der Teufel bei den ihm Verfallenen bewerkstelligt, fehlt es in unsern Zeiten nicht (nostris temporibus infusionis diabolicae in mancipia sua exempla non desunt)".

Allein der Fall ist hier wieder ähnlich, wie bei der Frage der Folter. Diese Aussage über teuflische Eingebung und Beeinflussung findet sich nemlich gleichfalls in der neuen Methode und zwar sehr gelegentlich bei der Eintheilung der verschiedenen Arten, zu einem Wissen oder einer Fertigkeit zu gelangen. Dieß

---

1) s. Kl. IV, XXIX.

könne übernatürlich geschehen (infusio), oder natürlich (Gewöhnung, bzw. Unterweisung). Es leuchtet ein, daß ein Satz in solchem Zusammenhang lange nicht das Gewicht einer eigentlichen und mit bestimmtem Bewußtsein entwickelten Lehre hat. Das ist wahr, daß wir den zweiundzwanzigjährigen Leibniz die Annahme seiner ganzen Zeit wenigstens hier theilen und nicht bekämpfen sehen — kein Wunder, wenn selbst der freisinnige Thomasius als gereifter Mann und mitten im Kampf gegen andre alte Vorurteile und Mißbräuche noch 1694 als rechtskundiger Berichterstatter der Fakultät in Halle gegen eine der Hexerei angeklagte Person auf Folter anträgt, wenn er sogar nach der Aufnahme seines Kampfs ums Jahr 1701 noch „aufrichtig" versichert, er glaube, daß Hexen und Zauberer seien, die dem Menschen und Vieh auf verborgene Weise Schaden zufügen, daß es Kristallseher und Beschwörer gebe und die mit abergläubischen Sachen und Segensprechen allerlei wunderliche Sachen verrichten, daß von diesen Leuten etliche Dinge verrichtet werden, die nicht für Gaukeleien und Betrügereien zu halten, auch nicht den Wirkungen der Elemente und natürlichen Körper füglich können zugeschrieben werden, sondern muthmaßlich vom Teufel herkommen. Nur das glaube er nicht, daß der Teufel Hörner, Klauen und Krallen habe, daß er einen Leib annehmen und in irgend einer Gestalt den Menschen erscheinen könne, daß er Bündnisse mit denselben aufrichte, sich von ihnen Handschriften geben lasse, sie auf den Blocksberg hole u. s. w. [1]) So Thomasius.

Leibniz dagegen war bald weit entfernt, noch solche Ansichten zu hegen, welche seiner ganzen durchgebildeten Weltanschauung schnurstracks zuwider sind. Mit vollem Recht bemerkt hierüber Wolff in der mehrerwähnten Vorrede, daß der oben angeführte Satz der neuen Methode, weil der prästabilirten Harmonie völlig widersprechend, als eine später aufgegebene und fallengelassene Jugendmeinung seines Lehrers anzusehen sei [2]). In der That findet

1) s. Biedermann II, 380 f.

2) In der Beurteilung des „Arcanum regium" vom Jahr 1703 sagt L., überdieß in irenisch-anbequemendem Sinn, vom Exorcismus bei der Taufe: Diese alte Praxis der Kirche kann einen ganz guten Sinn haben, maßen nicht eine leibliche Besitzung, sondern Macht des Teufels über das sündige Gemüth verstanden wird". Guhr. deutsche Schr. II, 256.

sich eine Reihe der ausdrücklichsten Sätze von ihm, welche dieß durchaus bestätigen.

Ja, ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß bei allen andern Zwecken sein volksthümliches Hauptwerk, die Theodizee, gerade auch unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten ist, um so kräftiger und nachhaltender wirkend, je weniger sie es heraustreten läßt. Nur in der ausführlichen, so rühmenden Erwähnung Spees gibt sie diese Absicht deutlicher zu erkennen. Zu der damals herrschenden Stimmung und Anschauungsweise, welche überall noch übernatürliche, unheimliche, unberechenbare Einflüsse erblickt, welche an allen Orten glaubt, das böse Geisterreich in unsre Ordnung der Dinge hereinragen zu sehen, was kann zu ihr einen stärkeren Gegensatz bilden, als eben die Theodizee mit ihrem Optimismus, mit ihrer Verbannung aller überflüssigen, willkührlichen Wunder selbst von Seiten Gottes?

„Nicht der Teufel, wie der schwarzsehende Pessimismus als Folgerung schließlich zugeben müßte, sondern ein allmächtiger, weiser, gütiger Gott ist der Schöpfer und alleinige Leiter dieser „besten Welt". Bayle mit übermäßiger Betonung des Uebels und Elends in der Welt erneuert im Grund die alte Zweiheit eines guten und bösen Gottes, wie sie in den Zeiten des dunklen Heidenthums z. Th. herrschende Ansicht war und noch durch's Mittelalter und seine Sekten sich durchzieht. Dagegen hat Becker ganz Recht, wenn er dem Teufel nicht Macht und Einfluß lassen will, als wäre er gar ein Gegengott (nur daß Becker in andrer Beziehung seine Sätze zu weit treibt — gemeint ist der filosofisch unhaltbare Kartesianismus —). Das Uebel und das Böse in der Welt hat letztlich seinen Grund in den Geschöpfen selbst, in ihrer natürlichen Unvollkommenheit, denn das Endliche kann nun einmal nach ewigem, für Gott selbst nicht aufhebbarem Gesetz kein Unendliches, kein schlechthin Vollkommenes sein. Mag man auch die Erbsünde zugestehen, so wird sie doch meist (dans le vulgaire) in einer Weise übertrieben, die Gott als den Schöpfer und Erhalter verunehrt. Die Bibel lehrt zwar, indeß in sehr dunkeln, bildlichen Stellen, daß eine teuflische Verführung stattgefunden habe. Dieß kann aber jedenfalls blos so gemeint sein, daß etwas an sich im Menschen Liegendes bei dieser Gelegenheit vollends zu Tag kam und sich entwickelte, nicht aber daß irgend

etwas Neues störend in Gottes einmal erwählten besten Plan eingetreten wäre.

Und nicht blos, daß dem Teufel keine Eingriffe in Gottes harmonische Weltregierung gestattet sind, Gott selbst handelt und lenkt in ganz andrer Weise, als man gewöhnlich annimmt. Voll von Wundern ist Alles, aber von Wundern der Vernunft. Denn der Weise, also vollends der Allweise verfährt stets nach Grundsätzen und Regeln, nicht nach Ausnahmen. Es ist eine unwürdige Vorstellung, zu meinen, Gott müsse in jedem Augenblick bessernd nachhelfen (gouverner le monde à bâtons rompus), das fehler- und schadhaft gewordene Uhrwerk ausbessern und mit Wundern eintreten, weil es auf natürliche Weise nicht mehr weiter will. Die Weltregierung Gottes ist kein Kartenspiel, gemischt aus Zufall und eingreifender Berechnung. Keine Weltanschauung ist unfilosofischer und unvernünftiger, als der sogenannte Okkasionalismus, wo Alles voll von Wundern und Voraussetzungen steckt — immer die beste Verurteilung einer Ansicht als einer Faullenzerhypothese. Wer Gott die Macht zuschreibt, den Dingen Eigenschaften wunderbar zu geben, die ihnen ihrer Natur nach nicht zukommen, wie z. B. dem Stein das Denken, der gibt Gott das Vorrecht der Unvernunft und öffnet den „allzu verborgenen Eigenschaften" (qualitates occultae) der Scholastik und allen Träumen der Schule wieder Thür und Thor. Daher kann man vom Okkasionalismus sagen, daß er ein Rückfall in das Reich der Finsterniß ist. D e n n e s i s t e i n U n g l ü c k v o n d e n M e n s c h e n, d a ß s i e z u l e t z t a u c h a n d e r V e r n u n f t d e n G e s c h m a c k v e r l i e r e n u n d d a s L i c h t s a t t b e k o m m e n. D i e H i r n g e s p i n n s t e k o m m e n w i e d e r u n d f i n d e n B e i f a l l, w e i l s i e e t w a s W u n d e r b a r e s h a b e n. Es geht in der Filosofie wie in der Dichtung. Man hat die vernünftigen Romane genug bekommen und kehrt jetzt wieder zu den Feenmärchen zurück. (Erdm. 777a.) Ein Wunder hat nur am Anfang stattgefunden, als Gott die beste Welt wählte und schuf, ein Wunder so groß, daß es alle weiteren in sich verschlungen und überflüssig gemacht hat. In diesem ersten Plan sind alle Wunder, von denen man redet, und alle Gebetswirkungen eingeschlossen als Bedingungen, als vorgedachte Ursachen des wirklichen Geschehens, gleich-

wie der wundervolle Trieb der Thiere eine höchst natürliche Folge ihrer einmaligen wunderbaren Einrichtung ist.

Uebernatürliche, geistige Gnadenwirkungen Gottes mag man immerhin als möglich zugeben; doch sind sie wohl selten, denn nichts wäre unvernünftiger, als Wunderhäufung, wo die Natur zureicht. Daher auch meist die Erklärung aus der Anlage, Erziehung, äußeren Umständen u. s. w. genügt. Oft treibt uns ein Instinkt zu etwas Großem. Ist es etwas Gutes, so stammt er allerdings von Gott, obwohl es auch dann natürliche Gründe dafür gibt; denn die Vollkommenheit der Natur ist selbst ein Ausfluß Gottes. So mögen auch Gebete nicht unnütz sein, wenn sie aus reiner Seele kommen; jedenfalls geben sie uns Muth und erfüllen das Herz mit dem Bild der Besserung. Selbst Profetenerscheinungen, wie sie in den Sevennen vorkommen sollen, lassen sich nicht schlechterdings als unmöglich darthun; doch ist es im jeweiligen Fall immer besser, man verhält sich zweifelnd. Dagegen muß ich, so wenig ich sonst etwas leicht verachte, die Wahrsagerkünste (arts divinatoires) für eitelsten Betrug (tromperies toutes pures) erklären und durchaus verwerfen. Auch gegen die, welche in dem traurigen Ende einiger sogen. Antitrinitarier oder Dreieinigkeitsleugner Wunder und Zeichen Gottes sehen, ist schlechterdings zu sagen, daß ein schwerer Tod, begleitet von Wuthausbrüchen und Stöhnen nichts anderes ist, als eine Folge der Krankheit und der Leibesbeschaffenheit, weßhalb das Gleiche selbst den besten Christen von der Welt treffen kann. Uebrigens gibt es auch unter den Antitrinitariern sehr brave Leute, wie unter den Türken. Sogar ein Gottesleugner kann durch Temperament, Erziehung und Umgang ein ganz rechtschaffener Mann sein, nur daß man immerhin mit der Frömmigkeit dieß Ziel leichter erreicht". —

Kann es eine kräftigere, nachdrücklichere und selbst dem gemäßigten Theologen unverfänglichere Bekämpfung des Teufelsunfugs und Hexenspucks geben, als diese filosofisch-theologische Weltanschauung, welche wie die Welt im Ganzen, so auch die einzelne Seele zu einem selbstständigen, vernünftigen, gesetzmäßigen Organismus macht und viel gründlicher noch als Kartesius, die finstern, unheimlichen Mächte aus diesem „Reich der Natur und der Gnade" verbannt, das „keine Fenster und Hinterthüren" mehr hat für die Krallen und Klauen des Teufels und seiner vorgeb-

lichen Werkzeuge? Instinktiv fühlte die Zeit, daß ihr wie ein Alp von der Brust genommen war. Denn um billig zu sein, müssen wir ja zugeben, daß die Schändlichkeiten der Hexenprozesse und ähnlichen Treibens nicht allein und in letzter Beziehung aus der Bosheit und Rohheit der damaligen Menschen stammten. Solche Erscheinungen haben stets einen viel tieferen Grund. Hier war wenigsten ihre lange Fortdauer und erneute Heftigkeit offenbar nichts anderes, als der abspiegelnde Ausdruck von der furchtbaren Niedergedrücktheit jener Zeit durch grenzenloses Elend und übermenschliche Noth. Wer den 30jährigen Krieg und seine nächsten Folgen mit erlebte, dem mag man schon verzeihen, wenn ihm der Teufel im Vordergrund der Weltregierung zu stehen schien. Dem gegenüber bedurfte es einer kräftigen, möglichst stark malenden optimistischen Weltanschauung, um wieder mehr Lebensfreudigkeit und Gottvertrauen in den Herzen zu erwecken. Daher die ganz außerordentliche Wirkung der Theodizee — dieses Gottesrechts — unter allen Bekenntnissen, in allen Ländern und Ständen, von den Fürsten und Fürstinnen auf dem Thron bis herab zu den Frommen und Stillen im Land. Und gewiß hat sie ein gut Theil des Aufsehens und der Anerkennung eben dem Gesichtspunkt zu verdanken, unter welchem wir sie hier bei der Frage der Rechtspflege scheinbar sehr am uneigentlichen Ort betrachtet haben.

Kapitel 2.

Die Kirche.

(Zeitlage: Der Katholizismus und Protestantismus nach dem dreißigjährigen Krieg — Leibnizens natürliche Befähigung und Berufung zur Arbeit auch auf diesem Gebiet — Reunions- und Unionsbestrebungen. Zwecke und Gesichtspunkte dieses seines Wirkens (Vaterland, Christenthum, Bildung). Mittel; äußerlich juridische durch Verhandlung, innerlich geistige durch Mahnung und Aufklärung. Persönliches Wirken in engeren Kreisen. Gesammtwirkung durch sein System und durch die Theodizee als das Buch der wahren, aufgeklärten und duldsamen Frömmigkeit. — Weitgreifender Einfluß auf die gesammte deutsche Aufklärung und ihr Grundgepräge.)

Wenn ein Sturm von so welterschütternder Bedeutung, wie die Kirchenreinigung des sechszehnten Jahrhunderts über die

Völker und Staaten hinweggebraust ist, welch reiches Arbeitsfeld hinterläßt er nachkommenden Geschlechtern, welche dringende Aufforderung, mit Aufbietung aller Kräfte sich, sei's nach vorwärts oder rückwärts, mit dem Neuen zurechtzufinden. Denn solche Wendepunkte der Weltgeschichte sind immer ein „Stein des Anstoßes, gesetzt zum Fall oder zum Auferstehen Vieler, ein Schwert, das durch die Seele geht, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden". Das Alte war auf's Tiefste erschüttert; es mußte vollends zusammenbrechen und abgetragen werden, um einem Neuen gründlich Platz zu machen; oder aber brauchte es aller Kunst und Geschicklichkeit, um durch schnell unterschobene Stützen seinen Bestand zu wahren. Viel edler Same war auf dem freigewordenen Boden ausgesät, war aufgegangen; aber wird er weiterwachsen, wird er nicht zertreten werden oder verkommen durch die Ungunst der Zeiten? Wird nicht das Unkraut ihn überwuchern und ersticken, ehe er Frucht bringt?

Mit großen, herzerhebenden Hoffnungen, unter dem jubelnden Beifall und der staunenden Bewunderung aller Völker und Klassen hatte das große Werk begonnen. Eine gründliche Erneuerung der Kirche und mit ihr des ganzen Völkerlebens schien aus dem furchtbaren luftreinigenden Gewitter hervorgehen zu sollen. Und was war nun daraus geworden, bald und schnell geworden, so daß noch der große Reformator selbst fast mit Eckel darauf schaute und kurz vor seinem Tode wünschte, seine Familie möge ihn nicht lange überleben, „denn er sehe eine so endlose Verwirrung Deutschlands voraus, daß für brave Leute und ordentliche Studien ferner kein Raum sei"!

Es ist wohl kaum zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durchaus und in jeder hier einschlägigen Beziehung schlechter stand, als vor der Reformation. — Zumal vom protestantischen Standpunkt aus gefällt wäre das freilich ein trostloses Urteil, wenn wir nicht von Hegel ein für allemal gelernt hätten, auch in der Weltgeschichte weder „zu klagen, noch zu verlachen, sondern zu verstehen [1]), so schwer eine solche ruhige Haltung auch gerade bei diesem Abschnitt der Geschichte unseres Vaterlands werden mag. Allein es ist nie und

1) Neque ridere neque lugere nec detestari, sed intelligere; Spinoza.

nirgends anders: der Gang der Menschheit gleicht jenen Wallfahrtsprozessionen, wo zwei Schritte vorwärts mit einem nach rückwärts zu erkaufen sind. Nicht blos die Einzelnen, auch die Volksgeister werden nach großen Erhebungen schlaff und matt, fast wie wenn sie damit als dunkler Hintergrund das vorhergehende Gemälde um so heller hervortreten lassen sollten.

Der Katholizismus, eine heilsame und wohlthätige Erziehungsmacht für die rohen Kindheitsjahre noch der mittelalterlichen Menschheit, hatte seinen Beruf erfüllt; die mündig gewordenen Völker hatten das seitherige straffe Gängelband nicht mehr nöthig, sie konnten ihren Weg allein finden. Allein wie selten besitzen große, reichgegliederte und festgefugte Weltmächte, wie die Kirche des Mittelalters war, jene schöne Entsagung, mit welcher Johannes der Täufer vom Schauplatz abtrat und sprach: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen; kein Mensch kann ihm etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben von Oben". Statt dieser demüthigen Selbstverleugnung suchen sie meist mit Gewalt die alte Stellung beizubehalten, und da sie nicht mehr getragen sind vom wirklichen Bedürfniß der Zeit, so müssen künstliche und unnatürliche Mittel den Abgang ersetzen. Diese trotzige Selbstbejahung vollzieht der Katholizismus im Tridentinum. Dessen Verdammungssätze sind fortan das Evangelium Roms, und die neuen Apostel aus der Gesellschaft Jesu werden die streitbaren Sendboten, welche das verlorne Land zurückzuerobern und „ein Feuer auf Erden anzuzünden" sich zur Aufgabe stellen.

Aber auch der junge Protestantismus vermag seine Reinheit und Geistigkeit sich nicht zu bewahren. Je größer die innre Leere der Nachgeborenen, je stärker die eigene Unsicherheit, desto weniger war man im Stand, die Grundforderung des Protestantismus zu vollziehen und in sich selbst, im Geiste, statt in Formen und Buchstaben zu ruhen. In gewisser Art, doch immerhin noch heilsam angeweht von früherer Morgenluft, vollzieht der Protestantismus in der Zusammenschweißung der Konkordienformel, zumal in ihrer oft recht rohen und gewaltsamen Aufnöthigung an die einzelnen Landschaften eine ähnliche Verschaalung und Verknöcherung, wie die Gegenkirche in ihrem Tridentinum. — Allein seien wir auch hier billig und gerecht. Einheit und fester Zusammenschluß that eben Noth, Fixirung und Feststellung war Bedürfniß,

wollte man den ungesunden Gährungen im eigenen Lager, wollte man der in sich so streng geschlossenen Schlachtreihe der Feinde und Widersacher nicht unterliegen. Daß man dann in diesem berechtigten und vernünftigen Streben nach fester Einheit des Guten zu viel that und die „Einigkeit im Geist“ zu sehr vergaß, wir können uns darüber nicht wundern bei einer Zeit und bei Männern, die eben keinen Geist besaßen, weil das vorhergehende Geschlecht allen vorweggenommen hatte; wir dürfen die Maßlosigkeit nicht auffallend finden, denn eben durch Uebertreibung und Ueberspannung sucht der Schwache die Stärke und wirkliche Kraft nachzubilden oder die innre Angst und Marklosigkeit zu verbergen.

Diesem schon gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts geschehenen geistigen Rückschritt drückte der dreißigjährige Krieg vollends das Siegel auf. So unvermeidlich er war, ein Religionskrieg ist und bleibt stets die größte Begriffswidrigkeit, die sich denken läßt: das Geistigste und Innerste Gegenstand des Rohesten und Aeußerlichsten, der Waffen oder diplomatischen Ränke. War endlich auch durch die völlige Erschöpfung beider Parteien oberflächlich Ruhe und Frieden eingetreten, der Haß lebte fort, und war vielleicht noch viel bitterer und widerlicher, als selbst der vorhergehende Kampf mit dem Schwert.

Blickt man auf das katholische Lager, so ist wenigstens in Deutschland alle Kraft der Befehdung und Vernichtung der protestantischen Gegenpartei geweiht, welche im Zeitalter der Reformation Dreiviertel von Deutschland innegehabt hatte und nur durch die großartige Kurzsichtigkeit der Habsburger am völligen Sieg verhindert worden war. Da galt es denn, für die Jesuiten sich zu rühren und zu regen. Man hatte weder Zeit noch Lust, wie in Frankreich, Gährungen und Bewegungen im eigenen Lager durchzumachen oder mit dem römischen Stuhl um die Rechte seiner Nationalkirche zu ringen. Wo die deutschen Katholiken nicht ausreichten, da drängten sich, weltbürgerlich in ihrem Sinn, fremde jesuitische Kräfte ein und besetzten vornemlich die Höfe, um hier oder bei den häufigen Reisen in's Ausland vornemlich die jungen Söhne und Nebenlinien zu bekehren und damit in die protestantischen Lande namentlich zweiten und dritten Rangs einen Keil zu treiben. Wie aber dieser Orden, der schnell anfieng, den römischen Katholizismus zu vertreten, wie er gegen den Protestan-

tismus und Deutschland insbesondre gesinnt war, das wurde z. B. bei der Jahrhundertfeier der Ordensstiftung (1640) mit dankenswerther Offenheit in den Jubelschriften verkündigt: „So lange des Lebens Odem in uns sein wird, hieß es in einer solchen Schrift, werden wir zur Vertheidigung der katholischen Heerde gegen die Wölfe bellen; was Hamilkar dem Hannibal, das ist uns Ignatius gewesen. Nach seiner Aufforderung haben wir dem Protestantismus ewigen Haß am Altar geschworen. Die Deutschen besonders sind das Gott und den Menschen verhaßteste Volk, welches verbrecherischer Weise die väterliche Religion abgeschüttelt hat". Der Papst aber erklärte 1691 in der Heiligsprechungsbulle für Kajetan unter Anderem: „Im verflossenen Jahrhundert hat das gottlose Ketzerhaupt, der Ausreißer aus dem heiligen Heer, Luther und andre tempelschänderische Sektirer in frevlem Versuch gewagt, die Macht des heiligen Stuhls und des Papsts in Rom anzutasten".

Kaum viel mehr Religion und Vernunft fand sich auf protestantischer Seite, welche überdies noch den, nothgedrungen von den Fürsten angenommenen Schutz und Sieg theuer bezahlen mußte, um so theurer, je mehr die Vielheit der deutschen Gebiete in staatlicher und religiöser Beziehung der fürstlichen Selbstherrlichkeit und Willkühr Raum bot. Durch die Kämpfe vor der Abfassung der Konkordienformel hatte sich allmählig eine Spaltung unter den Lutheranern selbst erzeugt. Die mildere, religiöse und vernünftige Partei des edlen Melanchthon hatte sich mehr und mehr ausgeschieden von jenen, welche nur die Stacheln und die knorrige Rinde von Luther ererbt hatten. Jene schloßen sich überall an die gesinnungsverwandten Reformirten an, und so geschah es um ihrer überwiegenden Tüchtigkeit willen, daß sie zum größten Glück für Deutschland und die Zukunft des Protestantismus mehr und mehr Boden gewannen.

Daß solche Erfolge, wie der Uebertritt der Pfalz und Brandenburgs zum reformirten Bekenntniß, die Wuth der lutherischen Gegner auf's stärkste anfachte, ist begreiflich. Nur einige Proben, wie die auf Einigkeit so sehr angewiesenen Schwesterkirchen mit einander standen. Als noch vor Ausbruch des drohenden 30jährigen Kriegs der Reformirte Paräus von Heidelberg glaubte, durch eine Vereinigung der Getrennten würde die 100jährige Jubelfeier

der Reformation am schönsten und würdigsten gefeiert, da tönte es von Tübingen und Wittenberg entgegen, man wolle Einem nur eine Falle stellen, es sei Teufelswerk, sei giftige Verführung zur Hölle. Ja der geschmackvolle Tübinger glaubte (in trauriger Selbsterkenntniß) die Verwerflichkeit der Union sogar aus dem alttestamentlichen Verbot ableiten zu sollen, wornach nicht Ochs und Esel zusammen vor den Pflug gespannt werden durften. Wiederholt konnte man selbst auf der Kanzel hören: Verflucht ist, wer nicht lutherisch ist! oder: Die Meinung, als ob auch Kalvinisten selig werden könnten, ist eine teuflische Eingebung. Ihnen zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und das Gewissen und nichts anderes, als dem Urheber der kalvinischen Greuel, dem Teufel einen Ritterdienst leisten. — In Berlin gieng man, wüthend über das reformirte Bekenntniß des großen Kurfürsten, so weit, daß man im Jahr 1662 den rein biblischen Gebrauch des reformirten Brodbrechens beim heil. Abendmahl durch ein von Schulkindern aufgeführtes Schauspiel verhöhnte.

Das schmerzlichste Beispiel aber, wie weit eine solche Zeitkrankheit gehen kann, ist wohl die Amtsniederlegung des wackern, frommen und selbst duldsamen Paul Gerhard, der es mit seinem Gewissen nicht vereinigen konnte, sich dem Gebot des großen Kurfürsten zu fügen. Und was enthielt dasselbe? Beiden Theilen wurde eingeschärft, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theil keine ungereimten und gottlosen Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Folgerungen aus seinen Lehren abgeleitet würden". Die im folgenden Jahr (1665) der verschiedenen lutherischen Gewissensbedenken wegen gegebene Erklärung besagt ausdrücklich, „es solle den Predigern und Lehrern keineswegs verwehrt sein, ihre Meinungen, so gut sie könnten zu behaupten und was sie für irrig hielten, zu verneinen", nur sollte man einander nicht verlästern und mit gemachten, von dem Andern verworfenen Folgerungen vor dem gemeinen Mann schlecht machen. Gerhard wurde, als er auch darauf hin sich nicht verpflichten wollte, mit Absetzung bedroht, allein auf die allgemeine Fürbitte hin in Ruhe gelassen und des Reverses enthoben. Nichts desto weniger fühlte er sich im Gewissen beschwert und legte sein Amt freiwillig nieder. — Ein solches Beispiel kann Einem auf der andern Seite wieder

wahrhaft wohlthuend sein, weil es zur Ehre der Menschheit zeigt, daß wir offenbar in jenen Erscheinungen weit mehr eine an Irrsinn streifende Verblendung und krankhafte Gewissensverstimmung, als eigentliche Bosheit und Schlechtigkeit vor uns haben, wie man vom Standpunkt der heutzutag Vernünftigen aus sonst nur zu leicht glauben könnte.

Für die Sache selbst bleibt es sich freilich ziemlich gleich, aus welcher Ursache diese Wirkungen hervorgiengen. Genug, daß Kirche und Staat, Glaube und Vaterland auf's schwerste durch solches Treiben geschädigt wurden. Schmerzlich bewegt spricht sich der zeitgenössische Friedrich von Logau über diese Zustände folgendermaßen aus:

Luthrisch, päpstlich und kalvinisch,
Diese Glauben sind entstanden;
Nur Ein Zweifel bleibt noch übrig
Wo das Christenthum vorhanden?
Christus hat durch erstes Kommen
Uns des Teufels Reich entnommen.
Kommt er nun nicht ehstens wieder
Kriegt der Teufel Meistes wieder.

* * *

Wie der Ottomannen Kaiser wollen Geistliche regieren.
Dieser seinen Thron zu sichern, läßt die Brüder stranguliren;
Sie, sogar in Glaubenssachen, fesselten so gern die Brüder,
Hülfen ihnen gern vom Brode, wenn sie ihrem Wahn zuwider.

* * *

Wie? mit unsrem Brudervolke stets in Haß und Neid zu leben
Soll uns die Religion einen schönen Mantel geben?
Ehr' mir Gott Religion, die zwar reinen Glauben gibt,
Aber nichts als Haß und Neid wider ihren Nächsten übt! 1)

Es müßte Einen nach allem Bisherigen wahrhaftig Wunder nehmen, wenn dieser vielleicht dringendste und tiefstsitzende Schaden der Zeit nicht auch für Leibniz ein Hauptgegenstand der Bekümmerniß und des kräftigsten Wirkens gewesen wäre. Auf-

1) Vgl. über das Bisherige Biedermann II, und Pichler I, die ich dankbar benützte. Noch Stärkeres gibt Plank, Gesch. d. prot. Lehrbgr. z. B. IV, 320.

richtig und tief im Herzen, aber nicht bekenntnißmäßig fromm, ein glühender Freund seines schon staatlich genug zerrissenen und bedrängten Vaterlands, und endlich mit klarem Bewußtsein ein Hauptträger der allgemeinen Bildung und Gesittung konnte er's nicht mitansehen, ohne daß ihm das Herz blutete, wie dieselbe Macht, an welche er alle Förderung und Hebung der Menschheit in letzter Beziehung anknüpfen wollte, wie eben die Religion das Gegentheil von all dem that, wie sie in ihrer damaligen Verzerrung das größte Unglück und der Krebsschaden der sogenannten christlichen Völker geworden war. — Jedoch mit Klagen und Jammern war ihm nie genug gethan, er wollte und mußte, soweit es in seinen Kräften stand, handeln und heben, helfen und heilen.

Zwar war er nicht Theolog vom Fach; allein nur um so besser, denn es war ihm mit den Trefflichsten seiner Zeitgenossen klar, daß von dieser Seite eine Besserung nicht zu erwarten stehe. Die, welche eben am kränksten waren, konnten sich nicht selbst helfen. Es mußte auf die protestantische Grundanschauung zurückgegangen werden, wornach das allgemeine Priesterthum und die sogenannte Laienwelt über dem Stand der Geistlichen steht, zumal wenn dieser sich zur orthodoxen oder besser stereodoxen Kaste verknöchert hat. In bitteren schmerzlichen Klagen äußert sich Leibniz wiederholt über den Geist, der in diesen Kreisen herrsche. „Den Tugendhaften, schreibt er an Des Bosses, und vor Allem denen, die sich mit der Religion beschäftigen, gilt besonders das Wort Virgils: Dir zuerst, dir ziemet zu schonen, dem Himmelsentstammten, Wirf das Schwert aus der Hand, mein Sohn (Tuque prior, tu parce, genus qui ducis Olympo; Projice tela manu, sanguis meus)“ [1]). Ein anderes Mal äußert er sich über den Anstand und die Milde, welche überhaupt in allen schriftlichen wie mündlichen Verhandlungen herrschen sollte, also: „Großer Herren Minister brauchen Glimpf; viel mehr sollten es die Theologi thun, deren höchster Fürst Gott selbst. Sonst sagte ich, wenn zwei Armeen wider einander fechten, braucht man zwar Pulver, das scharf schießet, aber keine Stinkpötte. Daher habe ich Herrn Niemeyer von Helmstädt, der bei mir gewesen und mir ein Exemplar

1) Erdmann S. 442.

seiner theologischen Disputationen gegeben, sehr Moderation rekommandirt und gemeldet, daß man gegen Herrn Petersen und Lüders ohne harte Expressionen schreiben könne, und wenn diese gleich es nicht gethan, solle man eine Gloire darin suchen, es doch zu thun" [1]). Ebenso klagt er dem Landgrafen von Hessen-Kassel: „Man sollte meinen, daß gerade die Theologen in Folge ihrer steten Beschäftigung mit Betrachtungen über Jesus Christus, den sanftmüthigsten und demüthigsten, ebenfalls solche Liebe und Milde sich zu eigen machten, aber ganz das Gegentheil ist der Fall. Sie sind voller Wildheit, Härte und Schroffheit, so daß man fürstliche Herren, so doch an Waffendienst gewohnt, sanfter und freundlicher findet. Man kann auf jene das Wort anwenden: Rühre Berge an, so rauchen sie! Sobald man sich nur ein klein wenig von ihren Ansichten entfernt, kommen sie schon mit Blitz und Donner" [2]).

Indeß war Leibniz überhaupt und ganz im Allgemeinen der Ansicht, daß Leute, die nicht eigentlich zum Handwerk gehören, bessere und eigenthümlichere Gedanken vorzubringen pflegen (Brief an Fontenelle, Feder S. 281). Wie viel mehr, wo außer dem Fachgeist noch der Fanatismus die Gemüther verwirrte und den Gesichtskreis beschränkte. Daher war seine klare Ueberzeugung, daß eine Besserung der kirchlichen Schäden vornemlich von Laien auszugehen habe: „Von dem Haufen der Theologen ist nichts zu erwarten; derselbe wird weit mehr durch angelernte Vorurteile, als durch wissenschaftliche Gründe geleitet. Fürsten und Staatsmänner müssen die Sache in die Hand nehmen und mit Beiziehung der bedeutendsten und angesehensten Theologen des Lands die Geister vorbereiten. Mit der Zeit werden dann auch die strengen Orthodoxen sich ergeben" (Bericht an den Kaiser Leopold, Careil I, 15 ff.). „Die Meinung eines gelehrten, frommen und um den Staat verdienten Laien pflegt bei den Anhängern der verschiedenen Parteien größeres Gewicht zu haben, als die durchdachteste Disputation auch des berühmtesten Theologen, der schon durch seinen amtlichen Charakter den Gegnern verhaßt und verdächtig ist". „Nur mit den Geistlichen allein

1) Grotefend Leibnizalb. S. 10. Auch Pertz Tagebuch v. Leibniz S. 210.

1) Rommel, Briefw. v. Leibniz mit dem Landgrafen v. Hessen II, 88. 90 (nach Pichler).

kommt man keinen Schritt vorwärts. Dieß sieht man in Deutschland und Frankreich. Auch hier ist der Kampf gegen Rom und dessen staatsgefährliches Wesen nicht von Geistlichen, sondern fast nur von theologisch gebildeten Laien aufgenommen worden". So habe z. B. de Marka der Kirche und dem Staat große Dienste geleistet, so lange er Rechtsgelehrter gewesen; aber seit er Prälat geworden', habe er Wasser unter seinen Wein gemischt und Alles mögliche gethan, um Rom zufrieden zu stellen. Dasselbe zeige sich an Bossuet, während ein Laie wie Pelisson viel aufrichtiger gewesen sei. „Laien sind zum Ränkeln (biaiser) viel weniger geneigt, als Kleriker (ecclésiastiques). Diese Herrn haben so ihre eigenen Maximen und Gesichtspunkte, die manchmal mehr mit ihren Vorurteilen und Leidenschaften, als mit dem Wohl der Kirche stimmen. Es geschieht das nicht aus Bosheit, sondern durch eine gewisse natürliche Verkettung der Dinge. Die ausgezeichnetsten Menschen sind eben immer noch Menschen und den menschlichen Schwächen unterworfen; daher verlangt die Vernunft, daß man ein Gegenmittel suche, indem man Leute von verschiedenen Gesichtspunkten vereint. Dieß gibt dann eine gute Mischung (tempérament propre), welche das Gedeihen der Sache verspricht"[1]).

In Sonderheit sind es die Fürsten und Staatsmänner, denen er die Aufgabe als die ihrige nahelegt und empfiehlt. Hörten wir doch schon im vorigen Kapitel, wie er auch die Theologie unter den Gesichtspunkt des Rechts stellt, indem er wiederholt die entsprechenden Seiten beider Gebiete und Wissenschaften hervorhebt. Ebenso ist daran zu erinnern, mit welchem Nachdruck er in der „neuen Methode" den Juristen das Studium besonders der geschichtlichen Theologie empfiehlt und sie ermahnt, sich namentlich mit den Vereinigungsversuchen bekannt zu machen, „damit man unterscheiden lerne und aufhöre wegen irgend eines abweichenden Brauchs oder Dogma's wider Andere zu donnern" (fulminare). Doch ist wiederum sehr wohl zu beachten, daß seine Rechtsanschauung selbst nicht die gewöhnliche, ich möchte sagen bureaukratisch-schreibermäßige ist; denn mit dieser wäre der Religion sehr schlecht gedient gewesen, wie eben jene Zeit am Mißbrauch des

---

1) s. Careil II, 407—9, aus einem Brief L.'s an Anton Ulrich von Braunschweig. Vgl. auch Pichler I, 129 ff.

Territorialsystems, am Unfug der fürstlichen Religionswechsel sammt Nachnöthigung und And., zeigte. Schon im Jahr 1669 äußert er sich in einem Brief (Dutens V, 408) über diese von den Gebr. Walenburg angewandte sog. Veronianische Methode: „Sie berufen sich wiederholt auf die Rechtsgelehrten und brauchen deren Ausdrücke und Begriffe auch von Glaubenssachen. Dagegen habe ich in Randnoten gezeigt, wie nichtig es alles ist und wie entfernt von dem wahren Begriff des Rechts. Vielleicht lasse ich diese Bemerkungen als Widerlegung ihrer Ansicht einmal drucken". Sein Recht selbst ist religiös und sittlich gefärbt, es drückt den Gedanken des ächten Humanitätsstaats aus. Und so ist, wenn er die Fragen der Kirche und Religion den Staatsmännern und Rechtskundigen empfiehlt, sein Absehen wesentlich darauf gerichtet, die von allem bestimmten Bekenntniß unabhängige, menschenwürdige Duldung und Freiheit dadurch zu verbürgen, daß der starke Arm eines vernünftigen Staats seine Bürger vor der Beeinträchtigung durch eine weltlich und verfolgungssüchtig gewordene Kirche schütze — ein Schutz und Oberaufsichtsrecht, welches die Kirche in ihre geziemenden Schranken weist und ihr selbst ebendamit den allerbesten Dienst thut. Denn eine Kirche, die herrschen will, ist von Ferne nicht mehr berechtigt, sich auf ihren Stifter zu berufen, dessen Reich ausdrücklich nicht von dieser Welt sein wollte, der zu den Seinen sprach: Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherrn haben Gewalt; so soll es nicht sein unter Euch! (Freilich sagt schon Jesajas: Wer glaubt unsrer Predigt?)

Da nun die Uebelstände der damaligen Zeit wenn auch nicht ihre tiefste Begründung, so doch ihren Hauptausdruck und ihre bitterste Schärfung darin hatten, daß die Eine christliche Gemeinschaft in drei und mehr Religionsgenossenschaften gespalten war, die sich gegenseitig wider einander verhärteten und verstockten, die in der rauhen Rindenbildung ihre Hauptlebensthätigkeit besaßen, so glaubte Leibniz zunächst, wie schon viele wackeren Männer vor und neben ihm, die Heilung würde in einer Wiedervereinigung der Getrennten, in der Reunion der Katholiken und Protestanten, oder späterhin wenigstens in der Union von Lutheranern und Reformirten zu finden sein.

Es kann hier nicht unsre Absicht sein, den geschichtlichen

Gang dieser jahrelangen verwickelten Verhandlungen genau und eingehend zu verfolgen, um so weniger, als dieß längst von Andern in ausführlicher[1]) Weise geschehen ist. Für unsern Zweck wird es hinreichen, die Grundzüge zu geben, um sodann namentlich die anderwärts mehr übergangenen Gesichtspunkte und inneren Beweggründe oder die eigentlichen Ziele und Absichten Leibnizens an's Licht zu stellen.

Daß er sich in ganz hervorragender Weise zu diesem Werk eignete, muß Jedem schon aus dem Bild klar sein, das wir nach dem Bisherigen von ihm haben. Er ist durchaus ein Mann des Friedens und der Vermittlung zwischen den schroffen und einseitigen Gegensätzen; und wenn er so schon in den weltlichen Wissenschaften verfährt, wieviel näher mußte ihm der Wunsch, einen „Gottesfrieden" zu stiften, auf dem Gebiet der Religion liegen. (Freilich fällten nach seinem Tod die Jesuiten der Denkschriften von Trevoux das für die Theologen wenig schmeichelhafte Urteil über ihn: Seine natürliche Milde und Mäßigung machte ihn zum schlechten Theologen!) Zu dieser natürlichen Anlage kommt die ungemeine Vielseitigkeit seiner persönlichen Beziehungen[2]), die reiche Mannigfaltigkeit seiner Lebensverhältnisse. Ueberall knüpfte er an, ohne Unterschied des Standes, Berufs oder Bekenntnisses. Auf seiner ersten Stelle zu Mainz befand er sich unter lauter Katholiken, da besonders sein Freund und Gönner Boineburg ein Uebergetretener war. Frei und freundlich verkehrte er mit ihnen, blieb aber durchaus „sein eigener Herr in der Religion" (in religione suae spontis, wie Boineburg von ihm bemerkt). Späterhin zu Hannover war der erste Herzog Johann Friedrich gleichfalls zum Katholizismus übergetreten, während die anderen braunschweigischen Linien und das ganze Land streng protestantisch blieben. Nicht minder anregend waren seine Verhältnisse für die späteren Unionsverhandlungen. Hannover und Berlin, zwischen

1) Damit soll nicht gesagt sein, daß die bisherigen Darstellungen auch genügen, sofern sie den seither besonders durch Careil herausgegebenen reichen Stoff gar nicht kennen oder nicht gehörig benützen. Die umfangreiche Aufgabe wäre für einen gewiegten Geschichtsschreiber noch immer lohnend.

2) Sein Briefwechsel umfaßte z. B. mehr als tausend Namen, darunter Kaiser und Könige, Feldherrn und Staatsmänner (s. Kl. I, XXII); „derselbe gieng von London bis Pecking, von Petersburg bis Neapel".

welchen beiden er sich theilte, vereinigten in eigenthümlichen Verschränkungen das lutherische und reformirte Bekenntniß.

Kein Wunder, daß unter dem Zusammenwirken aller dieser Umstände sein Blick ein vollkommen freier, von aller Einseitigkeit und Befangenheit lediger wurde oder besser von früh an war. Dazu kam, daß er sich schon in erster Jugend angelegentlichst mit den die Zeit bewegenden theologischen Streitfragen beschäftigte und geflissentlich darauf ausgieng, dem Rechtsgrundsatz entsprechend immer auch „den andern Theil zu hören". So schreibt er an Arnauld im Jahr 1671: „Damit Du meinen Versprechungen, die Friedensstiftung unter den kirchlichen Parteien betreffend, mehr Zutrauen schenkest, will ich etwas bemerken über die Mühe, welche ich (— 24jährig —) auf die Untersuchung der Religion bereits verwendet habe. Mit Sorgfalt habe ich Alles aufzufinden versucht, was irgendwo vorhanden ist, auf daß mir kein wichtiger Einwand und kein Bedenken entgehen könne. Was Celsus, Vanini, Ochino, Servete, Puccio geschrieben, ist allerdings gefährlich, aber ich habe es doch mit nicht unglücklicher Neugierde untersucht. Auch sonst habe ich gelesen, was die Halbchristen oder die Freisinnigeren geschrieben (— folgt eine lange Aufzählung —). Und dabei habe ich eine ganz andre Wirkung an mir erfahren, als die Censoren fürchten. Jene gemeiniglich mit Schrecken erfüllenden Ausdrücke haben mich so wenig erschüttert, daß sie mir vielmehr ein tieferes Verständniß und größere Sicherheit verschafften, wie der Dichter sagt:

Wenn der Himmel es lenkt, nützt dir ein doppeltes Gift
(Et cum fata volunt, bina venena juvant).

Indem ich in dieser Weise eifrig gesucht und sowohl diejenigen gelesen, welche für die heftigsten Gegner, als jene, welche für die glücklichsten Vertheidiger unsres Glaubens gelten, bin ich von blindem Glauben ziemlich weit entfernt. Ich habe weder mir selbst, noch auch dem Glauben irgend etwas nachgesehen; denn ich hielt es für Leichtsinn, wenn man es in einer so wichtigen Sache an Strenge fehlen ließe, und wollte nicht, daß ich mir einst Nachlässigkeit sollte vorwerfen können" [1]).

1) Grotefend Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und Ernst von Hessen, S. 146 (vgl. Pichler I, 137). Dasselbe bezeugt er in seiner eigenen Lebensbeschreibung sowie bei manchen anderen Gelegenheiten.

Mit solchen Mitteln ausgerüstet, ein theologisch hochgebildeter Jurist von allseitigem Wissen, gieng er daran, den Zeitverhältnissen entsprechend zunächst an dem Werke der **Reunion** sich auf's lebhafteste zu betheiligen.

Die erste Anregung empfieng er, wie schon angedeutet, zu Mainz im Umgang mit Boineburg und Johann Filipp von Schönborn. Waren auch die Bemühungen des wackern, edlen Georg Calixt vergeblich gewesen, hatte auch das Religionsgespräch von Thorn im Jahr 1645 die Gegensätze nicht gemildert, vielleicht eher geschärft, so dauerte doch diese, wie manche andre Anregung fort. Denn die Frage war mitten unter den Leiden des dreißigjährigen Kriegs eine viel zu brennende, um nicht immer wieder in Angriff genommen zu werden. Zwar hat sich die, lange Zeit erhaltene Meinung als Irrthum erwiesen [1]), der Kurfürst von Mainz habe um's Jahr 1660 ausdrückliche und förmliche Unterhandlungen in dieser Sache mit dem päpstlichen Stuhl gepflogen. Allein so viel ist wahr, daß nicht blos eine äußerst duldsame, milde Gesinnung an jenem gebildeten Hof herrschte, sondern daß auch die tief vaterländische Gesinnung des Fürsten und Boineburgs mannigfach solche Gedanken bewegte. Leibniz selbst bezeugt dieß in späteren Schriften aus seiner hannoverischen Zeit, wo er seine hieher gehörigen Unterredungen und Berathschlagungen mit Boineburg mittheilt [2]). Offenbar also kam ihm neben dem allgemeinen Zeitbedürfniß und eigenen Denken, die Anregung zunächst aus diesen Kreisen.

Zum erstenmal finden sich nun seine Vereinigungsgedanken niedergelegt in dem auch sonst so reichhaltigen, alle Keime für sein späteres Wirken enthaltenden Akademievorschlag von 1669/72 [3]), den wir schon öfters anzuführen hatten. Die Genossenschaft der Akademiemitglieder sollte zugleich den Kern einer religiösen Vereinigung bilden, für welchen Zweck einige „Friedensregeln" (leges pacificationis) aufgestellt werden. Dieselben wollen dem Protestanten volle Freiheit und Selbständigkeit in **Glaubenssachen** wahren, dagegen sollte er sich in Dingen des **Lebens** und der

---

1) s. z. B. Guhrauer deutsche Schr. I, Anhang S. 3 ff.
2) s. Kl. IV, 429 ff.
3) Kl. I, 130 ff.

kirchlichen Sitte zu verschiedenen Anbequemungen herbeilassen (nihil igitur mutabit quoad fidem Evangelicus conciliatus sed quoad mores vel agenda). Fortan werden diese Gedanken, namentlich sofern sie eine äußerliche Vereinigung in Leben und Verfassung betreffen, immer wiederholt, so oft er aus Anlaß staatlicher Fragen das Bild seiner sogenannten, oben besprochenen, Theokratie entwirft. (Vgl. das Bedenken, den Caes. F. u. and.) Eine weit klarere und staatsmännisch umsichtigere Gestalt nehmen aber diese Plane an, als er zu Hannover gegen das Ende der siebziger Jahre in die Vereinigungsverhandlungen Spinolas hineingezogen wurde.

Den Anstoß zu den nunmehr lebhaft und umfassend werdenden Bestrebungen, die sich über ganz Europa erstreckten, hatte Bossuet gegeben durch seine „Darlegung des Glaubens der katholischen Kirche“ vom Jahr 1671, in welcher er, vornemlich an die bedrängten französischen Reformirten gewandt, den Versuch machte, die Abtrünnigen durch Glanz und Macht seiner Rede der Mutter Kirche wiederzugewinnen, ehe man zu dem kräftigeren Mittel der Dragonaden griff. Dieß glänzende Beispiel wirkte auf den kaiserlichen Theologen Spinola, den Beichtvater der Kaiserin. Denn hier hatte man nicht minder im Schooß des eigenen Reichs, d. h. wenigstens in Ungarn die schlimmsten Erfahrungen gemacht (und hatte noch schlimmere zu machen), wie schädlich die Religionsverschiedenheit auch staatlich wirkte.

Nachdem Spinola im Auftrag oder doch mit der Genehmigung des friedliebenden Kaisers Leopold schon im Jahr 1675 verschiedene protestantische Höfe Deutschlands, besonders aber den des großen Kurfürsten besucht hatte, ohne viel Erfolg zu haben, kam er im Sommer 1679 auch nach Hannover, wo der Boden, durch die dortigen Verhältnisse für seine Bestrebungen besonders günstig schien. Vielleicht, daß Leibniz selbst (einem Brief nach zu schließen) Veranlassung zu seinem Kommen bot. Indeß waren die Verhältnisse nur scheinbar günstig. Denn Johann Friedrich als übergetretenener Katholik inmitten eines streng protestantischen Volkes war naturgemäß gehemmt und mußte sich hüten, allzuoffene Schritte zu thun, ohne daß Andre und Mächtigere sich der Sache annahmen. Auch Leibniz konnte nicht umhin, dieß zu fühlen; überdem erkannte er wohl, daß Spinola selbst bei allem etwaigen guten

Willen nicht der Mann sei, um mit diesem Herumziehen an den einzelnen deutschen Höfen das große Werk zu Stand zu bringen. Darum wandte sich L. schon jetzt an Mächtigere, durch deren Beitritt und Eingreifen ihm allein das Gelingen möglich schien; er suchte mit Ludwig XIV und der gallikanischen Kirche, insonderheit mit Bossuet und Huet anzuknüpfen, indem er dachte, daß vom Standpunkt der „gallikanischen Freiheiten" und der dortigen Nationalkirche aus eine Uebereinkunft mit den Protestanten am ehesten möglich wäre. Aus Veranlassung der Spinolischen Bemühungen schrieb er also an Bossuet mit der Aufforderung, den König zu gewinnen. Bossuet that es und antwortete, daß der König von der Sache benachrichtigt, weit entfernt sei, sich zu widersetzen, sondern diesen Gedanken Geschmack abgewonnen habe und sie begünstigen werde. Gleich darauf (August 1679) knüpfte Leibniz auch mit Huet an, der ihn, wie so viele Andre, mit Bekehrungsversuchen behelligte. Dieß, meinte Leibniz hier wie immer, sei nicht nöthig und nicht die Sache, um die es sich handle, wohl aber liegen die Zeitumstände höchst günstig für die allgemeine Vereinigung, ebenso ehrenvoll für die römische Kirche, wie erträglich für den andern Theil. „Den Papst Innocenz XI höre ich wegen seines heiligen Lebenswandels, seines vortrefflichen Willens und seiner Weisheit loben. Dazu kommt des Kaisers glühende Frömmigkeit und des größten Königs (Ludwig) höchste Tugend. Daher wird entweder jetzt etwas geschehen, oder ich fürchte, wenn wir die Gelegenheit vorübergehen lassen, wird das Allen heilsame Werk noch auf einige Jahrhunderte hinausgeschoben. Daher wünsche ich, daß auch Du bei Deinen Entwürfen mit dem berühmten Bossuet dich vereinigtest".

Doch bevor von Seiten der französischen Prälaten etwas Weiteres geschah, das in Hannover hätte aufgenommen werden können, fanden diese Bestrebungen ein vorläufiges Ende durch den raschen Tod Johann Friedrichs zu Ausgang des Jahrs 1679. Dieß und die nachfolgende staatliche Verwicklung zwischen Deutschland und Frankreich (— Raub Straßburgs —) machte, daß erst im Jahr 1683 Spinola den abgerissenen Faden wieder aufnehmen konnte. In diesem Frühjahr kam er abermals nach Hannover, wo nunmehr der lutherische, aber sehr freisinnig duldsame Ernst August und neben ihm seine hochgebildete reformirte

Gemahlin Sofie regierten. Waren schon diese Umstände für eine Vereinigung weit günstiger, als unter Johann Friedrich, so kam noch dazu, daß der jetzige Herzog bereits sein Absehen auf eine Erhöhung seines Hauses durch den Kurhut gerichtet hatte und schon deßhalb geneigt war, dem Kaiser auch bei seinen Kirchen-einigungsplanen willfährig entgegenzukommen.

Die Unterhandlungen wurden ganz nach Hannover gezogen. Auf Befehl des Herzogs arbeiteten protestantischer Seits der (lutherische) Abt Molanus von Lockum, der Hofprediger Barkhausen und die milden Helmstädter Theologen Ulrich Calixt und Meier. Merkwürdiger Weise gelang es sehr schnell, eine Vereinigung zu finden. Stellte doch auch Spinola die annehmbarsten Bedingungen: Die Protestanten sollten weder im Glauben noch in den Gebräuchen und der Verfassung, die Macht der Fürsten und die der Geistlichen anlangend, irgend etwas Wesentliches aufgeben. Die Ehe der Pfarrer sollte gestattet sein. Ja sogar das tridentinische Konzil wolle man bis auf eine allgemeine Kirchenversammlung einstweilen aufheben. Dafür sollten sie nur den Papst nicht für den Antichrist, sondern für den obersten Patriarchen der Christenheit halten, dem das Primat, nicht der Gerichtsbarkeit, sondern der Ordnung, und nicht nach göttlichem, sondern nach menschlichem und kirchlichem Recht zukomme. All dieß solle noch vor dem allgemeinen Konzil in einer besondern Zusammenkunft abgemacht und genugsame Versicherung darüber gegeben werden.

Diesem Vorschlag Spinolas stellte Molanus im März 1683 eine Unionsmethode (Methodus unionis ecclesiasticae inter Romanenses et Protestantes) entgegen oder besser zur Seite, welche im Wesentlichen keine andren Forderungen und Bedingungen, als die Spinolischen aufstellte. Einige untergeordnete Meinungsverschiedenheiten gelang es, auch noch zu beseitigen und damit zu einem gemeinsamen Entwurf zu gelangen, der (allerdings erst) 1691 herauskam unter dem Titel: Regeln zur kirchlichen Vereinigung aller Christen. — Als Hauptsache hatte sich allmählig die äußere Aufnahme der Protestanten in die römische Hierarchie herausgestellt, während die Vereinigung in der Lehre mehr im Hintergrund blieb und von einer zukünftigen Verständigung durch eine neue allgemeine Versammlung abhängig gelassen wurde. Einstweilen sollte jede Partei die Lehrsätze der

andern dulden. Auf Grund dieser Vereinbarungen begab sich Spinola Anfangs 1684 nach Rom, und auffallender Weise wurden seine Eröffnungen daselbst mit großem Beifall aufgenommen. Der Papst und selbst der Jesuitengeneral erklärten sich dafür und „gaben den Protestanten alle mögliche Hoffnungen", wie Leibniz in einem Aufsatz darüber sagt.

Wie stellte sich nun aber, dieß ist für uns hier die Hauptsache, Leibniz seinerseits zu all diesen Verhandlungen und Bestrebungen? [1]) Die richtige Antwort ist nicht leicht, ja sie ist unmöglich, wenn man nicht das Ganze scharf im Auge behält und die verschiedenen Einzelkundgebungen unsres Staatsmanns verknüpft. Eine dieselben trennende Betrachtung muß nothwendig gewisse Widersprüche und Halbheiten entdecken.

Vor Allem ist zu beachten, daß er bei den Verhandlungen des Jahrs 1683/84 ziemlich auf der Seite stand, indem er sich zum Theil im Harz aufhielt, während Molanus die Seele der Besprechungen bildete. Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch Leibniz Antheil nahm und durch Denkschriften oder Gutachten und Briefe der Sache sich widmete. Allein er war doch offenbar nur halb dabei, und es ist nicht zu verkennen, daß er bei den ob auch Jahre lang fortgesetzten Bestrebungen sehr bald nicht mehr die frische zukunftsfrohe Freudigkeit zeigt, die ihm sonst eigen ist, daß er mitthut und die Bemühungen fortsetzt, weil ja vielleicht doch noch etwas zu erreichen war, jedenfalls bei vernünftiger Behandlung nicht viel geschadet werden konnte. Allein viel mehr als dieß hoffte er offenbar nicht, wenigstens nicht in der nächsten Zukunft und Wirklichkeit, so klar ihm fortwährend das Ziel vor Augen stand, sowenig er an einer endlichen, einstigen Erreichung verzweifelte.

Diesen zu Tag tretenden Mangel an Zuversicht und freudigem Schwung aus dem Mangel an Eifer und Theilnahme für

---

1) Wir hielten uns im bisherigen geschichtlichen Verlauf ganz an Guhrauer (Leben I, 340 ff. II, 19 ff.) unter Vergleichung andrer Darstellungen, wie z. B. der von Biedermann. Im folgenden können wir aus dem neuherausgegebenen Stoff die Schilderung Guhrauers ergänzen, müssen aber von demselben völlig in der Art abweichen, wie er Leibnizens ganze Stellung zu dieser Frage sich denkt. Ich glaube entschieden, daß es hier dem verdienten Lebensbeschreiber nicht gelungen ist, seinen Mann richtig aufzufassen, schon da ihm die nöthigen Anhaltspunkte noch fehlten.

die Sache selbst herzuleiten, ist unnöthig weit hergestellt, abgesehen davon, daß es mit dem sonstigen, scharf ausgeprägten Bild des ganzen Manns schlechterdings nicht zusammenstimmt. Sehr viel näher liegt die einzig richtige Erklärung, daß er eben gar zu bald sah, wie unendlich schwierig, ja zunächst sogar unmöglich das sonst so wünschenswerthe Werk sei. Eine halbe Durchführung konnte am Ende weit mehr schaden als nützen; die Trennung und Spaltung mußte nur noch größer werden, wenn es nicht gelang, zum Mindesten die überwiegende Mehrzahl der Protestanten zu gewinnen. Und war keine sichre Bürgschaft gegeben, daß die zunächst dem Katholizismus förderliche Vereinigung unter der Hand und in aller Stille auch zu einer geistigen Erneuerung und Umbildung desselben durch die aufgenommenen Protestanten ausschlage, so war die Einheit viel zu theuer erkauft, so war ein offenbarer geschichtlicher Rückschritt geschehen, ohne dafür einen größeren nachherigen Fortschritt zu erreichen.

Solche Erwägungen erklären das Verhalten Leibnizens schon genügend, ehe wir noch einen tieferen Einblick in sein geheimeres Wirken besitzen. Faßte doch sogleich die Mehrzahl der damaligen Protestanten, Fürsten wie Private, z. B. auch Spener, das ganze Bemühen Spinolas so auf, daß es sich nur um eine Falle für die Protestanten handle, um diese entweder ganz wieder unter das alte römische Joch zu beugen, oder ihnen doch eine gefährliche Spaltung im eigenen Lager zu verursachen, welche den künftigen völligen Sieg Roms anbahnte. Leibniz kannte diese Besorgnisse wohl, daher er im Januar 1684 von Zellerfeld aus an Molanus schrieb, man solle doch ja die größte Vorsicht beobachten, da sowohl Katholiken als Protestanten schwere Nachtheile von der Vereinigung besorgen. Und daß diese schlimme Auffassung nicht so ganz ohne Grund sei, wußte er ebenfalls und fand es zum Ueberfluß bestätigt durch die Versicherung seines streng-katholischen Freunds, des Landgrafen von Hessen, der ihm 1684 schrieb: „Ich bin sehr verwundert, daß man in Rom die Verhandlungen Spinolas duldet und billigt, während man im vorigen Jahrhundert nicht einmal das so bescheidene Interim gewähren wollte. Manche Lutheraner glauben daher, daß Spinola Alles nur vorschlägt, um ihnen eine Falle zu stellen, sie unter einander zu

spalten und zu entzweien. Und ich selbst komme dahin, zu denken, daß diese Leute nicht gerade die albernsten und einfältigsten sind, sondern eine gute Nase haben. Denn im Uebrigen ist es eine gewisse Sache, daß man unsrerseits auch nicht das Geringste vom Wesentlichen ablassen wird".

In Spinolas persönliche Aufrichtigkeit Mißtrauen zu setzen (wie Guhrauer meint), war Leibniz nicht eben veranlaßt; zum mindesten wäre er davon wieder zurückgekommen, sonst hätte er nicht nöthig gehabt, nach dessen Tod in seinem „Epicedium"[1]) sich so anerkennend über ihn auszusprechen. Dagegen ist wohl sicher, daß er nicht allzuviel auf seinen Verstand und seine Geschicklichkeit hielt; „weder die jetzigen Zeiten, noch die Persönlichkeit des Bischoffs erwecken mir Hoffnungen, und wider das beabsichtigte Konzil erheben sich so viele Schwierigkeiten, daß wir Beide es wohl nie erleben werden", schreibt er 1684 an Seckendorf in Jena. Ohne also den Mann selbst für unehrlich zu halten, konnte Leibniz doch ganz gut in ihm das mißbrauchte Werkzeug hinterlistiger, römischer Staatskunst sehen und dieß vielleicht um so mehr, je größer dort die Bereitwilligkeit war, auf die Sache einzugehen. Denn mißlich blieb, daß die Vorschläge Spinolas im Grund blos Privatcharakter besaßen und Rom sich nicht weiter, als mit allgemeinen Versprechungen gebunden hatte, die so oder so ausgelegt werden konnten, wenn man sie nicht lieber ganz vergaß. Weitaus das Schlimmste aber war in Leibnizens Augen offenbar das, daß jene Verhandlungen ganz die Richtung auf äußerliche Vereinigung genommen und die Lehre, also das Geistigste so gut als umgangen und in den Hintergrund geschoben hatten. Er konnte sich nicht verhehlen, daß eine solche Verbindung entweder ohne alle Dauer oder gar schädlich wäre, weil sie keine Bürgschaft innerer Erneuerung gab.

Wohl hatte unser Staatsmann früher, d. h. in dem oben erwähnten Akademievorschlag seiner Jugend, selbst auch die Lehre (fides) ganz aus dem Spiel gelassen und sein Absehen nur auf die Einheit in Leben und Bräuchen gerichtet gehabt. Allein mit

---

1) S. Careil II, 100: Laudamus merito — Serio de temperandis controversiis cogitare cœpit — immatura morte, si cœpta spectes, præclara consilia aliis prosequenda reliquit u. s. w.

wachsender Reife des Blicks gab er diesen Standpunkt entschieden auf. Dieß zeigen die für das Verständniß seiner Haltung grundwichtigen Stücke aus der Zeit der ersten hannoverischen Verhandlungen Spinolas [1]).

Durch alle diese größeren oder kleineren Entwürfe geht der Gedanke, den Leibniz der Hauptsache nach schon im Umgang mit Boineburg gefaßt zu haben erklärt, es müsse die Vereinigung wesentlich in geistiger Weise, durch Auseinandersetzung über die Lehre und ihre Streitpunkte geschehen (j'avais le dessein de travailler à une discussion exacte de quelques controverses). Freilich sei die gewöhnliche Art und Weise dieser Religionsbesprechungen ebenso unerquicklich als unfruchtbar. „In menschlich-anständigem Ton zu reden halten manche schon für einen Verrath an ihrer Partei; und es geht eben schwer, einen Raben singen zu lehren, wie eine Nachtigall. Außerdem ist es selten, daß die Leute im Stand wären, eine Frage fest und bestimmt in's Auge zu fassen oder angestrengt über dieselbe Sache nachzudenken. Sie bringen anstatt der Gründe bei, was ihnen gerade einfällt, meist eben so Ungewisses, als das zu Beweisende selbst. Die Beweise, näher angesehen, sind gewöhnlich nichts anderes als eben die Folgerung, nur mit andern Worten ausgedrückt. Man dreht und wendet die Sache herüber und hinüber und das heißt man dann sie erhärten. Etwas anders Leute von Geist und Bildung. Da finden wir gewählte Beispiele, Zeugnisse aus dem Alterthum, scheinbare Widersprüche des Gegners; lustig tummelt man sich auf dem Schlachtfeld herum, und schließlich ist, was man treibt, mehr nur ein Spiel mit der Religion, wenn man das gleich nicht eigentlich beabsichtigt. Es gibt hiebei auch Leute mit den reinsten Gesinnungen und Zwecken. Allein sie sind alsdann gar oft von ihrem Eifer so sehr eingenommen, daß sie nicht mehr klar sehen. Weiß ihnen der Gegner geschickt zu antworten, dann protestiren sie, rufen Himmel und Erde zu Zeugen an und schließlich geht Alles in Rauch auf. Kurz, alle Ränke und Kunstgriffe, die man bei den Advokaten bemerkt, haben hier noch weit mehr freies Spiel. — Um diesen Uebelständen der gewöhnlichen Auseinandersetzung in Religions-

---

1) Mitgetheilt von Careil und von Klopp IV, 429 ff. Sie waren Guhrauer noch nicht bekannt, daher seine entschieden irrige Auffassung.

sachen zu begegnen, wäre es das beste und einzige Mittel, die Streitpunkte in völlig unparteiischer Weise darzulegen: weder als Richter, noch als Beklagter oder Rathgeber, sondern als ruhiger Berichterstatter, dem man gar nicht anmerkte, auf welcher Seite er denn eigentlich für seine Person stehe. Die Form betreffend müßte alles in guter Ordnung geschehen, wodurch Klarheit und Durchsichtigkeit gewonnen wird; auch dürfte das Ganze nicht zu umfangreich sein, um einen leichten Ueberblick zu ermöglichen".

Die Gedanken dieses ersten Aufsatzes (Kl. IV, 429—39) treten in den folgenden deutlicher hervor und auseinander. „Ich habe, erklärt L., im Gespräch mit Boineburg gefunden, daß man sich das Konzil von Trident schon gefallen lassen könnte, ausgenommen drei oder vier Punkte, welche nicht angehen. Diese sollten nothwendig eine andre Auslegung erhalten, die zwar nicht den Worten oder dem Geist der katholischen Kirche widerspricht, wohl aber weit genug von der gewöhnlichen Auffassung einiger scholastischen Theologen und besonders der so einflußreichen Mönche abweicht. Würde man mir, sagte ich offen und ehrlich zu Boineburg, von Rom aus diese Erklärung geben, daß meine Auffassung wenigstens erträglich und weder häretisch noch glaubenswidrig sei, dann könnte ich weiter gehen und würde mich bestreben, Alles weitere in ein so helles Licht zu stellen, daß meine Arbeit vielleicht seiner Zeit viel zur Vereinigung beitragen könnte.

Ich hatte nemlich den Plan eines Werks von äußerster Wichtigkeit unter dem Titel: Katholische Demonstrationen. Dasselbe sollte drei Theile erhalten: Der erste gäbe den Beweis für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, überhaupt die ganze natürliche Theologie. Der zweite hätte zum Gegenstand die christliche Religion oder die geoffenbarte Theologie. Hier wollte ich die Möglichkeit der Mysterien beweisen und die Schwierigkeiten heben, welche man in der Dreieinigkeit, der Menschwerdung, dem Abendmahl und der Auferstehung finden will. Denn die Beweise der christlichen Religion sind nur moralische (Wahrscheinlichkeitsbeweise), wie bei allem Thatsächlichen. Der dritte Theil behandelte die Kirche, wo ich sehr überzeugende Beweise hatte, daß die Hierarchie göttlichen Rechts sei. Dabei unterschiede ich genau die Grenzen der kirchlichen und weltlichen Gewalt und zeigte, daß die Kleriker, wie alle Menschen der Obrigkeit einen

äußeren Gehorsam schulden, jedenfalls eine Duldung ohne Grenzen nach dem Beispiel der ersten Christen, die zwar den gottlosen Befehlen der heidnischen Kaiser nicht gehorchten, aber ebensowenig der Gewalt mit Gewalt begegneten. Dafür nun schulden alle Menschen und auch die Fürsten der Kirche einen innern Gehorsam, d. h. eine Unterwerfung in Glaubenssachen, soweit es ihnen möglich ist. (Diese Klausel ist nöthig; denn wenn unglücklicher Weise ein Mensch einen klaren Widerspruch bemerkte, so wäre es ihm unmöglich, dem Glauben zu schenken; er wäre dann Ketzer, aber nur materiell, und hörte darum nicht auf, selig werden zu können.) — Um aber für diese Demonstrationen einen festen Grund zu legen, wäre zuvor nöthig, die Anfänge der wahren Filosofie zu geben; denn man braucht eine neue Logik, die namentlich auch der Wahrscheinlichkeitslehre mehr Sorgfalt schenkte, als bisher geschah, während dieselbe doch in Sachen des Glaubens und Lebens von höchster Wichtigkeit ist. Ebenso bedürfte die Metafysik einer Förderung, um auch die theologischen Fragen richtiger zu fassen. All dieß müßte mit einer solchen Sicherheit und Genauigkeit ausgeführt werden, daß es wäre, als hätte man es mit der Arithmetik zu thun, der kein Vernünftiger sich verschließen kann. Die wahre Religion ist ja zugleich die vernünftigste. — Indeß haben diese sämmtlichen Plane zur Bedingung und Voraussetzung, daß Rom jene obige Erklärung gebe. Denn sonst könnte ich mich nicht drauf einlassen (donner contentement). Wäre ich doch alsdann genöthigt, Dinge zuzugeben, welche von meiner Demonstration (und „characteristica“) selbst widerlegt würden, ob ich, ob alle Welt gleich Ja sagte. Diese Erklärung zu erlangen, müßte man aber gewißlich mit großer Geschicklichkeit verfahren. Denn jedes Ding hat viele Seiten. Das Unschuldigste ist oft auf falschen Argwohn hin verworfen worden, während das Mißlichste durch die Gewandtheit seiner Träger durchgieng“ [1]). — Was ist nun aber die beste Art, um diese unerläßliche „Deklaration“ von Rom zu erlangen? „Nachdem ich reiflich erwogen, was der beste Weg dazu sei, kam ich auf den Gedanken, es müßte eine Schrift in der Art abgefaßt (forger) werden, als ob sie von einem Katholiken käme und den Zweck hätte, einen Protestanten zu bekehren. Der Ka-

1) Kl. IV, 440—47.

tholik würde hier Alles in der günstigsten (favorable) und gefälligsten (complaisante) Weise auslegen, die möglich wäre, ohne seinem Glauben Unrecht zu thun. Unter solchen Umständen wird man in Rom immerhin geneigter sein, eine derartige Darlegung zu begünstigen, als zu verurteilen. Die günstigen Erklärungen [1]) wären von doppelter Art, die Einen solche, wie sie ein Privatmann verlangen kann, betreffend z. B. die Anbetung bei der Eucharistie, den Sinn der Verfluchungen, die Rechtfertigung, die Buße u. s. w., also wesentlich Glaubenssachen. Andre bezögen sich auf die Fürsten und den Staat, bestehend in Bewilligungen und Freiheiten; z. B. das Abendmahl in doppelter Gestalt, die Ehe der Geistlichen, die Einziehung der Kirchengüter. Dieß und Andres könnte man in die obige Schrift einfließen lassen. Würde sie dann in Rom gebilligt und wäre man außerdem geneigt, auf Zugeständnisse sich einzulassen, wie ein Fürst sie mit Recht verlangen kann, dann dürfte es möglich sein, von der Lehre zum Leben überzugehen und vielleicht noch größere Erfolge als Bossuet zu erreichen. Es ist mir sehr schwer geworden (j'ai eu toutes les peines du monde), mich zu dieser Eröffnung zu entschließen, da ich nicht weiß, wie E. Hohheit sie aufnehmen wird und ob sie überhaupt an der Zeit ist. Jedenfalls bitte ich, mir dieß Papier wie das vorige zurückzusenden. Könnte man aber etwas derartiges für das allgemeine Wohl der Christenheit thun, so gestehe ich, man hätte sein Leben sehr gut angewandt" [2]).

Hiemit haben wir den Schlüssel zu dem so viel umstrittenen „Systema Theologicum" von Leibniz, sowie den klaren Einblick in seine Auffassung des Einigungsgeschäfts. Zunächst ist zu beachten, daß die hier gegebenen Denkschriften drei verschiedene Zeiten berühren. Ein großer Theil der Gedanken ist nur Jugendentwurf von Mainz her. Allein schon da steht die Lehre als grundwichtig im Vordergrund. Die „Demonstrationes catholicae" sollen nicht blos den Boden der Einigung abgeben, sie sollen in ihrer Betonung der „natürlichen Religion" an der Spitze zugleich reinigend und läuternd auf den Katholizismus wirken.

---

1) „déclarations favorables"; es läßt sich sprachlich nicht entscheiden, ob damit die „Declaration" von Rom oder das „expliquer favorablement" in dem fraglichen Diskurs gemeint sei. Nach dem späteren Zusammenhang ist das letztere der Fall.

2) Kl. IV, 455 ff.

Daher das unerschütterliche Verlangen nach einer „Deklaration“, welche solche Bestrebungen frei läßt, d. h. im Grund Gewissens-, noch mehr aber Wissenschaftsfreiheit gewährt. Damit wäre zum Voraus ein heilsames Salz in die ganze weitre Entwicklung geworfen und könnte im Verlauf Manches umgeformt werden, was zunächst noch stehen gelassen würde.

Daß es Leibnizen in jenen Jugendjahren mit der Beweisung der „Eucharistie“ u. s. w. Ernst war, hat man keinen Grund zu bezweifeln. Doch ist bezeichnend, wie er schon hier von der bloßen „moralischen“ Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit redet, die solchen Dingen zukomme. Von einem scharfen Ja oder Nein, wie in der Mathematik und Fysik, war hier keine Rede, also konnte man sich schon mit einander zurecht finden und die Entscheidung für oder gegen das doch nur Wahrscheinliche ruhig der Neigung und dem Bedürfniß des Einzelnen überlassen, ohne sich darüber zu befehden. (Indeß ist zweifellos, daß er im späteren Verlauf von diesem weitgehenden Zugeständniß und dieser kühnen Zuversicht des Beweisenkönnens zurückkam und sich darauf beschränkte zu sagen, derartige Geheimnisse, wie z. B. die Dreieinigkeit, seien ihrer Natur nach eben nur annähernd erfaßbar und bilden jedenfalls nicht den Kern der Frömmigkeit.)

Diese Anschauungen aus der Mainzer Zeit werden nun der Hauptsache nach unter Johann Friedrich in Hannover wieder aufgenommen, offenbar zu der Zeit, da Spinola zum erstemal dorthin kam. Zugleich wird jetzt aus der genaueren Kenntniß der Wirklichkeit heraus darauf hingewiesen, wie nichtig und unfruchtbar die gewöhnliche Art von Religionsverhandlungen statt einer gänzlich unparteiischen, schriftlich-geordneten Darstellung der Streitpunkte sei. Allein auch dieß habe nur Werth und Aussicht auf Erfolg, wenn man zuvor eine einigermaßen zuverlässige und bindende Zusage von Rom in Händen habe. Daher nun hier zum ersten Mal der Gedanke des unter einer katholischen Maske geschriebenen „Systema theologicum“ auftritt.

Zum dritten Mal erneuern sich endlich diese Pläne bei Spinola's zweitem Kommen unter Ernst August, an welchen der erste obige Aufsatz als geschichtlicher Bericht aus Johann Friedrich's Zeit gerichtet ist. Unsere Behauptung, die sich auf den Einblick in die Reihe dieser Denkschriften stützt, die Behauptung nämlich,

daß Leibniz mit vollem Recht schon lang und besonders auch bei den Hauptunterhandlungen des Sommers 1683 den größten Nachdruck auf eine verhältnißmäßige Einigung in der Lehre legt, sie wird noch ausdrücklich bestätigt durch einen Brief desselben an Ernst August vom Jahr 1686, den auch Guhrauer anführt, ohne ihn gehörig zu verwerthen: „Oft sind sehr gute Gedanken nicht zur Ausführung gekommen, weil wohlgesinnte Personen, welche einen und denselben Zweck hatten, unter sich auf Widersprüche stießen und über die Mittel nicht einig waren, deren man sich bedienen mußte. So ist es auch hier bei dem Punkt des Kirchenfriedens. Indem E. Hohheit sich befleißen, ihn auf das Alterthum und auf die bündige Methode der Autorität einer sichtbaren Kirche zu gründen, scheinen Sie nicht zu billigen, daß man auf die Streitpunkte Schritt für Schritt eingehe, und halten mir vor, daß ich mich dadurch von den wahren Grundsätzen entferne. Was mich betrifft, so kann ich sagen, daß ich das Alterthum studirt habe und daß ich eine Ueberlieferung der katholischen Kirche unendlich schätze. Nichts desto weniger habe ich geglaubt, daß es wichtig sei, freilich nicht für Jedermann, aber doch für diejenigen, welche dazu geeignet scheinen, eine sorgsame Erörterung der Materien damit zu verbinden, um sich keinen Vorwurf machen zu dürfen und mit aller möglichen Aufrichtigkeit und Genauigkeit ohne Verstellung und Verheimlichung handeln zu können" [1]). Ebenso entwickelt er nun auch vor Ernst August (wie früher vor Joh. Friedr. und 1684 vor dem Landgrafen von Hessen) seinen Gedanken einer katholisch geschriebenen „Auseinandersetzung des Glaubens, die ein wenig mehr auf's Einzelne einginge, als die von Bossuet; darin ein meditativer Mann suchte, sich auf's schärfste und aufrichtigste über die streitigen Artikel zu erklären, indem er die zweideutigen und scholastisch vexirenden Ausdrücke vermiede und nur ganz natürlich redete u. s. w."

Aus all dem ist erst vollends klar, wie Leibniz sich zu den spinolischen Bestrebungen stellte und stellen mußte. Einerseits konnte er sie vollkommen billigen, und in verschiedenen Briefen wie Denkschriften als das verhältnißmäßig vernünftigste Verfahren hinstellen [2]). Vernünftig an ihnen war nemlich, daß sie für's

1) Guhr. Leben II, 29 f.

2) Vgl. z. B. bei Careil II, 1 ff „Von den Methoden der Vereinigung".

erste etwas mehr wollten, als die bereits seit dem westfälischen Frieden wenigstens im Grundsatz feststehende bürgerliche Duldung. Richtig war ferner, daß sie sich von der unfruchtbaren Art andrer Religionsgespräche fern hielten, bei welchen nichts herauskam. Und endlich war der Hauptsache und dem Gedanken nach nur zu billigen, daß sie zunächst nach einer vorläufigen Vereinigung strebten, welche für's Weitere den festen Boden ergab; sonst hieng alle Mühe und Arbeit in der Luft. Allein auf der andern Seite konnte All dieß ohne jene bindenden Zusagen Roms statt der bloßer Privaten, und ohne Bürgschaft für den hochwichtigen Punkt der Lehre doch auch wieder nicht genügen, daher abgesehen von den einzelnen Persönlichkeiten und den Zeitverhältnissen die unverkennbare Nichtbefriedigung Leibnizens. Einfach hieraus ergab sich seine doppelte Stellung zu Spinola, und ich wiederhole deßhalb, daß es ganz überflüssig und verfehlt ist, sein Lob auf die Rechnung des schmiegsamen Hofmanns, der alle Schwenkungen seiner Herren mitmachte, und seine Unbefriedigung auf die des klarer blickenden Filosofen zu schreiben (wie Guhrauer thut). Daß er aber die letztere Stimmung geheimer hielt und nur in Briefen u. A. aussprach, erklärt sich sehr natürlich daraus, daß die ganze Wirkung seiner unparteiischen Auseinandersetzung eben darauf beruhen sollte, daß man den Verfasser und seine Partei nicht kennen durfte.

Endlich um die Zeit von 1686—88 führte er nach fast zehnjähriger Erwägung seinen Gedanken jener eigenthümlichen Schrift aus; er verfaßte eine Auseinandersetzung des Glaubens vom katholischen Standpunkt, die erst in diesem Jahrhundert unter seinen Papieren gefunden den Namen des „Systema theologicum“ erhielt. Wahrscheinlich verfaßte er sie kurz vor Ausbruch des orleanistischen Kriegs, um einen letzten Versuch auch auf diesem Gebiet zu machen, ob nicht die, von Frankreich besonders unter dem Deckmantel der katholischen Religion drohende Gefahr noch beschworen werden könne. Vielleicht, daß die Arbeit zu Wien übergeben werden sollte oder auch wirklich übergeben wurde.

Es ist nach dem Bisherigen ganz klar, wie sie anzusehen ist. Komisch muß uns sein, daß sie bei der ersten Auffindung von katholischer Seite mit Jubel begrüßt wurde, als wäre sie Leibnizens religiöses Vermächtniß und ein Beweis, daß er in der

Stille katholisch gewesen oder es wenigstens vor dem Tod geschwind noch geworden sei. Ebenso irrig ist aber, wenn Pichler dieß zwar zurückweist, allein dafür meint, es sei Leibniz mit dem dort Gesagten damals voller Ernst gewesen. Nein, die Schrift ist nicht mehr und nicht weniger als eine „unschuldige List" („une ruse innocente"), wie Leibniz selbst den Sachverhalt deutlich genug bezeichnet, eine List, die nicht das endgültige Ergebniß der Lehreinheit darstellen, sondern nur einmal vorläufig einen Boden für Weiteres gewinnen wollte. Der kühne Versuch ist zwar in katholischer Maske, aber durchaus vom freisinnigen protestantischen Standpunkt aus gemacht, welcher einerseits fähig ist, dieß und das auch im Katholizismus annehmbarer und vernünftiger darzustellen, als die protestantische Strenggläubigkeit in der Hitze des Kampfs es aufzufassen vermochte; und andererseits ist er sich selbst doch wieder so treu, daß er sehr weitgehende Forderungen an den Katholizismus stellt, beziehungsweise unter der katholischen Maske die eingreifendsten Bewilligungen macht. Weitaus die Hauptsache dabei ist, daß durch Aufhebung oder doch Beschränkung des Tridentinums, wie wir schon im Verlauf immer hervorhoben, freie Bahn für die Lehre und Wissenschaft und damit für eine innere, geistige Besserung auch des Katholizismus gemacht werden soll. Die Schrift gibt sich selbst ganz deutlich als Seitenstück zu Bossuets berühmtem Buch, nur mit dem großen Unterschied, daß dieses in rednerisch-glänzendem Ton verfährt und auf die Bekehrung der Protestanten ausgeht, daß es im siegesgewissen Ton des hohen Kirchenfürsten gehalten und nicht gemeint ist, irgend erhebliche Zugeständnisse an die Gegenpartei zu machen oder namentlich im Punkt der Lehre auch nur die mindeste Besserung und Aenderung frei zu lassen. — Ob Leibniz selbst von dem unleugbar künstlichen Unternehmen sich viel Erfolg versprach? Wir glauben es nicht, zumal er sehen mußte, wie die Zeitverhältnisse sich immer ungünstiger gestalteten. Allein was konnte es schaden, den Versuch wenigstens zu wagen? Gelang gleich die Einigung nicht, so war doch eine Reihe von freisinnigen Gedanken auch in's katholische Lager geworfen. (Man wird sich erinnern, wie wir bei den staatlichen Flugschriften von L. wiederholt eine ähnliche Mehrheit oder wenigstens Doppelseitigkeit des Zwecks fanden, so besonders bei dem fast gleichzeitigen „Hauptdessein".)

Mit dem Kriegsjahr 1688 waren die Aussichten auf Erfolg aller dieser Bemühungen so gut als verschwunden. War an sich schon der Krieg, der ganz Europa bewegte, für solche Friedensbestrebungen keine geeignete Zeit, so kam dazu, daß auch die Verschiebung der staatlichen Verhältnisse und Interessen im höchsten Grad ungünstig einwirkte. Zwar spannen sich auch von Seiten Leibnizens die Verhandlungen noch bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts fort, allein es fehlte der Sache aller Schwung und damit auch für unsere Betrachtung alle Bedeutung [1]).

---

1) Einen Vorfall aus dem Jahr 1708 kann ich nicht unerwähnt lassen, weil sogar Guhrauer und noch mehr Biedermann daraus den Anlaß nimmt, Leibniz einer charakterlos-hofmännischen Unterwürfigkeit zu beschuldigen. Der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig war zum Katholizismus übergetreten und hatte dafür von der Fakultät zu Helmstädt ein günstiges Gutachten erhalten, welches die Jesuiten sich zu verschaffen wußten und veröffentlichten. Natürlich erregte dieß das größte Aufsehen unter den Protestanten, und um den Sturm zu beschwichtigen mußte Leibniz mit Rath und Vermittlung eintreten. Helmstädt bekam den Auftrag, gegen das ihm beigelegte (vielleicht entstellte?) Responsum Verwahrung einzulegen, welche aber immer noch mild genug für die Katholiken ausfiel. Hat nun Leibniz damit charakterlos gehandelt, wenn er in einem darauf bezüglichen Brief an Fabrizius erklärt: „Ungereimt wäre zwar, aus einem solchen Responsum ein Argument gegen Hannovers englische Thronfolge zu machen. Aber du weißt, daß bei den Unerfahrenen, was allezeit der große Haufe ist (und der ist manchmal groß!) zuweilen noch ungereimtere Dinge Geltung finden. Unser ganzes Recht auf Großbrittannien ist in der Ausschließung und dem Haß der römischen Religion (— versteht sich letzteres von Seiten des englischen Volks) begründet. Daher müssen wir natürlich Alles vermeiden, wodurch wir gegen Römisch-katholische lau erscheinen würden“. Hier ist 1) zu sagen, daß Helmstädt mit einem Uebertrittsgutachten sich entschieden blosgestellt hatte, also eine mehr oder weniger beschämende Zurücknahme wohl verdiente. Leibniz selbst spricht sich über die Einzelübertritte besonders der Fürsten nie günstig aus, wie er auch seinerseits allezeit fest blieb. 2) Der Augenblick, wo zunächst an eine friedliche Vereinigung mit Rom zu denken war, ist 1708/10 längst vorbei. Man denke an die Klausel des Ryßwicker Friedens und Anderes. 3) Um diese Zeit hatte Leibniz bereits alle seine Hoffnung auf den Protestantismus und dessen Stärkung gesetzt. 4) Dieß Hauptinteresse wurde durch Ausschließung der katholischen Stuarts und Hannovers Thronfolge in England höchlichst gefördert, abgesehen davon, daß dieß durchaus im deutsch-nationalen Interesse lag (vgl. die Utrechter Denkschriften). 5) Wie thöricht wäre es gewesen, wenn man unter diesen Umständen geglaubt hätte, man müsse in dem kleinen, unmaßgebenden Hannover mit Gewalt den Ueberduldsamen spielen! Wenn also Leibniz einem entschieden zu weit gehenden „Synkretismus“ Helmstädts unter so durchaus veränderten Zeitverhältnissen und um großer, nunmehr mit Recht im Vordergrund stehender Ziele willen entgegentritt, kann da ein billiger Beurteiler noch Charakterlosigkeit finden? Mir ist eine solche Geschichtsschreibung unbegreiflich!

Viel wichtiger sind die beiden Briefwechsel, welche Leibniz in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts führte, wichtig allerdings nicht mehr für den Gang der Verhandlungen, dieß versteht sich schon aus ihrer privaten Natur, wohl aber von Werth, um seine Anschauungen auf diesem Gebiet vollends ganz kennen zu lernen. Den ersten führte er 1691—92 mit Pelisson, dem Geschichtsschreiber Ludwigs, der im Bekehrungsstreben eine Schrift „über die Unterschiede in der Religion" geschrieben hatte und hier den Protestanten Gleichgültigkeit vorwarf, da sie die Unfehlbarkeit der Kirche, dieses einzigen Bands der Gläubigen, aufgegeben haben. Durch die zum Theil aufdringlich-proselytenmacherische Vermittlung verschiedener mehr oder weniger frommen Welt- und Klosterdamen — eine der letzteren hatte blos vierzehn uneheliche Kinder — kam Leibniz in Verbindung mit Pelisson; die Frucht davon war der bald nachher mit seiner Genehmigung veröffentlichte Briefwechsel „über die Duldung und die Unterschiede in der Religion".

Im Anschluß an seine filosofische Lehre, in welcher ja ebenfalls die dunkle Seite des unbewußten Geisteslebens als die Quelle alles Wissens und Handelns eine so große Rolle spielt, entwickelt er hier, daß die Duldung der abweichenden Einzelansichten und Sonderüberzeugungen etwas durchaus berechtigtes, ja von der Vernunft gefordertes sei. Es gebe nach allen Theologen erklärbare und unerklärbare Glaubensgründe, letztere nicht allgemein, nicht mittheilbar, nicht anbeweisbar. Daher Jedem innerhalb gewisser Schranken sein Recht ungekränkt zu lassen sei. Sei doch schließlich nur die Liebe Gottes über Alles das letzte und einzige, wornach sich Seligkeit oder Verdammniß bestimme. — Was den andern Punkt, das unfehlbare Ansehn der Kirche betreffe, so sei auch daran etwas Wahres, nur müsse eine unbeschränkte Macht und Befugniß der Kirche geleugnet werden. „Man ist ihr mehr Gehorsam schuldig, als allen andern Mächten; es ist das viel gesagt, aber dennoch sage ich es. Allein schlechthinnigen Gehorsam zu verlangen, dazu ist sie von Gott nicht bevollmächtigt. Und was das Stehen außerhalb der Kirche betrifft, so ist zu wünschen, daß wir nicht so kühn verdammende Urteile über unsre Brüder aussprechen. Begnügen wir uns zu sagen, es sei gefährlich, der gewöhnlichen Mittel des Heils

beraubt zu sein. Dieß reicht hin, die Wichtigkeit der Kirche zu zeigen, und nöthigt uns zu allen möglichen Anstrengungen, ihre Einheit wieder herzustellen. Man muß sich also auf beiden Seiten recht benehmen, um die Spaltung zu heben. Wehe denen, welche die Trennung unterhalten, indem sie mit Eigensinn auf ihrem Kopf bestehen und immer Recht behalten wollen". (Nach Guhrauer Leben II, 35 ff.)

Dieser Briefwechsel, der zugleich an die Adresse des verfolgungssüchtigen Ludwig gerichtet war, weßhalb sich Leibniz selbst über dessen Billigung wunderte, machte Aufsehen in Europa; wir können ihn seines Hauptinhalts wegen als ein Vorspiel dessen ansehen, was später die Theodizee noch zusammenhängender und erfolgreicher aufnahm, um nach dem Scheitern der eigentlichen Einheitsverhandlungen wenigstens für Duldung zu wirken.

Lehrhaft noch weit wichtiger, aber unerquicklicher und minder ersprießlich war Leibnizens Briefwechsel mit Bossuet, den er schon 1679 angefangen hatte, in den neunziger Jahren sehr lebhaft führte und (neueren Auffindungen nach) erst im Jahr 1702 abschloß. Es ist allen Vertheidigungen gegenüber, wie sie sogar Guhrauer [1]) gibt, ganz unverkennbar, daß Leibniz mit vollem Recht sich über den kalten, hochfahrenden „Doktors- und Prälatenton" Bossuets beschwert, während Pelisson viel anständiger gewesen sei. Vom Wunsch einer Vereinigung mit den Protestanten ist bei dem französischen Kirchenfürsten keine Spur; er will schon in seiner „Darlegung" nur bekehren, als ob es sich darum gehandelt und nicht andre Leute die Bekehrung und Besserung viel nöthiger gehabt hätten, denn die edlen Reformirten Frankreichs. Der Protestantismus — dieß ist der Grundgedanke auch seines Briefwechsels — soll sich unterwerfen, er soll zu uns kommen, wenn er will, wir brauchen ihn nicht und rufen ihm nicht. — Der Hauptpunkt, um den es sich handelt, ist nunmehr eben die Lehre. Da dieß auch für Leibniz schon längst die wichtigste Frage bildet, da er hierin eben die Entscheidung sieht, so ist kein Wunder, daß beide Männer scharf zusammentreffen. Denn eben hier gehen ihre Wege völlig auseinander. Bossuet macht

1) Da G. von Anfang an Leibnizens Grundanschauung nicht trifft, so gestaltet sich seine Darstellung des Verhältnisses von L. und Bossuet nun vollends ganz schief.

die Lehre „zum Eck- und Probirstein" des ganzen Einigungswerks, aber in dem Sinn, daß hier von Seiten des Katholizismus kein Jota nachgelassen werde, möge man auch in Sachen des Lebens und der Disziplin sich noch so nachgiebig erweisen. Er wolle z. B. auf Namen und Ansehn sogar des Tridentinums verzichten, wenn man nur seinen Beschlüssen die Lehre entnehme und dem Glaubensbekenntniß zu Grund lege, welches die Protestanten dem Papst einzureichen hätten. Mit Einem Wort, bei der Vereinigung anzufangen, um nachher erst die streitigen Punkte zu prüfen, wie die hannover'schen Theologen thun, heiße die Ordnung umkehren, welche Vernunft, Gerechtigkeit und Religion fordern.

Auch Leibniz macht, wie gesagt, die Lehre zum Eckstein des Ganzen, da er in einer blos äußerlichen Vereinigung etwas schlechterdings nur Vorläufiges und, wenn allein bleibend, auf die Länge nicht Haltbares sieht. Allein er dringt auf Lehrbesserung, er verlangt zum Mindesten den Grundsatz der Lehrfreiheit und des Fortschreitenkönnens, daher die Aufhebung des Tridentinums auch nach seiner Lehrseite, weil er klar erkennt, daß seine Lehre eben die gewaltsame Sperrung und Stockung aller Lehre und Freiheit sei. Darum, und nicht um die einzelnen Sätze als solche ist es ihm zu thun, gegen die er sich von jeher ziemlich gleichgültig verhielt. Bedeutsam in dieser Hinsicht ist, wie sich zuletzt der heftige Kampf in der Apokryfenfrage zuspitzt. Es handelt sich darum, ob die Kirche durch einen Machtspruch heilige Bücher schaffen kann, welche dann nach dem, zu jener Zeit auch unter den Protestanten geltenden beschränkten Geist alle freie Forschung und Wissenschaft hemmen. Macht sie mit Einem Schlag ganze heilige Bücher, was Wunder, daß sie dann auch einzelne Lehrsätze von Zeit zu Zeit hervorholt und zu unverbrüchlichen Dogmen macht, ein Unfug, gegen den sich Leibniz besonders in seinen Annalen bitter und scharf ausspricht[1]).

Unter solchen Umständen konnten sich beide Männer schlechterdings nicht vereinigen, und ihr Briefwechsel nahm sogar einen ziemlich herben und bittern Ton an. Entschieden der heftigere war Leibniz, da er allein ein Herz zur Sache hatte und mit

---

1) „Was vorgestern aufkam, soll dann gleich als uralter Brauch der Kirche gelten" Ann. I, 172.

Recht über den kalt verstockten Hochmuth seines Gegners erbittert wurde. Treffend schildert er selbst in einem Brief an Burnet die Färbung seines Briefwechsels mit Bossuet: „Nach dem Tod Pelissons wollte der Bischoff von Meaux das Schreiben fortsetzen. Er nahm aber einen allzuentschiedenen (décisif) Ton an und wollte es zu weit treiben, indem er Lehren vorbrachte, bei denen Gewissen und Wahrheit mir verbot, sie hingehen zu lassen. Daher antwortete ich ihm auch entschieden und fest (vigueur, fermeté), und nahm einen ebenso hohen Ton wie er an, um ihm zu zeigen, ein so großer Meister im Streit er ist, daß ich seine Kunstgriffe (finesses) zu gut durchschaute, um von ihnen überrascht zu werden". (Dutens VI, 271.) — „Gebet Eure falsche Strenge auf, ihr Katholiken, ruft er einmal Bossuet zu; früher oder später wird die Wahrheit sich doch Bahn brechen. Und wenn ihr durch schlechte Mittel zu siegen gedenkt, so wird eines Tags Alles verloren und dem Christenthum ein schwerer Schaden angethan sein, während ihr eben glaubtet Alles, gewonnen zu haben. Sehet ihr denn nicht die allgemeine Abneigung gegen die Religion, die sich in Frankreich und anderwärts schriftlich und mündlich äußert? Wem es wirklich um die Erhaltung des Christenthums und der Kirche zu thun ist, statt um Parteisätze, die man eigensinnig festhält, der sollte die Augen nicht gegen jene bedenklichen Erscheinungen verschließen. Warum denn die Sache zum Aeußersten treiben? Denn die kirchliche Gewalt wie die königliche schadet sich am meisten durch Ueberspannung" [1]). Aehnlich schreibt er an Pelisson, doch nicht mit Bezug auf diesen: „Wenn man offenbare Mißbräuche nicht abstellt, so kann man meinen, die Schäden sollen blos verkleistert werden (plâtrer les choses), es sei mehr Politik, als frommer Eifer in der Sache, und die, welche am meisten schreien, glauben am wenigsten (ceux qui crient le plus, croyent le moins [2])".

Was war nun aber das Bild kirchlicher Einheit und Verfassung, welches ihm bei diesen verwickelten Bemühungen, die uns hiemit nach ihren richtig gestellten Gesichtspunkten vorliegen, als

1) s. Dutens I, 646 ff. Brief an B. vom Jahr 1700.
2) s. Dutens I, 705.

Ziel und Ende vorschwebte, wie dachte er sich denn die neue Kirche, in welcher Katholiken und Protestanten zusammenwohnen sollten? Vor Allem ist festzuhalten, daß er kein Mann von ein für allemal starr abgeschlossenen Anschauungen war, sondern in fortwährendem Fluß des Lernens und der immer fortgehenden Abklärung weiterstrebte, ein Greis-Schüler, wie er sich im Alter rühmt, nach der Weise des Sokrates. So sagt er auch in einem der Reunionsaufsätze (Kl. IV, 455): „In einigen Punkten schwanke ich noch. Denn ich bin nicht, wie jene Leute, die immer schon vor der Untersuchung fertig sind (prévenus), sondern werde mir im Verlauf der Betrachtung klar werden. Und ich bin so aufrichtig, daß ich alsdann nicht ermangeln werde, dem zu folgen, was ich als das Richtigste erkenne".

In der That sehen wir ihn auch in unsrer Frage eine Entwicklung durchmachen, bei welcher die äußre Schaale stark wechselt, ohne daß der Kern ein andrer würde: Anfangs die größte, weitestgehende Anbequemung an die katholische Kirche, die nur möglich war, ohne den protestantischen Standpunkt aufzuheben. Allmählig aber mit tieferem Einblick in das Wesen des Romanismus schärft sich sein Gegensatz und erreicht seine Spitze in den „Reichsannalen", von denen er wahrhaftig nicht voraussehen konnte, daß sie erst 1½ Jahrhunderte nach seinem Tod herauskommen werden. Von dem Welfenhof fortwährend zu dieser Arbeit gedrängt und gepreßt, mußte er annehmen, daß die vollendete sogleich, also wohl noch zu seinen Lebzeiten erscheinen würde. Die Annalen also (und nicht das Syst. theol.) müssen wir als sein Vermächtniß in diesen Fragen ansehen. Um so bedeutsamer ist, daß auch hier noch trotz aller Abstreifung der anbequemenden Hüllen der Kern sich unverändert zeigt. Was aber im ganzen Verlauf der Zeit denselben ausmacht, sind wesentlich drei Punkte:

Von Anfang bis zum Schluß wird die Oberhohheit des Papsts über die ganze Christenheit zugestanden. Aber in welchem Sinn und mit welchen Beschränkungen? Die Grundfrage des Rechtstitels betreffend sagt er zwar einigemal in Briefen, man könne der Hierarchie und dem Papst ein göttliches Recht zuschreiben. Wie dieß gemeint ist, wird aber stets aus dem Zusammenhang und aus eigentlicher redenden Ausführungen klar. Es liegt darin nicht mehr, als wenn auch der weltlichen Obrig-

keit, insbesondere dem Kaiser eine solche göttliche Befugniß beigelegt, wenn jede für die Menschheit heilsame und nützliche Einrichtung auf jene oberste Quelle zurückgeführt wird. Ueber die erste geschichtliche Entstehung und Einsetzung, was dem massigdenkenden Romanismus bei dieser Frage stets die Hauptsache ist, wird damit nicht das Mindeste gesagt, wie denn Leibniz z. B. bei den Fürsten ganz unbefangen einen zweifelhaft rechtlichen und sittlichen Anfang ihrer Macht zugesteht. Zum Ueberfluß gibt er aber über das „göttliche Recht Roms" die unzweideutigsten eigentlichen Ausführungen. „Man möge davon absehen, ob göttlich oder menschlich", heißt es schon in dem Akademievorschlag. Nicht minder klar spricht sich der Caes. F. darüber aus: „Ob göttlich oder menschlich, das lassen wir (beim Papst, wie beim Kaiser) ganz dahingestellt; genug, daß die Oberhohheit seit Jahrhunderten von der Menschheit zu ihrem großen Nutzen und Vorteil anerkannt und geglaubt wird".

Selbstverständlich ist er bei solchen Grundbegriffen nicht „Kurialist", sondern Anhänger des Episkopalsystems (vergl. seine Lehre vom weltlichen Empörungsrecht). Bei der Besprechung des Streits, den Kaiser Otto mit den Päpsten gehabt, sagt er im Gegensatz zu Baronius: „Der Satz, daß der oberste Stuhl von Niemand richtbar sei, ist unsinnig. Mag er auch höher sein, als die Einzelnen andern, so ist er doch weniger, als deren Gesammtheit. Anders zu reden ist Kriecherei oder Thorheit. Die Bischöffe stehen in keiner Weise nach göttlichem Recht unter dem Papst, sie sind seine Amtsgenossen und Brüder. Nur der Wille der abendländischen Fürsten und Völker überließ dem Bischoff von Rom einige Gerichtsbarkeit über die Andern, und das war nicht übel (non male concessit). Allein wenn er sich selbst seines Amts unwürdig zeigt, wenn der Hirte zum Wolf wird (Pastor in lupum vertitur), wenn das Heil der Kirche auf dem Spiel steht, dann geht es wieder auf den anfänglichen Stand zurück (res ad primaevum statum redit) und der Bischoff von Rom unterliegt dann dem Spruch seiner Brüder und des Kaisers. Denn wie? Soll man es um des neuen Gesetzes willen dulden, daß ein verruchter Mensch an der Spitze der Kirche stehe und durch Amtshandlungen oder Beispiel die Seelen verderbe, ohne daß Jemand sagen dürfte:

Papst, was machst du da? — Das Wohl des Volks im Staat, das Heil der Seelen in der Kirche ist das alleroberste Gesetz" [1]).

Hiemit ist nun auch schon die andere Begrenzung der päpstlichen Macht angedeutet: Nicht blos an den Bischöffen und allgemeinen Kirchenversammlungen, noch mehr am Kaiser und überhaupt an der weltlichen Gewalt hat sie ihre Schranke. — Schon in seinen frühesten Schriften erklärt sich Leibniz mit größter Entschiedenheit gegen die weltliche Macht des Papsts oder der Kirche. „Es ist ebenso unrecht, die geistliche Macht mit der weltlichen zu vereinen, als umgekehrt". „Die Versuchungen Christi sind in der Christenheit und vor Allem im Klerus wiedergekehrt. „Sprich, daß diese Steine Brod werden", das geschah, indem sich die Kirche Reichthümer und glänzende Einkünfte erwarb. Der Versuchung zum Vorwitz unterlag die Scholastik mit ihren naseweisen Fragen, die man sich ausdachte; und endlich hat der Papst sich die Herrschaft über alle Reiche der Welt angemaßt" [2]). Im gleichen Sinn äußern sich die Annalen, indem sie das härteste Urteil über Gregor VII aussprechen: „Es galt damals für das höchste Lob, der körperlichen Vergnügungen sich zu entschlagen. Ich möchte das nicht verwerfen (nec spernendum putem). Allein leider verlangte Niemand das, weßwegen die Leidenschaften eben zu zähmen sind, damit sich nemlich der Geist ungetrübter der Wahrheit befleißigen könne und der Wille ungestörter der Liebe und Gerechtigkeit obliege. Ja man huldigte einem noch schädlicheren Vergnügen, nemlich dem Ehrgeiz, für welchen die Frömmigkeit den Deckmantel bilden mußte. Denn meist, nachdem sie durch den Schein ihrer Frömmigkeit zu Würden gelangt waren, wurden jene Männer eines harten Lebens rachsüchtig, jähzornig, herrschsüchtig. Von ihnen giengen die Empörungen gegen die Fürsten, die Grausamkeiten gegen die Irrenden aus. Dieß macht, daß ein Hildebrand für einen schädlicheren Papst zu halten ist, als selbst ein Oktavian; denn schlimmer sind die Laster, durch welche ein Oberhaupt dem Gemeinwesen, als die, durch welche er sich nur selber

---

1) Annalen III, 124. Ich bemerke, daß ich die Auffindung dieser überall in den A. zerstreuten und von mir nachträglich verglichenen Stellen dem Buch von Pichler verdanke.

2) Kl. I, 155. 159 (aus den Jahren 1668—70).

schadet [1]). Gregor (heißt es ein andermal) ist der ehrgeizigste Mensch, der durch Recht und Unrecht sich zur höchsten Gewalt emporörängte; wer sollte ihm ohne Zeugen Glauben schenken?"

Es ist daher als eine sehr wichtige Seite seiner „theokratischen" Anschauung das anzusehen, daß er damit keineswegs eine Weltherrschaft der Kirche begründen will, sondern im Gegentheil alles Weltliche, alle Macht und Gewalt außerhalb des rein geistigen Gebiets auf den Kaiser, beziehungsweise den Staat übertragen möchte. Der weltliche Staat soll durchaus religiös und kirchlich werden, damit die Kirche endlich einmal aufhören könne, weltlich zu sein und sich in Dinge zu mischen, die sie zwar im Mittelalter mit einigem geschichtlichen Recht d. h. in Stellvertretung für den noch unfertigen Staat besorgte, in Wahrheit aber und um ihrer eigenen geistigen Reinheit willen besser nicht in der Hand behält. Daher ist es nach dem Caes. F. und andern Schriften ausdrücklich die Sache des Kaisers, Spaltungen in der Kirche beizulegen, Kirchenversammlungen zu berufen und zu leiten, kurz in Kraft seines Amts als Advokat der Kirche, der alles Weltliche zu besorgen hat, darauf zu sehen, daß Staat und Kirche der Christenheit keinen Schaden erleiden.

Für seine ganze Anschauung über die Oberhohheit des Papsts liebt es Leibniz zum Zeichen seiner gut protestantischen Gesinnung sich wiederholt auf den edlen Melanchthon zu berufen, dem er (neben Kalixt) bei jedem Anlaß wohlverdientes, warmes Lob spendet. So äußert er nach vielen ähnlichen Aussprüchen schließlich noch in den Annalen: „Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß Baronius, der in großer Befangenheit nur Rom zu gefallen sucht, und ihm gleich manche italienisch Gesinnte von Haß gegen uns nördliche Völker glühen, denen sie nicht verzeihen können, daß man die Maschinerie gestört und gestürzt, mit der sie vorher die Welt bewegten (oder: an der Nase herumführten — circumagebant!). So treibt sie, wie dieß gewöhnlich ist, der Mangel an vernünftigen Gründen zum Schimpfen; beim dritten Wort donnern sie Einem „Ketzer!" entgegen und lassen nichts Vernünftiges mit sich reden. Was nun mich betrifft, so billige ich zwar nicht, daß durch Roms Schuld oder Zulassung die Reinheit des Gottes-

1) Annal. III, 359.

diensts unterdrückt, aus dem Christenthum etwas den andern Religionen Verabscheuungswürdiges und Lächerliches gemacht und eine erbärmlich-läppische Theologie, Christo und den Aposteln unbekannt, durch die Rohheit der Zeiten eingeführt worden ist. Und dennoch wünschte ich, daß das Ansehen des ersten Stuhls und die alte Form der kirchlichen Hierarchie wiederhergestellt würde, nemlich so, wie Melanchthon in seiner Unterschrift unter die schmalkaldischen Artikel es gemeint: mit der Bedingung, daß der Papst dem Evangelium Raum gibt. Und ich zweifle nicht daran, daß der Menschheit noch dieß Heil beschieden sei!" [1])

Gibt die Oberhohheit des Papsts das allgemeine Band ab, das den Frieden innerhalb der Christenheit sichert und auch eine gegenseitige, namentlich aber eine protestantische Befruchtung des Katholizismus leichter als bei der Geschiedenheit ermöglicht, so ist der zweite Punkt vorwiegend von staatlich gesellschaftlichem Werth: Es ist die Frage der Priesterehe. Von Anfang an verstand sich für Leibniz von selbst, daß dieß den protestantischen Geistlichen erhalten bleiben müsse. Ja noch viel bedeutsamer ist, wie er sich in der am meisten anbequemenden Schrift, im Syst. th. ausspricht: „Ausdrückliche Worte der h. Schrift, klare Vernunftgründe und die Uebereinstimmung der Völker ist dafür, daß eine keusch bewahrte Ehelosigkeit mehr Lob verdiene, als das eheliche Leben; denn der Geist ist freier zur Betrachtung der himmlischen Dinge, und wenn Leib und Seele von fleischlicher Lust ledig sind, so wird das Heilige reiner und würdiger behandelt. Allein es zeigen eben viele durch die That, daß ihnen die Gabe der Enthaltsamkeit fehle, weßhalb unzählige Klagen sowohl von Seiten der Völker, als der Geistlichen selbst erhoben worden sind". „Namentlich sollte — dieß aus den „Bemerkungen zum Trid. Konzil" — den Geistlichen und besonders den mit der Seelsorge Betrauten, die in der Welt verkehren müssen, die Ehe gestattet werden, ohne daß sie ihren geistlichen Stand verlassen, wie es in der alten Kirche Sitte gewesen und heute noch bei den Griechen und Orientalen der Fall ist".

Wie wenig für's wirkliche Leben brauchbar die an sich kaum anfechtbare urbildliche Bevorzugung der Ehelosigkeit sei, dieß weist er besonders in den Annalen wiederholt nach, da ja die Geschichte

---

1) Annal. III, 125.

des mittelalterlichen Kirchenthums Beispiele in Hülle und Fülle zur Beleuchtung jener priesterlichen Heiligkeit bot. Ganz lakonisch sagt er: „Am Anfang des neunten Jahrhunderts gestehen die fränkischen Bischöffe selbst, daß die Nonnenklöster an manchen Orten eher Hurenhäuser waren, und im späteren Mittelalter stand es nicht besser". Und in den Anmerkungen zum Tridentinum heißt es: „Daß das Gelübde der Keuschheit erlaubt und gültig sei, bezweifle ich nicht; aber die Menschen können bei Ablegung desselben aus dem gegenwärtigen Zustand den künftigen nicht bemessen und versprechen oft theils aus Unkenntniß der Verhältnisse, theils aus unbesonnenem Selbstvertrauen mehr, als sie wohl zu halten im Stand sind. Da manchmal ein großes, nicht Jedem gegebenes Maß der Gnade nöthig ist, um den Versuchungen zu widerstehn, so ist es gewiß besser, die Ehe zu gestatten und von dem Gelübde zu entbinden, was ohne allen Zweifel möglich ist, als durch unzeitige Strenge zu bewirken, daß sich die armen Leute zum Verderben ihrer Seelen in den schmutzigsten Koth heimlicher Fleischessünden hineinstürzen, weil man ihnen den erlaubten Liebesgenuß versperrt. Daß keine Klage so begründet und nichts so häufig sei, als dieses, dafür zeugt die nur zu offenbare und allgemeine Erfahrung, wie alle Welt davon spricht".

Auf Grund dieser nüchternen Ansicht erklärt er nun sogar im Syst. theol., daß manche fromme, katholische Fürsten die Gestattung der Priesterehe dringend gefordert hätten. „Wichtige Gründe sind es gewesen, durch welche bisher verhindert wurde, daß der Wille zur Gewährung nicht in Ausführung kam. Man muß dieß der göttlichen Vorsehung überlassen, welche schneller als wir glauben, Mittel und Wege eines bessern Erfolgs finden kann, auf daß der Friede der Kirche hergestellt und die Ursachen der Klagen gehoben werden. Inzwischen ist es billig, daß die Protestanten — in Betreff ihrer *katholischen* Amtsgenossen — erwägen, wie Vieles man in menschlichen Dingen ertragen muß, dem augenblicklich nicht abgeholfen werden kann". Anderwärts, wo er nicht unter der katholischen Maske und im anbequemenden Einheitsstreben redet, sondern die Sache mehr staatsrechtlich auffaßt, geht er sogar noch weiter und ist nicht ungeneigt, dem Staat geradewegs die Vollmacht zur Entbindung vom Gelübde zuzuweisen, wie es im Intresse des „öffentlichen Wohls" zur Zeit

der Reformation von den Regierungen mannigfach gehalten worden sei. Denn grundsätzlich betrachtet ist ihm (wie jedem Unbefangenen) die Ehe überhaupt vorwiegend Staats- und nicht Kirchensache. „Die Materie des Sakraments der Ehe, d. h. der bürgerliche Ehevertrag fällt ebenso, ja noch viel mehr (non minus, imo multo magis) unter die bürgerliche als unter die kirchliche Gewalt. Daraus läßt sich unschwer schließen, daß es an sich und der Natur der Sache nach der bürgerlichen Obrigkeit zukommt, die sogenannten Ehehindernisse festzustellen und zu mildern" [1]). Leicht konnte von hier aus die selbst im „Syst." angedeutete Folgerung gezogen werden, daß auch die Aufhebung der Ehelosigkeit bei katholischen Priestern unter Umständen Recht und Pflicht des Staats sein dürfte, dem es nicht angenehm sein kann, eine vom allgemeinen Band der gesellschaftlichen und nationalen Intressen so gut als losgerissene Schaar in seinem Schooß zu beherbergen. (Vgl. im ersten Buch die wiederholten bittern Klagen Leibnizens über die selbstsüchtig-charakterlose Haltung mancher Kleriker, „denen es bei ihrem unverehelichten Stand gleichgültig sein kann, wie es in der Zukunft gehet".)

Aber als unerläßliche Bedingung, unter der Leibniz allein von einer Einigung wissen wollte und etwas Ersprießliches hoffen konnte, hält er endlich die Aufhebung des Tridentinums als einer tödtlichen Versteinerung und Verknöcherung fast von Anfang bis zum Schluß fest. „Wird dieses Konzil fallen gelassen, dann ist eine Einigung leichter möglich; ohne das geht es nur mit Gewalt", schreibt er noch im Jahr 1712 an Fabrizius. „Es ist ein Concile de contrebande, eine Rotte von italienischen Bischöffchen, Speichelleckern und Pfleglingen Roms, die in einem Winkel der Alpen auf eine von allen ernsten Männern ihrer Zeit verdammte Art Beschlüsse fabrizirten, welche dann für die ganze Kirche bindend sein sollen. Dieß war der erste und bedauerlichste Erfolg der ultramontanen Lehren" [2]).

Schließlich dürfen wir nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß unser Filosof bei aller Einheit der „im Geist und in der

1) „Ueber die Gültigkeit der Ehe von deutsch-protestantischen Fürsten" Kl. III, 115 (162), ein kirchenrechtlicher Aufsatz L.'s aus dem Jahr 1674, wobei wichtige nationale und staatliche Fragen mithereinkommen.

2) s. Careil II, 259.

Wahrheit allgemeinen oder katholischen Kirche" doch auch hier die Einzelart und Sondernatur der Völker und besonders des Seinigen zum Recht kommen lassen will. Was ihm als Ziel für Deutschland vorschwebt, ist nichts anderes, als eine Nationalkirche; denn es war ihm klar, daß in der Religion nicht minder als auf andern Gebieten eine gewisse Verschiedenheit der Volksanlagen und Bedürfnisse stattfinde. „Die Deutschen, bemerkt er im Gegensatz zum Uebermuth der Romanen, die Deutschen d. h. die Engländer, Holländer und wir haben auch ihr Theil bekommen, als Gott seine Gaben vertheilte". Insonderheit hebt er in den Annalen aus Anlaß des Bilderstreits hervor, wie eben die Germanen ein überaus freiheitsliebender Stamm der Völkerfamilie seien (gens libertatis retinentissima). Den Fürsten gegenüber verachteten sie im Unterschied von dem orientalischen Wesen alle knechtischkriechende Verehrung. Ebenso hielten sie es in Bezug auf die Götter für völlig unwürdig, dieselben menschenähnlich darzustellen und in dieser Form zu verehren; denn das widerspreche ihrer Größe. Nur Rom war immer sehr geneigt, glänzenden Fehlern sich willfährig zu erzeigen, wie ein solcher in dem natürlichen Hang der meisten Völker und besonders der Weiber zu äußerlichem Pomp und Glanz sich darstellt. Deßwegen bot es die Hand zu so offenbarer Verderbniß, die im Bilderdienst vorliegt; ich fürchte, es könnte ihm einst noch schweren Schaden bringen" [1]). Offenbar setzt er es in Zusammenhang mit dieser

1) Annal. I, 137. Bei seiner hohen Frömmigkeit ist er zwar (vielleicht mehr als ästhetisch richtig ist) dazu geneigt, die ganze Kunst in den Dienst der Religion zu ziehen. Und so schildert er im Syst. theol. die sinnliche Seite des Katholizismus sehr beredt. Anderwärts aber, wie in unsrer obigen Stelle, zeigt sich doch der Protestant ganz deutlich. Einmal äußert er über die Christusbilder: „Sie prägen dem Geist die Menschheit Christi ein, so daß er die Gottheit vergißt, und leiten damit vom wahren Begriff Gottes, und was daraus folgt, von seiner Liebe ab. Die Bilder beim Beten anzuschauen ist gefährlich und der Vernunft zuwider, weil sie den Geist von tieferen Gedanken zu körperlichen Bildern abziehen". Ebendeßhalb gibt er unverkennbar der Dichtkunst für religiöse und sittliche Zwecke den Vorzug und rühmt, daß dadurch unglaubliche Wirkungen hervorgebracht werden können. „Ich sehe, daß die letzten Reformatoren der Religion diese Kunst gebraucht haben, das Volk in ganz Deutschland und Frankreich zu der wahren Religion herbeizulocken. Welchen unerhörten Einfluß dieß hat, ist denjenigen bekannt, welche wissen, daß aus den beständigen Wiederholungen dieser Lieder das Volk

Reinheit und Tiefe des deutschen Volksgeists, wenn er wiederholt hervorhebt, daß in der Reformation „der größte Theil der Völker von germanischer Zunge sich von den romanischen und südlich gelegenen getrennt habe". Daher verlangt er z. B. schon im „Bedenken" trotz aller Oberhohheit des Papsts, „daß mit der Zeit zu Provinzialsynoden oder gar mit Genehmigung des apostolischen Stuhls zu Nationalkirchenversammlungen und ungezwungener Konvention oder Moderation, Duldung in Religionssachen gelanget werde" — freilich all dieß nur als heilsame Frucht des zuvor neuaufgerichteten deutschen Staats.

Mit tiefer Bewegung erklärt er endlich noch in den Annalen: „Ich verzweifle nicht, daß dieß heilsame Ziel einst noch erreicht werden wird. Denn sollte nicht nach Karl und Otto dem Gr. ein dritter großer Kaiser aus dem zur Aufklärung der Völker berufenen Deutschland erstehen können, der Rom wieder apostolisch und katholisch machte? Wenn zwei oder drei mächtige Könige sein Unternehmen unterstützten, so ist, glaube ich, die Sache gewonnen. Verscheucht ist die Finsterniß der Welt durch das Licht der Wissenschaft und Geschichte. Und wie nothwendig diese Reform Roms sei, wird von den meisten durch Gelehrsamkeit und Erfahrung ausgezeichneten Katholiken mehr nur verschwiegen, als geleugnet. Aber sie wird kommen, sie wird kommen die Zeit (veniet, veniet tempus), wo die segensreiche Wahrheit sich überall äußern darf" [1]). — Klar, schön und warm tritt auch hier wieder der tiefe geistige Gehalt seines oft verspotteten theokratischen Gedankens von Deutschlands Führerschaft und Kaiserstellung in Europa entgegen. Wie es seiner natürlichen Art nach zuerst und am entschiedensten das Joch von Roms veräußerlichtem Kirchenwesen abgeworfen hat, so soll es sich allmählig zu einer deutschen Volkskirche erheben; was die Reformation, ob nun mit Recht oder Unrecht, durch

---

noch jetzt das süßeste Vergnügen schöpft, daß es noch jetzt kaum einen Handwerker, kaum eine Nähterin gibt, welche nicht durch diese Ergötzung sich die Arbeit würzt und die Langeweile vertreibt. Daher bin ich der Meinung, daß die Dichter sich um das gemeine Wesen nicht besser verdient machen könnten, als wenn sie mit allen Kräften sich darauf legen, die ewige Seligkeit mit aller Art Farben zu malen und den Gemüthern einzuprägen" Guhr. Leben II, 360 f.

1) Annal. III, 125.

gewaltsamen Bruch vollzogen, das soll eine spätere Zeit durch stillere, friedlich verborgene Gährnung weiterführen; das Salz des Protestantismus soll zunächst in Deutschland, wo die Elemente am nächsten beieinander liegen, läuternd auch den deutschen Katholizismus durchdringen, um dann mit ihm geeint eine Leuchte für alle europäischen Völker zu werden [1]).

Freilich zu der Zeit, da diese schönen Worte der Annalen geschrieben wurden, war zunächst wenigstens kein Erfolg der Reunion mehr zu hoffen. Im Gegentheil, nach allen, von katholischer Seite vielfach hinterlistig gemeinten und betriebenen Verhandlungen erwachte der alte Haß nur noch stärker; es begannen nach dem Ryßwicker Frieden in der Pfalz, bald auch in Salzburg die schnödesten Protestantenverfolgungen, um von Ludwigs Treiben in Frankreich ganz zu schweigen. Daher zieht sich die Hoffnung Leibnizens mehr und mehr auf den Protestantismus zurück. War er zuerst mit seinen Zeitgenossen bestrebt, auf dem Boden des Katholizismus den Frieden der Kirche zu stiften, hatte er sich deßwegen zu den weitgehendsten Zugeständnissen herbeigelassen, um dadurch die äußerlich mächtigere, aber innerlich und geistig schwächere Partei zur Eintracht zu gewinnen, so mußte ihm gar bald das Erfolg- und Hoffnungslose dieser ersten Schritte klar werden. Daher er nun gegen das Ende des Jahrhunderts den umgekehrten Weg einschlägt und alle Kraft auf Hebung, Stärkung und Läuterung des andern Lagers verwendet. „Denn so auch das Salz dumm wird, womit soll man salzen?"

Nachdem die Reunionsverhandlungen sich als zunächst aussichtslos erwiesen, so stellte sich naturgemäß als zweite Aufgabe dar, die innerlich gespaltenen und vom Hader verstockten protestantischen Schwesterkirchen in der **Union** zu verknüpfen, nicht um die Scheidewand zwischen Katholizismus und Protestantismus zu verstärken und zu verhärten, sondern nur, um vorläufig den

1) Unter dieser Bedingung ist auch die schneidende religiöse Zerrissenheit des Einen Deutschlands ein Werk der göttlichen Vorsehung gewesen. Denn nur das Zusammenstoßen der ziemlich gleich starken Gegensätze **innerhalb desselben Volksganzen** machte ihre gegenseitige Berührung unvermeidlich. Die Wirkung **muß** kommen, wenn wir auch dermalen noch mit dem Profeten Jesaja sprechen müssen: Hüter, wie weit in der **Nacht**? Ein Morgenschimmer ist der deutsche Kampf gegen das Konzil.

Keim zu hüten und zu pflegen, aus dem nach seiner im Hintergrund von Anfang an festgehaltenen Ueberzeugung allein die Friedenspalme erwachsen konnte. Denn „es scheint nicht allein hoch zu wünschen, sondern auch sehr thunlich, daß eine Vereinigung zwischen den Evangelischen und Reformirten angestellt werde und zwar so, daß man sich dadurch nicht weiter von den Römischen entferne, sondern denselben vielmehr nähere".

Auf diese Weise angesehen, sind die beiderseitigen lebhaften Bemühungen Leibnizens, die für Union, wie jene für die Reunion, ganz aus Einem Geist und Guß. Die Umstellung der immer zugleich festgehaltenen Gesichtspunkte, oder das, daß er zuerst vom Katholizismus und später vom Protestantismus ausgeht, dieß ist durch die Zeitverhältnisse bedingt, denen sich der Weise anzuschmiegen weiß. Es ist im Grund genommen dieselbe Schwenkung, die wir Leibniz schon auf staatlichem Gebiet machen sahen, indem er zuerst auf dem mehr mittelalterlichen Boden des Reichs oder des östreichischen Hauses eine Besserung anstrebt, um später von der Aussichtslosigkeit überzeugt seine Hoffnungen auf das neue preußische Königthum zu setzen. Und nicht blos eine Aehnlichkeit, sondern ein ausdrücklicher und sehr deutlicher Zusammenhang findet zwischen diesen beiden Schwenkungen statt, in welchen der Eine unerschütterlich festgehaltene Grundgedanke sich Ausdruck und Erscheinung gibt. Das Werk der Union gewinnt seine Stätte eben im preußischen Staat und am Berliner Hof, dem sich Leibniz mit dem Schluß des Jahrhunderts zuwendet, da er dort profetisch die Morgenröthe einer neuen Zeit für Deutschland ahnt.

Die Geschichte dieser Verhandlungen ist weit einfacher und weniger spannend, als die der vorigen. Handelt es sich doch um eine mehr oder weniger selbstverständliche Sache, um die Beilegung von Gegensätzen, denen keinerlei große Bedeutung zukommt. Insbesondere liegt die Stellung Leibnizens, dem hier das Verdienst der ersten Anregung nach einigen früheren Versuchen zukommt, so klar und deutlich vor, daß an Mißverständnisse und irrige Auffassungen, wie oben, kaum gedacht werden kann. Wir können deßwegen kurz sein, indem wir nur die Hauptpunkte herausheben [1]).

---

1) Benützt ist vornemlich Guhrauer Leben II, 164—180. 231—44.

Der Boden war in Berlin für solche Unternehmungen sehr günstig. Das reformirte Bekenntniß, das am Hof herrschte, war an sich schon weit duldsamer und aufgeklärter; dazu kam der freie Geist und klare Blick des großen Kurfürsten, der seinem großen Urenkel in der bestimmten Verkündigung der persönlichen Gewissensfreiheit vorangieng und dieselbe fortwährend thätig übte, so sehr ihn seine eifernden lutherischen Unterthanen auch reizen mochten. Er hatte erklärt: „Die Gewissen sind Gottes und kein Potentat in der Welt vermag sie zu zwingen; man muß nicht blos fromm, sondern auch gerecht sein!“ Und waren gleich die damaligen Friedens- und Vereinigungsversuche vergeblich gewesen, der Geist war doch geblieben und bot die Anknüpfung für neue Anstrengungen. — Nicht minder kamen die Verhältnisse in Hannover selbst den Plänen Leibnizens entgegen. Ernst August war lutherisch, aber freisinnig und mild auch gegen die andern Bekenntnisse, seine Gemahlin dagegen war reformirt, so daß in der Ehe dieses geistreichen Fürstenpaars die Union gleichsam vorgebildet war. Dazu kam endlich die verwandtschaftliche Verbindung von Hannover und Berlin; was Wunder, daß diese persönliche Mischung der religiösen Bekenntnisse unserem Leibniz Muth und Hoffnung gab, ein Gleiches auch für die beiderseitigen Länder und von da weiter über die ganze evangelische Kirche Deutschlands hin zu erreichen.

Den nächsten Anlaß, Hand an's Werk zu legen, bot allerdings die äußere, staatliche Weltlage gegen das Ende des Jahrhunderts. So schreibt Leibniz in der schon oben angeführten Denkschrift, wo er sich um eine Stellung in Berlin bemühte: „Meinen eigentlichen Plan werde ich ein anderes Mal besprechen. Ich gehe darauf aus, soviel als möglich zum Ruhm und Wohl der beiden Häuser beizutragen. Denn heute sind die Konjunkturen schlimm; die Macht Frankreichs, der Erfolg und die Gehässigkeit der Papisten drohen uns mit einer bösen Revolution, wenn man sich nicht mit vieler Geschicklichkeit und Thatkraft entgegenstellt“. Ebenso schreibt er nach dem Ryßwicker Frieden an Ludolf: „So oft ich sehe, mit welcher Wärme, ja daß ich so sage, mit welcher Gluth die römische Kirche für ihre Sache die Waffen führt, welche Kälte dagegen und fast möchte ich sagen, welche Erstarrung sich der Prote-

stanten[1]) bemächtigt hat, so kann ich für die Kirche nur traurige Ahnungen haben. Dieß wollen wir zwar Gott anheim stellen; aber es steht doch zu glauben, daß auf das Licht unsrer Zeit eine, ich weiß nicht wie lang dauernde Verfinsterung folgen wird, indem das Reich der Nacht wieder seine Macht gewinnt und das menschliche Geschlecht zwischen Aberglauben und Gottlosigkeit getheilt ist. Nie ist ein Friede geschlossen worden, schimpflicher für Deutschland und gefährlicher für die protestantische Partei. Jedermann kann mit Händen greifen, daß man den Protestanten alles auspressen kann, sobald die Gegner sich mit Frankreich verbinden. England, Holland, alle nordischen Mächte helfen da nicht; denn ihre Minister wagten ja gegen die gehässige Klausel des vierten Friedensartikels nicht den Mund aufzuthun"[2]). — Zu allem hin wurde die protestantische Partei in sich selbst geschwächt durch den schnöden Abfall des Fürstenhauses, das während der Reformation die Führerschaft gehabt hatte: Der Kurfürst von Sachsen hatte um die polnische Königskrone seinen Glauben getauscht. „Jetzt ist, schreibt daher Leibniz 1697 an den brandenburgischen Kabinetssekretär Kuneau, Ihr großer Kurfürst das Haupt der Protestanten im Reich. Daher zweifle ich nicht, daß man bei Ihnen mit Ernst an das denkt, was zu der Erhaltung der Protestanten nöthig ist. Man muß unter Anderem daran arbeiten, immer mehr jenes eitle Truggebilde der Trennung zwischen den beiden protestantischen Parteien zu zerstören".

Mit diesem Briefwechsel, der durch Kuneau hauptsächlich auch an den mächtigen Minister Dankelmann gehen sollte und gieng, hatte Leibniz sein verdienstvolles Unionswerk in aller Stille begonnen. Was er wollte und für nöthig oder unnöthig hielt, wird hier und in den gleichzeitigen Briefen an Ludolf vollkommen klar ausgeführt. „Die Reformirten betreffend war ich immer der Ansicht, daß die verhandelten Punkte kaum des Streits, geschweige denn der kirchlichen Trennung werth seien, und habe ich hierüber

1) Man war durch den dreißigjährigen Krieg nicht gewitzigt und kaum klüger geworden, als jene Lutheraner in Wien, die hart vor dem Beginn desselben statt als blos geduldete eng zusammenzuhalten, sich über der geistreichen Frage herumbißen, ob die Substanz der Erbsünde in den Leibern der selig Entschlafenen bis zur Auferstehung fortenthalten sei oder nicht!

2) s. Guhr. Kurmainz II, 232 (Dez. 1697).

meine Ansicht stets offen ausgesprochen. Den Päpstlichen gegenüber denke ich ganz anders und glaube, daß man mit ihnen nicht zusammen kommen kann, wenn nicht in der Lehre einige ihrer Sätze gemildert und aufgegeben, im Leben aber viele alten Mißbräuche abgestellt werden" [1]. — Als Dankelmann einzelne Bedenken erhob, so läßt er sich noch näher aus: „Die Sache ist nothwendiger, als je, und zugleich auch ausführbarer. Es heißt jedoch „ein paar Schritte voran hat Werth, ob auch weiter nicht möglich" (est aliquid prodire tenus, si non datur ultra). Denn dieß gute Einverständniß unter den protestantischen Parteien hat seine Grade. Der erste ist rein bürgerlicher Art und besteht im Einklang und aufrichtigen Beistand; dahin muß es bei Beiden dem Wachsthum der römischen Partei gegenüber kommen. Nach der Bresche, welche uns das Haus Sachsen gebrochen hat, ist der große Kurfürst das Haupt der Protestanten in Deutschland, auch zweifle ich nicht, daß England und Holland bereit wären, das Werk zu unterstützen, welches so große Früchte tragen könnte. — Der zweite Grad zielt auf das kirchliche Einverständniß und geht dahin, daß man sich gegenseitig nicht verdamme (tolerantia ecclesiastica). Und hiezu ist die theologische Fakultät von Helmstädt ganz geneigt. — Der dritte Grad endlich besteht in Einheit des Glaubens, welche Se. Exc. Grund hatte für unausführbar zu halten, da man nicht hoffen dürfe, die Menschen zumal in schwierigen Fragen zu überzeugen. Das ist es auch nicht, was man nach meinem Dafürhalten unternehmen sollte. Gewiß ist, daß man sich über das Abendmahl nicht leicht vereinigen wird, weil eine wahre Verschiedenheit der Meinungen stattfindet. Und wenn gleich, meiner Ansicht nach, die Frage der Prädestination nicht ebensoviel Grund zum Streit enthält, was ich mehreren geschickten Männern dargethan, so bin ich doch sehr versichert und erkenne gern, daß es Unzählige gibt, welche man nie davon überzeugen kann. Ich finde aber auch nicht, daß diese Einheit in den Lehren oder Meinungen nothwendig sei. Man thut wohl, davon soviel zu erlangen, als man kann; aber man wird sich nicht daran hängen, weil diese Verschiedenheit jene Einheit nicht hindert, welche man wünscht. — Die Frage ist nun, ob Se. Exc. wünscht, daß

1) Guhr. Kurmainz II, 228 (Sept. 1697).

man bis zu dem zweiten Grad gehe, oder ob Sie bei dem ersten stehen bleiben will, bei welchem die Theologen gar nichts zu thun haben. Es scheint jedoch, daß der zweite sehr wünschenswerth wäre und dem ersteren Festigkeit gäbe. Denn wenn man ein Eiferer ist, wenn man glaubt, daß die Gegner Feinde Gottes und verdammungswürdig sind, glaubt, daß die Vereinigung mit ihnen ansteckend ist und das Seelenheil gefährdet, so vereinigt man sich ungern. Dieß ist ganz besonders der Fall, wenn sich auch noch die Leidenschaft der Theologen einmischt. Zwingt am Ende die Noth zur Vereinigung, so geschieht es wider Willen und Zwangsweise, was wenig dauerhaft und fruchtbar ist. Sogar was den dritten Grad betrifft, ist es dienlich, wenigstens den Aufgeklärtesten zu verstehen zu geben, daß der Unterschied im Wesen nicht so groß ist, als er äußerlich in den Formen erscheint. Kurz es ist gut, wenn die Staatsmänner den Anstoß geben; aber man braucht die Theologen, um auf die Völker zu wirken und Einfluß zu bekommen bei den Eifrigen, aber in Vorurteilen Befangenen, welche auch unter denen häufig sind, die über dem Volk stehen".

Mit dieser nach Berlin gerichteten Denkschrift hat Leibniz seinen Standpunkt in der Sache klar und unmißverständlich dargelegt. In bemerkenswerthem Unterschied von den Reunionsverhandlungen betont er hier nicht die Lehrfrage, ja er will sie als eine zunächst unlösbare so gut als ganz bei Seite gestellt sehen, um wenigstens das Mögliche zu erreichen. Man darf diese Veränderung seiner Haltung indeß nicht daraus erklären, daß staatliche Zwecke und Bedürfnisse den nächsten Anstoß und damit auch die Richtung geben. Nein, er erkennt mit ganz richtigem Blick, daß beide protestantische Parteien im Grundsatz und der Hauptanschauung Eins seien, während ihre Streitigkeiten sich überwiegend um Nebenpunkte und für's Leben bedeutungslose Aeußerlichkeiten bewegen. „Es ist gewiß, daß die Streitigkeiten, die zwischen den Protestirenden schweben, meist in subtilen Fragen bestehen, die wenig Leute verstehen und in die Praxis gar nicht laufen", schreibt er 1705 an den Herzog von Wolfenbüttel. Unter solchen Umständen ist zunächst an eine Uebereinkunft in der Lehre nicht zu denken. Denn — so sonderbar es auch klingen mag — in Aeußerlichem und Unwesentlichem pflegen die Menschen, nun einmal befangen, am zähesten und hartnäckigsten zu sein und

Vernunftgründen am wenigsten Eingang zu gestatten, eben weil der ganze Streit sich gar nicht auf dem Boden der Vernunft befindet. (Vergl. was Leibniz schon in der polnischen Königswahl über die Unzugänglichkeit der griechischen Strenggläubigkeit sagt: „Diese Schismatiker sind um so schlimmer, als ihre Trennung sich nicht auf Vernunft, sondern auf Beschränktheit und Unwissenheit gründet, so daß sie keinen für einen Christen halten, der nicht dreimal bei der Taufe untergetaucht ist.") Auf der andern Seite ist aber ebenso gewiß, daß die vorhandene Einheit im Wesen und Kern mit der Zeit nicht ermangeln kann, von selbst durchzubrechen und die unvernünftige Scheidewand der Schaale zu sprengen. Dieß kann ruhig der weiteren, innern Entwicklung überlassen werden; der Protestantismus, sah Leibniz wohl, enthält in sich selbst das Salz, um sich immer wieder zu erneuern und aus zeitweiliger Fäulniß und Verkommenheit zu reißen, während im Katholizismus für sich allein keine solche Naturheilkraft liegt, daher sie ihm Leibniz durch Einführung der protestantischen Lehr- und Entwicklungsfreiheit zu leihen suchte und deßwegen dort so entschieden auf den Punkt der Lehre drang.

In der That, man muß sich der richtigen Einsicht mit Gewalt und aus Vorurteil verschließen oder aber gar kein Verständniß für das Wesen dieser theologischen Fragen haben, wenn man in Leibnizens beiderseitigem Verhalten Folgewidrigkeit, veranlaßt durch unlautere äußere Einflüsse, oder nur Unangemessenheit zur fraglichen Sache finden will.

Freilich wurde seine Anschauungs- und Behandlungsweise schon damals weder verstanden noch gewürdigt. Zwar fand die Anregung zu Berlin und bald auch zu Hannover willige und entschiedene Aufnahme; aber sogleich wurde sie aus der von ihm beabsichtigten Richtung in andre Bahnen gedrängt. In dem unseligen Doktrinarismus, der sich zu allen Zeiten so breit macht und das Beste verderbt, meinte man spornstreichs auf das Wesen, den „dritten Grad" der Union losgehn zu müssen, womit das Ganze auf den Boden der Theologie oder besser der Theologen hinübergespielt wurde, den Leibniz so dringend vermieden wissen wollte, weil er seine Leute kannte. Denn was half es, wenn auch einige wackere Männer aus der Zahl der „Aufgeklärten" sich so vernehmen ließen, wie z. B. Molanus, der von sich ver-

sicherte: „Ich gehöre zu denjenigen, welche unsre Streitfragen nicht vor fundamentale Artikel ansehen und folglich dafür halten, daß die beiderseitigen Evangelischen sich mit unverletztem Gewissen gar wohl vergleichen und hinwiederum in Einer Kirche zusammenwachsen könnten". So dachten eben die Wenigsten, und doch muß man in der Welt nie mit den Ausnahmen rechnen, will man sich nicht verrechnen und eines Tages zu seiner Bestürzung finden, wie wenig die auf der Studirstube ausgeheckte Theorie mit dem wirklichen Leben stimmen will.

Dieß Schicksal hatten denn auch die, schnell langweilig werdenden und nur noch so hingeschleppten Unionsverhandlungen. Leibniz konnte schon als Beamter seines Hofs nicht zurücktreten [1]), er wollte es aber auch nicht, um sein Werk nicht in ungeschickten Händen warnungslos zum Schaden ausschlagen zu lassen, den eine verfehlte Behandlung nothwendig bringen mußte. Deßhalb blieb er mittelbar und unmittelbar bei den vielen Verhandlungen betheiligt, die schriftlich in Briefen oder Denkschriften, wie mündlich in Konferenzen und Zusammenkünften zwischen Hannover, Helmstädt und Berlin geführt wurden [2]). Allein seine Hoffnung und Aussicht auf Erfolg war bald geschwunden. Schon 1699 schreibt er an Jablonski in Berlin: „Was die bewußte etwas ruhende Sache betrifft, so scheint wohl, man habe — höheren Orts — ganz andre Gedanken, worüber ich mich nicht eben wundre. — Und wenn keine große Apparenz zum Erfolg, wie denn solche sich in meinen Gedanken sehr vermindert, so ist am rathsamsten für das Geschäft selbst, man halte anjetzo zurück, bringe nichts in eine vergebliche oder doch mißliche ungewisse Erwägung und erwarte eine Zeit, wo mehr Eifer. Sonst wird das

---

1) Daß er in der Ueberzeugung, ein Erfolg sei allein von weltlicher und fürstlicher Seite aus zu hoffen, trotz alles Festhaltens seiner eigenen Ansicht mancherlei Rücksichten nehmen mußte und mit Recht nahm, versteht sich von selbst. So schreibt er in diesen Fragen einmal: „Sie wissen, ein Mensch in meiner Lage hat gar manche Rücksichten zu beobachten, und Uebelunterrichtete könnten mich der Indifferenz zeihen"; Feder, Briefw. S. 47.

2) Hieher gehören z. B. die verschiedenen, von Molanus meist abgefaßten, aber von Leibniz mit unterschriebenen Schriften, wie die „via ad pacem", ferner sein Briefwechsel mit den einzelnen Betheiligten, besonders der deutsche mit Jablonski (s. Guhr., deutsche Schr. II, 60—258).

Jetzige nur alt und verliert Gunst. Man verfällt auf gesuchte Schwierigkeiten, und dann heißt es künftig, wenn kein höherer Trieb vorhanden: Die Sache ist bereits vorkommen und nicht hinlänglich (— d. h. geht nicht an —)". Gleich lautet die Klage vom Jahr 1701 und 1703: „Die Sache wird nicht ganz vernachlässigt — sie stockt dem Ansehen nach aller Orten, während andre Sorgen, andre Entwürfe die Höfe bewegen, gebe Gott solche, welche stets dem öffentlichen Wohl dienen".

Mit der Verwerfung seiner vorgeschlagenen Richtung durch die Fürsten und die Mehrzahl der Verhandelnden sah er sich auch persönlich so ziemlich auf die Seite geschoben; „vielleicht wird auch meine Meinung einmal mit eintreten, obwohl ich neben draußen stehe (etsi sim τῶν ἔξω)", meint er einmal gegenüber von Fabrizius. Es blieb ihm nur übrig zu mäßigen, soweit möglich, und zu warnen, daß man nicht die Sache auch in der Form gar zu undiplomatisch behandle. Gleich zu Anfang hatte er sich darüber ausgesprochen, daß man die Dinge nicht auf diese Art anfangen müsse; „ich fürchte Eifersucht und Mißgunst. Man wird sich an die Personen wenden müssen, an Eine nach der Andern; ich selbst habe die Sachlage vorher ein wenig betastet und hoffe, das Ganze auf eine Art zu führen (da ich Gelegenheit habe, die Geister vorzubereiten), daß Einigkeit und Harmonie stattfinden wird". Fortwährend schärft er in dieser Weise ein, daß man sich doch ja eines öffentlichen Schriftwechsels enthalten möge, so lange noch ein Schimmer von Hoffnung auf Erfolg vorhanden sei. „Sollte es ganz scheitern, so würde ich selbst rathen, diese Schriften zum Nutzen der Nachwelt herauszugeben. Wenn wir aber jetzt damit hervortreten, so wird erstlich unsern Gedanken das Gewicht einer geheimen Erwägung entzogen, und für's Andre werden die Schwärmer und streitsüchtigen Köpfe aufgeregt, so daß sich nach und nach Schaaren von Gegnern erheben. Dann werden vielleicht diejenigen, welche allmählig für uns gewonnen werden könnten, wenn man ihnen die Ehre einer Privatmittheilung erzeigte, durch die Heftigkeit der Andern mit fortgerissen. Und wenn einmal Einer öffentliche Schriften als Bürgen seiner Meinung gestellt hat, so ist der Rücktritt erschwert".

Das endgültige Scheitern der Verhandlungen wurde durch einen höchst anstößigen Zwischenfall befördert, bei welchem ebenso

sehr die diplomatische Klugheit, als die theologische Milde und Billigkeit verletzt wurde. Winkler, das lutherische Mitglied des „Friedenskollegiums“, hatte ganz insgeheim einen eigenen Unionsplan bei dem König von Preußen eingereicht, dessen Vorschläge die schneidendste Willkür und Unduldsamkeit enthielten, indem sie eine rücksichtslos gewaltthätige Zusammenschweißung durch den Machtspruch des Fürsten „als des obersten Bischoffs oder Papsts in seinem Land“ befürworteten. Alle nicht-reformirten Bräuche sollten abgeschafft, eine Generaluntersuchung angeordnet und den geistlichen Inspektoren größere Macht über störrige Pfarrer eingeräumt werden; namentlich sollte kein Prediger mehr Anstellung finden, der nicht in Halle studirt habe, da die Uebrigen an der wittenbergischen Tücke litten. — Die Schrift kam auf unrechtem Weg in fremde Hände und erschien natürlich zum Schrecken des Hofs und tiefsten Schmerz der übrigen Theilnehmer an den Verhandlungen im Jahr 1703 zu Frankfurt unter dem Titel „Königsgeheimniß“ (Arcanum regium).

Der Lärm unter den Lutheranern war begreiflicher Weise furchtbar. Es ergieng eine Anfrage der evang. Landstände vom Erzbisthum Magdeburg an die Universität Helmstädt, wie sich denn unter solchen Umständen christliche Unterthanen zu verhalten haben. Die Fakultät fragte ihrerseits bei Leibniz an, der als Anhaltspunkt für ihr Gutachten unter Anderem eine kurze Beurteilung des Machwerks von Winkler entwarf. In derselben heißt es: „Das Arc. reg. soll friedlich sein; man könnte aber wohl sagen, daß anstatt den Frieden zu befördern, es das Feldzeichen eines heiligen Kriegs unter den Evangelischen sei und nicht wohl leicht etwas, so unsern Feinden, den hitzigen Papisten, angenehmer auf's Tapet kommen könnte. (Nicht blos in der Kirche, sondern) auch in publicis muß es böse Konsequenzen nach sich ziehen. — Wenn man anstatt der Mißbräuche, die natürlich abgeschafft werden dürfen und müssen, solche Dinge rührt, da es streitig, ob sie ein Mißbrauch oder nicht, so wird des guten Zwecks verfehlt und übel ärger gemacht — daher hätte der Autor sich billig hüten sollen, auf jesuitischen Schlag einem großen König Kunstgriffe und Verstellungen zu rathen, die seiner Majestät unwürdig sind. — Sonderlich ist unverantwortlich, daß man von wittenbergischen Tücken und Schalken spricht und damit wieder einen theologischen

Krieg erregen will. Der Autor wird sagen, er habe nicht gemeint, daß es auskommen werde. Aber der Weise sagt nie „ich habe nicht gemeint“ (Sapientis non est dicere non putabam) — Alle die, von welchen Opposition mit gebührendem Respekt und einigem scheinbaren Grund geschehen, gleich als Verächter des Fürsten darzustellen, ist eines Schmeichlers würdig, der große Herren zu gewaltsamen Beschlüssen verleiten will, da nichts andres, als Böses daraus entstehen kann. Der neuen Regel, daß ein evangelischer Fürst sei Papst in seinem Land, muß man nicht mißbrauchen. Bei den verständigsten Personen selbst ist die allgemeine Kirchenversammlung, wo nicht über, doch unter dem Papst. Also ist billig, daß ein großer, evangelischer Herr in wichtigen Religionssachen nicht Alles an sich allein thue, sondern mit andern evangelischen Potentaten kommunizire, damit nicht das Band der Kirche zerrissen wird“ 1). — Selbstverständlich war mit diesem Zwischenfall die ganze Sache so gut als verloren und um allen Glauben gebracht. Bald kam auch die Veränderung der staatlich-höfischen Verhältnisse dazu, welche bisher von großem Einfluß auf den fürstlichen Eifer gewesen waren. Daher erhielt Leibniz im Jahr 1706 von seinem neuen barschen Kurfürsten Georg Ludwig geradewegs die Weisung: „Wir wollen auch, daß Ihr von Allem, was das Vereinigungsnegotium der lutherischen und reformirten Kirche betrifft, hinfüro allerdings abstrahiret!“ — Und so schloß er 1708 die Aeusserungen über diese langen Mühen mit der brieflichen Erklärung an Fabrizius: „Wie jetzt der Stand der Dinge steht, erwarte ich nichts mehr von dem Einigungsgeschäft. Die Sache wird sich dereinst von selbst machen (res ipsa se aliquando conficiet)“ — ein trauriger Ausspruch am Schluß einer jahrelangen Arbeit, und doch zugleich ein Wort voll unerschütterlichen Glaubens an die Macht, an den dereinstigen Sieg der guten Sache und der Wahrheit, wie wir ein solches auch als Gedenkstein der vergeblichen Reunionsbemühungen gefunden haben.

Vergegenwärtigen wir uns, nachdem wir bis hieher dem geschichtlichen Gang gefolgt sind, was denn eigentlich die Zwecke

1) s. Guhr. deutsche Schr. II, 255 ff.

und Gesichtspunkte, die Ziele und Absichten waren, welche unsern Leibniz hier leiteten und ihm den Muth oder die Kraft zum Handanlegen und Ausdauern auf der mühsam gewundenen Bahn dieser Friedensversuche gaben. Daß es große Ziele gewesen sein müssen, ist wohl zum Voraus, auch ohne die Andeutungen des Bisherigen klar. Sonst hätte er nicht so lange ausgeharrt, da er hier, wie sich deutlich bemerken ließ, lange nicht von derselben frohen Aussicht auf das Gelingen getragen und gehoben wurde, die er sonst auf Grund seiner eigenen lebensfrischen und hoffnungsvollen Natur besaß. Allein es handelte sich eben um etwas zu Hohes; es stand etwas zu Großes auf dem Spiel, dessen Gewinn oder Verlust auf mehr als nur Einem Gebiet nachzitterte, wie es bei der mittelpunktlichen Bedeutung der Religion nicht anders sein kann.

Beginnen wir vom Umkreis aus, so war, wie wir schon im ersten Buch anzudeuten Gelegenheit hatten, der staatliche Jammer Deutschlands nicht zum Wenigsten verursacht und mitverschuldet, oder es wurde jedenfalls seine Heilung verlangsamt und verhindert durch die religiöse Zerrissenheit unsres Vaterlands in drei und mehr Parteien, die sich, Kinder desselben Volks, zum Theil auf Tod und Leben bekämpften. Wie leicht war seit dem dreißigjährigen Krieg jedem Feind der Einbruch gemacht, wo er hoffen durfte, Bundesgenossen und offene oder stille Verräther in der feindlichen Festung zu finden! Und besonders Frankreich, allezeit stark in der flitterhaften Verbrämung der Selbstsucht[1]), wußte den frommen Mantel gar geschickt umzuhängen. Schon Lisola, der katholische Gesandte des Kaisers an verschiedenen Höfen, hatte um's Jahr 1668 in seinem „Schild des Staats und der Gerechtigkeit" erklärt: „Frankreich läßt nicht ab, den Katholiken im Geheimen Aussichten zu eröffnen und vorzustellen, daß es, weil allein durch keine Verträge gebunden, allein auch im Stand sei, alle Sekten unter den Gehorsam der Kirche zurückzubringen. Mit Einem Wort, zur Aufrichtung ihrer Alleinherrschaft mißbrauchen die Franzosen den Grundsatz, dessen sich Paulus zur Ausbreitung des Christenthums bediente, Allen Alles zu werden.

1) „Die Geschichte unsrer Kriege ist die Geschichte der Civilisation"! Napoleon III im Lager von Chalons 24. Juni 1869.

Sie passen sich den Intressen der ganzen Welt an, um diese den ihrigen dienstbar zu machen. Sie opfern jedesmal die Religion, wo sie meinen, daß dieselbe ihrem staatlichen Vorteil schade". — Ganz diese Anschauung fanden wir mit voller Bitterkeit in den Flugschriften von Leibniz wiederkehren. Droht Frankreich, so ist der deutsche katholische Klerus hohen und niedern Rangs auf seiner Seite; insonderheit die Jesuiten in Wien zeigen sich zu allem fähig. Hatte Oestreich und der Kaiser Glück, sei's gegen Westen oder gegen Osten, so erwachte die Furcht und Besorgniß der Protestanten, es möchte jetzt an ihre Unterdrückung gehen. Und dazu hatten sie bei der Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit der öſtreichischen Staatskunst oft sehr triftigen Grund. Ja noch weiter herunter sieht man dieses Mißtrauen störend wirken. Selbst bei der Auswahl der Winterquartiere, bei der Aufstellung zum Kampf machten religiöse Eifersüchteleien oder Besorgnisse sich geltend.

Besonders deutlich tritt der deutschnationale Nebengedanke auch bei den Unionsbestrebungen heraus, welche im Zusammenhang mit der hannoverischen Hutangelegenheit und der Errichtung des neuen preußischen Königthums auf eine Stärkung und Verknüpfung der beiden nordischen, von Frankreich unabhängigeren Mächte abzielten. Ganz dieser Geist und Gesichtspunkt herrscht in der Auseinandersetzung, welche die Schrift „Intresse des h. römischen Reichs" bei der Frage der Religionen gibt. „Was die Religion oder die von Jugend auf einem Jeden beigebrachte Meinung von dem Gottesdienst für große Wirkung habe und was die Uneinigkeit in der Religion einem Regiment für Unruhe erwecke, das hat die ganze Christenheit leider mehr als zuviel erfahren. Um andrer Reiche, wie Frankreich und England, hierbei nicht zu gedenken, findet man in dem gemeinen Vaterland deutscher Nation leider allzuviel Exempel, was die Uneinigkeit in der Religion für Unheil angerichtet habe. Denn obgleich nach des Herrn Lutheri eingeführter Reformation es viel Bluts gekostet, ehe die protestirenden Stände den Religionsfrieden erhalten, welcher auch nachgehends in dem westfälischen Frieden ist bestätigt worden, so sind doch unter den Papisten theils vor-, theils nachher soviel Plane wider den Religionsfrieden geschmiedet worden, daß bei fürfallender Gelegenheit leichtlich wieder ein Re-

ligionskrieg im h. römischen Reich entstehen könnte. Denn wie die Jesuiten wider die Unkatholischen gesinnt sein, weist die Erfahrung an vielen Orten mehr als genug aus. — Damit aber die Papisten ihren Zweck desto leichter erreichen möchten, haben sie von Anfang der Trennung die protestantischen Fürsten untereinander aufzuwiegeln und auf's heftigste wider einander zu verbittern getrachtet, haben auch gutentheils ihren Effekt darin erreicht, daß die Lutheraner und Reformirten an vielen Orten sich auf's Aergste verkezert haben, welches die Papisten selbst in ihren Schriften rühmen und bezeugen. Die eine Partei ließe sich gern ein Auge ausstechen, wenn nur der Widerpart beide verlöre. Dieser Ursachen halber haben etliche sanftmüthige Theologen von beiden Seiten wohlmeinendlich dahin gerathen, daß man alles Gebiß und Gezänk unter beiderseits Religionsverwandten aufheben, soviel möglich eine brüderliche Liebe und Einigkeit stiften und ohnerachtet der zwischen beiden Kirchen noch schwebenden Irrungen und Streitigkeiten für Einen Mann wider die Papisten als Verfolger des Evangelii und Gewissenszwinger stehen und sich gar nicht bereden lassen möchte, als ob es den Papisten allein um Ausrottung deren also genannten Kalvinisten zu thun sei, indem es unzweifelhaft zu halten, daß ihr Wille und Meinung sei, beide Theile einen nach dem andern zu unterdrücken und Alles wiederum unter des Papsts Joch zu bringen. — Und es haben nicht allein (obgedachte und andere) berühmte Theologi herzlich gewünscht, daß die Streitigkeiten unter den Evangelischen in aller Güte möchten aufgehoben werden, sondern es haben auch wackere lutherische Juristen und Politici, wie auch Publizisten ein herzliches Verlangen öffentlich in ihren Schriften an den Tag gegeben. — Was nun die Vereinigung mit den Papisten in Religionssachen betrifft, wird dieselbe schwerlich zu hoffen sein, ohnerachtet deßfalls zu verschiedenen Zeiten viele Disputationen und Kolloquien sind angestellt worden. — Unter den Lutheranern und Reformirten könnte wohl viel eher ein Vergleich in den noch übrigen Religionsstreitigkeiten getroffen werden. Denn diese Beiden sind einig in dem Fundament der Seligkeit. — Weil nun die Vergleichung der drei in Deutschland bestätigten Religionen schwerlich zu hoffen, so ist es im Gegentheil höchlichst zu wünschen, daß wie eines

Theils die göttliche Wahrheit mit allem Fleiß durch gelehrte und erleuchtete, tapfere, zuvörderst aber friedliebende und vernünftige Leute zu vertheidigen nöthig, also anderntheils dahin getrachtet werde, daß an Statt der Verdammung und Verkezerung alles ärgerliche Leben und Wandel bei Zeiten möge abgeschafft werden".

An dieser Darstellung, welche dem Zweck der Schrift entsprechend den staatlichen Gesichtspunkt voranstellt, zeigt sich, daß Leibniz sogar einen neuen Religionskrieg nicht für unmöglich hält. Darin sah er aber mit Recht einen der größten Greuel, wie die ärgste Thorheit und Verkehrung. „Durch Religionskriege ist nichts zu gewinnen; die Gemüther werden nur verbittert und die Meinungen entfernet, statt daß man sich zu Friedenszeiten kennen lernt und nicht so wilde abscheuliche Ideen einer von dem andern macht, wie man dazumal zu machen pflegte, da man solcher Sachen wegen einander todtschlug" (Bedenken S. 201). „Nichts Schlimmeres gibt es, als einen Religionskrieg, da das Volk glüht von Religionswuth und Aberglauben. Die Gegner gelten als der Hölle verfallen, als Feinde Gottes, als schlimmer denn die Thiere, als Seelenmörder, als verfluchte Kreaturen, die man im Verlangen nach der eigenen Seligkeit todtschlägt" (poln. Königswahl) [1]. Mehrmals macht er auch in seinen Briefen die beachtenswerthe Bemerkung, daß das heidnische Alterthum solche Greuel nicht gekannt, sondern nur das Christenthum in schnödester Abweichung von seinem Stifter sich dieser Geißel zu schämen habe [2].

Dieß führt zu dem zweiten Gesichtspunkt, der seine Schritte auf diesem Gebiet leitete, zu dem des religiös-sittlichen Wohls, das durch die engherzigen Streitereien und gegenseitigen

---

1) Eine eigenthümliche, durch rasche Geistesgegenwart günstige Erfahrung von dem großen Einfluß des Religionswahnes auf die Sittlichkeit machte er selbst einmal bei seiner Reise in Italien. Auf einer Fahrt in einer kleinen venezianischen Barke überfiel ihn ein gräulicher Sturm. Die Schiffer, welche glaubten, er verstehe ihre Sprache nicht, berathschlagten in seiner Gegenwart, ihn über Bord zu werfen und seine Sachen zu behalten. Er aber ließ sich nichts anmerken, sondern zog einen Rosenkranz, den er bei sich hatte (wie andre ein Pistol!) hervor und that, als wenn er darnach betete, worauf einer der Schiffer zu dem andern sagte, weil er sehe, daß der Mann kein Kezer sei, so könne er es auch nicht über's Herz bringen, ihn tödten zu lassen (s. Guhr. Leben II, 87 f.).

2) s. Dut. V, 50.

Verkezerungen aufs Schwerste geschädigt wurde. Anzunehmen, daß ihm dieses weniger stark am Herzen gelegen wäre und nur etwa zum Vorwand für staatliche oder höfisch-diplomatische Zwecke gedient habe, heißt ein schweres geschichtliches Unrecht an dem Mann begehen, der seinerseits fortwährend eine tiefe, aufrichtige Frömmigkeit zeigte, während es vielleicht glänzender ausgesehen hätte, würde er in den Modeton der irreligiösen Freigeister auch eingestimmt haben. Und überdies war er zu sehr Filosof und Menschenkenner, um nicht zu wissen, welche ungeheure Bedeutung die Religion in der Menschheit und dem Völkerleben zu allen Zeiten besitze. Also nicht vornehme Verachtung oder Verdrängung der Frömmigkeit, wie stubengelehrte oder weltmännisch-blasirte Weisheit meinen mag, sondern Läuterung und Reinigung derselben als einer unentbehrlichen und ewigen Geistesmacht mußte ihm als wahrem Volks- und Menschenfreund eine hochwichtige Aufgabe erscheinen. Wer anders denkt und handelt, arbeitet trotz aller vermeintlichen Aufgeklärtheit nur dem Aberglauben und der Finsterniß in die Hände und muß Sturm ernten, da er Wind sät. — Mit schmerzlicher Betrübniß mußte deßhalb Leibniz von der Richtung und dem Gebahren seiner Zeit erfüllt werden. Nicht nur, daß die europäische Menschheit ihre hohe Aufgabe der Bildung und Christlichmachung der barbarischen Völker, z. B. der Türken und Chinesen nicht erfüllte, daß sie das Reich Christi nicht ausbreitete, nein, innerhalb ihrer selbst verlor Christus mehr und mehr an Boden. Von solchen Kirchen, aus denen die Frömmigkeit gewichen, wandten sich die Menschen mit Recht unmuthig ab, um entweder der völligen Gleichgültigkeit oder der Schwärmerei und dem Unsinn zu verfallen. Höchst bezeichnend ist hiefür eine Bemerkung aus dem jener Zeit angehörigen „Simplizissimus“ von Grimmelhausen, der „weder Petrisch, noch Paulisch“ sein und überhaupt keiner Partei angehören wollte. „Vermeint der Herr Pfarrer etwa, es sei ein so Geringes, wenn ich Einem Theil, den die zwei andern lästern und einer falschen Lehre bezüchtigen, meiner Seelen Seligkeit vertraute? Sollte mir wohl Jemand rathen, hineinzuplumpen, wie die Fliegen in einen heißen Brei? Ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irre laufen!“ Ebenso ist das Aufkommen einer Sekte der „Gewissener“ oder Conscientiarii in Jena unter einem Math. Knuzen sehr bemerkenswerth

und zeigt den Ekel der Gemüther an dem veräußerlichten unfrommen Kirchentreiben, an der hochorthodoxen Gottlosigkeit.

Und nicht genug, daß die Kirchen oder Bekenntnisse selbst keinerlei Anziehungs- und Bewahrungskraft eben für aufrichtige und fromme Gemüther hatten, es kam dazu noch der ganze Zug der Zeit und geistigen Entwicklung. Froh der gewonnenen Freiheit nach der mittelalterlichen Knechtung, ließ man sich natürlich zu weit fortreißen und in eine geradewegs der Religion oder dem Christenthum überhaupt feindselige Stimmung und Haltung hineintreiben; dieß besonders durch die einseitige Pflege der lange vernachlässigten Naturwissenschaften. „Schmerzlich ist es und unwürdig, ruft dem gegenüber Leibniz aus, daß die Seele durch ihr eigenes Licht sich den Blick verdunkeln und umschränken soll (sua ipsius luce praestringi). Kein Jahrhundert ist so fruchtbar an Wissenschaft, aber auch an Gottlosigkeit, wie das Unsrige, während doch in Wahrheit nur das oberflächliche Wissen von Gott abführt, wie schon der Begründer dieser Richtung, Bako, so schön gesagt". Durch alle seine Schriften geht diese Klage über das Wachsen des Unglaubens, das Ueberhandnehmen der „Freigeister" (esprits forts), die nur um sich groß zu machen also reden und sich gebährden, ohne zu bedenken, welch furchtbaren Schaden sie anstiften, wie sie die Grundlagen der ganzen Gesittung und Gesellschaft untergraben. Es könne nicht ausbleiben, daß man auf diesem Weg einer schrecklichen Umwälzung entgegen taumle [1]). Besonders deutlich zeigten sich diese Erfahrungen bereits in England und Frankreich. Letzteres betreffend hörten wir schon im Manifest für Karl III die Klage: „Nicht genug, daß man dem Ansehen des Papsts zu nahe tritt, daß man mit den Muhammedanern unter der Decke steckt. Noch viel schlimmer ist, daß daselbst bereits der Atheismus mit erhobenem Kopf einhermarschirt. Die sogenannten Freigeister sind daselbst in der Mode; die Frömmigkeit gilt für etwas Lächerliches. Dieß Gift verbreitet sich mit dem französischen Geist und Wesen" u. s. w.

Was war dagegen zu machen? In seinem jugendlichen „Bekenntniß der Natur wider die Atheisten" von 1669

---

1) Die berühmte, früher schon einmal angeführte Stelle der „neuen Versuche" Erdm. 387.

ruft Leibniz auf zum gemeinsamen Kampf Aller gegen dieß Ungeheuer. „Niemand in der Christenheit darf solchen Kampf für überflüssig halten. Man sollte zur Unterdrückung jener Richtung sich verschwören, sich verknüpfen (conspirare, συγκρητίζειν), die Theologen aller Religionen sollten zusammenstehen. Denn gegen öffentliche Feinde ist jeder Bürger Soldat; sonst droht uns der Umsturz aller Ordnung". So wenig er im späteren Verlauf seine Ansicht über die Schädlichkeit und Verderblichkeit dieses Geistes aufgibt oder auch nur ändert, so spricht er sich doch unverkennbar mit mehr Ruhe über ihn aus, als hier in der ersten Aufwallung der Jugend. Und insbesondre ist zu sehen, wie er ebenso viel Schuld innerhalb der Kirche selbst zu finden beginnt, die nicht nur nichts dagegen thut, sondern durch ihre Verstockung das Uebel befördert, während er am Anfang seine Vorwürfe überwiegend gegen die Freigeisterei allein gerichtet hatte. Um den Feind wirksam zu bekämpfen, mußte vor Allem da geholfen werden, wo es am Meisten fehlte, wo neben andern Gründen nicht die kleinste Schuld der überhandnehmenden Gottlosigkeit lag. So wenig er z. B. mit dem englischen Deismus einverstanden war (s. seinen Briefwechsel mit Clarke), so bemerkt er doch einmal zu dem lebhaften Streit der englischen Geistlichkeit wider denselben: „Wollte Gott, es wäre nur Jedermann wenigstens Deist, d. h. hätte einen aufrichtigen Glauben an Gott, die Vorsehung und ein ewiges Leben". (Dut. VI, 236.) Die Kirchen mußten nicht nur vereint werden, um eine festgeschlossene Schlachtlinie zu bilden, noch mehr, sie mußten in und durch diese Vereinigung innerlich selbst gebessert und gehoben werden. Die Freigeisterei war nur durch einen auch seinerseits freien Geist wahrer Frömmigkeit und Aufklärung zu überwinden, wie er sich vorderhand in keinem der christlichen Bekenntnisse mehr fand. Dieß ist der tiefste und höchste Sinn seiner kirchlichen Bestrebungen, dieß auch das Ziel und Verfahren, dem er treu blieb sein ganzes Leben lang und weit über die eigentlichen Verhandlungen hinaus.

Uebерwallende innere Kraft und eigener Eifer, scheinbar günstige äußere Verhältnisse und endlich das dringende Bedürfniß der

Zeit hatte ihn eine Weile glauben machen, es lasse sich in dieser Frage durch Verhandlungen und ein für allemal geltende Abmachungen schon zu seiner Zeit etwas ausrichten; daher er sich Andern angeschlossen oder selbst den Anstoß gegeben hatte. Dabei war er jedoch als mäßig-umsichtiger Mann weit entfernt, in der Art, die Christ. Thomasius auf diesem Gebiet zeigt, die Uebermacht der Kirche durch Ueberspannung der Staatsgewalt zu brechen, d. h. eine Willkühr und Gewaltthätigkeit an die Stelle der andern zu setzen. Man sieht dieß deutlich in seiner Verurteilung des „Königsgeheimnisses" [1]. — Allein sehr bald wurde ihm klar, daß so künstliche und gemachte Mittel im besten Fall nur ein Treibhausgewächs geben würden, nicht aber etwas Gesundes und Dauerhaftes, daß die Zeit noch lange nicht reif dazu sei, daß man noch lange nicht an die abschließende Ernte denken dürfe, sondern zuerst in aller Stille den Samen ausstreuen müsse, worauf „die Sache sich dereinst von selbst machen würde". Im Grund genommen blieb er auch hierin sich ganz gleich, sofern er ja schon bei der Reunion den Hauptnachdruck auf die Lehrbesserung, bei der Union auf das thatsächliche Vorhandensein der Einheit in den Grundsätzen gelegt hatte. Nur mußte er erkennen, daß was beim geistig geschauten, sozusagen perspektivischen Urbild in einmaliger Abmachung und Uebereinkunft zusammengedrängt erscheint, sich für das Eintreten in die Wirklichkeit in eine ermüdende Vielheit und einen langen, beschwerlichen, aber sicheren Weg auseinander legen muß. Und diesen Weg wandelte er unverdrossen, ein geduldiger, selbstverleugnender Idealist, wandelte ihn sein ganzes Leben lang schon vor und neben den eigentlichen Verhandlungen, namentlich aber nachher, als er sie gescheitert sah.

---

1) Thomasius ließ sich z. B. durch seinen allzu leidenschaftlichen Eifer gegen die Theologen dazu hinreißen, einen der letzten Zügel gegen die täglich wachsende Fürstenwillkühr mitzuzerstören, wenn er einmal äußert: „Da nun ein Hofprediger so unverschämt sein sollte, daß er gegen seinen Fürsten den Bindeschlüssel brauchen oder selbigen nur damit bedrohen wollte, würde selbiges ebenso unverschämt, ja noch unförmlicher herauskommen, als wenn ein armer Präzeptor, den ein ehrlicher Bürger angenommen, ihm und seinen Kindern die Postille zu lesen, sich eines Strafamts gegen diesen ehrlichen Mann, der ihm alle Augenblicke die Schippe geben könnte und dem er seine Subsistenz zu danken hätte, unterfangen, ihn hofmeistern und reprimendiren wollte (s. Biederm. II, 70).

Daß er bei diesem Streben, durch allseitige Aufklärung zugleich die Kirchen zu heben und die entgegenstehende Unfrömmigkeit wahrhaft zu überwinden, daß er hiebei streng auf dem Boden des Protestantismus stand, versteht sich von selbst. Denn der Katholizismus, wenigstens der tridentinisch-jesuitische, will von Licht oder Besserung in sich selbst und von ächt geistiger Besiegung der Gegner nichts wissen; hat er doch andere Waffen!

Es ist bekannt, wie viele Versuche gemacht wurden, einen so berühmten Mann, wie Leibniz, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Männer und Frauen wetteiferten in diesem frommzudringlichen Bestreben, das zu jener Zeit und bei Andern mit gutem Erfolg, gewissermaßen fabrikmäßig betrieben wurde. Besonders angelegen ließ es sich der selbst übergetretene Landgraf von Hessen sein, der zu Anfang seines Briefwechsels mit Leibniz (1683—85) so naiv war, an diesen ein Schreiben zu richten mit dem Titel: „Bußwecker für meinen ebenso theuren als einsichtsvollen Leibniz". Er solle „Gott die Ehre geben", „er solle durch seine ruhmvolle Bekehrung den Nächsten erbauen als leuchtendes Beispiel" und so fort in ähnlichem frommseinsollendem Klingklang. — Auch Anton Arnauld in Paris, mit welchem Leibniz schon lang in Verbindung stand, glaubte sich einmischen zu sollen. Da Leibniz Bedenken wegen seiner freien Ueberzeugung, die er nie aufgeben werde, erhoben hatte, so meinte der gute Mann, man müsse erwägen, daß Leibniz so schöne Einsichten über die Geometrie, die Zahlen und die Mechanik habe (Dinge, bei welchen eine Beunruhigung durch die Theologen nicht zu befürchten stehe), daß es der Menschheit nicht unnütz wäre, wenn er andere Dinge unterdrückte, bei welchen er Schwierigkeiten vorhersehen könnte. Schließlich spricht Arnauld sehr gerührt „über die Geistesqual dieses gelehrten Manns, den er Gott empfehlen wolle, daß er die ihn umgebenden Hindernisse vollends zerstreue, welche ihm noch den Eintritt in die allein Heil gebende Kirche verschließen". Leibniz müßte nicht den zehnten Theil seines Verstands und Charakters besessen haben, wenn ein so thörichtes, ja nicht einmal lauteres Gebahren irgend Eindruck auf ihn gemacht hätte. Fein weist er der letzten plumpen Falle gegenüber auf Galilei hin und erklärt seinem guten altersschwachen Freund in Paris, er besitze gottlob vollkommene Ruhe des Geists,

da er lange reiflich überlegt und seine Pflicht gethan habe. Im Uebrigen seien die Meinungen, in Betreff deren er Schwierigkeiten voraussehe, mit Nichten rein filosofisch, sondern machen einen sehr beträchtlichen Theil von den wahren Grundlagen der natürlichen Theologie aus. Jenes „Eine, das Noth ist", von dem Arnauld gesprochen, sei: Gott über Alles zu lieben und folglich ihm zu dienen. Dieß aber werde aus seiner Filosofie mehr gewinnen, als fast aus Allem, was sonst darüber in den Schulen gelehrt werde. Demnach könne man beurteilen, ob diese Meinungen unterdrückbar seien, ohne den wichtigsten Wahrheiten zu schaden, zumal in einer Zeit, wo sie der Befestigung so sehr bedürfen [1]). Auf Grund von all dem halte er sich übrigens der innern Kommunion mit der Kirche für versichert, welche in der Liebe bestehe. Denn das Wesen der Katholizität liege nicht darin, äußerlich mit Rom zu kommunizieren; sonst würden diejenigen, welche ungerecht exkommunizirt werden, wider Willen und ohne ihre Schuld aufhören Katholiken zu sein.

Ebenso fest blieb er allen andern „Bekehrungs"- und Lockungsversuchen gegenüber, wie er z. B. mehrfache Anträge einer glänzenden Anstellung in Paris, die sehr ehrenvolle frühe Aufnahme in die dortige Akademie und endlich das Anerbieten der vatikanischen Bibliothekarstelle ausschlug, einfach weil sie seinen Uebertritt zur Bedingung machten [2]). Was schon Boineburg von

---

1) Man beachte diese Aeusserung; sie zeigt, daß Leibniz, wie aus unsrer ganzen Darstellung freilich schon klar ist, keineswegs blos als weltlicher Gelehrter und um der Freiheit der Wissenschaft willen sich gegen die katholische Autorität und Bevormundung so spröd verhielt. Was ihm mindestens ebenso sehr am Herzen liegt, ist die Freiheit und Fortbildung der Theologie und Religionswissenschaft, was indeß mit der ersteren Forderung auf's Engste zusammenhängt.

2) Wenn er sich über das Entgehen dieser Vorteile und Ehren so mannhaft hinwegzusetzen wußte, so würde er sich wohl auch trösten über das Urteil, welches aus dem gleichen Grund die heutigen deutschen Katholiken über ihn fällen. Herr Hafner in Mainz meint: „Der eminenteste der deutschen Geister steht wie ein Fremder in der deutschen Entwicklung. Das Werk des großen Manns ist von dem Fluch gedrückt, der auf allen Geistern lastet, welche der Wahrheit, die sie erkennen, nicht das volle Bekenntniß leihen". Sogar Hefele sagt, die „religiöse Weihe" sei ihm abgegangen! Ein Kommentar zu diesen katholischen Urteilen scheint mir äußerst überflüssig, da ja weder Hafner noch Hefele den deutschen Protestanten Leibniz fassen kann.

dem Jüngling inmitten der katholischen Umgebung geurteilt hatte: In der Religion ist er sein eigener Herr (suae spontis), das bewahrte er sein Leben lang. So erklärte er mit genügender Deutlichkeit in einem Brief an Burnet: „Man wollte mich schon unter die Katholiken rechnen, da ich zuweilen einige ihrer Sätze milder ausgelegt habe gegenüber den übertriebenen Anfechtungen unsrer Leute. Als man aber weiter gehen und mir beweisen wollte, daß ich mich nun auch unter sie „rangiren" müsse, da habe ich ihnen gezeigt, daß ich davon weit entfernt bin". (Dut. VI, 271.) Ein anderes Mal sagt er das Tridentinium betreffend: „Ein römischer Theolog meint, ein gelehrter Mann könne nicht außerhalb der Kirche bleiben. Das ist aber weit gefehlt. Gerade die Erkenntniß der Dinge ist das schwerste Hinderniß, dem Katholizismus beizutreten". Gewiß der Filosof der Monaden, die so spröd gegen alle Eingriffe in ihre eigenartige Entwicklung protestiren, er konnte selbst auch nicht anders, denn so denken und handeln. In einem Aufsatz über das „lutherische Kleebatt" d. h. über Leibniz, Ludolf und V. Seckendorf in Jena, bei welchen allen der Landgraf von Hessen vergeblich bekehrt hatte, bemerkt derselbe in der That von Leibniz sehr richtig: „Es gilt von ihm, was der h. Hieronymus über Ruffin gesagt: Was er auch sein mag, Einer von uns ist er nicht". Früher schon hatte derselbige zu dem mild ablehnenden und einer persönlichen Bekehrung ausweichenden Brief Leibnizens die Anmerkung gemacht: „O mein guter Herr Leibniz! Man kann nicht zum Theil Katholik sein und zum Theil nicht. Die wahre Mutter wurde erkannt, weil sie nicht zuließ, daß ihr Kind in zwei Stücke getheilt würde".

Es ist sonderbar und nur auf Rechnung einer gewissen theologischen Unbildung zu schreiben, daß sogar ein Guhrauer sich durch dieß anatomische Beweismittel des Landgrafen schrecken läßt und meint, Leibniz, der eifrige Betreiber der Reunion, müsse hier in einem gewissen zweideutigen Licht erscheinen, wenn er so hartnäckig seinen eigenen Uebertritt in die katholische Kirche verweigere; er werde auch von dem Vorwurf nicht freizusprechen sein, daß er so innerlich verschiedene Dinge, wie seine Idee der Katholizität oder der geistig-Einen Kirche Gottes und den Begriff der römisch-katholischen Kirche nicht immer scharf und klar auseinander gehalten habe und oft zu voreiligen Hoffnungen und Er-

wartungen Anlaß gab, bis er gedrängt wurde sich für seine Person zu erklären [1]). Was ist denn da zweideutig oder halb? Daß er die ganze Frage nicht unter dem persönlichen Gesichtspunkt der Bekehrung auffaßte? dazu war er doch zu vernünftig und zu sehr Protestant von Haus aus. Ein solcher aber hat es mit der Muttermilch eingesogen, daß das persönliche Heil und die Seligkeit des Einzelnen schlechterdings nicht von irgend einer Kirchengemeinschaft, der katholischen sowenig als der protestantischen abhängt, sondern Alles nur auf die eigenste innre Beschaffenheit des Ichs ankommt. Hier im eigenen Gewissen und Bewußtsein ist für ihn der einzige Gerichtshof, der ihm sagt, ob er auf dem rechten Weg sei und in der richtigen „Gemeinschaft“ stehe. In sich und in der persönlichen Erfahrung gegründet tastet er nicht ängstlich umher nach „Merkmalen der wahren äußeren Kirche“, um sich über sein Heil zu beruhigen, wie der in sich haltlosere und an's Aeußere verlorene Katholik. Auf der andern Seite vergißt er aber beim hochgespanntesten religiösen Selbstbewußtsein nicht, daß die Kirche doch immerhin als Anstalt, als Erzieherin, zumal der Unmündigen, ihre hohe Bedeutung habe, daher es gar nicht gleichgültig ist, wie es mit ihr steht, ob sie sich an die Schaale hält und ihre Pflegbefohlenen mit Träbern füttert, ob sie in blindem Haß und in verstockter Verkezerungssucht sich gegen andre christliche Kirchen absperrt, oder ob sie bei aller Verschiedenheit im Umkreis mit ihnen im Mittelpunkt Eins das Eine Gesetz und Evangelium der Liebe Gottes und des Nächsten predigt. — Das protestantische Selbstbewußtsein verhält sich zum Gemeindebewußtsein, wie der Zweck zum Mittel. Es kann beim Einzelnen der Zweck erreicht sein und damit unter Umständen für ihn das Mittel mehr oder weniger entbehrlich werden. Aber auch nur unter Umständen, sofern die lebendige Entwicklung zum Ziel nicht leicht oder oft als an einem einzelnen Punkt abgeschlossen bezeichnet werden kann. Und jedenfalls behält das Erziehungsmittel seinen fortgehenden Werth nicht

---

1) Guhr. Leben I, 350. Es gilt, wie schon mehrmals bemerkt, von Guhrauers ganzer Darstellung der leibn. Bestrebungen für die Kirche, daß sie der schwächste und irrigste Abschnitt des sonst so verdienstvollen Buchs ist. Ich selbst kann deßwegen nicht umhin, hier etwas ausführlicher zu sein, als sonst im Plan meines Buchs läge. Denn Guhr. ist bis jetzt und wohl noch lange mit Recht die Hauptquelle zur Kenntniß von L., um so bedenklicher, wenn gerade er ungerecht ist oder im Irrthum sich bewegt, wie hier.

blos für die nachwachsenden Geschlechter, sondern auch für die, welche sich nur langsam zur Stufe des vollendeten Mannesalters erheben.

Von diesem doppelten, ächt protestantischen Gesichtspunkt aus verfährt Leibniz ganz regelrecht, wenn er einerseits für seine Person die äußere, überdies zum Theil sehr unlautere Gemeinschaft „als eine zur Seligkeit nothwendige" abweist, andererseits aber dieselbe in geläuterter Form als eine zur bessern, gemeinsamen Erziehung der Völker höchst heilsame Anstalt erstrebt. — Der Vorwurf der Zweideutigkeit und Halbheit, der ihm nach unserem Nachweis mit so großem Unrecht gemacht wird, ist im Grund derselbe, den der protestantische Kirchenbegriff überhaupt von jeher hören mußte und der auch nicht aufhören wird, da eben die meisten Menschen ihre Begriffe nur, wie Salomo obiges Kindlein, mit dem Schwert und Messer, d. h. in mechanisch-äußerlicher, unbegrifflicher Weise zu bearbeiten lieben.

Um so schöner ist es aber, daß L. bei diesem streng festgehaltenen Protestantismus oder eigentlich besser in Kraft desselben so mild schonend und bis zum Aeussersten anbequemend dem Katholizismus entgegenkam, „da ein Uebermaß in der Liebe zu den Brüdern jedenfalls besser sei, als das Gegentheil". Von diesem Gedanken sowie von seiner allgemeinen Milde und Billigkeit aus, die nicht leicht in Bausch und Bogen verurteilte, ist es anzusehen und zu erklären, wie er sich namentlich über die Jesuiten zu verschiedenen Malen äußerte [1]. So verwerflich ihm die ganze Richtung und Haltung des Ordens als solchen besonders auch in nationaler Beziehung erscheinen mußte und im Lauf seiner reichen Erfahrung immer mehr erschien, so unterläßt er doch nicht, gegen die Gesammtverurteilung auch aller Einzelnen verschiedentlich Einsprache zu thun. Nicht blos in Spee, sondern auch in manchen Anderen seiner zahlreichen Bekannten aus der Gesellschaft hatte er persönliche Ehrenmänner gefunden, was er hervorzuheben um so weniger unterließ, als er von ihnen auch etliche wissenschaftliche Förderung und Unterstützung erfuhr, ohne wie von anderer katholischer Seite immer mit Bekehrungsversuchen behelligt zu werden.

1) s. das Genauere bei Pichler I, 438 ff.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung über seine persönliche Stellung, die wir verschiedener Mißverständnisse wegen nicht umgehen konnten, zu unsrem Zusammenhang zurück, so bleibt es also dabei, daß er vollends außerhalb der eigentlichen Verhandlungen bei seinem persönlichen Wirken und mehr mittelbaren Arbeiten für die Sache der Kirche und Religion lediglich nur auf protestantischem Boden stand, der allein eine Weiterbildung und Aufklärung zuläßt, „nachdem der große Sachse Luther die Menschheit vom römischen Joch befreit hat" [1]). Sind auch diese stillen, oft nur gelegentlichen und vereinzelten Leistungen nicht greif- und meßbar, wie solche, die im großen Stil und auf dem Markt der Oeffentlichkeit betrieben werden, so sind sie darum doch nicht zu unterschätzen oder zu vergessen.

Vor Allem kommt in Betracht sein riesig ausgedehnter und mit den einflußreichsten Personen aller Länder geführter Briefwechsel, in welchem er nicht versäumt, nach allen Seiten, mit der Stirne bald gegen den Katholizismus, bald gegen den Protestantismus für Freiheit, Vernunft und Duldung zu kämpfen und wäre es auch nur in einem gelegentlich eingestreuten Wort. Es ist nicht zu zweifeln, daß manches dieser Samenkörner auf guten empfänglichen Boden fiel und in der Stille Frucht brachte, ohne daß man nachher den Sämann noch wußte. — Um das Uebel der Unduldsamkeit und Verkezerungssucht möglichst bei der Wurzel zu fassen und im weitesten Umfang, auch auf den entlegensten Gebieten auszureissen, nimmt er sich in zahlreichen Stellen warm der alten Heiden an, mit deren edelsten Geistern er sich auch wissenschaftlich in enger Verbindung fühlte [2]). „Zu meiner Jugendzeit sangen die Schulknaben: Der große Aristoteles, Plato und Eu-

---

1) Ein Wort von Leibniz über seinen großen Landsmann, den er auch sonst überaus hoch hält. So nennt er ihn in dem abschließenden Aufsatz gegen Bossuet (Car. II, 439) „den großen Mann, Welchem das Menschengeschlecht der Neuzeit frischeres Hoffen Dankt, und daß ihm vergönnt freieren Geistes Genuß (Cui genus humanum sperasse — spirasse? — recentibus annis Debet et ingenio liberiore frui). Aehnlich äußert er sich einmal über Fotius, „der zwar sonst nicht glücklich gewesen sei, aber doch das Verdienst habe, daß er die griechische Kirche vom Joch der Lateiner befreit".

2) Während auch hier Thomasius im Kampf gegen Alt- und Neuscholastik sich soweit vergaß, den unsterblichen Aristoteles in romanhafter, fast frivoler Weise lächerlich zu machen.

ripides, sanken alle in den Abgrund! Aber auch von Männern, z. B. von Boileau kann man in Beziehung auf diese großen Geister den Ausspruch „diese alten Verdammten" hören; das heißt doch etwas stark als Jansenist reden. Da sind die Jesuiten viel gemäßigter und vernünftiger". Wiederholt spricht er sich in ähnlicher Weise tadelnd über den Systematiker der Verkezerungssucht, über Augustin aus, „der etwas viel Hang zum Menschenhaß (une humeur misanthrope, chagrine) besaß und von dessen Lehren man gut that, zum Theil abzuweichen. Denn Lehren, unter welchen Gottes Güte zu leiden droht, liebe ich nicht. Ich liebe, sagt er bei einer andern Gelegenheit, die tragischen Ausgänge nicht, wo Alles schließlich in den Abgrund stürzt; ich möchte Alle selig wissen und gestehe, daß ich mich hierin zu Origenes hinneige". So ist auch Augustins Ansicht von den „glänzenden Lastern der Heiden" durchaus zu verwerfen, indem unleugbar ist, daß es recht wohl eine natürliche, ganz ehrliche und gutgemeinte Sittlichkeit gibt, deren Gesetz freilich in letzter Beziehung, wie Alles, von Gott stammt, aber doch auch selbständig ohne diesen Gedanken an Gott beobachtet werden kann. (Er braucht hiezu den starken Vergleich, daß ebenso die Sätze der Geometrie und Fysik von Gott herrühren und zuletzt auf ihn hinführen; nichts destoweniger könne der Gottesleugner ein ganz guter Geometer und Fysiker sein.) „Selbst die Leugnung eines Hauptpunkts der natürlichen Theologie, die Leugnung der Unsterblichkeit hat nicht nothwendig die Folge, daß man unsittlich lebt, indem sich ja das Gute in der Hauptsache schon auf Erden innerlich und äußerlich belohnt, das Böse aber bestraft. Daher bemerken wir sogar bei so verrufenen (und wie Leibniz sagt, mit Recht verrufenen) Lehrgebäuden, wie das epikureische und spinozische ist, daß ihre Urheber ein musterhaft reines Leben führten; denn die Person ist ja immer noch wohl zu trennen von ihrer Ansicht. Nur bei den Schülern und Nachfolgern solcher Männer pflegt mit der Abnahme des Geists auch die verderbliche Wirkung der Lehre einzutreten und nur noch ihre schlimme Seite fortzudauern. Indeß sind solche Leugnungen nicht einmal nothwendig mit dem Heidenthum verbunden. Es ist demselben wohl möglich, Gott zwar nicht über Alles zu lieben, aber doch zu fürchten und darnach zu handeln; und das genügt zur Seligkeit, denn es kommt nur auf die ehrliche, aufrichtige Gesinnung an". — Im Uebrigen ermangelt

er nicht, darauf hinzuweisen, wie eben diese oft so verworfenen und verdammten Heiden in vielen Tugenden des Lebens den Christen weit vorgehen. Sie kannten keine Religionskriege. Sie sind z. B. in China friedfertig, menschenfreundlich, voll Ehrfurcht gegen die Eltern und die Obrigkeit, so daß wir nur von ihnen zu lernen hätten, „die wir eine zum Vernichten und Verderben höchst sinnreiche Masse sind" [1]). Wieder Andre, z. B. die Griechen und Römer glänzen durch opferwillige und muthig-selbstlose Liebe zum Vaterland, ein Zug, durch den sie namentlich uns Deutsche tief beschämen, die wir unter dem Deckmantel der Religion Ehre und Gewissen vergessen und dem Vaterlandsfeind anhangen. (Strafrede an die Deutschen.)

Wenn dieß Verdammen und Verkezern den Alten, die längst todt und zur Ruhe sind, glücklicherweise nichts mehr schadet, ob es gleich immer ungerecht und unbillig bleibt, so ist derselbe Fehler gegen Lebende und Zeitgenossen geübt noch viel schlimmer und verderblicher. Und hierin ist es vornemlich die katholische Kirche, insonderheit der Jesuitenorden, gegen den er sich wendet, während er demselben im ersten Punkt einen gewissen Vorzug vor andern Richtungen, selbst vor dem damaligen Protestantismus zugesteht. Namentlich benützt er seinen Briefwechsel mit den hildesheimer Jesuiten, wie mit Des Bosses, um manches treffende Wort über dieß Verdammen „als einen Eingriff in Gottes Recht" fallen zu lassen. „Die Verfolgung eines Menschen wegen Meinungen, die nicht etwa ein Verbrechen lehren, halte ich für das Allerverwerflichste. Einem ordentlichen Manne gebührt, das nicht blos zu unterlassen, sondern geradewegs zu verabscheuen und auch bei Andern dahin zu wirken. Ehren und Vorteile mag man immerhin denen nicht geben, deren Ansichten uns unbequem scheinen; allein ihnen das Ihrige zu nehmen, mit Galeeren u. s. w. gegen sie zu wüthen, ist nicht erlaubt. Denn das heißt Einen mit Gewalt zu einem Verbrechen zwingen, d. h. zur Abschwörung dessen, was er für wahr hält. So leiden gerade die edeln und ehrlichen Naturen am meisten unter dieser Tyrannei! Mit gleichen Waffen, nicht mit Gewalt und Furcht

1) In mala turba homines ingeniosa sumus; in dem Gedicht über die Erfindung der Bomben Kl. V, 636 f.

müssen die Irrthümer widerlegt werden; besser, sie bleiben bestehen, als daß man so handelt. Nichtbeachtung stürzt sie viel mehr, als Unterdrückung. Der Jansenismus ist so groß geworden nur durch die Verfolgung von Seiten derer, denen es nicht um die Wahrheit, sondern nur um Parteisache zu thun ist" [1]. Treffend sagt er ein anderes Mal über die Beunruhigung Fenelons: „Das Loslassen der Massen ist mir zuwider. So oft ich brüllen höre: Kreuzige! wittre ich eine Gemeinheit".

Namentlich auch die Annalen sind voll von solchen Bemerkungen, fehlte es ihnen doch nicht an Anlaß. Indem er z. B. die Ruthenpeitschung des Mönchs Gottschalk berichtet, bemerkt er kalt: „Das war eine neue Art, Kezer zu widerlegen". Und darüber, daß Rabanus Maurus dem Genannten nicht einmal das Recht der Vertheidigung zugestand, sagt er weiter: „Es ist merkwürdig, wie gelehrte und fromme Männer durch den Eifer für Aufrechthaltung ihrer Meinung sich soweit können fortreißen lassen, daß sie die Rechte der Menschlichkeit verletzen. Denn was ist grausamer, als einem Menschen, der über seine Unterdrückung sich beklagt, auch noch den letzten Trost des Worts zu rauben, so daß er sich nicht über den Sinn seiner Behauptungen erklären kann" [2]. „Ueberhaupt ist der Irrthum nicht als freier Willensakt anzusehen [3], wenn man gleich durch freiwillige Handlungen oft dazu beitragen mag. Man kann seine Meinungen nicht kommen und gehen lassen, wie man will, gleichsam auf Befehl. Es ist genug, daß man gelehrig und aufrichtig bereit sei, Fleiß anzuwenden, soweit nur möglich. Indeß ist sogar zu sagen, daß nicht so viel Menschen in Irrthümern stecken, als man gewöhnlich annimmt. Ich sage nicht, daß sie der Wahrheit huldigen, sondern sie haben nur über die Fragen, deretwegen man so viel Geschrei macht, schlechterdings keine wirkliche Ansicht. Sie prüfen nichts, und ohne die oberflächlichste Ahnung des Streitpunkts sind sie entschlossen, sich an ihre Partei zu halten, wie Soldaten, die nicht untersuchen, für was sie kämpfen. Beweist gleich das Leben eines Menschen, daß er keinen lauteren Sinn für die Frömmigkeit hat, so genügt es

1) s. Erdmann 442 a.

2) Annal. I, 569.

3) Ein bedenklich irriger Satz des starren Kartesianismus (Malebranche).

doch für ihn, Arme und Zunge zur Vertheidigung der gemeinsamen Meinung bereit zu haben; er macht sich damit hinreichend empfohlen bei denen, die ihm förderlich sein können. Es ist diese Irrthumslosigkeit freilich kein Lob; die Menschen wären entschuldbarer, würden sie ehrlich ihrer Meinung folgen, statt sie aus Eigennutz zu unterdrücken. Die edle Freiheit, bemerkt er ein ander Mal, muß zu Recht bestehen und die Wahrheit mehr gelten, als irgend ein Ansehen. — Die Wahrheit ist öffentlichen Rechts, wie die Luft, die wir athmen, und das Licht, das wir schauen. — In den freien Künsten muß den Geistern die größte Freiheit gelassen werden; hier kann es nicht Privilegien und Verträge geben, wie für den Handel und Verkehr; nur auf Ordnung ist zu halten, daß die Arbeiter sich nicht gegenseitig stören. — Sind wir nicht befähigt zum eigenen Erfinden, so lasset uns wenigstens die Geistesfreiheit wahren, welche eine so nothwendige Eigenschaft vernünftiger Wesen ist — Auch die Auswüchse trefflicher Geister sollten nicht durch zu strenge Ueberwachung beschnitten werden, damit sie nicht ganz vertrocknen. Ja, ich wünschte nicht einmal, daß man alle Kühnheit verböte, damit nicht mit dem Falschen zugleich das Wahre unterdrückt werde — Es ist eine wahre Bemerkung, daß die Furcht Feindin der Wahrheit ist. Wir hätten sehr schlechte Filosofen und desgleichen Mathematiker, wenn die Gesetze sich beikommen ließen, jene Wissenschaften zu regeln. Man hat dieß erfahren, als die aristotelische Filosofie von der Kirche und Obrigkeit beherrscht war. Aber allerdings hieße es die Sache übertreiben, wollte man sagen, daß man, um den Geist nicht aus der Welt zu bannen, ihm eine volle Freiheit auch zum Schaden lassen müsse. Das kann und darf nicht sein, besonders in Schriften über heilige und ehrwürdige Dinge, die öffentlich herauskommen. Man stört ja den Geist nicht, wenn man ihn hindert, sich zum Schlechten zu wenden" [1]).

So weit will also Leibniz in der Duldung nicht gegangen wissen, daß Alles und Jedes Gnade fände. Schon in der Besprechung von Epikur und Spinoza hatte er bemerkt, daß es bei aller Anerkennung ihrer persönlichen Rechtschaffenheit doch von

---

1) Lauter Stellen aus den verschiedensten Schriften und Zeiten von L.; angeführt bei Pichler I, 71 ff.

größter Wichtigkeit sei, ihre jedenfalls für die Masse bedenklichen Lehren entschieden zu bekämpfen, d. h. zu widerlegen. Denn „Errantis poena doceri“ sagt er über M. Servete's Verbrennung. Den Irrenden straft man dadurch, daß man ihn des Irrthums überführt. „Was an den Menschen am meisten zu tadeln ist, das ist meist nicht ihre eigene Meinung, sondern die Leichtfertigkeit, mit der sie die der Andern tadeln, wie wenn man ein Narr oder Bösewicht sein müßte, um anderer Ansicht, als sie zu sein. Bei denen, die in solcher Weise Haß und Leidenschaft unter der Masse verbreiten, kommt das von einem hochmüthigen, unbilligen Sinn her, der herrschen und keinen Widerspruch hören will. Es ist das nicht so gemeint, als ob man nicht in Wahrheit sehr oft Grund hätte, Ausstellungen an den Ansichten Anderer zu machen; nur muß es geschehen im Geist der Billigkeit und so, daß man Mitleid mit der menschlichen Schwäche hat. Es ist wahr, man hat das Recht, Vorsichts-Maßregeln gegen schlimme Lehren zu treffen, welche Einfluß auf die Sitten und die Frömmigkeit des Lebens ausüben. Doch muß man solche Annahmen nur mit gutem Grund machen. Die Billigkeit will, daß man die Personen schone; die Frömmigkeit aber gebietet, die schlimmen Folgen solcher Sätze vorstellig zu machen. Ich meine z. B. solche, die gegen die Vorsehung eines allweisen gütigen und gerechten Gottes, und dem entsprechend gegen die Unsterblichkeit der Seele gehen, um andre der Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung gefährlichen Sätze nicht zunennen. Zwar weiß ich, daß ausgezeichnete und wohlmeinende Personen behaupten, solche Lehrmeinungen haben viel weniger Einfluß auf's Leben, als man denke. Ich weiß auch, es gibt Leute von so ausgezeichneter Naturanlage, daß keine Meinung sie zu einer ihrer unwürdigen That veranlaßte (— folgt die obige Ausführung über Epikur und Spinoza —). Allein anders ist es meist bei den Schülern und Nachahmern, die glauben, der wichtigen Furcht vor einer wachenden Vorsehung und einem drohenden Jenseits überhoben sein zu dürfen, und nun ihrer Leidenschaft die Zügel schießen lassen, indem sie ihren Verstand dazu verwenden, Andere zu verführen und zu verderben. Sind sie ehrgeizig und etwas hart von Gemüth, so sind sie am Ende im Stand, zu ihrem Vergnügen oder um sich hervorzuthun die Welt an allen vier Ecken anzu-

zünden, wie ich in der That Leute dieses Schlags gekannt habe. Derartige Ansichten werden dann guter Ton und bereiten das Verderben vor, daher man das Recht und die Pflicht hat, ihnen entgegenzutreten. Freilich geht die Ueberwachung und Bevormundung in der Theologie noch viel weiter als sonst wo, woraus das gegenseitige Verketzern, ja sogar Bürgerkriege entstanden sind. Billiger Weise und bei den Vernünftigen hat dieß Verdammen, das schließlich nur Sache von Gott allein ist, blos den Sinn, daß man für das Seelenheil der Irrenden fürchtet und sie der Barmherzigkeit Gottes empfiehlt, soweit man sie nicht durch eigene Anstrengung von dem gefährlichen Weg abbringen kann. — Sind die, welche also urteilen, durch reifliche Prüfung zu ihrer eigenen Ueberzeugung gekommen, dann ist ihr Benehmen nicht zu tadeln, so lang sie nur den Weg der Milde brauchen. Sobald sie aber weiter gehen, wird die Billigkeit verletzt. Denn sie müssen annehmen, daß die Andern, ebenso überzeugt wie sie, auch das Recht haben, ihre Meinung zu behaupten, ja sogar sie zu verbreiten, wenn sie dieselbe für wichtig halten. Ausgenommen sind natürlich Meinungen, die Verbrechen lehren; diese darf man durchaus nicht dulden und hat das Recht, sie sogar mit strengen Mitteln zu unterdrücken, sollte selbst der, welcher sie behauptet, nichts Schlimmes damit beabsichtigen. Hat man doch auch das Recht, ein giftiges Thier zu tödten, so unschuldig es ist. Allein ich rede von der Ausrottung der Sekte und nicht der Sektirer, da man diese verhindern kann, zu schaden und weitre Sätze aufzustellen" [1]).

Was er also in seiner gemäßigten, nie sich überstürzenden Art verlangt, ist Freiheit der Wissenschaft, Freiheit insonderheit der religiösen Ansichten und Meinungen. Wenn er dieselbe nicht als eine schrankenlose und unbedingte will, so hat er dazu in seiner Zeit noch viel mehr Recht, als es z. B. heutzutage bei dem weit allgemeineren Druck und Gegendruck der Ansichten der Fall wäre. Indeß ist auch hier, wie in seiner Stimmung gegen die Gottesleugner nicht zu verkennen, daß er mit den Jahren, ohne die

1) s. „neue Vers." S. 386 b; 387 a und b. Es ist diese Abschweifung des Buchs sehr zu beachten, da sie zeigt, wie sehr die Frage Leibnizen am Herzen lag und wie er keine Gelegenheit zur Verbreitung seiner duldsamen Gedanken versäumt.

Sache aufzugeben, doch in der Form und im Ausdruck ruhiger und unbefangener wird, da er zum mindesten ebenso viel Grund zur Vertheidigung und Erweiterung, als zur Dämmung und Einengung der Freiheit vorliegen sah und erkannte, daß die freie Bewegung in der Hauptsache sich selbst verbessert.

In ganz ähnlicher Weise äußert er sich endlich über eine damals viel umgetriebene Frage, über den Symbolzwang. „Es ist ein Unterschied zwischen dem Lehrer und der eigenen innern Ueberzeugung. Diese letztere kann nie durch einen Eid gebunden werden, denn man kann sich ja ändern und hat dann die Pflicht, der erkannten Wahrheit beizustimmen. Aber etwas anders, ist das Lehren. Fühlt man sich im Gewissen gedrungen, eine für gefährlich geltende Lehre offen zu verkünden, so muß man sich aussprechen und ehrlich seinen Posten verlassen, sofern man als Lehrer angestellt ist. Ein anderes Mittel, um die Rechte des Einzelnen und die der Gemeinschaft in Einklang zu bringen, ist nicht abzusehen. Diese muß verhindern, was sie für schlimm hält, und Jener kann sich seiner Gewissenspflicht nicht entziehen" [1]). Die ganze Frage ist damit vernünftiger Weise auf die theologischen Lehrer beschränkt, während der damalige Symbolzwang eine viel weitere, gewaltthätig-unprotestantische Ausdehnung hatte. Gegen diese letztere Richtung besonders im Lutherthum ist manche scharfe Bemerkung von Leibniz gerichtet. „Sie haben ihren Papst verloren, sagt er einmal beim Uebertritt Sachsens zum Katholizismus, und müssen sich nun einen neuen suchen". Ebenso erklärt er es wiederholt für eine sehr schlechte Gewohnheit, die in Sachsen aufgekommen sei, sich Lutheraner zu nennen, weil das ein Hängen an menschlichem Ansehn verräth. Man sollte sich einfach als „evangelisch" bezeichnen.

Leicht ließe sich die Zahl dieser Aussprüche und Bemerkungen noch vermehren, die zerstreut in Briefen, Aufsätzen, Denkschriften und größeren Arbeiten doch alle Einen Geist, den der freien ächt protestantischen Duldung und ächt christlichen Liebe athmen.

Genau dem entsprach nun auch sein wirkliches Handeln, wenn er zunächst im kleinen, engeren Umkreis bei einzelnen Gelegenheiten seine Anschauung zum Ausdruck brachte. Ein

---

1) s. Erdmann 414, b.

solcher Fall war unter Anderem die Geschichte eines Fräuleins von Asseburg, die unter der Wirkung einer schwärmerischen Erziehung offenbar somnambül geworden war und allerlei „Eröffnungen und Eingebungen vom Heiland" hatte. Ueber dieser Erscheinung brach bald ein hitziger Kampf der theologischen Ansichten und Leidenschaften aus, an dem auch die verschiedenen braunschweigischen Höfe lebhaftes Intresse nahmen. Die eine Partei, wie z. B. Molanus, sah nur Verrücktheit darin und wollte das Fräulein einsperren, „weil Ausdrücke des Heilands an dieselbe, wie „meine Königin, mein Täubchen", so viel man wisse, im Kanzleistil des Himmels nicht gebräuchlich seien". Die streng- oder hartgläubigen Theologen aber fanden in ihren auf das tausendjährige Reich bezüglichen Mittheilungen frevle Kezerei. Die Herzogin Sofie bat nun vom Bad Ebsdorf aus um Leibnizens Erklärung der Sache, worauf ihr dieser antwortete: „Es gibt Leute (— Molanus —), die davon obenhin (cavalièrement) urteilen und meinen, man sollte die junge Profetin nur recht bald nach Pyrmont schicken. Ich für meine Person bin ganz überzeugt, daß es bei alldem völlig natürlich zugeht. Indessen bewundre ich die Natur des menschlichen Geists, dessen Kräfte und Anlagen wir nicht alle kennen. Wenn wir solche Personen antreffen, so sollten wir, weit entfernt sie schelten oder ändern zu wollen, dieselben in dieser schönen Verfassung des Geists zu erhalten suchen. — Eine Person von sehr starker Einbildungskraft kann so lebhafte und deutliche Erscheinungen haben, daß ihr dieselben als Wirklichkeiten vorkommen, besonders wenn das, was erscheint, mit den Dingen in der Welt eine Verbindung hat. Solches zeigt sich bei den in den Klöstern erzogenen jungen Personen. Man bemerkt auch, daß die Gesichte gewöhnlich zu der Anlage und Erziehung der Leute eine Beziehung haben. Dieß findet sogar bei den wahren Profeten statt, denn Gott hat sich ihrem Geist anbequemt, weil er keine überflüssigen Wunder thut. Ich glaube manchmal, daß Ezechiel die Baukunst erlernt oder ein Hofingenieur war, weil er prächtige Gebäude sieht, während Hosea oder Amos als Profeten vom Land nur Landschaften und ländliche Gemälde schauen, und Daniel, der ein Staatsmann war, die Reiche der Welt regelt. Jenes Fräulein nun darf diesen Profeten nicht zur Seite gestellt werden. Indessen, sie glaubt, Jesum

Christum vor Augen zu haben. Die so feurige Liebe, welche sie zum Heiland hat und welche durch Predigten und Lehren in ihr erregt worden, hat ihr endlich die Gnade zu Wege gebracht, das Bild oder die Erscheinung zu sehen. Denn warum sollte ich es nicht eine Gnade nennen? Es thut ihr nur Gutes, sie ist freudig darüber, sie hat dabei die schönsten Empfindungen von der Welt. — Man muß eben nicht glauben, daß alle Gnaden Gottes wunderbar sein müssen. Wenn er die natürlichen Anlagen unsres Geists und die Beschaffenheit der uns umgebenden Dinge anwendet, unsrem Verstand Licht zu geben oder Wärme, die unsrem Herzen wohl thut, so halte ich es für eine Gnade".

Weit wichtiger, als dieser einzelne Fall, war es jedoch, daß Leibniz sogleich den Anlaß zu umfassenderem Wirken für Duldung ergriff. Sein Brief hatte die Herzogin entzückt; sie hatte mit demselben unter ihren Verwandten, den gleichzeitig in Ebsdorf versammelten hohen Personen von Wolfenbüttel und Zelle „triumfirt"; denn die Asseburgische Geschichte bildete einen Hauptgegenstand des Gesprächs. Diese Gelegenheit nahm Leibniz schnell wahr, um bei diesen Fürsten die Duldung unschädlicher Irrlehren und Sekten in ihrem Land anzuregen. Zunächst betraf es im Zusammenhang mit der Asseburg den Chiliasmus. Der schwärmerisch-unklare Superintendent Wilhelm Petersen von Lüneburg hatte die Aussagen der Sonnambülin zur Bestätigung seiner eigenen Ansichten benützt und das tausendjährige Reich offen gepredigt. Darüber kam er in Untersuchung und wurde ein Jahr nachher abgesetzt. Ehe dieß geschah, schrieb Leibniz an Nikaise: „Ohne mich hätten wir an Herrn Petersen schon lange einen Kezer mehr. Aber ich habe möglichst verhütet, daß man gegen ihn schreibe" [1]). Zu der gleichen Sache bemerkt er schon in seinem ersten Brief an Sofie: „Ich wollte nicht, daß man diejenigen, welche man Chiliasten nennt, wegen einer Meinung beunruhige, der die Offenbarung Johannis so günstig scheint; und es thut mir leid zu hören, daß man Herrn Petersen absetzen will. Das Augsburger Bekenntniß scheint mir nur gegen die Störer der öffentlichen Ruhe unter den Millenariern sich zu richten. Aber der Irrthum derjenigen, welche das Reich Jesu Christi auf Erden

1) Cousin, fil. Fragmente III, Briefe von Leibniz S. 164.

in Geduld erwarten, scheint mir sehr unschuldig". — Als Petersen eben doch abgesetzt wurde, blieb er ihm fortwährend freundlich zugethan und förderte sogar seine weiteren theologischen und dichterischen Erzeugnisse, so wenig er ihnen auch zustimmte. Im Jahr 1700 verfertigte er für den „monatlichen Auszug" einen langen Bericht aus des Manns großem Werk über die Wiederbringung[1]). Und seines theologischen Gedichts „Uranias", worin P. seine ganze überschwängliche Anschauung entwickelte, nahm er sich um die Jahre 1711 und 1712 so eifrig an, daß er „unzähliges darin verbessert und ganze Seiten darin von ihm selbst eingeschaltet hat"[2]).

Außer den Anhängern des tausendjährigen Reichs galt es zu selbiger Zeit, den allmählig auftauchenden Pietisten das Wort zu reden. Hierüber bemerkt Leibniz in seinen Briefen an die Herzogin und ihre Verwandten: „Das Beste ist, diese guten Leute gewähren zu lassen, so lange sie nichts beginnen, was schlimme Folgen haben kann. Ich finde in der Geschichte, daß die Sekten gewöhnlich durch zu großen Druck entstanden sind, den man gegen absonderliche Meinungen ausübte. Unter dem Vorwand Kezereien zu verhindern, hat man sie entstehen lassen. Am häufigsten verschwinden die Dinge von selbst, wenn sie den Reiz der Neuheit verloren haben; aber wenn man sie durch großen Lärm, den man macht, durch Verfolgung u. s. w. unterdrücken will, so heißt dieß, das Feuer mit einem Blasebalg auslöschen. Es ist, wie mit einer Fackel, welche ausgehen will, aber durch heftige Bewegung wieder angefacht wird. Aus Furcht vor Mangel an Kezern thun die Herrn Theologen zuweilen Alles mögliche, um welche zu finden; und um sie unsterblich zu machen, geben sie ihnen Parteinamen, wie Chiliasten, Jansenisten, Quietisten, Pietisten u. s. w. Oft kommt Jemand zur Ehre, ein Kezerhaupt zu sein, ohne es zu wissen, wie der sel. Payon, ein sehr tüchtiger Prediger in Frankreich, dessen Schüler und Freunde von HE. Jurieu und And. als Payonisten behandelt werden". — Ebenso schrieb er ums Jahr

1) s. Guhr. deutsche Schr. II, 342 ff.

2) s. den Briefwechsel darüber bei Dut. V, 293 ff.; daß er an und für sich die Behandlung religiöser oder sittlicher Stoffe in der Dichtung sehr billigte, hörten wir schon oben.

1699 im Auftrag der Herzogin einen scharfen Brief an den ostfriesischen Generalsuperintendenten Heinson, welcher seine untergebenen Pfarrer aufgefordert hatte, die Pietisten zu verfolgen, und gegen die weltliche Obrigkeit sich ungebührlich benahm. Ihm ruft er die schon oben durchklingenden Verse Ovids zu:

Wachsen sah ich die Flamme an hochgeschwungener Fackel,
Sah sie ersterben, sobald Niemand die Fackel mehr schwang.

„Ohne die Exkommunikation Leo's X wäre Luther nicht so weit gegangen. Ohne eine Art von Inquisition, die man sich in Leipzig gegen gewisse Magister anzuwenden erkühnte, welche Leute in ihr Haus nahmen, wäre man nicht zu dem Lärm gekommen, welcher jetzt in unsern Kirchen unter dem Vorwand des Pietismus wiederhallt. Wenn es wahr wäre, was Sie, mein Herr, in Ihrem Brief an die Kurfürstin sagen, daß dieser Krebs bei Ihnen die edelsten Theile des Staats ergriffen habe, so wäre es nicht weise, ihn mit Gewalt ausreißen zu wollen. Denn möchten Sie dem Fürsten rathen, die edelsten Theile des Staats zu zerstören?" — Aehnliche Unruhen kamen zur selben Zeit auch in Hamburg vor, wo das geistliche Ministerium „sich einfallen ließ, einige Artikel gegen die Visionäre, Böhmisten und andre vorgebliche Sekten zu richten"; der Magistrat war dagegen und es gab einen langen Streit, den Leibniz mit Theilnahme verfolgte, vielleicht, daß er selbst mahnend und rathend eingriff. Wenigstens bemerkt er, auch die Nachbarn seien dabei intressirt, daß die Sache zum richtigen Abschluß komme (soit terminé comme il faut, Feder S. 71 ff.). Als Seitenstück des deutschen Pietismus bezeichnet er mit Recht den französischen Jansenismus und Quietismus, über die er, soweit sie unschuldige und harmlose Sekten waren, ebenso ruhig und billigt urteilt. Z. B. schreibt er in Sachen des Jansenismus an den Jesuiten Des Bosses, seine Leute möchten doch einmal jene Verdächtigungen aufgeben, unter denen nicht selten brave Männer zu leiden haben. Die verdammten Sätze der Jansenisten kommen ihm vor, wie wächserne Nasen, da Jedermann wisse, in wie verschiedenem Sinn die Worte Nothwendigkeit und Möglichkeit genommen werden (Dutens VI; 1, 176). Dagegen spricht er sich allerdings über die weiblichen Sektirerinnen entschieden aus: „Frau Guyon ist eine hochmüthige Seherin, und A. Bourignon

ist mir zu herrsch- und verdammungssüchtig. Sie hat viel Eifer, aber ich weiß nicht, ob auch genug Licht und Liebe" (Cons. 152, Feder 459).

Gerade bei den Pietisten war es aber nicht blos allgegemeine Duldsamkeit, was ihn für sie sprechen hieß; er sah in ihrem Kampf gegen das geistlos verknöcherte Kirchen- und Satzungswesen eine höchst heilsame That, so wenig er ihnen in Allem beistimmte. In diesem Sinn sagt z. B. das „Interesse" (theilweise nach dem Verfasser der „Grundfeste des h. römischen Reichs"): „Es scheinet, daß die Geistlichkeit sich mehr um die Verfassung, Jurisdiktion und andre zeitlichen Respekte, als um den Schaden Josefs bekümmere. Auch sollten Fürsten und Herrn, insonderheit welche bei Einziehung der geistlichen Güter zu weit gereicht, nun auch auf andre zulängliche Weise sich angreifen, eine mehrere Anzahl Geistlicher zu bestellen und nicht ebenso sehr auf das allzuhäufige nicht sonderlich fruchtende Predigen zu sehen, womit die Mehrzahl der Geistlichen ihre meiste Zeit zubringen; und doch ist den Gelehrten ohnedem gut predigen, denen Schlechten und Ungelehrten aber mit andrer Art Informationen und gutem Katechismusexamen weit besser gedient. Und was das Erbärmlichste ist, oft muß eine ganze Gemeinde, sonderlich die nur mit einem einigen Prediger versehen ist, wenn derselbe nicht verstanden werden kann oder sonst keine Gaben hat, die ganze Lebenszeit sich quälen und des Gehörs göttlichen Worts nur um deßwillen sich beraubt sehen, damit nur der Prediger seine Bestallung bekommen möge, wodurch dann einer einzigen Person zeitliche Erhaltung so vieler Seelen ewiger Wohlfahrt vorgezogen bleiben muß". — Im gleichen Jahr 1688 schrieb Leibniz von Wien aus an das Haupt des Pietismus, an Spener: „Möchten doch die Menschen einmal aufhören, den Gewissen Andrer Gewalt anzuthun! Auch hier gibt es einige Hitzköpfe, die indeß durch die Mäßigung Andrer im Zaum gehalten werden. Unter diesen letzteren kann ich nicht umhin, Spinola, den Bischoff von Thina zu loben. — Obwohl ich gestehe, daß Alle soweit möglich willfährig sein müssen, die Wunde der Kirche zu heilen, so denke ich doch, daß das wahre Christenthum stets nur Sache einiger Wenigen bleiben wird, mag auch der ganze Osten und Westen sich zu denselben Glaubensformeln bekennen, im Fall nemlich nicht

das Band ächter Liebe die Christen unter sich und mit Gott verbindet. Deßhalb haben bei allen Wohlgesinnten deine ausgezeichneten Bemühungen um Erweckung der Frömmigkeit höchsten Beifall gefunden. Für dieselbe gibt es kein besseres Merkmal, als das allgemeine Wohl zu fördern und sowohl auf die eigene Vervollkommnung, als auf die Hebung der Andern bedacht zu sein, soweit die Kraft und die Gelegenheit es erlaubt. Da du dieß ebenso in Worten als in der That predigst, so muß Jeder, der dich kennt und der christlichen Sache zugethan ist, dir langes Leben und die Erhaltung deines wohlverdienten bisherigen Ansehens wünschen" [1]).

Was Leibniz an den pietistischen Wünschen und Bestrebungen vornemlich billigt, ist das lebenskräftig-volksmäßige, auf das sie dem unfruchtbaren Wesen der Streitpredigten gegenüber dringen. Zu diesem Zweck kam es vornemlich darauf an, daß die Geistlichen selbst von Anfang an in besserer Weise und freierem Geiste unterrichtet wurden [2]). Sehr treffend führt hierüber das „Intresse" im obigen Zusammenhang an: „Wenn auch zunächst keine Vergleichung der drei in Deutschland bestätigten Religionen zu hoffen, so muß man wenigstens darauf ausgehen, daß an Statt der Verdammung und Verkezerung alles ärgerliche Leben und Wandel bei Zeiten abgestellt würde. Hiezu würde ein Großes beitragen, wenn zuvorderst eine bessere Auswahl unter denjenigen, welche zum geistlichen Stand zu treten gedenken, gemacht und nicht, was nur dumm ist und der Mittel halber nicht aufkommen kann, dazu gewidmet würde. Gestalt denn Gott im alten Testament kein dummes Thier geopfert werden durfte, und es sowohl bei Höheren als auch Niedern zu thun ist, daß die göttliche Lehre nicht durch ungeschickte, üble Leute verächtlich werde" [3]).

---

1) Kl. V, 512 f.

2) Vgl. darüber die Schrift von Spener über „das geistliche Priesterthum" 1677, in der solche Forderungen, freilich vielleicht in etwas zu einseitig-praktischer Weise ausgeführt wurden.

3) Wie sehr dieß geschah, mag man aus den Schilderungen jener Zeit z. B. bei Tholuck oder Biedermann ersehen. Der Letztere führt unter Anderem als Klage des frommen Val. Weigel an: „Unsre Lehre ist von Menschen und aus Menschenbüchern, und unser Wandel ist vom Teufel; denn Hoffahrt, Eigennutz und Faulheit, damit jetziger Zeit fast alle Theologen besessen sind, kommt fürwahr nicht von Gott, sondern vom Teufel. — Die meisten Theologen sind deß wohl zufrieden, daß sie auf dem cor-

Aus diesem Grund hatte Leibniz auch außerhalb der Unionsverhandlungen sein Augenmerk fortwährend auf die gemeinsam braunschweigische Universität Helmstädt gerichtet und war darauf bedacht, den edlen Geist des von ihm hochgeschätzten Georg Kalixt daselbst zu erhalten: „Ich habe immer zu verhindern gesucht, daß Professoren der Theologie von der wittenbergischen Partei dahin berufen würden, was man mehr als einmal zu thun beabsichtigte. Ich aber habe stets den Fürsten und ihren Ministern die Erhaltung der Schule und der Gesinnungen des unvergleichlichen Kalixt empfohlen, welcher Deutschland, den Protestanten und diesen Landen soviel Ehre gemacht hat" (Brief an Kuneau). Wie nöthig es war, wenigstens Einen Sitz von vernünftiger, gemäßigter Gesinnung in der Reihe der deutschen Universitäten zu besitzen, das beweist am besten der Stil, den die theologischen Zeitgenossen Kalixts gegen ihn und seine Bestrebungen beliebten: „Kalixtinischer Gewissenswurm, erbärmliche Verstockung der Kalixtiner, Teufelsdreck, Esel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig". Und noch seinen Sohn Ulrich Kalixt stellten die Wittenberger Studenten, um den Rektoratsantritt eines Haupts der Strenggläubigen zu feiern, in einer Komödie mit Hörnern und Klauen dar. (In ähnlicher Weise wurden später die Angehörigen der freisinnigen Hochschule Halle als „höllische Hallunken" bezeichnet — ein wirklich guter und sehr christlicher Witz!) Leibniz bemerkt hiegegen mit einer bei ihm sonst seltenen Bitterkeit: „Leicht wird Kalixt das Angebell der Hochgläubigen verachten (facile orthodoxorum allatrationes contemnet)". — Außer dieser Sorge für die Gewinnung der richtigen Männer ließ es sich Leibniz angelegen sein, die treffendsten Winke für ein besseres Studium der Theologie sowie namentlich für die schärfere Auffassung und Behandlung derselben als Wissenschaft zu geben. Zwar hat er dieser Frage nicht ein ausdrückliches Buch gewidmet, wie seiner Fachwissenschaft, dem Recht[1]);

---

pus doctrinæ, den Postillen, der Augsb. Konfession, den Locis Melanchthons, den Schriften Luther's und der Konkordienformel ausruhen können und denken im Stillen: Gottlob und Dank; es ist Alles ganz leicht in der Theologie zusammengefaßt, so bedürfen wir nicht viel Studirens." s. Biedermann II, 309.

1) Einen Ansatz dazu dürfen wir vielleicht in dem kleinen, aber gehaltvollen Aufsatz sehen: „Von der wahren Methode der Filosofie und Theologie."

überaus zahlreich aber sind die vereinzelten Bemerkungen und längeren oder kürzeren Ausführungen, die er da und dort gibt, vielleicht um in der Stille und unter der Hand mehr zu wirken, als einem lärmmachenden und die theologischen Leidenschaften aufregenden Buch möglich gewesen wäre. — Was er in dieser Beziehung anführt, kommt wieder auf seinen Wahlspruch hinaus: „In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen". Statt eines unfruchtbaren Gezänks soll die Theologie eine Art von Jurisprudenz oder eine auf Glückseligkeit abzielende Lebens-Wissenschaft werden. Statt endlosen Bücherschreibens und Bücherlesens, das nur verwirre und verdumpfe, ohne etwas Neues zu geben und Einen wirklich zu fördern, sollte man durchaus auf Vereinfachung und Klarstellung des Gegenstands ausgehen, das Ungewisse vom Gewissen und Unbestreitbaren scheiden, dieses demonstriren, jenes aber mit der verbesserten Wahrscheinlichkeitslogik behandeln (vgl. oben seine Ausführung über die demonstrationes catholicae).

Genauer betont er hier, wie im Recht und andern Wissenschaften, die Nothwendigkeit einer klaren Scheidung zwischen dem Natürlichen und Positiven. In erster Linie hat sich die Theologie eine feste, unerschütterliche Grundlage zu geben durch Behandlung der natürlichen Religion. „Ich habe öfter in der Filosofie, wie in der Theologie und andern Wissenschaften bemerkt, daß wir eine Unmasse guter Bücher wie trefflicher da und dort zerstreuter Gedanken haben, während wir fast nie zu einer Feststellung (établissement) kommen. Ich verstehe darunter das, daß man zum Mindesten einige feste Punkte bestimmt und abmacht, oder gewisse Sätze zur anerkannten Gewißheit erhebt, um einmal Boden zu gewinnen und eine Grundlage zum Weiterbauen zu haben. Es ist dieß recht eigentlich das Verfahren der Mathematiker, welche das Gewisse vom Ungewissen, das Gefundene vom Gesuchten trennen. Auf andern Gebieten thun wir es nicht, weil wir den Ohren gerne mit schönen Reden schmeicheln, die eine angenehme Mischung von Sicherem und Unsicherem geben, um das Eine durch die Empfehlung des Andern anzubringen. In Wahrheit hat dieß aber so wenig bleibenden Werth, als Musik und Komödie. Man

---

Derselbe dient als erläuterndes Programm wenigstens für Eine Seite seiner theologischen Thätigkeit; s. Erdm. S. 109 ff.

dreht sich immer im Kreis und kommt mit den Fragen nicht vom Fleck. Würden wir dieß meiden und die Gaben Gottes und der Natur besser anwenden, so könnten wir die Wahrheit der Religion trefflich feststellen und die Streitigkeiten wohl endigen, welche die Menschen trennen und so viel Unheil in der Welt anrichten. Was ich also verlange ist dieß: man hat zu beginnen mit der natürlichen Theologie" (s. Brief an Burnet, Dut. IV, 245). — Diese ist völlig allgemeiner Natur, ihre Wahrheiten sind Jedem angeboren, denn kein Volk ist ohne eine Erkenntniß Gottes. Ebendaher läßt sie sich auch streng beweisen und ist im Grund nichts anderes als Metafysik und Sittenlehre. Selbstverständlich gehen also Wissenschaft und Frömmigkeit in diesem Sinn recht wohl zusammen, was Leibniz im deutlichen Hintergedanken an sich selbst und mit ausdrücklicher Berufung auf Paskals Beispiel wiederholt den „vorgeblichen Freigeistern" entgegenhält. Und wenn das Dasein Gottes als eines allweisen, allgütigen und gerechten Wesens, wie dem entsprechend die Unsterblichkeit der Seele mit ihrer sittlichen Aufgabe die Hauptsätze der natürlichen Religion bilden, so ist klar, daß die besten Beweismittel dafür eben aus den, von der Theologie sonst nur schief oder feindlich angesehenen Wissenschaften, aus der Naturwissenschaft und Filosofie gewonnen werden können. Denn die Naturbilder sind eine Vorstufe der Religion, wie der Mosaismus eine solche für das Christenthum. Ist doch die Fysik selbst, die allerdings zu jener Zeit als Rüstkammer gegen die Religion benützt wurde, im wahren Sinne aufgefaßt durchaus religiös und hinleitend auf Gott, von dem Alles stammt; dieß leugnen und nicht anerkennen wollen, heißt auf halbem Weg stehen bleiben und sich selbst den Fernblick versperren. Denn wie Bako sagte: Ein Tropfen Filosofie führt von Gott ab, der ganze Becher aber zu ihm hin. Die wahre geistige Naturbetrachtung sieht überall Harmonie, Geometrie, Metafysik, ja selbst Moral. Man muß nur nicht glauben, daß jene Weltanschauung, die überall nur rohen Stoff und Stoß findet, die einzig wahre sei. Nein, sie ist von Allem weiteren abgesehen nicht einmal für die Naturbetrachtung selbst genügend und vermag das Wichtigste nicht zu erklären. Der tiefere Blick erkennt, daß hinter der „verworrenen Anschauung" der todten Massen überall ein stofflos Geistiges zu Grund liegt, daß Kräfte in organisch-zweckvollem Zusammenspiel

die Welterscheinungen hervorrufen, daß weitentfernt von der verderblichen Leugnung der Menschenseele und ihrer Unsterblichkeit schließlich Alles aus nichts Anderem, als aus lauter solchen ewigen und unvergänglichen Seelenwesen besteht. Nur so, wenn man ihn mit seinen eigenen Waffen und auf eigenem Boden schlägt, kann der schädliche, offene oder geheime Atheismus überwunden werden, der sich einzig darauf gründet, daß man zwar über alles Andre, nur nicht über Gott und die Seele sich klare und bestimmte Begriffe bildet. Mit größtem Nachdruck hebt es Leibniz immer hervor, daß gerade seine naturfilosofische Lehre die stärkste Stütze der Religion und natürlichen Theologie sei. Nirgends werde das Dasein Gottes klarer erwiesen, als „in dem System der ewig vorherbestimmten Harmonie"; denn woher anders kann das Zusammenstimmen der unendlich vielen, wider einander spröd-selbständigen Einzelwesen kommen, als von einer ewigen Macht, die nicht etwa fortwährend eingreift und bessert, sondern ein für allemal in der besten und am meisten harmonischen Zusammenstellung von Möglichkeiten die Ordnung des Ganzen gesetzt hat? Woher anders kann das vernünftig-zweckthätige Handeln und Leben auch der nicht selbst überlegenden, unvernünftigen Wesen kommen, als von einer Urvernunft, welche in ihrer Schöpfung für sie gedacht hat (— stehendes Beispiel der Kunsttrieb der Thiere, der Bienen, Ameisen u. s. w. —)? Und der andre Hauptsatz der natürlichen Theologie, die Unsterblichkeit der Seele, kann wie gesagt nirgends besser gewährleistet werden, als in einer Weltanschauung, welche überall unsterbliche Geistes- oder Seelenwesen und stofflos unzerstörbare letzte Kraftmittelpunkte sieht.

Durch diesen Hinweis, wie die natürliche Theologie sich zu gründen habe auf Filosofie und Naturwissenschaft, glaubt Leibniz ein Mehrfaches erreichen zu können. Schon in der „theoria motus abstracti" hatte er mit noch jugendlicher Schärfe erklärt: „Diejenigen, denen an Religion und Glauben nichts liegt, können einen großen Theil der Wissenschaft entbehren. Sie brauchen kein göttliches und menschliches Recht zu kennen, nichts was in der Filosofie auf die Religion Bezug hat, keine alte Geschichte, deren hauptsächlichster Nutzen ist, daß sie für die Wahrheit der Religion Zeugniß ablegt. Kurz, sie brauchen nur zwei Künste zu lernen, Arzneikunde, um möglichst lange und gesund zu leben, und

Staatswissenschaft, um die übrigen Menschen recht schlau für ihren Vorteil benützen zu können. Ich aber wende mich zu jenen, welchen die Vertheidigung des Glaubens nicht verachtenswerth erscheint". So soll für's Erste die unreligiöse Wissenschaft widerlegt werden, die im ersten Freiheitsgenuß viel zu weit schoß und alle Fesseln abwerfen zu können glaubte. Sodann aber soll der Wissenschaft selbst ein wichtiger Dienst geleistet werden. Es soll von ihr, in ihrer wahren Gestalt, das immer noch hemmende Mißtrauen weichen, als ob sie der Religion und Sittlichkeit schädlich wäre. Um diesen Dienst zu würdigen, dürfen wir nicht von uns aus urteilen. Wurde doch in jener Zeit sogar auf protestantischem Boden ein Kepler bedeutet, seine fürwitzige Natur zu zähmen, sich aller Dinge nach Gottes Wort zu reguliren und dem Herrn Christo sein Testament und Kirch mit seinen unnöthigen Skrupeln, Subtilitäten und Glossen unverwirrt zu lassen. Ja, noch ein paar Jahre vor Galiläi's Verdammung wurde er mit der bekannten Stelle des Buchs Josua bekämpft. Und in welchen Fesseln lag vollends in dem weiten Gebiet der katholischen Landen die weltliche Wissenschaft jener Tage! Leibniz selbst bemühte sich z. B. in Rom angelegentlich, den päpstlichen Stuhl in Sachen des kopernikanischen und galiläischen Weltsystems zu gewinnen.

Und endlich soll durch diese Beziehung zur Natur und Filosofie die Theologie selbst einen wesentlichen Gewinn haben. Nicht blos daß ihre Hauptsätze gestützt werden, noch mehr, sie sollte lernen, von den unfruchtbaren scholastischen Grübeleien und Spitzfindigkeiten abzukommen und sich durch die Vertiefung in das ewige Buch der Natur zu erfrischen, den Blick zu erweitern und gesund zu machen für's wirkliche Leben und Bedürfniß. Selbstverständlich müßte bei diesem strengen wahrhaft wissenschaftlichen Verfahren auch die Sprache eine andere werden. „Denn ein einziges klares, von Jedermann erkanntes, aus dem gemeinen Leben genommenes Wort hat mehr Kraft die Gemüther zu erleuchten, als tausend scholastische Terminen und Distinktionen". — Daran knüpfte Leibniz die stille Hoffnung, daß auf dieser gemeinsamen, unerschütterlich feststellbaren Grundlage auch eine gewisse Vereinigung und Annäherung der verschiedenen Kirchenparteien sich machen werde, während er von dem Rückgang Kalixt's auf das apostolische Symbolum und andre Anfänge des Dogma sich

wenig versprach. Die natürliche Religion, ist er überzeugt, genügt zur Seligkeit, wenn aufrichtig geübt; so ist also keine Verdammung mehr nöthig, sobald man in der Hauptsache übereinstimmt. Ja, er geht sogar soweit einmal zu sagen, die Kirche selbst sei eine natürliche Gemeinschaft, wie der Staat oder die Ehe. „Sie hätte auch wohl ohne Offenbarung unter den Menschen bestehen und durch Fromme und Heilige erhalten und fortgepflanzt werden können. Ihr Absehen ist eine ewige Glückseligkeit. Und ist kein Wunder, daß ich sie eine natürliche Gesellschaft nenne, d. h. eine solche, so die Natur selbst will, maßen ja auch eine natürliche Religion und Begierde der Unsterblichkeit uns eingepflanzt. Diese Gemeinschaft der Heiligen ist katholisch oder allgemein und verbindet die ganze menschliche Gesellschaft zusammen. Kommet eine Offenbarung dazu, so wird das vorige Band nicht zerrissen, sondern verstärket" [1]).

Aus dem gleichen Grund soll dann auch das Christenthum eine das Ganze der Gesellschaft durchdringende und heiligende Macht sein, nicht blos ein Kirchen-Gottesdienst. „Gewiß, wenn wir in Wahrheit Christen sein wollen, so müssen wir dieß nicht blos in der Kirche, sondern auch am Hof, im öffentlichen Leben, auf dem Schlachtfeld sein, und jede Berufsart, welche die Gesetze des Christenthums von sich weist, muß verabscheut werden". (Pichler I, 101.) — Während sich nun der erste Theil, die natürliche Theologie, in der günstigen Lage befindet, streng beweisend verfahren und metafysische Gewißheit geben zu können, so ist dieß anders bei dem zweiten Theil der Theologie. „Hier ist nur möglich, was man moralische Gewißheit nennt, da es sich um Geschichte und Thatsachen, sowie um Textesauslegungen handelt. Allein auch hiefür braucht man zum Theil die Filosofie und die natürliche Rechtswissenschaft. Es handelt sich nemlich, um jene Gewißheit geben zu können, sozusagen um eine moralische Dialektik, d. h. um eine bisher kaum behandelte Lehre vom Abwägen der Wahrscheinlichkeiten und ihrer verschiedenen Grade. Nur bei den Rechtskundigen findet man nicht zu verachtende Proben davon, die uns helfen können, allmählig eine Wissenschaft der Beweismittel zu gründen, geeignet um die ge-

---

1) s. Guhr. d. Schr. I, 416 f.

schichtlichen Thatsachen und die Textesauslegung festzustellen, wie die Juristen es bei den Prozessen thun. Schon vor dreißig Jahren habe ich öffentlich über diesen schweren Mangel der gewöhnlichen Logik geklagt, welcher sich fühlbar macht im Rechtswesen, in der Staatswissenschaft, in der Heilkunde, ja selbst in der Religion. Tausend Abhaltungen haben mich bisher verhindert, diese Grundlagen der Filosofie, des Rechts, der Theologie in's Reine zu bringen; wenn mir aber Gott Leben und Gesundheit erhält, so werde ich mir seiner Zeit eine Hauptaufgabe daraus machen [1]).

Näher ist das Verhältniß der natürlichen und der geoffenbarten Theologie dieses: Die Vernunft ist ebenso eine Gottesgabe, wie die Offenbarung, und es wäre thöricht, nach dem Wort der Königin Christine von Schweden sich die Augen auszustechen, um das Licht besser zu sehen. Ein Widerstreit jener beiden Quellen wäre ein Kampf Gottes wider Gott. Die Vernunft ist gewissermaßen eine natürliche Offenbarung, und die Offenbarung eine übernatürliche Vernunft. Indeß kommt unstreitig das erste Prüfungsrecht der Vernunft zu; denn sonst könnte man uns ja weiß nicht was als göttlich und unbedingtes Ansehen verdienend zumuthen, sobald man uns alle und jede Prüfung untersagt. Man kann sagen, die heil. Schrift hat ihr Ansehen ein für allemal vor dem Gerichtshof der Vernunft darzuthun und zwar (nach der oben erwähnten Logik) durch Wunder und Weissagung, sowie durch geschichtliche Untersuchung. Ist sie dann als Gotteswort erwiesen, so sind wir verpflichtet, uns fortan ihr zu unterwerfen, ganz ähnlich, wie man zuerst das Beglaubigungsschreiben eines fremden Gesandten prüft, ehe man ihn als in seines Fürsten Namen handelnd und redend anerkennt. — Freilich ist nicht zu übersehen, daß der wahrhaft göttliche Glaube mehr als nur etwas Verstandesmäßiges (une opinion) ist und in seinem Bestehen nicht von der Gelegenheit und den Beweggründen abhängt, die ihm seine erste Entstehung gegeben haben. Er geht über den Verstand hinaus und bemächtigt sich des Willens und Herzens, um uns mit Feuer und Lust handeln zu machen, wie das göttliche Gesetz es vorschreibt, ohne weiter an die Gründe zu denken, noch sich an den Schwierigkeiten aufzuhalten, die der blos denkende

1) Brief an Burnet v. 1699. Dut. VI, 246 f.

Geist sich etwa machen kann. — Das eigentlich Lehrhafte oder die göttlichen Geheimnisse betreffend ist zu sagen, daß etwas recht wohl übervernünftig sein, d. h. unsre volle menschliche Erkenntniß übersteigen kann, ohne daß man es auch widervernünftig heißen dürfte. Gibt es doch selbst in der Natur, in der Welt, die uns tagtäglich vorliegt, so Vieles, was wir nicht bis auf den letzten Grund zu erkennen vermögen und doch gelten lassen müssen. Begnügen wir uns also in jenen Fragen mit der analogen, bildlichen Erkenntniß, damit die Worte nicht blos ein leerer Klang seien (sine mente soni); begnügen wir uns, das „Daß", wenn auch nicht das „Wie" und „Warum" zu erfassen. Sehen wir nur darauf, daß in jenen Lehren keine Widersprüche enthalten seien, Widersprüche gegen die, unter allen Umständen unumstößlichen, ewigen Wahrheiten; denn in diesem Fall müßte das Widersprechende gnadenlos fallen. Die ewigen Wahrheiten können ja nie von den zufälligen umgestoßen werden. Es ist daher ein äußerst zweifelhafter Dienst, den Manche der Religion und Theologie zu thun glauben, wenn sie gegen die natürliche Theologie zu Feld ziehen, wenn sie die Uebernatürlichkeit der Lehren auf's höchste spannen, wenn sie z. B. erklären, die Unsterblichkeit der Seele könne man lediglich nur aus der Offenbarung wissen, nie auf natürlichem Weg finden und beweisen. Ein solcher „Triumf des Glaubens", wie ihn z. B. auch Bayle zum Schluß will, ist anzusehen, wie wenn man nach einer Niederlage Freudenfeuer anzündete. Man darf nicht, wie jener scharfe, zersetzende Kopf es thut, die Vernunft schweigen heißen, nachdem man sie vorher allzuviel hat reden lassen.

Das richtige Verhältniß zwischen beiden zusammengehörigen Theologien ist also dieses, daß die erste eine feste Grundlage abgibt, welche für sich allein schon zur Seligkeit, demnach auch zur kirchlichen Einheit und Duldung genügt, während die zweite das Gebäude krönt (den comble abgibt) und den Weg zum Heil leichter, einfacher und angenehmer macht; sie lehrt nicht blos wie jene, Gott über Alles zu fürchten, sondern ihn auch über Alles zu lieben und in dieser Liebe schon selig zu sein. Wenn jene in sittlicher Beziehung schon hinreicht, den Menschen seine Aufgabe zu lehren, so zeigt diese zugleich das anfeuernde und in allen Lebenslagen oder Stimmungen kräftigende, ermunternde Ziel.

Im Zusammenhang mit dieser wichtigen Unterscheidung zweier Theologien und zweier Beweis- oder Gewißheitsstufen dringt Leibniz ganz folgerichtig besonders auch auf ein besseres geschichtliches Studium, das bisher unter der Nachwirkung des Mittelalters und im Streit der Parteien schnöd vernachlässigt worden sei, während es doch eine Hauptwissenschaft des Protestantismus bilde. Dadurch werde man namentlich auch Milde lernen, indem man sehe, wie eben Alles in der Welt eine Entwicklung durchmache und Vieles im Lauf der Zeiten abfalle, das man einmal für grundwichtig gehalten. (Vgl. dieselbe Mahnung an die Rechtsgelehrten in der neuen Methode.) Diese angelegentliche Betonung der Geschichte zur Vergeistigung der Theologie gibt ihm ein offenes Auge besonders auch für die Religionsgeschichte. (Und gewiß mit vollem Recht und tiefem Sinn; denn nichts wirkt staarstechender. Es ist daher sehr erfreulich, daß diesem Gebiet in neuerer Zeit auch von filosofisch-theologischer Seite mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird.) — Ebenso seien bessere Sprachstudien dringend zu wünschen, damit auch die Auslegung eine wissenschaftliche werde. Nicht blos dem Griechischen, auch dem Hebräischen sei ein ganz anderer Fleiß zuzuwenden. Für das Letztere sei zugleich eine Kenntniß des Syrischen und Arabischen dringend nothwendig. „Denn es ist eine sehr schwere Sache um die glückliche Auslegung der heiligen Schrift. Wir haben nur ein einziges Buch in der alten hebräischen Sprache, d. h. nur das, was in der Bibel enthalten ist; und deren Verfasser sind von uns gar weit getrennt. Ich bin überzeugt, werden wir Europäer einmal mehr Kenntnisse in der arabischen Literatur besitzen, so werden wir sehr viel entdecken, was dazu dient, die heilige Schrift ganz anders aufzuklären, als man denkt"[1]).

---

1) In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß Leibniz der erste war, der die vorgefaßte Meinung von dem Hebräischen als der „Paradies"- oder Ursprache bekämpfte, und damit der Sprachwissenschaft freie Bahn brach, ein ganz seiner würdiges Verdienst. „Das Hebräische für die Ursprache zu halten, ist ebenso begründet oder unbegründet, wie die Annahme des Goropius, der beweisen wollte, daß man im Paradies holländisch gesprochen." „Das Hebr. die ursprüngliche Sprache zu nennen ist gerade so, wie wenn man die Stämme der Bäume ursprünglich nennen oder sich einbilden wollte, daß es ein Land gebe, wo abgehauene Stämme wie Bäume wachsen könnten. Solche Ideen mögen immerhin ersonnen

Das Wichtigste, was wir hier als Leibnizens Ansicht über Wesen und Aufgabe der Theologie gegeben haben, ist unter Beiziehung der verwandten, anderwärts zerstreuten Bemerkungen seinem theologischen Hauptwerk, der Theodizee entnommen, die wir schon am Schluß des vorigen Kapitels ehrend erwähnten und für welche wir hier als an ihrem eigentlichen Platz eine Lanze einlegen müssen. Während sie zu ihrer Zeit von der Laienwelt mit Begeisterung aufgenommen wurde, so ist bekannt, daß schon Kant und nach ihm Hegel vom filosofischen Boden aus ihr keinen Beifall mehr schenken wollten. Es erklärt sich dieß einfach aus der grundsätzlichen Verschiedenheit des dogmatischen, in ihr herrschenden und des kritischen Standpunkts von Kant, während Hegel mit seinem „Alles Wirkliche ist vernünftig", d. h. mit seinem Vernunftoptimismus nicht eben viel Grund hatte, die ihm sehr verwandte Leibniz'sche Anschauung zu verwerfen. Gar nichts zu geben ist auf das Aburteilen neuerer Filosofen oder filosofischer Geschichtsschreiber, welche zum Theil, um mich so auszudrücken, Krämpfe bekommen, sobald sie nur das Wort „Gott" sehen und nicht ihr geliebtes, aber oft so äußerst nichtssagendes „Absolutes" zu hören bekommen.

Weit mißlicher, ja wirklich giftig ist die unwissenschaftliche Wendung in's Persönliche, welche die Frage sehr bald nahm, indem der Kanzler Pfaff von Tübingen sich darauf legte, die Ansicht zu verbreiten, daß es Leibniz mit seinen in der Theodizee ausgesprochenen Ansichten gar nicht Ernst gewesen sei. Derselbe hatte, als Leibniz ihn um sein Urteil über die Theodizee befragte, die naive Kühnheit, ihm zu schreiben, seiner Ueberzeugung nach habe er Alles nur aus einer gewissen Laune (animi causa) gesagt und sich wie Klerikus nur zum Schein für einen Origenisten ausgegeben. Dieß Verfahren, das nur den nicht weiter Blickenden Sand in die Augen streue, sei sehr sinnreich, da es

werden; sie stimmen aber mit den Naturgesetzen und mit der Harmonie des Weltalls, d. h. mit der göttlichen Weisheit nicht überein." Dutens VI, 2. 233. vgl. auch M. Müller's Sprachwissenschaft (von Böttcher übers.) I, S. 112 ff. — Zur Erleichterung des Lernens orientalischer Sprachen schlug schon Leibniz die Anwendung des lateinischen Alfabets vor, „da Viele durch jene sonderbaren Charaktere wie durch harte Nußschaalen abgeschreckt werden".

die grobe Anschauung Bayle's bekämpfend nur in feinerer Weise dieselbe Betrachtungsweise stärke und so die Theologen gewinne. „Doch wünschte ich, daß die gefährlichen Ansichten Bayle's ernstlich, gediegen und gewissenhaft (serio, solide, graviter) bekämpft würden“. „Was denkt man nun, fährt Pfaff fort, daß Leibniz auf dieß antwortete, da ich von ihm erwartete, er werde mir ob meiner freimüthigen Antwort zürnen? Er schrieb mir: „Es ist ganz so, bester Mann, wie du von meiner Theodizee schreibst. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen und ich wundre mich nur, daß sich bisher noch Niemand fand, der diesen meinen Sinn merkte. Kann man es doch den Filosofen nicht zumuthen, die Sache immer ernsthaft zu behandeln, da sie ihre Geisteskraft, wie du gut bemerkst, in der Erfindung von Hypothesen üben. Du, der du Theolog bist, wirst in der Widerlegung der Irrthümer den Theologen zeigen“ “ [1]). Pfaff hielt dieß trotz Bilfinger's Einwänden für vollen Ernst und fügte bei, er sei durch und durch und noch weiter überzeugt (persuasissimus certissimusque etiam), daß Leibniz in der Theodizee verschiedene Sätze unsrer Religion vertheidigt habe, die er sonst verlachte und über die er die Nase rümpfte, z. B. die Gegenwart Christi im Abendmahl. „Es kennen des Hofmanns und Filosofen Sinn und seine Ansichten über die Religion, wer in der Lage war, ihn ganz kennen zu lernen“.

In der That, es gehörte ein sehr dickes von Eigensucht und Eitelkeit verhärtetes Trommelfell dazu, um aus der obigen Antwort von Leibniz eine Bestätigung von Pfaff's Verdacht herauszuhören, statt vielmehr die bitterste, aber freilich für einen so „groben Klotz“ zu fein angebrachte Ironie Wort für Wort drin zu finden und den Schlußsatz etwa so zu übersetzen: Du als Theolog vom Fach bist der erkorene Ritter Georg, der den Drachen des Irrthums besiegen wird. Während die Filosofen selbstverständlich mit den Dingen nur spielen, wird ein Pfaff und Theolog dazu die

---

1) Ita prorsus est, vir summe, ut scribis de theodicea mea. Rem acu tetigisti: Et miror neminem hactenus fuisse, qui sensum hunc meum senserit. Neque enim filosoforum est, rem serio semper agere, qui in fingendis hypothesibus, ut bene mones, ingenii sui vires experiuntur. Tu, qui theologus, in refutandis erroribus theologum ages“. Dieß wie der ganze Handel bei Dutens I, S. VII ff.

Sache ganz anders angreifen! — Der Hauptumstand war nemlich der, daß der Tübinger Kanzler auf dem gleichen Gebiet [1]) arbeitete, und da er an Bayle zum Ritter werden wollte, es sehr unangenehm vermerkt, daß ein Andrer und Größerer ihm zuvorgekommen war. Also fluggs diesem die Ehre abgeschnitten und ihn mit Bayle zusammengeworfen, dann gab es zwei Fliegen auf einen Schlag! [2])

Ich konnte nicht umhin, diesen schon längst von Anderen, z. B. von Dutens selbst in der Vorrede zu seiner Ausgabe ganz richtig dargestellten Handel hier noch einmal mit solcher Ausführlichkeit zu besprechen. Denn die Quartanten von Dutens sind nicht Jedem, selbst nicht allen Darstellern von Leibniz, wie mir scheint, zugänglich und bekannt. Daher das „semper haeret aliquid" sich hier im vollsten Maß bewährt und das durch Pfaff wachgerufene Mißtrauen gegen Leibnizens Theodizee und Charakter bis auf den heutigen Tag nicht ganz geschwunden ist. (Vgl. die Darstellung in Hettners Kulturgeschichte 3, 1. S. 132 f.) Davon kann für Jeden, der Leibniz auch nur halbwegs, aber aus den Quellen kennt, gar keine Rede sein, daß die wesentlichsten Sätze seiner Theodizee ihm nicht Ernst gewesen. Wir hätten sonst das seltsame Beispiel einer widerspruchslos durch ein ganzes, langes Leben festgehaltenen Heuchelei, festgehalten auch an Orten und unter Verhältnissen, wo die Maske, — war es nemlich eine — jedenfalls hätte fallen müssen. Ueberdies ist zu bedenken, daß er dann sein „Spiel" mit einer Fürstin getrieben hätte, der er in aufrichtigster Liebe und Verehrung zugethan war [3]), und die

1) Außerdem auch späterhin in Unionsversuchen.

2) Vgl. über Pfaff's persönlichen Charakter Klüpfel, „Tübingen" II, 150 (u. 180): „Seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Berühmtheit scheint keineswegs ein entsprechendes sittliches Urteil in seiner nächsten Umgebung zur Seite gestanden zu sein; vielmehr soll sein Charakter häßliche Flecken gehabt haben. Namentlich wird ihm ein hochfahrendes Wesen, Eitelkeit, Hab- und Genußsucht Schuld gegeben".

3) s. Guhr. Leben II, 258 ff. Unter Anderem schreibt er ein Halbjahr nach ihrem Tod an den Theologen Wotton in Cambridge: „Niemals hat man eine weisere und leutseligere Fürstin gesehen. Sie verlangte mich oft in ihre Nähe und würdigte mich ihres Gesprächs. Als sie starb, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht sogleich folgen konnte. Je weniger wir eine solch traurige Nachricht vermutheten,

nach dem Zeugniß ihres großen, freisinnigen Enkels Friedrich „das Genie eines großen Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten hatte, daher sie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Filosofen zu schätzen".

So wenig ich nun auch in den Hauptpunkten und Grundanschauungen zugebe, daß sie nicht die vollste Ueberzeugung Leibnizens gebildet haben, so wenig behaupte ich bei den Nebenausführungen und bei den Auseinandersetzungen mit den einzelnen kirchlichen Lehren, daß sie in dem Maß sein persönliches Eigenthum gewesen seien, wie Andre sie zwar nicht mit Kopf und Herz, wohl aber mit der blinden Leidenschaft umfassen. Allein wir sehen darin eine Erscheinung, welche sich bei ihm völlig in gleichem Maß auch auf filosofischem Gebiet zeigt, die also tief in seiner eigenthümlichen Natur und Richtung, nicht aber in irgend welchen äußerlichen „Zweckmäßigkeitsrücksichten" und hof- oder weltmännischen Anbequemungen, vielleicht gar in der Furcht vor den Theologen begründet war. Wie viel scheinbarer wäre es z. B. in der Filosofie gewesen, wenn er alle seine Sätze als wesentlich neu und noch nie dagewesen hingestellt, die der andern, vornemlich der Alten aber schroff verworfen hätte! So verfuhr sehr häufig Kartesius, dem es Leibniz wiederholt als einen großen Fehler und eine nicht ganz ehrliche Sucht nach Urwüchsigkeit (die in Lehre und Leben schädliche affectation de singularité et nouveauté, Erdm. 167 a.) vorwirft. Er dagegen geht geflissentlich darauf aus, anzuerkennen, wo irgend anzuerkennen ist, bei einem neuen Buch, das er liest, nicht etwa auf Tadelnswerthes zu fahnden, sondern auf Brauchbares, an das man anknüpfen, auf dem man weiterbauen kann; bei den Ansichten Anderer nicht die Ver-

---

desto schwerer wurden wir getroffen. Wahrlich, ich bin einer heftigen Krankheit nahe gewesen und habe mich schwer wieder erholt. Diese große Königin besaß ein unglaubliches Wissen in höheren Dingen und die außerordentlichste Begier allezeit mehr zu erforschen. Ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen. Und die Welt würde dereinst großen Nutzen davon gesehen haben, hätte nicht der Tod sie uns so frühe geraubt". Mit den letzten Sätzen spielt L. eben auf sein Buch an, das aus Unterredungen mit der geistvollen Sofie Charlotte entstand; „sie wird jetzt im Jenseits die Pansofia (Allweisheit) schauen, nach deren Spuren sie auf Erden forschte", bemerkt er sinnig in einem Gedicht auf die Verstorbene, wie er Aehnliches in der Theodizee von Bayle äußert.

schiedenheit von den Seinigen hervorzuheben, sondern die größere oder geringere Uebereinstimmung durch liebevolles Eingehen und Sichhineindenken herauszusuchen. „Es ist im Allgemeinen gut, mit Jedermann sich in's Vernehmen zu setzen (se mettre à la portée de tout le monde), vorausgesetzt, daß die Wahrheit nicht darunter leidet". So ist ihm der liebste Gedanke bei seinem filosofischen Lehrgebäude, es hinzustellen als einen Brennpunkt, in welchem die Wahrheitsstrahlen der andern zusammenlaufen („centre de perspective", wie die einzelne Monade selbst)[1]). In der Art kann freilich nur ein Mann denken und reden, dem es mehr um die gediegene Förderung der Wahrheit, als um seinen eigenen Glanz zu thun ist, ein Mann, der die Eigenschaft besitzt, welche freilich dem menschlichen Geist überhaupt wesentlich, aber leider so selten gehörig ausgebildet ist, ich meine die elastische Schwung- und Spannkraft, die aus sich selbst herauszugehen und in Anderes hingebend sich einzuleben vermag, statt in eigensinniger Beschränktheit wie eine Zecke am Eigenen ewig hängen zu bleiben.

Was ist nun natürlicher, als daß diese angeborene, wahrhaft geistesfreie Geschmeidigkeit Leibnizens sich auch der Theologie und ihren Fragen gegenüber bewähren und beweisen mußte? Ja hier sogar noch mit viel mehr Grund und Recht; denn dieß ist der Ort, wo der Natur des Gegenstands nach am allermeisten das schematisch-analogische Denken, um mich so auszudrücken, seine Stelle findet, wo Keiner sich sagen darf, daß er auch nur den einfachsten Begriff völlig angemessen und bildlos rein erfasse. Auch wer im Grund Eins ist über den auszudrückenden Gehalt, er wird doch in der Ausdrucksform gar leicht vom Andern abweichen. Wird er aber, wenn er vernünftig ist, um der Schaale und Hülle willen mit jenem hadern, wird es ihm viel ausmachen, sich anzubequemen, Ein Gewand zeitweis mit dem Andern zu vertauschen, da er durchdrungen ist von der Ueberzeugung, daß man doch nur im Aeußerlichen, Unwesentlichen, bei Keinem von Beiden ganz Angemessenen verschieden ist? Immerhin konnte Leibniz lächeln, ja wo es Besserunterrichtete waren, sogar spotten und die Achseln zucken, oder gar das scharfe Wort der Bibel brauchen: Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen! wenn er sah, wie man

---

1) s. z. B. Erdm. 154a.

sich geistlos-ängstlich eben nur an die Schaale und den Wortlaut klammerte. Und doch hütete er sich, eben diese Schaale und diesen Wortlaut mit rücksichtslosem Schlag zu zertrümmern, weil ihm für's Ganze und für die Masse redlicher, aber noch kindlicher Gemüther die Warnung vorschwebte: „Verderbe es nicht, es ist ein Segen darin! „Nur die Fanatiker sind hier so schroff, ich meine aber die Fanatiker aus beiden Lagern, die aufklärungssüchtigen so gut als die strenggläubigen. Und hier gerade sind es die Ersteren, welche sich an Leibniz verschulden, um so schwerer, weil sie gerade als Männer der Freiheit es besser wissen und unbefangener beurteilen könnten. Wem es in der Leidenschaft nicht darauf ankommt, „das Kind mit dem Bad auszuschütten", wem es nichts ausmacht, um allerdings mangelhafter Hüllen willen auch die Sache und den Kern wegzuwerfen, statt in einer weniger stürmenden, aber nachhaltigeren und heilsameren Weise die Schaale ruhig sich abschuppen und abstoßen zu lassen, der kann es freilich einem Mann wie Leibniz nicht verzeihen, daß er nicht auch in dieß Lärmhorn stieß, daß er in weiser Milde und tiefblickender Gewissenhaftigkeit mit den Lehren und Sätzen des christlichen Glaubens verfuhr, daß er, wo er irgend noch eine wahre Idee fand, soweit nur möglich zum Guten auslegte und eine anknüpfende Vermittlung mit seiner reineren, geistigen Filosofie und Weltanschauung aufsuchte [1]), überzeugt, daß das kräftige Salz der Aufklärung, das er in den Entwicklungsgang im Ganzen geworfen, mit der Zeit nothwendig seine umgestaltende und läuternde Kraft bewähren werde. Aber einreißen, ehe die Zeit reif war, das Alte wegwerfen, ehe ein neues Bewußtsein an seine Stelle getreten, das fiel ihm allerdings nicht ein, um so weniger, als der große Volksmann tief durchdrungen war von der Erkenntniß, wie die Massen, wie das sog. gemeine Volk, „das mit den Sorgen des täglichen Lebens und seinem Unterhalt so beschwert", in der Religion und wesentlich nur in ihr seine einzige geistige Nahrung und seinen höheren Halt findet [2]).

---

1) Ich bemerke indeß, daß er dabei seiner ganzen Weltanschauung lange nicht den Zwang anthat, mit dem z. B. Hegel und die rechte Seite seiner Schule die christliche Dogmatik ob auch wohlmeinend in ihr System hineindialektisiren.

1) s. z. B. Erdmann S. 410a und vgl. was er (S. 519. 20 unsres Buchs) über den Werth der geistlichen Lieder für den gemeinen Mann sagt.

Mögen hienach die Urteile gewürdigt werden, wie sie noch jetzt hochweise über die Theodizee erschallen, sie sei „nach Form und Inhalt das schwächste Werk des Filosofen", sie sei oberflächlich, Unwillen und Langeweile erregend, ihre Schwächen handgreiflich u. s. w. Von der Verschiedenheit des filosofischen Standpunkts abgesehen, über den sich wahrlich troß der „absoluten Filosofie" noch streiten läßt, wird man nicht umhin können zu sagen, daß alle diese Beurteiler von vornherein bei der Betrachtung des Buchs sich auf einen völlig falschen Standort stellen. Sie fassen es auf als ein streng wissenschaftlich sein sollendes Werk, als eine filosofische Dogmatik oder Religionsfilosofie oder wie sonst. Und doch gibt die Theodizee selbst so deutlich und unmißverständlich an, was sie sein und leisten will, wenn sie am Schluß der Vorrede sagt „Ich habe mich endlich bestrebt, Alles auf die Erbauung einzurichten, und wenn ich zuweilen etwas Unterhaltendes einmischte, so geschah dieß, um einen Gegenstand anziehender zu machen, dessen strenger Ernst zurückschrecken könnte" [1]). — Nun, soll etwa das den Grund der Anklage bilden, daß das Buch volksthümlich, auf das allgemeinere Verständniß berechnet, zur Erbauung bestimmt war? Vollkommen trifft hier ein französischer Darsteller Leibnizens den Nagel auf den Kopf, wenn er dessen deutschen Bekrittlern das Wort zuruft: Leibniz ist Alles gewesen, Alles, nur kein — Professor! [2]) —

Und so war auch seine Theodizee keine Stubenarbeit, sondern geradewegs eine That in ihrer Zeit, ein Griff mitten hinein in's Leben und Bedürfniß jener Tage. Vom Standpunkt der Bildungs- und Sittengeschichte will sie aufgefaßt sein, soll sie verstanden und gewürdigt werden, wie es das unmittelbare Gefühl der Zeitgenossen that. Schon im vorigen Kapitel wiesen wir darauf hin, daß wir an ihr ein unverkennbares, nur weit feiner, tiefer und filosofischer angelegtes Seitenstück zu Beckers bezauberter Welt haben. Und hier bei der Frage der Kirche müssen wir dazu setzen, daß der große, staatsmännische Filosof in ihr gleichsam das Vermächtniß aller seiner kirchlichen Bestrebungen niedergelegt hat. Was bisher nur vorbereitet, das soll die

---

1) Erdm. S. 478 b.

2) Bartholmeß Geschichte der pr. Akademie von Leibniz bis Schelling I, 103.

Theodizee zur Vollendung bringen als das Buch der still aufklärenden und dadurch zum Frieden, zur Eintracht führenden Erbauung.

Wie wenig wir diesen wichtigsten Gesichtspunkt nur hineinlegen, beweisen die eigenen klaren Aussprüche Leibnizens. Schon im fünfundzwanzigsten Jahr hatte er einen ersten Versuch gemacht in Form eines lateinischen Aufsatzes über die Freiheit und Vorherbestimmung, den er in vielen Abschriften an Theologen aller Bekenntnisse in Deutschland sandte. Zur Neuaufnahme des Gedankens wurde er aber erst durch die Unionsverhandlungen veranlaßt, wie er in einem Brief an Magliabechi von 1697 schreibt, daß er hoffe, eine solche „Theodizee“ würde ihrem größten Theil nach gebilligt werden und etwas zur Beilegung der Streitigkeiten beitragen. Noch bestimmter spricht er sich 1700 gegen Jablonski aus: „Ich hatte mir einst vorgenommen, eine Theodizeam zu schreiben und darinnen Gottes Güte, Weisheit und Gerechtigkeit sowohl, als höchste Macht und unveränderlichen Einfluß zu vindiziren“; — doch finde er das Bücherschreiben in diesen (Unions-) Verhandlungen anjetzo nicht allzu rathsam. Und anstatt zur Zeit diese seine Gedanken der Welt durch Bücher darzustellen und einigen zanksüchtigen Gemüthern Stoff zu Streitigkeiten zu geben, sei er mehr geneigt, mit vortrefflichen wohlgesinnten Theologen eines und andern Theils freundschaftlich und im Privatweg zu konferiren und dann erst, nachdem er ihnen und sie ihm Vergnügung gegeben, auch andern zu Dienst, wenn ihm Gott das Leben lasse damit herfür zu gehen“ [1]). Dieser wiederholt (z. B. auch in dem mehrerwähnten Brief an Burnet) ausgesprochenen Absicht gegenüber ist der nächste äußere Anlaß zufällig und wenig besagend, ich meine die Unterredungen mit Sofie Charlotte über Bayle. Sondern die Ausführung des Werks ist die Ergänzung zu dem obigen Wort, mit dem er die Unionsverhandlungen schloß: „Die Sache wird sich einmal von selbst machen“. Das „von selbst“ aber bedeutet für Leibniz nie etwa Zufall oder Schicksal oder andre inhaltslose Vertröstungen, sondern die ruhige Entwicklung der Zeit, nachdem man selbst das Seinige gethan und unermüdet den Samen ausgestreut hat, dessen Aufgehen alsdann ruhig der göttlichen Vorsehung überlassen und zugetraut werden darf.

1) s. Guhr. d. Schr. II, 161.

So spiegeln sich denn besonders in der herrlichen Vorrede der Theodizee die Grundgedanken, welche ihn bei seinen kirchlichen Bestrebungen leiteten, Gedanken, welche deutlich zeigen, was er durchaus als seine Aufgabe erkannte und festhielt. Wir können uns daher nicht versagen, zum Abschluß das Wesentlichste daraus zu geben:

„Man hat zu allen Zeiten gesehen, daß die Masse der Menschen Gott durch Förmlichkeiten ihre Unterwerfung ausdrücken zu müssen glaubte. Die gediegene Frömmigkeit dagegen, d. h. Licht und Tugend ist nie Gemeingut der Mehrzahl gewesen. Man braucht sich darüber nicht zu verwundern; denn nichts entspricht der menschlichen Schwäche mehr: Das Aeußere macht auf uns Eindruck (frappe), das Innere dagegen verlangt eine Untersuchung, zu der sich nur wenige fähig erzeigen. Indem die wahre Frömmigkeit in Gefühlen und Handlungen besteht, so ahmt die veräußerlichte Devotion dieß nach, und zwar in doppelter Weise: Das Eine gibt die praktischen Ceremonien, das Andre die Glaubensformulare. Die Ceremonien gleichen den tugendhaften Handlungen, und die Formulare sind wie der Schatten der Wahrheit, indem sie dem reinen Licht näher oder ferner stehen. All diese Förmlichkeiten wären lobenswerth, wenn die, welche sie erfunden, dieselben so eingerichtet hätten, daß sie fähig wären, das, was sie nachahmen, auch zu erhalten und auszudrücken; die religiösen Gebräuche, die Kirchenzucht, die Gemeinschaftsregeln, die menschlichen Gesetze sollten immer gleichsam wie ein Zaun für das göttliche Gesetz sein, um uns von der Annäherung an's Laster abzuhalten, an's Gute zu gewöhnen und mit der Tugend vertraut zu machen. Das war der Zweck Mosis und andrer guten Gesetzgeber, der Ordensstifter und besonders Jesu Christi, des göttlichen Gründers der reinsten und aufgeklärtesten Religion. — Ebenso ist's mit den Glaubensformularen; sie dürften angehen, wenn sie nichts enthielten, das der heilsamen Wahrheit widerspricht, sollte immerhin nicht die ganze Wahrheit, um die sich's handelt, in ihnen enthalten sein. Allein es geschieht nur zu oft, daß die Devotion erstickt wird durch Formen, und das göttliche Licht verdunkelt durch Menschenmeinungen. — Man sieht, daß Jesus Christus, indem er das Werk von Moses vollendete, die Gottheit zum Gegenstand nicht blos unsrer Furcht und Verehrung, sondern auch unsrer innigen Liebe erheben wollte. Das hieß die Menschen schon zum Voraus

selig machen und ihnen hienieden schon einen Vorschmack des künftigen Glücks geben. Denn es gibt nichts so Angenehmes, als den zu lieben, der es verdient. Gott aber ist das Vollkommenste, was man sich denken kann. Um ihn zu lieben genügt es, seine Vollkommenheiten in's Auge zu fassen, was leicht ist, da wir deren Bild in uns selbst finden. Nur besitzt er Alles ohne Schranken; er ist ein Ozean, aus dem wir blos einzelne Tropfen empfangen haben. Es gibt in uns ein gewisses Maß von Kraft, von Verstand und Güte, aber sie sind vollendet in Gott. Ordnung und Einklang entzückt uns, die Malerei und Musik geben Proben davon, Gott aber ist eitel Ordnung, er bewahrt immer die richtigen Verhältnisse, er schafft die Harmonie des Alls; alle Schönheit ist nur ein Abglanz seiner Strahlen[1]).

Daraus ergibt sich offenbar, daß die wahre Frömmigkeit und ebenso die wahre Glückseligkeit darin besteht, daß man Gott liebt, aber liebt mit einer erleuchteten Liebe, die zur Wärme das Licht gesellt. Diese Art von Liebe läßt das Vergnügen bei guten Handlungen entstehen, welches der Tugend die Weihe gibt (donne du relief) und indem es Alles auf Gott bezieht, das Menschliche zum Göttlichen emporhebt. Denn indem man seine Pflicht erfüllt, indem man der Vernunft gehorcht, erfüllt man die Weisungen der höchsten Vernunft, richtet man all sein Absehen auf's Wohl des Ganzen, das mit der Ehre Gottes zusammenfällt. Man findet, daß es kein größeres Sonderintresse gibt, als das, dem Ganzen zu dienen; man thut sich selbst Genüge, indem man freudig für der Menschheit wahres Wohl arbeitet. Ob es dann gelinge oder nicht, man ist zufrieden, wie es geht, wenn man seine Sache dem Willen Gottes anheimgestellt hat und weiß, daß was er will, das Beste ist. Aber ehe er seinen Willen durch den Erfolg erklärt hat, sucht man ihm entgegen zu kommen, indem man thut, was seinen Befehlen am angemessensten scheint. Sind wir in dieser Geistesstimmung, so lassen wir uns durch Mißerfolge nicht zurückschrecken, und was uns ärgert, sind nur unsre

1) Man kann damit, daß die Harmonie für L. ein theologischer wie filosofischer Grundbegriff ist, auch seine Gedanken über die religiös-sittliche Verwerthung der Kunst in Verbindung bringen. Vgl. besonders den sehr schönen deutschen Aufsatz „über die Weisheit", Guhr. d. Sch. I, 420, wo von der geistigen Natur auch des sinnlichen Vergnügens gehandelt wird.

Verstöße. Auch der Undank der Menschen lähmt uns nicht in der Bethätigung unsres wohlwollenden Sinns. Unsre Liebe ist demüthig und voll Mäßigung, sie trachtet nicht darnach, zu herrschen. Gleichermaßen aufmerksam auf unsre Fehler, wie auf die Vorzüge und Gaben der Andern, sind wir geneigt unser Thun zu bemängeln, das der Andern zu entschuldigen und zurechtzulegen. Denn wir wollen uns selbst vervollkommnen und Niemand Unrecht thun. Wo keine Liebe ist, da ist keine Frömmigkeit; ohne dienstfertig und wohlthätig zu sein, darf man sich keine aufrichtige Gottesverehrung beilegen. — Zwar kann eine gute Naturanlage, eine günstige Erziehung, der Umgang mit frommen, tugendhaften Personen dazu beitragen, die Seele in jene richtige Verfassung zu bringen. Was sie aber am meisten drin befestigt, das ist eine richtige Grundanschauung. Ich habe schon einmal gesagt, man muß Licht und Wärme verbinden; die Ausbildung des Verstands muß der des Willens hilfreich und vollendend zur Seite treten, sowenig zu leugnen ist, daß der letzte Zweck aller Religion, so auch der christlichen nicht Lehre, sondern Leben, nicht Mittheilung von Geheimnissen an den Verstand, sondern von Heiligkeit an den Willen ist. (Bemerkung Leibnizens zu Tollands Buch „Das Christenthum ohne Geheimnisse.") — Tugend und Laster können Gewohnheitssache sein. Ist aber die Tugend vernünftig, bezieht sie sich auf Gott als die oberste Vernunft, so ist sie in der Erkenntniß gegründet. Man kann Gott nicht lieben, ohne seine Vollkommenheiten zu kennen; damit aber sind dann die Grundlagen der wahren Frömmigkeit gegeben. Der Zweck der wahren Religion ist, eben diese in die Herzen zu pflanzen. Aber ich weiß nicht, wie es so oft gekommen, daß die Menschen überhaupt und gar die Lehrer der Religion soweit von diesem Ziel sich entfernt haben. Gegen die Absicht unseres göttlichen Meisters ist die Gottesverehrung auf Ceremonien beschränkt und die Lehre mit Formeln erstickt worden, jene oft wenig geeignet, die Tugendübung zu nähren, diese aber selten lichtvoll [1]). Sollte man's

1) Besonders schädlich wirkte die Frömmelei, welche am Hofe Ludwigs XIV nach dem vorhergehenden Rausch aufzukommen begann. Scharf und treffend äußert sich darüber Leibniz in einem Brief an die Kurfürstin Sofie Charlotte: „Es scheint, daß wir jetzt in einer Zeit leben, wo das Aeußere der Frömmigkeit Mode ist; und der französische Hof, die Quelle der Moden, gibt darin ein gutes Beispiel; denn Alles

glauben? Christen haben sich eingebildet, man könne gottesfürchtig sein, ohne den Nächsten, und fromm, ohne Gott zu lieben! Oder vielmehr, man hat geglaubt den Nächsten lieben zu können, ohne ihm zu dienen, und Gott, ohne ihn zu kennen. — Mehrere Jahrhunderte sind verflossen, ohne daß man im Allgemeinen diesen Verfall bemerkte; und noch sind starke Reste vom Reich der Finsterniß übrig. Man sieht zuweilen Leute, die gewaltig von Gottesfurcht, Frömmigkeit und Religion reden, deren Amt es sogar ist, sie zu lehren; allein man findet sie schlecht unterrichtet über die göttlichen Vollkommenheiten. Sie haben schlimme Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit des Weltenlenkers. Sie malen sich einen Gott aus, der nicht verdiente nachgeahmt oder geliebt zu werden. Es scheint mir, als ob dieß schlimme Folgen

---

drängt sich dort dazu fromm zu schreiben, selbst der Satyriker Boileau. Desto besser, wenn das Innre entspricht. Aber ich werde das erst glauben, wenn ich sehe, daß man sich wahrhaft in der Welt bessert, daß man die vergangenen Ungerechtigkeiten gut macht und keine neuen mehr begeht. Sonst ist es nichts als Bigotterie. Ich finde häufig eine dauerhaftere Tugend bei denjenigen, die nur als rechtschaffene Menschen zu handeln vorgeben, als bei diesen Großhansen der Frömmigkeit, welche über Kleinigkeiten außer sich gerathen. Ich schätze hierin sehr die Klugheit Hrn. Speners, der, wie mir scheint, die Dinge nicht übertreibt und dem Alle gleichen sollten. — Ich glaube, daß die ächte Tugend, welche an einer großen, von den Reizen der Welt umgebenen Fürstin, wie Sie sind, glänzt, mehr Werth hat, als die abstoßende und zurückgezogene Tugend einer Bourignon, welche Bücher darüber schreibt, ohne sie vielleicht gehörig auszuüben. Es ist leicht, die Prüde zu machen, wenn man das Alter erreicht hat, und 90 Jahre sind eine große Hülfe gegen die Freuden der Welt". (Guhr. Leben II, 154.) Aehnlich äußert er sich in dem bekannten Theaterstreit der frommgewordenen französischen Höflinge, besonders Bossuets, während L. selbst, wie wir wissen, dem Schauspiel sittliche Wirkung zuschrieb. Mit bitterem Seitenblick auf die, neben jener Frömmelei hergehende Verfolgung der Reformirten in Frankreich richtete er folgendes Epigramm „an die theaterfeindlichen Doktoren":

Die ihr die Menschen führt so streng,
Wißt ihr es wohl, in unsrer Zeit
Kommt Molières Schauspiel just so weit,
Als ihr mit vielem Wortgepräng!
Das Laster fein zu geisseln frommt,
Daß Mancher doch zur Reue kommt.
Um Frankreich zur „Reform" zu laden
Braucht's Lustspiel oder — Dragonaden!

(Brief an Nikaise, Cousin III, 119).

haben könnte, da es von äußerster Wichtigkeit ist, daß die Quelle der Frömmigkeit nicht vergiftet werde". (Erdm. 468 ff.)

Zwei Gesichtspunkte sind es, die Leibniz nach dem wiederholten Wort dieser herrlichen Ausführung in der wahren Religion verknüpft sehen will: Licht und Wärme; nur dann ist sie wirklich im Stand, eine Lebenssonne zu sein. Damit vereinigt er, der Feind der Einseitigkeiten, wiederum das Richtige, was sich in den zwei damaligen Strömungen zeigte, die gemeinsam auf eine Besserung und Hebung des bestehenden Religions- oder Kirchenwesens lossteuerten. Im Streben nach Licht steht er auf der Seite derer, die vornemlich in England als Deisten anfiengen, Bresche in das dunkle und dumpfe Gemäuer zu schießen, um bald durch ganz Europa eine große Schaar von Nachfolgern in den „illustratores seculi nostri" (wie Leibniz sie nennt) zu erhalten. Allein ihr Vorgehen war ihm doch zu stößig, ihr Lichtstreben oft zu sehr nur ein Feuerwerk von Geistes- und Witzfunken, die keine bleibende Helle schaffen und blos den an's Dunkel gewöhnten Augen durch den grellen Gegensatz wehe thun. So tadelt er es einmal ausdrücklich an Hobbes und Locke, daß sie einen zu wegwerfenden und verächtlichen Ton gegen die Theologen anschlagen, deren Ansichten man doch nur nach reiflicher Prüfung und nicht so ohne Weiteres verwerfen dürfe.

Besonders treffend aber drückt er seine Abweichung aus in der Beurteilung von Shaftesbury's Buch „Characteristics" und Brief „über den Enthusiasmus" [1]: „Ich gebe zu, daß heitere Laune ein treffliches Vorkehrungsmittel gegen den Religionswahn oder Enthusiasmus bildet. Allein bedenklich ist, wenn man unter dem Vorwand, die Schwärmer durch Spott heilen zu wollen, nun weiter auch die heiligsten und ehrwürdigsten Dinge angreifen und verspotten zu dürfen glaubt. Der Verfasser meint, man habe in unsrer Zeit noch zu wenig Freiheit des Kritisirens und möchte diese ganz unbeschränkt und ausnahmslos gegeben wissen. Ich will annehmen, daß er dabei nur die Lehrsätze meint, und nicht leugnen will, daß man gewisse Personen zu schonen hat. Indeß sind die Sätze oft mit den Personen verbunden, und wenn diese Lehren oder Dogmen richtig sind und sehr wichtige, nütz-

1) s. Dutens V, (39) 47 ff.

liche und gute Wahrheiten enthalten, so sehe ich nicht ein, zu was diese Freiheit, sie zu kritisiren und zweifelhaft zu machen gut sein soll. Noch weniger Grund hat man zu wollen, daß es erlaubt sei, Alles in's Lächerliche zu kehren. Man sagt, dem Lächerlichmachen möge und könne man durch Vernunftgründe begegnen und es widerlegen. Ganz recht, wenn die Menschen nicht lieber lachen als denken würden. Aber das mit Unrecht lächerlich Gemachte, entgegnet man, wird ja doch nur dem Pöbel so erscheinen. Ich antworte, daß die Menge (vulgaire) oft sich weiter erstreckt, als man denkt. Es gibt viele geschliffene Leute, die hinsichtlich des Denkens unter jene Klasse fallen. Und oft lassen sich selbst die Vernünftigsten gehen und lachen mehr, als recht ist. Wir geben dem nach, was uns Vergnügen macht und lieben die gar zu strengen Untersuchungen nicht. Ueberdieß ist es nicht vernünftig, das Volk (peuple!) dem Irrthum zu überlassen und zuzugeben, daß es nur so verblendet werde. — Wir können nie ernst genug sein, vorausgesetzt, daß der Gegenstand selbst ernst und wichtig ist. Man behauptet nun, wenn eben dieß zweifelhaft sei, so dürfe man sich schon die Zügel schießen lassen und spotten. Allein man muß das Sichere wählen; und wie es nicht angeht, Masken zu mißhandeln und zu schlagen, so darf man auch nur solche Lehren in's Lächerliche ziehen, deren Mangel an Begründung hinlänglich anerkannt ist. So lang man noch zweifelt, ist es gut, Rückhaltung zu beobachten. Das Lächerlichmachen ist ein sehr zweideutiger Prüfstein, wenn man sehen will, ob etwas Gehalt hat oder nicht. Denn es gibt nichts in der Welt, bei dem das nicht möglich wäre, und geschähe es auch nur durch eine Entlehnung, die der Zufall oder die Gewohnheit an die Hand gibt. Konfuzius war der Sokrates der Chinesen. Aber die Deutschen und Franzosen, die jenen Namen aussprechen hören, werden Mühe haben, das Lachen zu halten, da ihre Sprache hier einen Witz gibt. — Und endlich ist es mir sehr zweifelhaft, ob der Spott das einzige Mittel sei, dessen man sich mit Erfolg bedienen könne, um die schwermüthigen und hypochondrischen Grillen des Religionswahns zu heilen. Der Spott kann die Menschen von einer Verwirrung abhalten, ehe sie darein gerathen oder wenigstens darin verfestigt sind. Sind sie dann aber einmal bis zu einem gewissen Punkt gekommen, so macht sie der Spott nur

noch wüthender, viel mehr, als eigentliches Unrecht. Die Schwärmer nehmen das für eine Art von Märtyrerthum und rechnen sich's zur Ehre an, für die Wahrheit zu leiden. Man hat es in London gesehen, als man sie an den Pranger stellte. Abergläubische, ja selbst ordentlich fromme Leute ärgert es unendlich, wenn man sich über sie lustig macht. Ebenso ist es kein richtiges Mittel, um Andersgläubige zu bekehren. Die Religionsspötter gelten bei den Verspotteten nicht blos für Feinde der betreffenden, sondern geradezu für Feinde aller Religion, mit Einem Wort für ruchlose Gottesverächter".

Wir müssen diese edle Mäßigung des Weisen um so höher anschlagen, je weniger sie gegen ihn selbst geübt wurde. Daß Geistlichkeit (und Hof) von seinem Begräbniß ferne blieb, so daß er wie „ein Wegelagerer und nicht wie ein Mann, der die Zierde seines Vaterlands gewesen", begraben wurde, dieß harmlose Todtengericht konnte den Entschlafenen, der soviel für wahre Frömmigkeit gethan, ja nicht mehr treffen. Allein schon zu seinen Lebzeiten galt er in Hannover für einen Ungläubigen, weil er später selten mehr in die Kirche kam. „Die Prediger schalten deßwegen oft öffentlich auf ihn; er aber blieb bei seiner Weise. Die gemeinen Leute hießen ihn daher insgemein auf plattdeutsch Löwenix, d. i. „Glaubt nichts". Diesen Scheltnamen hatte ihm nach Einigen ein protestantischen Pastor in Hannover auf der Kanzel (!) gegeben, nach Andern wäre er ihm von den grollenden Jesuiten aufgebracht worden. Er aber blieb trotz alledem auch hier „bei seiner Weise", sich durch solches Treiben von Afterdienern der Religion nicht gegen diese selbst verstimmen oder aufbringen zu lassen, sondern sie allezeit hoch und heilig zu halten, wie sich's gebührt. — Daß er außer dieser besonnenen Mäßigung in der Form sich auch hinsichtlich der Sache und des Stoffs selber einer weit größeren filosofischen Tiefe befleißigte, als jene schon ziemlich stark auf Sensualismus und Materialismus hintreibende Richtung in England und Frankreich, das wurde bereits oben bemerkt.

Schon hiedurch, sowie durch die gleichmäßige Betonung der „Wärme" in der Religion neben dem Licht berührt sich Leibniz mit der andern Bewegung jener Zeit, welche in der katholischen Kirche als Jansenismus und Quietismus, in der protestantischen

als Pietismus die erstarrten alten Formen neuzubeleben suchte. Wir hörten, wie lobend und anerkennend sich Leibniz über Speners Bestrebungen ausspricht, wie er die „Sekte" vor den Verfolgungen der Unduldsamen zu schützen suchte, während z. B. Thomasius in seiner unstät-leidenschaftlichen Art sich zu dem harten Urteil über Frankes fromme Anstalten fortreißen ließ: Es sei nützlicher, zehn Thaler zur Ausstattung einer armen Magd, als tausend Thaler zur Stiftung solcher frommen Sachen (piae causae) zu verschwenden; — und: Ein einziges Zuchthaus bringe dem Gemeinwesen tausend mal mehr Nutzen, als tausend Waisenhäuser! — Freilich auch diese Richtung für sich allein war eine entschiedene Einseitigkeit, was sich bald zeigte, als die edle und geistvolle Persönlichkeit Speners nicht mehr an der Spitze stand. Das Herz- und Gefühlswesen begann schnell in bedenklichster Weise zu überwuchern, eine beschränkt-ängstliche Sittlichkeit sich von der „Welt" in die Konventikelchen zurückzuziehen. Die Kraft, in's Große umzugestalten, war hier nicht, wenigstens nicht mehr zu finden. (Vgl. Franke gegen Wolff in Halle.) Der Hauptgrund war, daß man in übertriebenem Gegensatz gegen das alleinsichbreitmachende Lehrwesen der Strenggläubigen von Lehre und Wissenschaft nun gleich gar nichts mehr wollte. Aber es bleibt ein ewig wahres Wort, was es auf sich habe mit dem „Verachten von Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchster Gabe"!

Mit klarem Bewußtsein sucht dagegen Leibniz Beides zu vereinigen, Eine Seite durch die Andere zu binden und zu mäßigen. Er will eine rationale Frömmigkeit oder einen frommen Rationalismus. Unter „Fromm" aber versteht er sogleich die lebenskräftige, thätige Uebung der Sittlichkeit, verklärt durch die Beziehung auf Gott. Können wir uns gegen die sich aufdrängende Einsicht verschließen, daß er hiemit dem ganzen Gang der deutschen Aufklärung ihre Richtung angewiesen hat? Können wir ihm das hohe Verdienst absprechen, daß er hiemit von Deutschland sowohl die flach-materialistische, frivol werdende Aufklärerei, als die weichlich-gefühlsselige Schwärmerei oder peinlich gedrückte Frömmelei in soweit abgehalten hat, daß Beide nicht zu lang und ausgedehnt ihre Herrschaft zu behaupten vermochten? Aus einer solchen Wurzel konnte der sittliche Ernst eines Kant hervorgehen; die Früchte aber sind die beste Bewährung für den Stamm!

Kapitel 3.

Die Schule, das Erziehungs- und Bildungswesen.

(Zusammenhang mit dem Vorigen, mit Recht und Kirche: Bildung ist Förderung und Forderung der wahren Frömmigkeit — Optimismus: Dringendes Bedürfniß gerade in Deutschland, Zerfahrenheit und Schlaffheit des geistigen Lebens durch die staatlichen und kirchlichen Wirren; Zurückgebliebensein in unfruchtbarer Scholastik und undeutschem Humanismus; daher Reisen in's Ausland. Mangel an Realismus und volksthümlicher Bildung. Lob und Unterstützung der Bestrebungen von Komenius, Weigel und Franke. — Wirken für das Erziehungswesen in Hannover: Fürstenschule, Bibliothek, Kunstsammlung; Einfluß auf die spätere Gründung der Universität Göttingen. — Theilnahme an dem „geschichtlichen Kollegium" von Ludolf und Paulini; eigene geschichtliche Leistungen: Werth und Aufgabe der Geschichte; Sammlungen und Annalen. — Bemühungen um das allgemeine Bücherwesen und die Schriftstellerei: Jugendplan einer Zeitschrift; encyklopädisch-fichtende Richtung; spätere Ausführung im „monatlichen Auszug". — Akademiebestrebungen: Vorstufen; Ausführung in Berlin; Gedanke eines allgemeinen Akademiennetzes in Europa. — Leibnizens Verhältniß zur deutschen Sprache: „Ermahnung an die Deutschen u. s. w.", „unvorgreifliche Gedanken zur Besserung". —)

Der Zusammenhang der folgenden, hochwichtigen Fragen mit dem Vorigen ist der allerengste. Eine nachhaltige Hebung des Gerichtswesens konnte Leibniz nur durch Verbesserung der Methode des „Lehren und Lernens" hoffen, wodurch in aller Stille so Manches wegfallen mußte, was bisher diesen Stand und dieß Gebiet verunziert hatte. Nicht minder konnten auch alle kirchlichen Bestrebungen für Einheit und Läuterung nur in der Lehre und im Unterricht ihren wahren Unterbau sehen, ohne den das mühsam errichtete Gebäude in der Luft hieng. Durch Aufklärung Friede, durch Unterricht Klarheit und Licht! Daher die Freude Leibnizens an den Spener'schen Bestrebungen, an der katechetischen Unterweisung statt des unfruchtbaren Predigens. Allein noch mehr! Um diese heilsamen Erfolge von der Bildung zu haben, mußte dieselbe frei und ungehindert sein. Hemmung aber erfuhr sie, wenigstens auf katholischem Boden, nur eben von der Kirche und es war daher zu zeigen, wo und wie beide Gebiete sich abgrenzen, wie sie sich zu einander stellen. Wir deuteten es schon im zweiten Kapitel an, daß Leibniz z. B. in dem Briefwechsel mit Des Bosses

der Freiheit und Mündigkeit der Wissenschaft mit aller Entschiedenheit das Wort redet, wie er dieß Recht auch bei den ihm persönlich gemachten Anträgen und Zumuthungen unerschütterlich wahrt. „Unfehlbarkeit, erklärt er einmal, kommt den Konzilien nur zu in Bewahrung der zum Heil nothwendigen Glaubenssätze, die längst von Christo gelehrt sind; neue Dogmen zu machen, ist eine schlimme Sitte, die eingerissen. Jedenfalls hat aber Rom in Sachen, die durch „Okular-Inspektion", durch Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchung auszumachen sind, gar nichts zu entscheiden. Die Frage der Antipoden z. B., oder die Bewegung der Erde gehört nicht vor jenen Stuhl!"

Kaum weniger schlimm und verderblich für die Wissenschaft und Bildung war indeß neben der kirchlichen Bevormundung eine gewisse weit verbreitete Richtung jener Zeit, ich meine den Quietismus, in welchem edlere und tiefere Seelen ihre Unbefriedigung mit dem Katholizismus durch eine Art von schwärmerischer Verzichtung auf's Leben und Streben ausdrückten. Nach besseren Anfängen lenkte bald auch der Pietismus und besonders die herrenhutische Gefühlsseligkeit in solche Bahnen ein. Ihnen reichte von ganz entgegengesetzter Seite jene mehr und mehr aufkommende pantheistische Weltanschauung eines Spinoza und Andrer die Hand und lieferte scheinbar die wissenschaftliche Rechtfertigung dazu. Hiegegen erhebt sich nun aber Leibniz aus den verschiedensten Gründen und wird nicht müde, „diesen Sabbath der Ruhe in Gott als einen faullenzerisch-nichtsnutzigen Zustand" zu bekämpfen. „Unsere Vereinigung mit Gott auf Unthätigkeit zu gründen ist grundverkehrt, nur durch Handeln, durch Ueben der von ihm verliehenen Kraft, durch Nachahmung seines Wirkens und Erfassung seiner Vollkommenheit bleiben wir wahrhaft mit ihm vereint. Im vollsten Gegensatz zu diesen falsch-mystischen Quietisten ermuntert gerade die wahre Frömmigkeit zu Wissenschaft und Kunst (insonderheit zur Arznei- und Heilkunde); denn auch unser religiöses Glück besteht nicht in vollkommener Genießung, sondern in stetigem Fortschritt. Wo nichts mehr zu wünschen bliebe, würde der Geist stumpf. Eben Gottes Unendlichkeit und nie ganz zu erfassende Vollkommenheit verbürgt uns das Endlose der Seligkeit". — Am herrlichsten ist dieser Zusammenhang der Frömmigkeit mit der Wissenschaft dargelegt in dem schwunghaften, schon mehrfach von

uns benützten ersten Entwurf zu einer Akademiegründung. Mit eigenthümlichem Schillern zwischen mystischen Wendungen oder Anklängen und den ersten Ansätzen seiner eigenen Metafysik und Monadenlehre führt hier Leibniz Folgendes aus:

„Gutes Gewissen, das hohe Herren durch Gründung einer solchen Gesellschaft sich erwerben, ist, um es so zu definiren, eine Freude des Gemüths wegen Hoffnung ewiger Seligkeit, soviel nemlich, wie sich von selbst versteht, deren Versicherung in menschlicher Macht ist, wenn er Alles thut, was ihm möglich ist, und das Uebrige der unfehlbaren versprochenen Gnade des grundgütigen und zugleich gerechten Gottes anheim stellet. Die Hoffnung ist ein Glaube des Zukünftigen, gleichwie der Glaube sozusagen eine Hoffnung des Vergangenen. Beide aber sind nicht nur reden, ja nicht nur denken, sondern practice denken, das ist thun, als wenn's wahr wäre, und deßhalb Gott lieben und eine unzertrennliche Freundschaft mit ihm haben. Ist also Hoffnung und Glaube gegründet auf Liebe und alle drei auf Erkenntniß. Liebe ist eine Freude des Gemüths aus Betrachtung der Schönheit oder Vortrefflichkeit eines Andern. Alle Schönheit bestehet in einer Harmonie oder Proportion, und zwar ist die Schönheit der Gemüther oder Verstand habender Dinge in der Proportion zwischen Verstand und Macht, welches auch in dieser Welt das Fundament der Gerechtigkeit, der Ordnung, der Meriten, ja der Form der Republik ist, daß ein Jeder verstehe, was er vermag, und vermöge, soviel als er verstehet. — So wird Glaube, Liebe und Hoffnung durch Erkenntniß und Gewißheit der Allmacht und Allwissenheit Gottes wunderbarlich befestigt. Denn weil Er die höchste Weisheit, so ist gewiß, daß er gerecht und gütig sei und uns sein Geschöpf also bereits geliebt habe, daß er Alles gethan, was an ihm ist (soviel nemlich die Universalharmonie der Dinge leide und sich thun lassen, ohne unsern freien Willen todt zu machen), um zu thun, daß auch wir ihn lieben, worauf der Glaube ruhet. Ist Er aber auch zugleich die höchste Macht, so ist gewiß, daß er die, so ihn wieder lieben, seiner Liebe genießen zu lassen, das ist, ewig glücklich zu machen kräftig genug sei. Welche Betrachtung die Hoffnung gründet und wenn sie recht zu Herzen gefasset, alleine genug den Menschen glückselig, ihm auch Unglück, Armuth, Verfolgung, Verachtung, Krankheit, Marter

und Tod zu nichte, ja süß zu machen. — Die Wirklichkeit der Liebe bestehet darin, daß wir thun, was dem Geliebten lieb ist, und das muß uns wiederum dessen Erkenntniß geben, soviel in unserem Vermögen. Die Erkenntniß göttlicher Natur ist natürlicher Weise aus nichts anderem zu nehmen, als aus der wahren Beweisung seines Daseins. Da sehen wir nun, daß er sein muß die ultima ratio rerum, der letzte Grund und also die höchste Macht, und die Allharmonie der Dinge und also die größte Weisheit. Hieraus folgt unwidertreiblich, daß die Liebe Gottes über Alles und die rechte Herzensverfassung, daran die Seligkeit hanget, nichts anderes sei, als das allgemeine Wohl und die allgemeine Harmonie zu lieben, oder was dasselbe ist, die Herrlichkeit Gottes zu erkennen und soweit es Einem möglich, zu vermehren. Denn zwischen der Universalharmonie und der Ehre Gottes ist kein Unterschied, als zwischen Körper und Schatten, Person und Bild, geradem und zurückgeworfenem Strahl, indem, was jene in der That, diese in der Seelen ist derer, die ihn kennen. Denn Gott zu keinem andern End die vernünftigen Kreaturen geschaffen, als daß sie zu einem Spiegel dieneten, darin seine unendliche Harmonie auf unendliche Weise in etwas vervielfältigt werde. Maßen auch die vollkommen gemachte Erkenntniß und Liebe Gottes zu seiner Zeit in der seligen Anschauung bestehen muß, die die Bespieglung und auf gewisse Art Konzentrirung der unendlichen Schönheit in einem kleinen Punkt unserer Seelen mit sich bringen wird. Wie dann dessen die Brennspiegel oder Brenngläser ein natürlich Vorbild sein. — Verstand nun und Macht kann zur Ehre Gottes auf dreifache Weise gebraucht werden, gleichwie ich einem Menschen auf dreierlei Weise wohl begegnen kann, nemlich mit guten Worten, Andenken und Werken. So ehren wir denn Gott entweder als Redner und Priester, oder als natürliche Filosofen oder als Moralisten und Staatsmänner. — Als Filosofen nun verehren Gott diejenigen, so eine neue Harmonie in der Natur und Kunst entdecken und seine Allmacht oder Allweisheit sichtbarlich zu spüren machen. Daher Moses, Hiob, David und Andere meistentheils sowohl von natürlichen Wundern, die Gott in die Geschöpfe gepflanzt, als die er zur Erlösung seines Volks gethan, Stoff ihrer Lobgesänge zu nehmen pflegen. — Daher vor gewiß zu halten, daß, soviel Einer Wunder der Natur

weiß, soviel besitze er in seinem Herzen Bildnisse der Majestät Gottes, wenn er sie nur dahin und also zu ihrem Original reflektirt. Und sind daher zu loben die herrlichen Gedanken des Pater Spee, eines trefflichen Mannes, welcher einen Vorschlag gethan, wie man sich gewöhnen müsse, fast nichts, soviel möglich, ohne Reflexion zur Ehre Gottes vorbeipassiren zu lassen, wieviel weniger die herrlichen Wunder, damit ihn die Kreaturen stillschweigend zeigen und loben. — So sind denn unter den Filosofen die Empiriker für Redner oder Geschichtsschreiber, die Theoretiker für Dichter zu achten, dieweil jene gewisse Erfahrungen, diese aber scheinbare, der Natur wohl einstimmende und auf die Experienz sich reimende Hypothesen ersinnen und mit deren Konzinnität die Weisheit Gottes preisen. Gewißlich, so oft von den nunmehr fleißigen Anatomicis ein neues Gefäß durch Experiment entdeckt, oder ein bisher unbekannter Gebrauch der bekannten Gefäße durch Hypothese ersonnen wird, so oft wird die Weisheit und Allmacht Gottes gleichsam mit lebendigen Farben illuminirt und ein verständiger Mann zur Verwunderung der Weisheit, Furcht der Macht, und Liebe der Einstimmung Beider mehr bewegt, als durch tausend Reden, Gesänge, auch wohl bisweilen Vorlesungen und Homilien, maßen ein dergleichen Inventum tausend schöner Lobgesänge Materie und Quelle sein kann. Daher eine jegliche Wahrheit, die verwunderungs- und betrachtungswürdig, obgleich was doch selten kein problema daraus gemacht werden könnte und es nicht alsbald lucriferum, sondern nur luciferum wäre (— zwar keinen Heller, wohl aber Helle brächte —) als ein neuerfundener Spiegel der Schönheit Gottes vor unschätzbar und höher, als der kostbare Diamant zu achten; daher auch, was auf ehrliche, gottesfürchtige und verständige Leute zur Perfektionirung der Naturkundigung und realen Künste gewendet wird, für die frömmste Sache und Stiftung gehalten werden muß. Zu geschweigen, daß das Meiste einen Nutzen im menschlichen Leben haben würde, wenn unsre üble Anstalt, Nachläßigkeit und Umwege nicht alle so reale und nützliche Erfindungen, deren unser Jahrhundert nicht wenig gehabt, uns unnütz machten" [1]). —

In dieser schwungvollen Weise stellt Leibniz, gegenüber dem

1) Kl. I, 111 ff.

Mißtrauen oder der geradewegs ausgeübten Hemmung durch die Kirche, Bildung und Wissenschaft eben unter den religiösen Gesichtspunkt, um ihr dadurch Förderung und Weihe zu geben, gleichwie in den besseren, freilich längst vergangenen Zeiten des Mittelalters Wissenschaft, Kunst und Sitte von der Kirche und den Klöstern getragen worden waren. Es ist dieß eine von den vielen Obliegenheiten, welche die Kirche nur aushülfsweise für den Staat besorgt hatte, solange es noch keinen solchen im eigentlichen Sinne gab [1]). Die Neuzeit hatte auch hier mit Recht eine Aenderung begonnen; allein das Land, welches durch die Reformation die Neuzeit zum Durchbruch gebracht hatte, war auf diesem, wie auf allen andern Gebieten hinter den übrigen europäischen Ländern zurückgeblieben. In Deutschland gab es weder eine lebens- und bildungskräftige Kirche, noch auch bereits einen Staat, der selbst nur annähernd seinen Namen verdiente und seine hohe Aufgabe erfaßte. Dort war alle Thätigkeit und Geisteskraft vom Gezänk unter sich selbst und gegen die andern Bekenntnisse verschlungen, hier herrschte der ganz verwandte Kampf Aller gegen Alle, insonderheit gegen die Oberhohheit des Ganzen, des Kaisers. Was hatte man da noch Zeit für Wissenschaft und Bildung, für Unterricht und Erziehungswesen! Der freie volksthümliche Geist der Reformation, der sich vornemlich auch der verwahrlosten Massen liebreich annahm, war verschwunden; was kümmerten sich die kirchlichen Streithähne um den ungelehrten Pöbel, was die Einzelsuveräne um die misera plebs contribuens? [2]) Jene polterten sogar auf den Kanzeln ihr schwerfälliges Latein, diese bemühten sich, in dem zierlichen Französisch ihre ehrliche Muttersprache zu vergessen; das Deutsche war ja nur gut genug für den gemeinen Mann; kein Wunder, daß es da, statt sich zu heben, nur immer mehr herunterkam und am Ende

1) Freilich ist zu bemerken, daß selbst die heutigen Staaten noch weit dazu haben, bis sie ihrer Idee entsprechen und so sind, daß man ihnen beruhigt die seither überwiegend von der Kirche besorgten sittlichen und sonstigen höheren Interessen anvertrauen kann. Diese Selbstprüfung dürfen die Vertreter der Trennung von Staat und Kirche denn doch auch nicht vergessen!

2) Als um jene Zeit ein gewisser Lyser in Durlach einen Schulverbesserungsplan vorlegte und den Fürsten dafür gewinnen wollte, bekam er zur Antwort: „Es ziemt sich für einen Fürsten mehr an der Spitze des Heer- als des Schulwesens zu stehen" (e dignitate principis esse exercitibus potius quam exercitiis scholasticis præesse).

freilich in seiner verrohten Gestalt nicht mehr wider die fremden Laute in die Schranken treten konnte.

Schmerzlich mußte es für Leibniz sein, wenn er bei seiner umfassenden, weltbürgerlichen Bekanntschaft mit dem Stand der Dinge in allen andern Ländern nur sein eigenes Vaterland soweit zurückgeblieben und von der früheren Höhe tief herabgesunken sah. Als Mensch konnte er mit gehobenem Bewußtsein sich glücklich preisen, in einer so kräftig strebenden Zeit, in einem „Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen zu leben, dessen Erträgnisse für die späte Zukunft werthvoll seien"; als Deutscher mußte er tief bewegt sein, eine völlige Ermattung und Erschlaffung des Geistes in seinem eigenen Volk zu bemerken, dessen Gaben und natürliche Anlagen doch zu etwas soviel Größerem berechtigten und verpflichteten.

Hier war eine schwere Aufgabe für einen Arzt; diese Nervenabspannung des ganzen Volks nach den vorangehenden furchtbaren Aufregungen und Anspannungen mußte durch kräftige geistige Mittel gehoben werden. Als ein solches „Chinin" haben wir vor Allem seinen Optimismus[1]) anzusehen, der zwar sicherlich tief in seiner Ueberzeugung und persönlichen Stimmung gegründet war, von dem wir aber doch wiederholt bemerken können, daß er ihn noch in stärkeren und satteren Farben aufträgt, eben um an ihm ein kräftiges Gegen- und Heilmittel zu haben für die verzagende, schwarzsehende Niedergeschlagenheit seines Volks. Von diesem Gesichtspunkt aus angesehen muß uns abermals der Spott recht schaal und kurzsichtig erscheinen, welchen besonders diese Seite der Theodizee seit Voltaire zu erfahren hatte.

„Das Uebel, ruft er seinen Zeit- und Volksgenossen zu, ist nur den Sonnenflecken zu vergleichen, welche die Schönheit und den Glanz des Ganzen nicht zu mindern vermögen. Wie traurig war der König Midas daran, dem Alles was er berührte, sich in Gold

---

1) Für nicht ganz richtig muß ich es halten, wenn K. Fischer denselben daraus ableitet, daß jene Zeit überhaupt eine freudige und hoffnungsvolle gewesen sei. Von Deutschland gilt dieß gar nicht. Noch viel falscher ist die Meinung von Biedermann, der Leibniz'sche Optimismus sei nichts anderes, als eine „elegische Resignation" entsprechend dem Wesen der Deutschen überhaupt und vollends zu jener Zeit. Biedermann's Fachwerk nach muß Leibniz eben mit Gewalt ein „Typus" des damaligen deutschen Volksgeists sein, — also!

verwandelte! Hüten wir uns, so voreilig zu urteilen, wie z. B. König Alfons. Mit Astronomie sich abgebend bemerkte dieser zu den scheinbaren Störungen der Himmelskörper: Wenn ich in den göttlichen geheimen Rath gezogen worden wäre, ich hätte eine bessere Einrichtung angegeben! So urteilte er, weil er noch das verfehlte ptolemäische Gebäude hatte, während für die neuere richtige Betrachtung eben jene Unregelmäßigkeiten sich in die schönste Ordnung und Harmonie auflösen. Was wollen denn überhaupt wir Menschen urteilen aus der kurzen Spanne Zeit, die uns vorliegt, aus der Nasenlänge, die wir hier vor uns sehen! Eröffnet sich nicht vor unserem geistigen Blick nach dem Diesseits das weite Feld der Ewigkeit, ein gewaltiger Spielraum, zu vollenden, was hier angefangen, nachzuholen, was hier gehemmt und gelähmt, zu ersetzen, was hier hart und schwer gewesen? Sagen wir also lieber, wie Sokrates von Heraklit: Was ich verstanden habe, ist schön; daraus schließe ich auch auf das Uebrige, das mir noch dunkel geblieben. Es thut nicht gut, sich einer schwarzsehenden, verdrießlichen, fatalistischen Stimmung zu überlassen und Bücher über das Elend der Menschen zu schreiben. Das lähmt nur die That- und Heilkraft. Ist man selbst von Natur oder durch widrige Schicksale zu einer solchen Weltanschauung geneigt, so verderbe man nicht auch noch Andre. Freilich Viele reden und urteilen in jener Weise nur aus vermeintlicher Freigeisterei oder um ihren Scharfsinn zu zeigen. Allein diese Uebung ist für die Menschheit nicht ersprießlich. — Die Weltentwicklung gleicht der Spirallinie, die auch im Abwärtsgehen steigt. Zu was also verzagen, wenn wir in der fallenden Windung liegen; es geht doch vorwärts und aufwärts; verlieren wir somit den guten Muth nicht und seien nicht blos aus Noth zufrieden, wie die Stoiker, sondern als Christen ergeben mit Erweckung einer innerlichen Freudigkeit". Insbesondre der Denkmattigkeit und Geistesträgheit seines Volks gibt er zu bedenken, daß „wir gemacht sind, um zu denken; was wir lernen und wissen, folgt uns allein auch im Tode nach". Das ganze Leben ist nach seiner filosofischen Anschauung Ein großer Aufklärungprozeß, indem das in der dunklen Tiefe der Seele Verborgene allmählig in's helle, klare Bewußtsein tritt. Kein Zweifel und Einwand ist unlösbar, sondern muß nur zu besserer Erfassung der Wahrheit mit beitragen. Zwar muß man

sagen, daß die Scheu vor leichtsinnigem Glauben und also der Zweifel den Lebensnerv der Weisheit bildet; nur soll man nicht zweifeln, um zu zweifeln, sondern darf darin nur eine Brücke zur Wahrheit sehen. Lächerlich und gefährlich ist es daher, seine Trägheit auch noch mit dem Mantel des Schöngeists bedecken zu wollen und wider die Vernunft, diese größte Gottesgabe, zu deklamiren, als wäre sie eine lästige Schulmeisterin. Als einmal ein vornehmer Herr bei einer Mahlzeit sagte: „Ich bin dafür, daß die Vernunft nichts zu gelten habe", so fiel ihm gleich ein anwesender Jesuit in's Wort und rief: „Ganz Recht! Keine Vernunft! ist auch mein Wahlspruch; sie macht ja doch nur Ketzer!"

Und der hochmüthigen Verachtung des gemeinen Volks, dem erziehend und bildend sich zu widmen die deutsche Geistesaristokratie für zu gering hielt, hält er das Wort entgegen: „Ein jeder Mensch hat unendlich hohen, eigenartigen Werth; der dümmste ist noch unvergleichlich mehr, als das gescheidteste Thier; wenn man auch oft, um geistreich zu thun (dans un jeu d'esprit) das Gegentheil sagen mag. Denn die Individualität birgt in sich das Unendliche. Meist ist es bei einfältigen Menschen nicht einmal ein Mangel an Begabung, sondern nur Verhinderung der Ausübung [1]. Und will man auch Unterschiede in der Ausstattung zugestehen, so ist und bleibt doch jede in sich werthvoll; jeder kann in seiner Art glücklich werden. Lasse man ihm nur Zeit sich zu entfalten. (— Daher ist die so häufige und entschiedene Betonung der Unsterblichkeit Kern und Mittelpunkt seines Optimismus —) Was insbesondre die Erziehung betrifft, so zeigt sich eben darin die merkwürdige Tiefe des Geist (car telle est la profondeur de l'esprit), daß er auf sich selbst zu wirken vermag. Es hieße zwar das Joch der Vernunft abschütteln, wollte man eine schlechterdings unbedingte Freiheit lehren; nichts desto weniger ist klar, daß für die Macht der Erziehung, wie der Selbstbildung ein weites Feld bleibt. Man kann zwar nicht auf einmal wollenlernen, wohl aber nach und nach, wenn man in ruhigen Zeiten sich vorbereitet für die Augenblicke der Leidenschaft oder der Entscheidung".

In solcher Weise suchte der edle Mann seinem Volk neuen

1) s. z. B. Erdm. 392.

Lebensmuth, neue Kraft zum Streben und Wirken, zum Wetteifern mit andern Nationen, hinter denen es zurückgeblieben war, einzuflößen und aus seiner eigenen übersprudelnden Fülle mitzutheilen. Denn sein Optimismus ist ja weit entfernt, zur trägen Beruhigung bei dem nun einmal Bestehenden zu mahnen oder einzuladen. Auf's Beste und ohne allen Widerspruch verbindet sich der Hinweis auf die gesunde An- und Grundlage mit der Aufforderung, dieß Gegebene nun auch rüstig und freudig zu nützen, zu entwickeln und in rastlosem Fortschritt auszugestalten. Dagegen hat er gewiß vollkommen Recht, wenn er im Pessimismus zu allerletzt einen Sporn, vielmehr eine Lähmung und Ertödtung des Schwungs erblickt, bei der man am Ende in matter Verzagtheit gehen läßt, wie es eben geht. — Daß es nun nicht etwa nur der allgemeine Sinn für Bildung und Wissenschaft war, was ihn so eifrig machte, sondern daß ihn in vorteilhaftem Unterschied von seinen verwaschenen Nachfolgern im achtzehnten Jahrhundert vor Allem der vaterländische Gesichtspunkt leitete und anfeuerte, das sehen wir auf diesem scheinbar am meisten nur weltbürgerlichen Gebiet besonders deutlich.

In zwei Jugendaufsätzen, einem Entwurf zur Stiftung einer Sozietät und zur Aufrichtung einer deutschen naturwissenschaftlichen Gesellschaft äußert sich der Eingang folgendermaßen: „Es ist uns Deutschen gar nicht rühmlich, daß, da wir in Erfindung großentheils mechanischer, natürlicher und anderer Künste und Wissenschaften die Ersten gewesen, wir nun in deren Vermehr- und Besserung die letzten sein. Gleich als wenn unserer Altväter Ruhm genug wäre, den Unsrigen zu behaupten. Ich will von Druckerei und Büchsenpulver nicht reden; dieß wird mir gewißlich ein jeder gestehen müssen, daß sowohl Chemie als Mechanik zu der Staffel, darin sie nunmehr stehet, durch Deutsche erhoben worden. Denn weil keine Nation der deutschen in Bergwerksachen gleich kommen, ist auch kein Wunder, daß Deutschland die Mutter der Chemie gewesen. — Was Gestalt Augsburg und Nürnberg die Schule aller Mechaniker gewesen und die Thon-, Wasserkünste, Dreh-, Gold- und Zirkelschmiedarbeit und unzählige dem Menschenleben nützliche und angenehme Arbeiten in Schwung gebracht, könnte nach der Länge ausgeführt werden. Und wäre zu wünschen, daß wir aller vortrefflichen deutschen Künstler Thun, Leben

und Erfindung, gleichwie die Italiener ihrer Maler, Bildschnitzer und Bildhauer Thaten mit so vielen Schriften rühmen, beschrieben hätten [1]). Aber wir sind allemal in Aufzeichnung der Thaten der Vorfahren schläfrig gewesen, daß auch sogar die nordischen Winkel in Schottland, Schweden und Dänemark ihre Historie weiter als wir hinaufführen können. Auch die Kommerzien und Schifffahrten hat ganz Europa von den Niederdeutschen. Denn nachdem durch Einfall der Barbaren nicht allein Asien, sondern auch Griechenland, Italien und Frankreich dieser ihrer Kronen beraubt und man in diesen Ländern kaum mehr recht gewußt, was schifffahren sei, so hat Gott die nordischen Deutschen, so man Normannen genannt, aufgewecket, welche durch ihre Seeräuberei die Küsten von Europa infestirt und endlich nach Ablegung der Wildheit zu Kaufleuten geworden, welche den Hansebund formirt und lange Zeit den Seehandel allein betrieben, bis andern Nationen auch die Augen aufgethan worden. — Die Astronomie hat außer Zweifel, abgesehen von dem, was die Araber gethan, Regiomontano und Koperniko ihr Auferstehen zuzuschreiben, davon jener ein Franke, dieser ein Preuße gewesen. Und scheue ich mich nicht Tychonem Brahe, ob er wohl ein Däne, dazu zu ziehen, dessen Nachfolger und Erbe seines Ruhms, Kepler, gleichsam in dieser Scienz regiert, bis es endlich Gott gefallen, daß durch einen Niederdeutschen von Alkmaar oder Middelburg, denn man noch darum streitet, die Perspektive uns gleichsam in den Himmel erhoben. Und derowegen sich sehr geirret, die Galileo diese Erfindung zugeschrieben, ob er oder Scheiner wohl gleich die Ersten gewesen sein mögen, die mit deren Hülfe etwas Neues am Himmel erfunden. Will ich derowegen den Italienern und Franzosen gern die Restauration der feineren Wissenschaften gönnen, wenn sie nur gestehen, daß realste und unentbehrlichste Wissenschaften, wenige ausgenommen, zuerst von den Deutschen kommen.

Aber leider geht es bei uns in Manufakturen, Kommerzien, Mitteln, Miliz, Justiz, Regierungsform mehr und mehr bergab, da dann kein Wunder, daß auch Wissenschaften und Künste zu Boden gehen, daß die besten ingenia entweder ruinirt werden

---

1) Schon erwähnt wurde S. 23 sein Vorschlag einer Lebensbeschreibung aller deutschen Gelehrten. (Dut. V, 349.)

oder sich zu andern Potentaten begeben [1]), die wohl wissen, was an diesem Gewinnst gelegen, daß man von allen Orten die besten Subjekte an sich ziehe und mit Menschen handle, deren Einer mehr werth ist, als tausend Schwarze aus Angola. — Von Verbesserung unserer Kommerzien und Justiz, von Erhaltung unserer Sicherheit, Freiheit und Regierungsform will ich jetzt nicht reden, dieweil theils andere, theils auch ich davon zum Theil ausführlich gehandelt. Nur soll jetzo die Wiederbringung, Aufrichtung, Verbesserung der Wissenschaften und Künste (wiewohl gewißlich solche zur Verbesserung der Kommerzien, Manufakturen, Edukation, Justiz u. s. w. den Grund legen kann) mein Objektum sein,

1) „Fast alle deutschen Gelehrten jener Zeit wandten nicht nur ihre Schriften, sondern auch — den einzigen Leibniz ausgenommen — ihre Person, ihre Thätigkeit und den Glanz ihrer berühmten Namen für längere oder kürzere Zeit dem Ausland zu: Bernulli lehrte zu Gröningen, seine drei Söhne zu Petersburg, sein Neffe in Pavia; Euler verbrachte den größten Theil seines Lebens in der russischen Hauptstadt; Fahrenheit und Albinus trugen ihre reichen Naturkenntnisse nach Holland; Hamberger die seinigen nach Frankreich; der Entdecker (?) des Fosfors, Kunkel, starb als Leibarzt des Königs von Schweden zu Stockholm. Auch Pufendorf folgte dem Ruf eben dieses Monarchen, unbefriedigt, wie es scheint, durch die Verhältnisse seiner deutschen Heimat". (Biederm. II, 198 f.) Wie wir bereits hörten, trug sich Leibniz in früher Jugend auch mit dem Gedanken einer Stellung in Frankreich. Es scheint aber, daß deutsch-protestantische Gründe ihn zum Fallenlassen des Plans bewogen, den er sonst wohl hätte durchführen können; daher er mit Freuden den Ruf nach Hannover annahm. (Fontenelle in seiner Lobrede sagt hierüber: Während er in Paris war, wollte man ihn dort auf eine sehr vorteilhafte Weise festhalten, vorausgesetzt, daß er katholisch würde; allein so duldsam er war, verwarf er doch diese Bedingung schlechterdings). Ebenso lehnte er einen späteren Antrag im Jahr 1692 ab und schrieb dabei: „Der zweite Grund meiner Abweisung ist der gegenwärtige Krieg. Ich weiß nicht, ob während desselben ein Deutscher nach Frankreich übersiedeln könnte, ohne Tadel und Vorwürfe auf sich zu ziehen (encourir). Man muß zwar den Erdball als das gemeinsame Vaterland der Menschheit betrachten; indeß soll ein vernünftiger Mensch solchen Tadel (blâmes) auch in an sich unschuldigen Dingen zu vermeiden suchen". Hiemit haben wir klar und deutlich die zwei Hauptgründe, welche ihn der Heimat erhielten, den protestantischen und den deutschen Sinn. Erst an seinem Lebensabend, als es in Deutschland staatlich zunächst nichts mehr zu wirken gab, als er in Hannover und Berlin sich wie ein Geächteter vorkommen mußte, als seine Anstrengungen in Wien gescheitert waren, dachte er vorübergehend wieder an London und Paris, um ruhig sterben zu können. Allein er konnte sich schließlich auch im Tod nicht von dem Lande trennen, dem er sein ganzes Leben gewidmet, und jenem Land zuwenden, welches er sein Leben lang bekämpft hatte.

davon ich meine oftmals gehabten Gedanken, so mir jetzo bei fliegender Feder einfallen, ehe sie verschwinden, verzeichnen will.

Was Gestalt in Deutschland die Schulen, Akademien, Edukation, Peregrination, Zünfte, Künste und Wissenschaften verstellet, verderbet und verwirret, hat schon Mancher vor mir gesagt. Es haben sich auch viele funden, die einige Vorschläge gethan, dadurch man solchem Uebel abkommen könnte; aber theils sind sie zu theoretisch und ex republica Platonis und Atlantide Baconis genommen gewesen, theils waren sie zu unverständlich, Lullianisch oder metafysisch, theils weit aussehend und dem Staat gefährlich. Mit denen allen wir nichts zu thun haben, sondern wo möglich ein Mittel finden wollen, welches praktizirlich und doch keinem verständigen Menschen mit Grund verdächtig sein kann. Die Wissenschaften durch Lullische termini einzugießen verspricht Niemand; Rosenkreuzerische Illuminationen, den filosofischen Elias und andere solche Rotomontaden hält man billig vor Narrenwerk. —

Wir Deutschen haben allezeit den Mangel gehabt, daß wir andern Nationen, nach Art der Nördlichen, die äusseren Künste gaben und hinwiederum dagegen von ihnen die inneren Künste empfangen. Selbst den Italienern gieng's seiner Zeit mit Griechenland so: „Das unterworfene Griechenland unterwarf sich den wilden Sieger". Haben wir den Italienern und andern Europäern militärische, mechanische u. dgl. Künste gegeben, so haben sie hingegen gute Ordnung und Gesetze, Religion und Regierungsformen auf uns gebracht. — Aus diesem Fundament ist kommen, daß wenn wir etwas gefunden, so haben andre Nationen es bald zu schmücken, zu applizieren, zu extendiren, zu perfectioniren gewußt, und es uns dann wieder also aufgeputzt, daß wir es selbst nicht mehr vor das Unsrige erkennet, zurückgeschickt; daß es uns also mit diesem Tausch in den Wissenschaften gangen, wie es sonst mit unsren Trafiken gehet, daß wir rohe Waare den Fremden überlassen und uns um ein Liederliches abschwäzen lassen, die unsre Hände mit großer Mühe auf und aus der Erde gebracht; und dann solche raffinirt, polirt, geziert, daß wir sie selber nicht mehr kennen, uns theuer genug wiederum gegen rohe Waaren, unter beständigem Schaden bei diesem Kreislauf, verkaufen und obtrudiren lassen. (Kommt mir vor, wie jener Dieb, der das gestohlene Pferd dem Herrn verkauft, der es auch, ohnerachtet er es

seinem Gemißten in allen Stücken ähnlich erkennet, bezahlet, nur weil dieses keinen Schwanz hatte, den seines gehabt. Dieweil ohnedem alles Poliren und Rafiniren der rohen von der Natur uns gegebenen Dinge gemeiniglich mehr im Wegnehmen, als im Zuthun bestehet.) Daß es mit den Scienzien also gehe, gibt vorige Erzählung. Wir haben fast überall den Grund gelegt, aber die Kontinuation, Verfolgung, Ausführung, das Schreiner-, Maler-, Gipser-Werk an diesem Bau und dadurch den Ruhm andern überlassen. Gleichwie gemeiniglich der letzte Medikus der beste ist, der in der Entscheidung kommt und wenn er der Natur ein wenig hilft, den Kranken gesund macht und daher zu seinem Vorarbeiter sagen kann: „Was ihr gesäet, habe ich geerntet!"

Nunmehr, nachdem das Licht angezündet, die Künste allgemein, auch alle Nationen excitirt worden, sind wir diejenigen, die da schlafen, oder letzten, die aufwachen. Wir sehen, daß England seine müßigen excellenten Ingenia in Arbeit zu stellen und von Staatsintriguen abzuführen, eine Sozietät vornehmer, mit Verstand und Mitteln begabter Herren unter des Königs Namen aufgerichtet, daß Frankreich schon vor des Kard. Richelieu's Zeiten solche Gedanken gehabt. Ich zweifle nicht, daß Dänemark, Schweden und Italien diesem Beispiel folgen. Bei uns können wir nichts dergleichen aufweisen. Die „fruchtbringende Gesellschaft" und elbische Schwanenorden, auch von etlichen Medizis versuchtes Collegium naturale sind ein Zeichen unsres Willens, daß wir wie junge Vögel gleichsam zu flattern angefangen, aber auch dabei unsres Unvermögens Zeichen und daß denen Wollenden nicht unter die Arme gegriffen worden. Was ist nun England gegen Deutschland? Deutschland an sich selbst ist ein sich weit erstreckendes Land, voller Bergwerke, voller Varietät und Wunder der Natur. Es ist Alles voll von trefflichen Mechanicis, Künstlern und Laboranten, welche aber, weil bei uns die Kunst nach Brod gehet und die Republik sich solcher Dinge so wenig annimmt, entweder ihr Talent vergraben und da sie leben wollen, mit gemeinen Kleinigkeiten sich schlagen müssen, oder aber, wenn sie nichts desto minder ihrem Genie folgen, verarmen, veracht, verlassen, vor Alchymisten oder wohl gar entweder Betrüger oder Narren gehalten werden. Welche gescheidt sein, gehen fort und lassen Deutschland mit sammt der Bettelei im Stiche, welches wie ein unwi-

verbringlicher Schaden es sei, ein verständiger Politikus leicht urteilen kann. Denn Ingenia sind mehr für Contrebandwaaren zu achten, als Gold, Eisen, Waffen und Andres, so etwa außer Land oder doch zum wenigsten zum Feind zu führen verboten ist. So viel brave Köpfe nun könnten im Land behalten und gegebraucht, so viel Leute vor Verarmung, so viel Familien vor Ruin, so viel schöne Konzepte, Erfindungen, Vorschläge, nachgelassene Werke trefflicher Leute vor Verlieren und Vergessen bewahrt werden, wenn sich die Republik der Dinge annähme. Die Laboranten, Charlatans, Marktschreier, Alchymisten und andre Grillenfänger sind gemeiniglich Leute von großem Ingenio, bisweilen auch Experienz, nur daß das Mißverhältniß von Geist und Urteil, oder auch bisweilen die Wollust, die sie haben, sich in ihren eitlen Hoffnungen zu erhalten, sie ruinirt und in Verderben bringt. Gewißlich, es weiß bisweilen ein solcher Mensch mehr aus der Erfahrung und Natur gewonnene Realitäten, als mancher in der Welt hochangesehene Gelehrte, der seine aus den Büchern zusammengelesene Wissenschaft mit Eloquenz, Adresse und andern politischen Streichen zu schmücken und zu Markt zu bringen weiß, dahingegen der Andre mit seiner Extravaganz sich verhaßt oder veracht macht. Daran sich aber verständige Regenten in einem wohlbestellten Staat nicht kehren, sondern sich solcher Menschen brauchen, ihnen gewiß regulirte Beschäftigung und Arbeit geben und dadurch sowohl ihr, als ihrer Talente Verderben verhüten können.

All dem also könnte die Aufrichtung einer deutschen Sozietät abhelfen. Wir müssen aufwachen und endlich unser eigenes Gute erkennen und ausbilden (— folgt die Darlegung der Aufgabe —). Es wäre aber Alles deutsch zu schreiben, einestheils, damit dem Ausland gezeigt würde, daß auch wir etwas schreiben können, das sie bedauern müßten nicht zu verstehen, anderntheils um den Bestrebungen unsrer Landsleute entgegen zu kommen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß im Ausland der Geist merkwürdig geschärft und die Theilnahme wachgerufen wird, indem selbst Weiber und Kinder, oder Leute, die vom Besuch gelehrter Schulen durch ihre Verhältnisse abgehalten worden, nichtsdestoweniger sich die Möglichkeit offen sehen, mit allen Künsten und Wissenschaften bekannt zu werden. Bei uns lernen die Leute, auch solche, die eifrig sind,

etwas Reales erst, nachdem sie die Herkulesarbeit der Sprachenerlernung durchgemacht haben (post herculeos superatarum linguarum labores). Dadurch wird der Geist oft stumpf. Wer aber durch Ungeduld, oder ungünstige Lage vom Latein ausgeschlossen ist, ist als zur Unwissenheit verdammt zu achten — ein großer Schade für's Allgemeine. Wir Deutschen allein unter allen Nationen vernachlässigen unsre Sprache, die doch erfahrungsmäßig zum Ausdruck gediegener, nicht-chimerischer Dinge so wunderbar geeignet ist. Die Wissenschaft ist dem Licht gleich, bei dem es in Aller Interesse liegt, daß es auf alle Einzelne ausgegossen sei. Es ist ja nicht zu fürchten, daß die lateinische und griechische Literatur dadurch Schaden und Einbuße erleide. In Frankreich und England fehlt es trotzdem nicht an hinreichend gelehrten Leuten. Der Theolog wird immer Hebräisch und Griechisch, der Jurist Latein (vielleicht wohl auch Griechisch), der Arzt Griechisch und Lateinisch nöthig haben. Auch die Geschichtsforscher werden sich nie die Quellen abschließen lassen. — So fordre ich denn alle edlen Männer zur Theilnahme auf, welche Eifer besitzen für die Hebung lebenskräftiger Wissenschaft, für die Verehrung Gottes in seinen Werken, für die Förderung des Staatswohls und endlich für die Tilgung der Schmach, die dem Vaterland von den Ausländern angethan wird" [1]).

Die Ausführung der hier angedeuteten Akademiepläne versparen wir bis zum Schluß des Kapitels, da sie die letzte und reifste Frucht, das Ziel und die würdig vollendende Zusammenfassung aller leibnizischen Bestrebungen für die Bildung und Hebung Deutschlands darstellen. Wie er mit diesen Gedanken begann, so schloß er auch mit ihnen, nachdem er sie im Lauf seines langen Lebens gezeitigt und ihnen manche Ueberschwänglichkeit der ersten Begeisterung abgestreift hatte, um wenigstens das Mögliche zu erreichen. An diesem Ort sollen sie uns nur als reicher Keim des Späteren die Gesichtspunkte und Absichten zeigen, von welchen sich Leibniz bei seinen Bestrebungen für Bildung und Erziehung leiten ließ.

Unverkennbar steht an der Spitze der deutsche Sinn, welcher

---

1) Der erste Aufsatz bei Kl. I, 133 ff. (deutsch); der zweite, aus dem der Schluß unsres Auszugs genommen ist, Kl. III, 312 ff. (lateinisch).

Allem Feuer, Wärme und festen Boden gibt. Zugleich tritt bereits deutlich hervor, was Leibniz mit klarem Blick an dem Stand der Dinge in Deutschland auszusetzen hatte: Deutschland, früher so hoch stehend, ist in der Entwicklung zurückgeblieben, es hat mit den andern Völkern nicht gleichen Schritt gehalten, ist nicht in die Bahnen der Neuzeit selbstthätig eingetreten, sondern bewegt sich in unfruchtbaren, ausgefahrenen Geleisen alter Zeiten. Es fehlt auf der Einen Seite der realistische, früher den Deutschen eignende Sinn für solche Wissenschaften und Künste, die auch für's Leben brauchbar sind, mit denen sich etwas anfangen läßt. Es fehlt im engsten Zusammenhang damit an nationaler Kraft und Selbständigkeit auch auf geistigem Gebiet, es fehlt an dem dringend nöthigen Wetteifer, welcher neben den andern Nationen sein Eigenes haben und in Ehren halten will. Deutschland hat sich selbst verloren, es träumt und schläft. — Sehen wir hier von dem ab, was in's staatliche Gebiet gehört und übergehen vor der Hand noch die Art der Abhülfe, die Leibniz im Großen vorschlägt, um von Oben herab allmählig zu wirken. Fassen wir zunächst nur das damalige Schul- und Unterrichtswesen selbst in's Auge und hören, wie er darüber urteilt, wie er dessen Zustand, seine Schäden und Mängel in Beziehung setzt zur allgemeinen geistigen und wissenschaftlichen Verkommenheit Deutschlands. Umfassenden Sinns unterschied er für die Entwicklung der Wissenschaft überhaupt mehrere Perioden [1]). Auf die Oberhohheit der scholastischen Theologie war der Gegensatz des Humanismus gefolgt, „wo man sich über eine Silbe des Plautus oder Appulejus nicht weniger heftig stritt, als früher über die Universalia und Nominalia". Jetzt ist die Periode der mathematischen und naturwissenschaftlichen Bestrebungen, die freilich, namentlich in ihrem Gegensatz zur Religion, wieder eine Einseitigkeit darstellen und durch die Geisteswissenschaft ergänzt werden sollten. — Allein dieß Urteil paßte genau betrachtet nur auf das außerdeutsche Europa; Deutschland selbst war auf den veralteten und überwundenen Stufen stehen geblieben und plagte sich immer noch mit der Scholastik, alter oder neuerer, und mit dem Humanismus ab.

Leibniz war zwar keineswegs gesonnen, die Scholastik als

1) de vera methodo filosofiae et theol. Erdm. 110.

solche in Bausch und Bogen zu verwerfen, „denn es findet sich manches Gold in ihr, wiewohl oft unter Koth und Mist (stercore); wenn es nur erst herausgeklaubt wäre". Blos sollte man mit diesem mühsamen Geschäft nicht die Jugend behelligen, indem man Scholastik zum Gegenstand ihres Unterrichts macht. „Sie mit einer Menge unnützer Dinge belasten, weil hie und da etwas Gutes darunter ist, hieße schlecht haushalten mit dem kostbarsten aller Güter, mit der Zeit". Dieser Fehler wurde natürlich weniger auf protestantischer, als auf katholischer Seite gemacht. Dort hielt es Leibniz sogar für nöthig, vor unmäßiger Verachtung und Verwerfung zu warnen, wodurch nur der unselige Zwiespalt der Bekenntnisse auch in der Wissenschaft genährt werde. Natürlich ist es ja auch ein großer Unterschied, ob die Scholastik als Wissenschaft für gereifte Männer, oder ob sie als Gegenstand des Jugendunterrichts betrachtet wird. Die Jesuiten dagegen, deren Einfluß auf's Schul- und Erziehungswesen ein sehr bedeutender war, trifft der Tadel in dieser Hinsicht auf's stärkste. „Ich glaube, schreibt Leibniz an den Landgrafen von Hessen, daß ihr Schulunterricht und ihre Moralbücher viel dazu beitragen, den Geist ihrer jungen Leute zu verderben. Denn das Filosofiren über die scholastischen Meinungen und das öffentliche Disputiren, welches viel mehr zur Selbsttäuschung, als zur Erkenntniß des Wahren führt, macht die Leute streitsüchtig und erfüllt ihre Köpfe mit nichtigen Spitzfindigkeiten, gleichwie die scholastische Behandlung der Frömmigkeit in den Büchern über Sittenlehre das große Ziel der Liebe, als der einzigen Regel unsres Handelns, aus den Augen rückt. Und da diese Leute, an den Stil der Scholastik gewöhnt, sich wenig mit dem Studium der Väter und der übrigen Schriftsteller abgeben, die eine edlere und natürlichere Sprache haben, so ist es kein Wunder, daß ihr Beweisverfahren von dem gesammten kirchlichen und weltlichen Alterthum so sehr abweicht. Man kann sagen, daß die Tugend- und Sittenlehre Ciceros viel richtiger ist, als man sie bei einigen dieser Schriftsteller trifft. Ich wundre mich sehr, daß, während doch allmählig die Welt von diesen Vorurteilen und scholastischen Alfanzereien sich lossagt, die Obern der Jesuiten, die doch sonst aufgeklärte Männer sind, den Schaden nicht sehen oder nicht gehörig erwägen, den sie sich selbst zufügen, wenn sie die letzten sein wol-

len, die vernünftig und frei werden. Nachdem sie sich mit so viel Lärm und Gehässigkeit dem Kopernikus, Galiläi, Kartesius und andern Neueren widersetzt, glaube ich, daß sie doch endlich anfangen werden, sich zu ergeben. Aber dieß geschieht nur langsam und nur die Tüchtigsten öffnen den Mund. Auf solche Weise werden sie sich aber keine Ehre erwerben, und das Ansehen des Ordens muß sinken. Während sie selbst die Begründer einer, unsres Zeitalters würdigen Filosofie hätten werden können, ist von all dem nichts geschehen". Kein Wunder unter solchen Umständen, daß Leibniz gegen das Ende des Jahrhunderts über einen wachsenden Verfall der Wissenschaft und Gelehrsamkeit im Jesuitenorden klagen muß. Ein solches Erziehungswesen konnte in der Mitte des Ordens selber keine besseren Früchte tragen, geschweige denn nach Außen segensreich wirken.

Allein auf protestantischer Seite sah es nicht viel besser aus. Vor Allem fehlte es hier an den reichen Mitteln, die den Jesuiten zu Gebot standen, da „bei der Einziehung der Kirchengüter die Fürsten theilweise allzu stark zugegriffen und sich selbst bedacht hatten", wie das „Intresse" klagte. Nicht im gleichen Verhältniß dachten alle auch an die Pflicht, die sie damit in Unterrichtssachen, insonderheit die Theologen betreffend auf sich genommen hatten. So fehlte es denn stark an Schulen, welche namentlich auch das Volk und seine Bedürfnisse berücksichtigt hätten. Aber selbst die vorhandenen höheren und höchsten Schulen ließen gar Vieles zu wünschen übrig, wie wir schon aus den zwei vorigen Kapiteln für die Theologie und das Rechtswesen sahen. Das gemeinsame Grundübel, das sich je nach den einzelnen Fächern so oder anders darstellte, war nach den wiederholten scharfen Bemerkungen von Leibniz kein anderes, als das einseitigste Ueberwiegen des Humanismus. In dieser Einseitigkeit zu verharren und dadurch auf dem Gebiet der Schule zu verknöchern lag ganz besonders dem Protestantismus als Gefahr nahe. Denn durch den Humanismus war seinerzeit die alte Scholastik gestürzt worden; so mußte man leicht geneigt sein, in ihm etwas wesentlich Protestantisches oder doch innerlich mit diesem Verbündetes zu sehen und im Kampf gegen die andre Partei sich daran anzuklammern. Allein so erfrischend seinerzeit die Aufschließung des gebildeten Alterthums gewirkt haben mochte, so sehr man ihr

die Herbeiführung einer neuen Zeit mit verdankte, so bedenklich war das Heilmittel doch bei einem Volk, welches wie das Deutsche gleichzeitig anfieng, an innerer Kraft und eigenem Selbstbewußtsein Schritt für Schritt zu verlieren. Statt sich durch das Alterthum in die Neuzeit einführen und für deren Aufgaben erfrischen und stärken zu lassen, blieb man bei jenem stehen und gieng damit noch über das scholastische Mittelalter in der Entwicklung zurück. Man wurde in Hellas, namentlich in Rom und seiner Literatur — wie man wenigstens glaubte — heimisch, im eigenen Land und der eigenen Sprache fremd. Statt die ewigen Gesetze und Ordnungen der Natur zu erfassen und für's Leben zu verwerthen, gieng schon in den Schulen die beste, ja fast alle Zeit mit dem Erlernen der alten Sprachen darauf. Das Mittel wurde zum Selbstzweck. Und ein Riß, fast so bedenklich wie der der Bekenntnisse, zog sich mitten durch das deutsche Volksleben, die scharfe Scheidung zwischen den klassisch Gebildeten und sog. Gelehrten gegenüber von dem verwahrlosten, mehr und mehr verkommenden Volk, das man sich selbst überließ.

Leibniz ergeht sich in den bittersten Klagen über den Schaden eines solchen, jedenfalls nicht zeitgemäßen Humanismus, wie wir es schon oben in dem Auszug des Akademieentwurfs kurz angedeutet fanden. Markig und treffend äußert er sich z. B. auch im Caes. F. also: „Immer habe ich mich gewundert, daß Männer von Ansehn, durch Leistungen und Gelehrsamkeit ausgezeichnet sobald sie an's Schreiben kamen, lieber Proben ihrer Gelehrsamkeit, als ihrer Erfahrung und ihres Urteils geben wollten. Denn was auch nur ein klein wenig von den römischen und griechischen Formeln abweicht, das wagen sie kaum zu nennen. Sie geben keine Beweise und Vorschriften, die sie nicht mit dem Namen irgend eines Dichters oder Redners decken können, Beispiele wählen sie nur aus der alten Geschichte. Was ist die Folge davon? Wer nicht schon als Jüngling dieses Alterthumsgeschmäckchen angenommen hat, d. h. alle praktischen Männer halten solche Bücher für unnütz und verachten sie als unfruchtbar. Es giebt Vieles, dessen Kenntniß Niemand preist und doch Jedermann braucht. Solches pflegen jene Schriftsteller gar nicht zu berühren, die mehr auf ihren Ruhm, als auf den Nutzen des Lesers sehen. Die Gelehrsamkeit soll meist glänzen, nicht für's

Leben brauchbar sein: herrliche sittliche Vorschriften, schöne Aussprüche, geistreiche Wendungen, glänzende Beispiele, das ist's, wornach man hascht. Was aber im Leben nützlich sein kann, mag es auch nicht so scheinbar klingen, darüber herrscht tiefstes Schweigen. Darum habe ich schon oft gesagt: In einem einzigen gewöhnlichen Buch, das unsre hohen Herrn als banausisch (mechanicum) verwerfen, in einem Buch z. B. über Landwirthschaft oder Schreinerkunst von irgend einem kaum beachteten Verfasser ist mehr Wahres und Nützliches, als oft in einer ganzen Bibliothek. Die Gelehrten sind selbst daran Schuld, daß man heutigen Tags mehr hat an Büchern, die von sehr mittelmäßigen Schriftstellern in der Landessprache des betreffenden Volks verfaßt sind, als von den gelehrtesten Lukubrationen. Aus einer Zeitungssammlung von zehn Jahren lernt man mehr, als aus hundert klassischen Autoren". — Dabei erkannte er, was besonders im Zusammenhang des Caes. F. hervortritt, daß die lehrhafte Schulmeisterei sich auch in's wirkliche Leben und dessen Bedürfnisse auf's schädlichste hinüberziehe und den verzweifelten Doktrinarismus erzeuge, der überall zu Haus ist, nur nicht in der Gegenwart und auf dem eigenen jeweiligen Boden.

Was insonderheit den humanistischen Jugendunterricht betrifft, so weist er darauf hin, daß durch die „Herkulesarbeit der Sprachenbewältigung" sehr viele Köpfe für immer stumpf und verdorben werden, Viele geradewegs den Sinn und die Liebe zur Wissenschaft verlieren. Im Hinblick auf die geistlose Behandlung und Mißhandlung, welche gerade beim Lehren alter todter Sprachen leicht sich einschleicht, ist es offenbar geschrieben, wenn er einmal sagt: „Viele Kinder geben die meisten schlimmen Traktamenten, so sie auf Schulen ausgestanden, ihren Büchern Schuld, welche die Gelegenheit hiezu gewesen und vereinigen diese Ideen so wohl, daß sie ein Buch mit großen Eckel ansehen und ihre Tage das Studiren und die Bücher nicht lieb gewinnen können, weil ihnen das Lesen, welches sie sonst sehr ergözt haben würde, zu einer wahrhaftigen Marter geworden" [1]).

1) s. Guhr. d. Schr. II, 318. Leibniz war ein großer Kinderfreund. Selbst unverheirathet ließ er oft Kinder aus der Nachbarschaft zu sich holen, sah aus seinem Lehnstuhl ihren Spielen zu und schickte sie dann mit Zuckerbrod beschenkt wieder nach Haus.

Allein auch abgesehen von diesem unmittelbaren Schaden dauert ihn die Zeit, „das kostbarste Gut“, welches in einseitiger Weise an den einzigen Wissenszweig gewendet wird, während es in dem kurzen Menschenleben so Vieles Andre und theilweise Wichtigeres zu thun gäbe. Der Unmuth hierüber führt ihn soweit, daß er geradewegs einmal den Wunsch ausspricht, es möchte nur eine einzige Sprache geben, damit man nicht mehr soviel Zeit und Kraft, geradewegs ein Dritttheil des Lebens mit etwas verliere, daß doch nur Mittel zum Zweck sei. Eben diesen Gesichtspunkt hebt er bei seiner beabsichtigten „Charaktersprache“ als grundwichtig hervor. Dieß Urteil, sowie seine ganze scharfe Bekämpfung des damaligen humanistischen Sprachenzopfs fällt um so schwerer in's Gewicht, da er selbst einer der bedeutendsten Filologen war, also nicht etwa für seine Person und die eigene Unkenntniß sprach. Auch der Wunsch einer einzigen Sprache für alle Völker stimmt mit seinem Grundsatz von der berechtigten Eigenart der Menschen und Völker nicht, die er sonst gerade auch auf diesem Gebiet als erster Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft selbst anerkannte [1]). Es läßt sich daher die Abweichung von seiner filosofischen Grundanschauung nur aus dem tiefen Unwillen erklären, mit welchem ihn die Ausartung und Uebertreibung des an sich nicht Unberechtigten erfüllte.

Denn was war die Frucht dieser verkehrten Richtung des deutschen Schulwesens? Ganz einfach die, daß man mehr und mehr im Ausland holte, was die eigene Heimat nicht bot, während es doch nicht entbehrt werden konnte. Immer stärker kam in Folge dieses Mangels die Sitte oder nach Leibniz geradezu die Unsitte des Reisens auf. Zwar verkennt er die bildende Kraft nicht, die es unter Umständen haben kann; hatte er doch selbst seine mannigfachen Anregungen reichlich erfahren. „Groß

1) So sagt er einmal in einem Brief an seinen filologischen Freund Ludolf: „Die Sprache ist nicht sowohl auf ars, d. h. auf Willkühr, als vielmehr auf eine vis naturalis zurückzuführen. Nur ist dieß nach so vielen Verderbungen und Veränderungen sehr schwer zu finden. Das Deutsche scheint hierin dem Ursprung noch besonders nahe zu stehen“. Ein anderes Mal bemerkt er profetisch über die einstige Vollendung seiner eigenen Bemühungen: „Eines Tags wird man alle vorhandenen Sprachen zusammenstellen (enrégistra) und mit einander vergleichen“. Der Hauptgesichtspunkt ist ihm aber auch hier der stoffliche, daß nämlich aus den Sprachen die älteste Geschichte der Völker entnommen werden könne.

ist der Nutzen der Reisen für einen Gelehrten, der sein Ziel fest vor Augen hat, besonders auch für einen Theologen". Auch leugnet er nicht, daß „einige Beimischung des Fremden den deutschen Ernst mildern und der Nation mehr Zierlichkeit geben könnte". Wogegen er aber immer und immer wieder eifert, das sind die unzeitigen Reisen in zu früher, unreifer Jugend, die statt Gewinn nur eitel Schaden brachten. Bezeichnend ist folgendes Epigramm, „das zu Zeiten Reisenden in das Stammbuch geschrieben werden könnte":

Evangelischen Glaubens zuerst, bekehrt sich die Donau
  Bald zu dem römischen Brauch, wird sarazenisch zuletzt.
Ziehst du hinaus in die Fremde, wer weiß, ob du besser zurückkommst?
  Bleibe daheim, und du lebst weiser und ruhig zu Haus! [1])

Solche junge „étourdis" kamen z. B. nach Paris, wo es Leibniz selbst mitansah, wie sie „durch Schweigen oder Reden sich und ihr Vaterland lächerlich machten, daß fortan die Franzosen nach einem solchen Muster über das ganze Volk urteilten". „Ist es nicht, ruft er in dem Vorschlag über Fürstenerziehung aus, ist es nicht ein Wahnsinn unsrer Nation, daß sie die Weisheit immer nur jenseits der Alpen oder des Rheins holen und auf Kosten eines guten Theils unsrer Habe und Gesundheit Chimären kaufen will, welche nur dienen, den Geist auf Bagatelle zu richten, welche uns vollends verderben? Niemals sind die Deutschen mehr gereist, als jetzt, und niemals ist Deutschland seinem Untergang näher gewesen. Die nützlichen Geheimnisse der Ausländer und ihre guten Maximen zu lernen, dieß wird nicht das Bestreben eines jungen Menschen sein. Ich billige ganz die Sitte der Italiener, welche ihre Jugend bei sich behalten, und noch mehr zolle ich dem Gebrauch in Frankreich Beifall, wo die jungen Leute beim Abgang von den Gymnasien und Akademien in die Garnisonen gehen oder den Feldzug mitmachen. So fangen sie früh an, den Dienst für das Vaterland zu lernen. Und dieß Alles muß sich umsomehr bei einem Fürsten verstehen, da Niemand mehr als er bei der Erhaltung des Staats betheiligt ist, der seine Größe ausmacht". Freilich, auch die deutschen Adeligen und Fürsten giengen nach Beendigung ihrer Studien in den Heer-

1) Pertz 187 u. 313.

dienst — aber in den französischen. Noch Karl Ferdinand von Braunschweig, der Zeitgenosse Friedrichs, sagte zu einem Franzosen: „Jeder noch so hochgestellte deutsche Offizier rechnet es sich zur Ehre, in der französischen Armee zu dienen, mit den Franzosen Feldzüge zu machen und in Paris zu leben". Leibniz aber klagt auch hierüber bitter und fordert, daß dieß auf's äußerste beschränkt werde, wie es in Brandenburg unter dem großen Kurfürsten geschehe (Kl. III, 64). Und im „Bedenken" heißt es: „Soll einen jungen Menschen, der ohne Erlaubniß in fremde Länder reisen will, nicht schrecken, wenn er weiß, daß es ihm zu Haus die Verlierung seiner Beförderung, seinen Eltern, Freunden, Vormunden, da sie kooperiren, annoch Geldstrafe kostet? Gewißlich, mancher wird Gott danken, einer so kostbaren Nezessität überhoben zu sein. Es wird doch bei uns an Schulen der Politesse nicht mangeln, und was nicht ist, anzustellen sein". „Man hätte (sagt der Akademieplan) zu Haus gute Sprachen- und Exercitienmeister zu halten, ja rechte Ritterschulen aufzurichten und zu verlegen, damit man nicht solcher Dinge wegen, so man zu Haus haben können, sein halbes Erbgut in der Fremde verzehren und mit seinem eigenen Verderben zu Verarmung des Vaterlands kooperiren müsse". „Nur dann haben Reisen einen Werth (bemerkt die polnische Königswahl), wenn man Stufen macht. Zuerst kommt das Nahe, dann das Ferne, so ist's für Leib und Seele gesünder, während man sich sonst nur an die thörichte Bewunderung des Fremden und an die auswärtige Ueppigkeit gewöhnt".

Mit welch großem Recht Leibniz in diesem Reisen besonders der Fürstensöhne, das an die Stelle des althergebrachten Besuchs der vaterländischen Hochschulen getreten war, ein schweres nationales Unglück sah, das beweist die ganze Geschichte jener und der folgenden Zeit. Die Früchte davon faßt ein edler Fürst, Friedrich II von Gotha, in der Reiseinstruktion für den Führer seiner Söhne also zusammen: „Sie bringen meist statt gehoffter fürtrefflicher Tugenden, einer gründlichen Staatsklugheit und Possidirung ausländischer Sprachen nur den Kopf voll Atheisterei, Indifferentismus, Eitelkeit, angenommener Frechheit und Geringachtung ihres Vaterlands, nebst einem ungesunden, durch Wollust ruinirten Leib heim".

Und ehe die Herrn in's Ausland reisten, sowie bei denen, die

das nicht vermochten und doch mitmachen wollten, traten die französischen Hofmeister und Hofmeisterinnen ein, deren Wahl und Art ein Satyriker jener Zeit folgendermaßen schildert:

Man suchet einen Mann, der in der Welt gewesen,
Der seine Weisheit nicht darf aus den Büchern lesen,
Der, was der Spanier und der Toskaner sagt,
Und was der Britte spricht und der Franzose fragt,
Bis auf den Grund versteht; geübt nach Kunst zu singen,
Mit Fechtern umzugehn, nach der Kadenz zu springen,
Bei fremden Wirthen sich durch Witz bekannt gemacht
Und sieben Grafen schon halb durch die Welt gebracht [1]).

Durch diese „Bildungsreisen“ an fremde Höfe, besonders an den von Versailles, ohne dessen längeren Besuch nach Friedrichs d. Gr. Zeugniß ein junger Mann von Stand unter seinen Genossen für blödsinnig galt, durch dieß Hereinziehen der fremden Hofmeister, insonderheit der reichsfeindlichen Franzosen wurde deutsche Sitte und Art bis in's Mark verderbt, indem abgesehen von dem damaligen Gehalt des Fremden ein so schlaffes Aufgeben des Eigenen und Naturwüchsigen unter allen Umständen etwas Krankhaftes und Unheilvolles ist. Mit welchem Schmerz Leibniz neben einigen anderen edlen Männern unseres Volks, namentlich Chr. Thomasius, diese zunehmende Entdeutschung in Sitten, Bräuchen und Sprache mitansah, hatten wir schon in den Flugschriften des ersten Buchs hinlänglich Gelegenheit zu hören (vergl. besonders das Gedicht auf die Nachahmer der Franzosen und die „Klag-, Straf- und Ermahnungsrede Deutschlands an seine ungetreuen Kinder“). Zugleich war ihm aber klar, daß mit Gedichten, Strafreden, Flugschriften und dergl. ein solcher Schaden mehr aufgedeckt, als schon geheilt werde, daß man das Uebel an der, oder doch an Einer der Hauptwurzeln fassen und geradewegs Gegenanstalten treffen müsse. In dem etwas jugendlich gewaltsamen Akademievorschlag meint er noch, neben der Errichtung der einheimischen Anstalten „sollte man ganze Kompagnien Reisender, wenn sie dazu tüchtig worden, mit einander ausschicken und mit probaten Führern versehen, dadurch Kosten zu ersparen, die Jugend vor Ausschweifungen zu hüten und doch dabei der Sozietät Affai-

1) Dieß und das Nähere über jene Unsitte s. b. Biedermann II, 72 ff.

ren zu thun". Die Schuld des Unwesens, das sah er wohl, traf jedenfalls nicht allein das Volk, sondern eben so und noch vielmehr diejenigen, welche zu seiner wissenschaftlichen Leitung und Nährung bestellt waren. Man wandte sich von ihnen ab in die Fremde, weil sie nur Träber boten, nur Hülsen und Schaalen ohne Saft und Kraft. „Daher unsere Nation nicht allein gleichsam wie mit einer düsteren Wolke überzogen bleibt, sondern auch die, so einen ungewöhnlichen durchdringenden Geist haben und das, so sie suchen, nicht zu Haus, sondern auf ihren Reisen und in ihren Büchern, bei Welschen und Franzosen finden, gleichsam einen Eckel vor den deutschen Schriften bekommen und nur, was fremd, lieben und hochschätzen, auch kaum glauben wollen, daß unsere Sprach und unser Volk eines Bessern fähig sei. Sind wir also in denen Dingen, so den Verstand betreffen, bereits in eine Sklaverei gerathen und werden durch unsere Blindheit gezwungen, unsere Art zu leben, zu reden, zu schreiben, ja sogar zu gedenken, nach fremden Grillen einzurichten". Das mußte anders werden. Um den Einfluß des Auslands zu brechen, mußte man sich auf Eine Stufe mit ihm stellen, das Versäumte nachholen und ebenfalls dem Geist der Neuzeit sich anschließen. Der Unterricht mußte, um den gesteigerten Bedürfnissen des Lebens zu genügen, um dem, in Gewerbe und Handel die Deutschen überflügelnden Ausland die Spitze zu bieten, statt scholastisch oder einseitig humanistisch zu sein, zum Mindesten im gleichen Maße realistisch werden und in engem Zusammenhang damit zugleich wieder ein deutsch-volksthümliches Gepräge erhalten. Denn Beides hatten die andern Völkern auf ihrem Boden bereits und mit Glück erreicht. „Wir scheinen, erklärt er einmal, gleichsam noch am Anfang der Wissenschaften zu kleben und wie durch ein Verhängniß abgehalten zu werden, die Wohlthaten des Schöpfers und die Schätze der Natur rüstiger zu erforschen, um davon Nutzen zu ziehen. Ich glaube, die Menschen würden Unerhörtes leisten, wenn sie größeren Eifer anwendeten; aber ihre Augen sind noch wie mit einer Binde umzogen und man muß die Zeit abwarten, bis alles reif wird".

In Beziehung auf den Realismus berührte er sich hier ganz mit Amos Komenius, der (neben Ratich) zuerst die Fahne desselben

aufgesteckt hatte. Wie sehr unser Filosof in der Hauptsache sein Gesinnungsgenosse war und mit Wärme das Verdienst des Mannes anerkannte, beweist ein Gedicht, das er kurz nach seinem Tod (1671) auf ihn gemacht hat. Er redet ihn an als neuen Bewohner der wahren Welt, deren irdische Erscheinung er der Menschheit im Bilde (orbis pictus) gegeben, und schließt also:

Halte die Hoffnung fest, den Tod überragt deine Arbeit;
  Was du mit Eifer gesät, fiel auf ein fruchtbares Land.
Bald wird kommen die Stunde der Ernte; schon sprossen die Halme,
  Und das Geschick hält ein, was es bestimmte als Frist.
Mehr und mehr wird kund die Natur, und glücklich zu werden
  Ist uns vergönnet, wenn wir fördern die Arbeit vereint.
Sicher, sie kommt, die Zeit, Komenius, wo dich die Besten
  Preisen für das, was du thatst, was du gehofft und gewünscht [1]).

In Bezug auf den oben angedeuteten orbis pictus äußert er ein anderes Mal gleichfalls seine Zustimmung, da auch ihm eine encyklopädisch zusammenfassende und durch Bilder belebte Darstellung des Wissenswürdigsten höchst wünschenswerth, und eine alsbaldige Verbindung des Sprachenlernens mit der Einprägung von nützlichem Stoff ganz passend schien [2]). Was er aussetzt, sind mehr nur Nebenpunkte (z. B. ein strengerer Gang, bessere, naturgetreuere Farben u. s. w.). Gleich Komenius wünscht er einen, dem Seelenleben mehr entsprechenden, weniger zopfartig betriebenen oder abrichtenden Unterricht. „Es wird gut sein, bei den Studien den Plan zu verfolgen, daß man einige wenige Stunden des Tags auf das verwendet, was die Einbildungskraft beschäftigt, nur sehr kurze Zeit aber den Dingen widmet, bei welchen blos der Verstand thätig ist, während man die übrige Zeit der sinnlichen Beobachtung, der Ruhe des Geists und körperlichen Uebungen zutheilte. Denn weit entfernt, daß unsere Geisteskraft durch zu viel Studium gestärkt und veredelt würde, stumpft sie sich vielmehr dadurch ab" (Erdm. 72). Aus diesem Grund ist er für Spiele sehr eingenommen. „Denn ich habe oft bemerkt, daß die Menschen nirgends scharfsinniger sind, als hier. Daher ver-

---

1) Aus dem Lat. Pertz S. 270.

2) Comenio prorsus assentior, januam linguarum et encyclopaediolam debere esse idem Dut. V, 181.

dienen die Spiele namentlich die Beachtung der Mathematiker, um sie Erfindungskunst zu lehren. Die Glückspiele, wie das Würfeln, weisen uns auf die Abwägung der Wahrscheinlichkeit hin. Die aus Zufall und Kunst gemischten aber stellen äußerst treffend das menschliche Leben, besonders die Kriegs- und Arzneikunst dar. Am höchsten stehen diejenigen, bei welchen die Kunst alles entscheidet, in erster Linie also das Schach. Indeß ließen sich noch neue nicht unnütze Gesellschaftspiele erdenken; z. B. eines, bei dem man fragte: Wenn das geschieht, was könnte dann eintreten? Der Nächste müßte sagen, was dagegen zu thun wäre. Früher war auch ein Spiel der Zwecke im Brauch, wo es etwa hieß: Zu was ist das Stroh gut? Weiter könnte man sich auch ein Spiel der Mittel denken, wo gefragt wird: Mit was kann man schreiben u. s. w.? So gäbe es noch sehr viele neue Spiele zur Erhöhung der Geisteskräfte und zur Uebung des Anstands. Man muß das dem trefflichen Weigel für seine „Tugendschule" vorschlagen. Ich wollte, Komenius hätte auch daran gedacht, als er sein Buch schrieb „die Schule ein Spiel." (Dut. V, 203 ff.) — Endlich erwähne ich, daß Pertz (S. 368 ff.) etliche ganz hübsche Fabeln und Räthsel Leibnizens in verschiedenen Sprachen gibt.

Ganz in diesem Geist verlangt er als Gegenstand des Schulunterrichts „nicht sowohl poetica, Logica und scholastische Filosofie, als realia, wie Geschichte (insbesondere neuere und deutsche), Mathematik, Geografie, wahre Fysik, Moral und bürgerliche Studien". Daher begrüßt und unterstützt er mit seinem auf's Leben und die Realien gerichteten Rath freudig die Bestrebungen Frankes in seinem Hallischen Waisenhause. Dieß um so mehr, als er selbst schon in den 60ger Jahren den Gedanken ausgesprochen, „man sollte ein unumschränktes Waisenhaus aufrichten, darin alle armen Waisen und Findelkinder ernährt, hingegen zur Arbeit und entweder Studien, oder Mechanik und Kommerzien erzogen würden". (Kl. I, 124.) In der am Pietismus hoch anzuerkennenden Volksmäßigkeit und Bürgerlichkeit war zu Halle eben auch den Realien eine merkwürdig günstige Stelle eingeräumt, sowenig dieß wenigstens zu Frankes engem theologischen Gesichtskreis eigentlich stimmte (derselbe that im Streit mit Wolff den thörichten Ausspruch, er könne Keinen, der den Euklid

studirt, zu einem wahren Christen machen). Leibniz, an den sich Franke brieflich wandte, schreibt ihm unter Anderem im Jahr 1697: „Ich habe Einiges von Dir gelesen und mich über Deine Einrichtung des Jugendunterrichts sehr gefreut. Denn es scheint, daß Du den richtigen Weg getroffen, welcher Tugend und Gelehrsamkeit zugleich befriedigt. Längst schon hat man gesagt, die Schulen seien die Pflanzstätten des Staats; aber kein Gärtner in der Welt geht mit jungen Pflanzen so nachläßig um, als wir mit jenen zarten Keimen, die von Natur zum Guten wie zum Bösen gleich leicht gebracht werden können. — So wünsche ich denn sehr, daß Deine Absichten gut von Statten gehen und Nachahmer finden. Vielleicht läßt sich auch so allein hoffen, daß wir tüchtige Leute zur Mission bekommen, welche die reine Religion mit nicht minderem Eifer und Erfolg ausbreiten, als Andere ihre Satzungen". Franke war durch Leibnizens Schrift über China auf den Gedanken gebracht worden, dorthin ev. Missionare zu senden, was jener als einen, alle Mühe reichlich lohnenden Erfolg seines Schriftchens bezeichnet. Ueberhaupt legte er ihm diese Aufgabe dringend an's Herz, in welcher religiöser Eifer und Streben nach Bildungsverbreitung sich die Hand reichen. Und in der That machte Halle damit den Anfang. — Um aber sogleich mit der verbesserten Unterrichtsweise auch auf's Große zu wirken, so forderte er ihn im Jahr 1698 auf, die Anwesenheit Peters d. Gr. zu benützen, um in Rußland Schulen nach seiner Art einzurichten, welche zugleich für die chinesische Mission dienlich wären [1]). Der nordische Krieg freilich vereitelte auch diese wohlgemeinten Absichten.

Schon ein Jahr vor der Verbindung mit Franke (1696) hatte sich Leibniz mit lebhaftester Theilnahme den Bestrebungen eines andern wackeren Manns, seines alten Jenaer Lehrers Weigel, zugewendet. Freilich geschah dieß nur mittelbar durch Placcius in Hamburg, der von Weigel aufgesucht und für seine Pläne gewonnen worden war, während jener seinen großen Schüler einer Verstimmung wegen übergieng. Leibniz antwortet auf die An-

1) Ich bemerke hier gelegentlich, daß L. bei seinen vielen Bildungsvorschlägen an Peter diesem besonders auch die Förderung des theologischen Studiums empfahl — ein für die Sache der Union und Reunion wichtiger Gedanke! (vgl. was er in der „polnischen Königswahl" über die unvernünftige Abweichung der griechischen Kirche gesagt hatte).

frage von Placcius in mehreren Briefen, welche ebenso warme Theilnahme für die Sache, wie seine über kleinlichte Empfindlichkeit hocherhabene geistige Größe beweisen: „Ich komme nun auf Wichtigeres. Höchlichst billige und begrüße ich deinen Eifer für's öffentliche Wohl, worin auch ich, wie ich zu sagen wage, keinem Menschen nachstehe. Ebenso glaube ich, daß Niemand eifriger über diese Frage nachgedacht hat, als ich. Es ist unglaublich, wie oft ich schon meine Gedanken hierüber zu Papier gebracht habe. Ich sende dir hier ein Schriftchen, das ich einmal geschwind für einen Engländer französisch verfaßt habe (— welches das sei, ist unbekannt —). So mögest Du denn mit dem vortrefflichen Erhard Weigel nicht an meinem besten und lebhaftesten Willen zweifeln. Jener hat nie an mich geschrieben, woraus ich sehe, daß man mich als dieser Frage fern stehend (exotericum) ansieht; freilich wer mich nur aus meinen herausgegebenen Schriften kennt, kennt mich nicht. — Bei meinen Gedanken über die Beförderung des allgemeinen Besten kam auch ich auf das, was ihr ganz richtig bemerket, daß wesentlich nur eine bessere Jugenderziehung dem Menschengeschlechte aufhelfen wird. Denn was dem Baum die Wurzel, dem Fluß die Quelle, das ist für den Staat das Unterrichtswesen. — Allein dazu kann man blos gelangen, wenn die sich der Sache annehmen, die durch Ansehn, Kenntnisse und guten Willen ausgezeichnet sind. Die Jesuiten hätten Großes auszurichten vermocht (poterant), hauptsächlich dadurch, daß ihre Pläne von der Religion unterstützt wurden. Allein man sieht heutzutage, daß sie unter der Mittelmäßigkeit stehen blieben. Wir haben bei unsern Bestrebungen nicht dieselben Hülfsmittel und werden für unsre Mühe nur mit Verachtung belohnt. Und während doch nichts von größerer Bedeutung für Religion und Frömmigkeit ist, wird trotzdem von dieser Seite Einem weder Gunst noch Achtung bewiesen. Ich dachte oft, diejenigen könnten zusammentreten, welche sich durch Eifer und Kenntnisse an verschiedenen Orten auszeichnen. Aber es fehlt Bekanntschaft und Verbindung, auch sind Viele in ihren Ansichten so verrannt, daß sie von Jedermann den gleichen Geschmack verlangen. Der Eine verachtet die Wissenschaft und macht in geistreichem Wesen; der Andre gebietet an's tausendjährige Reich zu glauben; Manche wollen Niemand für fromm halten, der nicht auszeucht von Babel,

d. h. eine absonderliche Lebensweise erwählt. So stehen in jammervoller Verkennung Leute einander im Weg, die doch dasselbe Ziel haben, während sie durch Vereinigung den größten Theil ihrer Pläne und Wünsche durchzusetzen vermöchten. — Ich dachte, daß man stufenweise vorgehen könnte; wenn einmal der erste Grund zu einem gediegenen Wissen gelegt wäre, hiemit allmählig das Studium der Weisheit und Tugend verbunden und daran die Sorge für die Jugend und die Verbesserung der Schulen geknüpft würde, so würden alsdann den mäßigen Anfängen Vermächtnisse und Stiftungen für fromme Zwecke nicht fehlen. Aber ich fand nach vieler Ueberlegung, daß ohne die Förderung der Großen kaum die ersten Schritte gethan werden können. Ich habe zwei Fürsten gekannt, welchen ich einiges an die Hand gegeben habe, dem sie Beifall schenkten; das waren der Kurfürst Johann Filipp von Mainz und der Herzog Johann Friedrich von Hannover; aber ihre vortrefflichen Absichten hat der Tod vereitelt. Darauf traten Zeiten ein, da auch die Großen starken Einschränkungen unterworfen wurden. So wuchsen die Schwierigkeiten. Indeß möchte ich doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich Mittel finden ließen, um die Fürsten durch den Gesichtspunkt ihres eigenen Nutzens zu bestimmen. — Wenn indessen Weigel zurückkommt, so suche von ihm zu erfahren, wer der wichtigen Sache geneigt ist, um mit einiger Aussicht auf Erfolg mit ihm sich in's Einvernehmen zu setzen".

Im Verlauf des Briefwechsels bemerkt Placcius, daß die Unterstützung der Fürsten nicht schlechterdings nöthig sei. Es genüge, wenn etliche Privatleute ihre Kinder zusammenthun; das werde zur Nachahmung reizen, so daß die Sache von unten herauf und von deu kleinsten Anfängen aus allmählig erstarke und sich einlebe. Sei ja doch auch das Christenthum von den Großen am wenigsten begünstigt worden und habe trotzdem allmählig gesiegt. Leibniz gibt dieß, vollends für Städte wie Hamburg, allerdings zu; denn hier könne sich das Unternehmen wohl selber bezahlen, wie man ja auch in Frankreich solche Privatakademien habe. Und wie wenig sein Wunsch der Anlehnung an die Fürsten aus einem aristokratisch hofmännischen Sinn hervorgieng, welche Auslegung sich bei schiefem Beurteilen leicht wieder einstellen könnte, zum klaren Beweis dafür dient, daß er in diesem Zusammenhang

sein Hauptaugenmerk eben den niedersten, den sogenannten Trivialschulen zuwendet und deren hohen Werth hervorhebt: „Bei den Päpstlichen stehen auch die Trivialschulen unter dem Schutz der Religion (autoritate commendantur); bei uns gelten sie mit größtem Unrecht, um nicht zu sagen Unsinn, für verächtlich und beinahe schmutzig. Wenn Einer nicht durch besondern Eifer und höheren Antrieb dazu gebracht wird, so will er wohl kaum in ein solches Zuchthaus (ergastulum) heruntersteigen. Wer etwas mehr versteht, zieht vor, sich mit Glänzenderem abzugeben. An was es uns also vornemlich fehlt und worauf wir ausgehen müssen, das sind junge Männer von Geist und Gelehrsamkeit, fromm und fleißig, die auch äußerlich etwas gleichsehen. Wenn sie solche Schulen eröffnen wollten, wie wir sie wünschen, so würden sie ohne Zweifel bald aller Augen auf sich ziehen. Ich verzweifle nicht daran, daß sich solche, besonders an Akademien und in großen Städten, finden lassen. Ein mißlicher Punkt für diese Besserungspläne sind auch die pietistischen Streitigkeiten, wodurch das Unschuldigste leicht in Verdacht kommt" (— daher er in einem spätern Brief bei der sehr lobenden Erwähnung von Frankes Bestrebungen schreibt: „Ich sagte Franke, er solle, wenn er nach Hamburg komme, dich besuchen, da wir ähnliche Bestrebungen verfolgen. Doch setzte ich Vorsichtshalber dazu, man sollte, um Streitigkeiten bei Euch zu vermeiden, die Bekanntschaft und das Beispiel Franke's nicht zu Tag treten lassen, müsse auch Anfangs alles unterlassen, was den Verdacht jenes eingebildeten (imaginarii) Pietismus wach rufen könnte. Indessen werde ich mit Franke in der Sache weiter brieflich verhandeln" s. oben). Im gleichen Geiste ächter Volksthümlichkeit, dem auch das scheinbar Geringe, aber für's Leben doch oft so Grundwichtige nicht zu unbedeutend ist, spricht Leibniz einmal den Wunsch aus: „Es sollte auch öffentliche Handwerksschulen geben, damit die Knaben nicht so viele Jahre unnütz durch bloße Prügel und Schläge von den Meistern zurückgehalten würden, zum großen Schaden des Staats, welcher ebensoviel an Nutzen verliert, als diese an ihrem Leben; denn sie könnten nützlich sein, während jetzt ihre Kunstfertigkeit statt beschleunigt zu werden, um so viele Jahre verspätet wird" (vgl. überhaupt im folgenden Kap. seine volkswirthschaftlichen Gedanken).

Nach diesen wenigen Proben leuchtet ein, daß es völlig unrichtig ist, wenn man (wie z. B. Biedermann II, 504) meint, Leibniz habe nur Sinn und Intresse für die Bildung in hohen und höchsten Kreisen gehabt, sein Hindrängen auf die Gründung von Akademien verrathe einen gewissen aristokratischen Kastengeist, während erst die Späteren, ein Wolff, Thomasius und Gottsched Sinn für die allgemeine Verbreitung der Wissenschaft und Bildung unter dem Volk gehabt hätten. Wenn er „nach langer Erwägung" die Ueberzeugung hegt, daß vornemlich auf diesem Gebiet etwas Ersprießliches nur unter dem Schild und Schutz der Großen zu erreichen sei, so ist das, wie schon in der Einleitung zu diesem Theil angedeutet, nur die richtige Einsicht in den Stand der Dinge, in die Verkommenheit des einst so blühenden Bürgerthums, das sich zunächst nicht selbst aufhelfen kann. Auch die bloße Vereinigung der Gelehrten reichte nicht aus. Abgesehen von den beschränkten Geldmitteln war sogar ihr Zustandekommen mehr als zweifelhaft. Deutlich genug deutet Leibniz an, wie auf Schritt und Tritt sich Grillen und Launen oder gar die Alles durchdringenden theologischen Vorurteile in den Weg stellten und ein gedeihliches Zusammenwirken hemmten. Es konnte auch in einer Zeit der Zerfahrenheit und Schlaffheit kaum anders sein. Wer helfen konnte, war nicht die Kirche, nicht die bürgerliche Gesellschaft, sondern nur der Staat; und der war erst im Werden, d. h. es war etwas Richtiges an Ludwigs Wort, er lag meist noch verschlossen in der Person des Fürsten, dessen guter Wille und Macht geradeaus oder auf anschmiegenden Umwegen zu gewinnen war, wenn man überhaupt etwas erreichen wollte. Hatte dann das Kind erst gehen lernen, so war sicher vorauszusehen, daß es weiterhin seinen Weg allein finden werde.

In diesem Sinn benützte Leibniz seine feste Stellung bei Johann Friedrich (s. oben) und soweit es die bewegten Zeitverhältnisse erlaubten, auch bei dessen Nachfolger Ernst August, um kräftig für das Erziehungswesen zu wirken und über die bloßen Wünsche und Rathschläge hinauszukommen. Es liegt hiefür eine Reihe von Denkschriften und Aufsätzen vor [1]), die zunächst Vorschläge in Sachen der Harzbergwerke enthalten, von hier aus

1) Kl. IV, 389 ff. V, 37 ff.

aber eine überraschende Wendung zur Frage des Unterrichts- und Bildungswesens nehmen. Leibniz erbittet sich nemlich als Belohnung, im Fall seine Plane glücken, die erledigte Stelle eines „Klosteraufsehers“ mit der Aufsicht über die Klöster, Stiftungen, Stipendien und anderes der Art, um alle diese Mittel für fromme Zwecke in Verwendung zu bringen, „nicht wie es die Masse versteht, aber in einer Art, welche die Ehre Gottes, die Liebe und Klugheit, sowie das Wohl des Volks und den Vorteil des Staats nicht weniger fördert“. In diesem Amt hofft er Künste und Wissenschaften mächtig heben zu können; „denn es ist klar, daß ich damit in Helmstädt bei den Professoren, Studirenden und Gelehrten ein ganz anderes Ansehen erhalten würde, da ich die Besoldungen und Stipendien unter mir hätte“. Späterhin wandte er sich auch an Georg Ludwig mit einer solchen Bitte. Er wünschte nemlich die, durch den Tod des Vicekanzlers Hugo erledigte Abtei oder Probstei von Ilefeld, um die dortige Erziehungsanstalt emporzubringen. In ganz ähnlicher Weise hatte er schon in dem ersten Akademieplan den Gedanken ausgesprochen, „man sollte zu diesem Zweck die frommen Einzelstiftungen auf sich transferiren und Spitale, Stipendien, Waisenhäuser, Kommunitäten, Landschulen, ja gar Universitäten damit versehen, Alles mit mehr Universalität, Nachdruck und Richtigkeit, als jetzt geschieht. Wo keine sind, sollte man von der Obrigkeit des Orts Stiftungen dazu auswirken und über sich nehmen, dadurch auch immer mehr und mehr gottesfürchtiger und ehrliebender, hoher und niedrer Standespersonen Legate, Schenkungen, Beitrag und Gründungen erwecken, kurz sich also zu guberniren, daß ein jeder Verständige ohne der Religion Unterschied es für fromme Sache halten müßte, die Schulen zu verbessern, darin Kompendia, Richtigkeit und Ordnung einzuführen. Also sollte man armen Studiosen Unterhalt schaffen, ihre Studia fortzusetzen. Ferner sollte man wohlbegüterter Pupillen Erziehung und Administration ihrer Güter gegen gewisse Recognition übernehmen, damit sie nicht oft durch Freunde und Vormünder muthwillig und mit Fleiß übel erzogen werden und noch dazu von der Schnur zehren, das Ihrige nicht genießen, ihren Vormündern Kostgeld geben, also doppelt elend, und sowohl an Qualitäten als Mitteln arm werden müssen“.

Diese Gedanken glaubt er mit der, durch die reifere Erfahrung

eingetretenen Milderung nun eben durch jenen Vorschlag an Johann Friedrich ausführen zu können, um dadurch vor Allem auf die Landesuniversität Helmstädt einen weiteren Einfluß zu gewinnen[1]). „Man würde sich, fährt er in obigem Zusammenhang fort, an mich wenden, und ich könnte die Leute oft zu nützlichen Arbeiten ermuntern, die E. Hohheit Befriedigung und Vergnügen gewährten. Denn es ist jammerbar (pitié) zu sehen, wie viele jungen Leute von Geist und Fleiß sich oft mit Elendigkeiten abgeben, weil ihnen Niemand bessere Gegenstände ihrer Bemühung weist, zu denen sie viel geeigneter wären und woran sie mehr Gefallen fänden. Die Einen würde man zu Entdeckungen in der Mathematik, die Andern zum Betreiben der Mechanik und Versuchen in der Fysik ermuntern. Den Schriftstellern würde man Gegenstände aus der Geschichte und Staatslehre angeben, die nützlich wären und Licht über die Landesgeschichte verbreiteten, um nicht zu reden von den Sammlungen, welche machen könnte, wer nicht zu mehr fähig ist. — Man hält soviele Vorlesungen in Helmstädt und vertheidigt soviele Thesen, die oft mit Fleiß und Urteil ausgeführt sind. Aber was würde man nicht leisten, wenn diese Herren von den Universitäten sich lieber zu Realitäten bequemen würden, statt sich mit Luftgebilden (subtilités en l'air) abzugeben! All dieß würde allmählig gelingen, wenn man's geschickt angreift; denn um sicher zu gehen, muß man nicht Alles mit Einem Schlag und mit Lärm erreichen wollen".

Diese Stelle enthält schon seine ganze Ansicht über die Universitäten und das Bedürfniß ihrer Erneuerung. Denn was er hier über Helmstädt sagt, traf noch in viel höherem Grade die Andern. Schon in früher Jugend hatte er sich darüber gegen den hochgelehrten, aber verrosteten H. Konring ausgesprochen, welcher sich nach der Art dieser Leute in vornehm geringschätzigem Ton über die neuen Wege und Anschauungen Leibnizens hatte vernehmen lassen. Dieser gibt ihm zu bemerken, daß wie auf deutschen Hochschulen die Wissenschaften behandelt würden, sie solchen Geistern noch das Meiste selbst zu thun übrig lassen, welche ihren Flug unabhängig zu nehmen berufen sind. So hoch Kon-

---

1) Wie er dieß nach Kräften in theologischer Beziehung versuchte, hörten wir im vorigen Kapitel S. 559.

ring bei seines Gleichen stehe, sei er doch weit hinter der Bewegung zurückgeblieben, die in Italien, England und Frankreich herrsche.

Was nach seiner Ansicht den Hochschulen Deutschlands fehlte, das war ein frischer, freier Schwung anstatt des unfruchtbaren Kastengeistes und Formelwesens. In einem merkwürdigen, wie es scheint als Gutachten ausgearbeiteten Aufsatz „über die Ursachen, warum Kannstadt zur Hauptstadt Württembergs zu machen“ (von 1669?) bezeichnet er die bisherige Universitätsgelehrsamkeit als eine „mönchische“, in „leeren Gedanken und Grillen“ befangene. Zur Abstellung dieses Uebelstands schlägt er die Verlegung der Hochschulen in die Hauptstädte vor, „damit die Studirenden sich mehr in der Konversation, unter Leuten und im Leben bewegen möchten“. Wiederholt rühmt er in seinem späteren Leben die ungemeine Anregung und Erfrischung, welche auch der wissenschaftliche Geist in Hauptstädten wie Paris oder London erhalte, während die Spießbürgerlichkeit der deutschen Kleinstädte ihn auf Schritt und Tritt hemme und einschnüre.

Ebenso äußert er sich auch später in den „neuen Versuchen“: „Es wäre einem gelehrten Professor unerträglich, sein Ansehen plötzlich durch einen Emporkömmling (nouveau venu) umgestoßen zu sehen, der seine Hypothesen stürzte; sein Ansehen, sage ich, das dreißig bis vierzig Jahre schon gilt, erworben durch viel Nachtwachen, gestützt durch etwas Griechisch und Latein, befestigt durch eine allgemeine Ueberlieferung und einen ehrwürdigen Bart. Alle Gründe, die man vorbringen könnte, um ihn von der Falschheit seiner Ansicht zu überzeugen, werden ebensowenig Eindruck auf ihn machen, als es dem Boreas gelang, einen Wandrer zum Ablegen seines Mantels zu bringen: er wickelte sich nur um so fester hinein, je heftiger der Wind blies“ [1]). Es ist offenbar, daß wir hier mehr den Ton gutmüthigen Spotts, als den bitterer Anfeindung vor uns haben, mit welch letzterem z. B. Chr. Thomasius, später auch Pfaff [2]) dieselben angriffen. Und sie verdienten dieß, wie sich nach allen Schilderungen der damaligen Zustände nicht ableugnen läßt. Herrschte doch, um nur weniges

1) s. Erdm. S. 412 a.

2) de universitatibus scholasticis emendandis et pedantismo literario ex iisdem eliminando Tubingæ 1720.

anzuführen, die Sitte des geistlosesten Diktirens und zwar durchweg in lateinischer Sprache. Die Einen unter den Professoren brachten ihre Vorlesungen aus übertriebener Gelehrsamkeit und Umständlichkeit nicht zu Ende — der Tübinger Kanzler Pregitzer las 25 Jahre lang an Jesajas —; Andre machten es sich im gleichen Maße leicht und kündigten Vorlesungen an, die sie aber nicht zu Ende führten, nachdem sie bezahlt waren. Zu all dem herrschte das schlimmste Vetterwesen, so daß es schien, als ob manche Familien die Lehrstühle eigentlich gepachtet hätten — u. s. w.

Daß unter solchen Umständen nichts herauskommen konnte, wenn die Hochschulen, das Salz der Volksbildung, dumm geworden waren, versteht sich von selbst, und wir werden nicht umhin können, die herben Angriffe des Thomasius in ihrem Recht und ihrer Bedeutung anzuerkennen. Leibnizens Sache war aber ein solches Vorgehen seiner ganzen Natur nach nicht. Wohl im Hinblick auf seinen allzustürmischen Nebenmann, obgleich Gesinnungsgenossen, äußert er einmal geradewegs seine Mißbilligung über die Herbheit der Vorwürfe, die man den Professoren mache. „Es sind schon manche schöne Vorschläge zur Besserung herfürkommen, aber sie sind zum Theil von ihren Urhebern mit gar zu großem Ungestüm getrieben worden, welche zu viel von sich ausgaben und andre gegen sich verachtet. Sie häben nicht bedacht, daß unter den Professoren auch viele wohlverdiente Leute, die mehrentheils thun, so viel in ihren Kräften, aber oft ihre wohlmeinenden Gedanken nicht in's Werk setzen können, weil ihnen Gelegenheit, Gönner und Mittel gemangelt, auch wohl die Hände durch Statuten oder Kollegen gebunden gewesen. Soll man ihnen also helfen, statt sie zu beschimpfen". Eben daher setzt er zwar die Hoffnung einer durchgreifenden Besserung der Volksbildung nicht auf sie, als selbst der Umwandlung und Erneuerung bedürftig, schenkt ihnen aber doch seine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Hieher gehört, um dieß gelegentlich zu bemerken, der offenbar an den Kaiser gerichtete Vorschlag [1]), in Breslau eine neue, gemischt katholische und protestantische Hochschule zu errichten. Ob dieß besonders der Sache der Reunion oder der Befestigung deutscher Bildung im Osten dienen sollte, ist nicht angegeben [2]).

1) Kl. V, 25.

2) Die Sache kam 1702 durch Kaiser Leopold zur Ausführung, dem deßwegen

Wie Leibniz seine Stellung und sein hohes Ansehen in Hannover dazu benützte, um auf das Universitätswesen zunächst in der Nähe und dann durch das Beispiel auch in weiteren Kreisen einzuwirken, so suchte er auf diesem Boden auch einen andern Lieblingsgedanken, den er schon frühe erfaßt, zur Ausführung zu bringen, ich meine den obenerwähnten Gedanken einer Fürstenakademie. Er schreibt hierüber an Ernst August: „Ich habe dem hochseligen Herrn (Joh. Friedrich) gegeben eine Beschreibung der neuaufgerichteten fürstlichen Akademie zu Turin, welche eine große Anzahl Adel auch aus weit entlegenen Orten an sich zieht. Wenn dergleichen etwas an hiesigem Hof angelegt, würde es großen Nutzen bringen. Bei vorigem Herrn war nicht wohl Anschein zur Ausführung dieses Vorschlags, anjetzo aber kann er füglich zur Praxis kommen. Denn erstlich sind junge Prinzen vorhanden, welche ohnedem großentheils der Leute von Nöthen haben, so in eine solche Akademie gehören. Der deutsche Adel sowohl aus E. Durchl. als aus benachbarten Landen würde sich dabei häufig einfinden, nicht nur mit großem Nutzen der Stadt, sondern auch des Landes. Denn dadurch die Sprachen, Exerzitien und anderes leicht allhier zu lernen, und man sich nicht damit in Frankreich und Italien unnützlich aufzuhalten hat, sondern auch hernach bei Reisen wegen bereits erlernter Sprachen die Zeit besser in solchen Orten zu nützlicher Konversation anwenden kann. Es würde auch solches Institutum mehr einbringen, als es kosten würde, weil es nicht nur das Geld im Land behielte und fremdes anherzöge, auch gleichsam als eine Pflanzschule wackerer Leute sein würde, sondern auch, weil es dem Ort, da solches anzustellen, Nahrung bringen würde, daß er die Gefälle besser abstatten könnte und also doch E. Durchl. in der That dabei gewinnen würden. — Zu solcher Akademie gehörten ein Direktor derselben, wie ich denn einen sehr fähigen Mann dazu vorzuschlagen wüßte. Item gute Sprachen- und Exerzitienmeister, dann ferner ein Lehrer der Mathematik, dessen ich keinen bessern kenne, als

---

die Hochschule nach genannt wurde. Allein da die Jesuiten ihre Hand im Spiel hatten, so bekam das überwiegend protestantische Breslau nur eine katholische und filosofische Fakultät. Erst 1811 wurde dieß durch die Verschmelzung mit der Universität Frankfurt a. O. ergänzt, und bald erblühte ein reges wissenschaftliches Leben. Leibniz hatte jedenfalls das Bedürfniß richtig erkannt.

den Holländer Ferguson, so sich allhier befindet. So wäre auch dabei nöthig ein Offizier, der die Befestigung und Artillerie aus'm Grund verstände; dann ein Zeichenlehrer, dazu der allhier jetzo befindliche Kupferstecher sehr dienlich. Göttingen (allda ohnedem ein wohl florirendes herzogliches Gymnasium) wäre vielleicht dazu sehr bequem, und sollte das die Stadt ganz aufbringen. Denn Hannover floriret sonst schon wegen der Hofhaltung, und wäre besser, daß die Vorteile getheilt würden. Kurmainz hatte vor diesem dergleichen mit Erfurt vor" [1]). — Der Hauptgesichtspunkt bei diesem Vorschlag ist natürlich der nationale, während die volkswirthschaftlichen Bemerkungen mehr nur empfehlende Nebengründe bilden.

Die ergänzende und das Bisherige noch weiter erklärende Darlegung dessen, was er in Betreff der hochwichtigen Fürstenbildung wünschte, liefert sein schon mehrerwähnter Aufsatz über „Fürstenerziehung", der sich als würdiges Glied seinen übrigen Bestrebungen auf diesem Gebiet anreiht. Den Anlaß zur Abfassung gab ihm um's Jahr 1693 die Bitte des Erziehers eines deutschen Prinzen, welcher von Leibniz ein Gutachten über einen ihm mitgetheilten ähnlichen Entwurf haben wollte. Mit Freuden benützte der Filosof die Gelegenheit, um seine Ansichten über Erziehung im Allgemeinen und die fürstliche insbesondere auszusprechen. Mußte doch gerade ihm ausnehmend viel daran liegen, da er nach seinem, der Zeit vorauseilenden Staatsbegriff die Aufgabe eines Herrschers so hoch faßte und nur von der Aufklärung in diesen Kreisen die nachhaltige und kräftige Anregung auch für die Masse des Volks hoffen konnte. Zwar wurde der Aufsatz erst nach seinem Tod gedruckt, indessen sorgte er schon vorher für geeignete Verbreitung und Anwendung der Handschrift. Eine Abschrift gab er z. B. dem Pater Vota für den König von Polen zum Gebrauch bei der Erziehung des Kurprinzen von Sachsen, seines Sohns. Dem König gefiel, wie Leibniz selbst erzählt, bei der Vorlesung besonders die Stelle, wo der Filosof warnt, doch ja in dem jungen Gemüth des künftigen Herrschers nicht den Keim zur Schadenfreude und Bosheit, auch nicht beim Leiden der Thiere aufkommen zu lassen. Dieselbe Schrift empfahl er um's Jahr

1) Kl. V, 65.

1696 dem Kabinetssekretär Kuneau für die Erziehung des Kurprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen mit dem späteren kräftig rauhen Charakter dieses preußischen Königs, wenn wir Leibniz zum Schluß seines Aufsatzes sagen hören: „Ich würde einen alten Herzog Ernst von Gotha, welcher in seiner Jugend Soldat gewesen, dann sich auf die Bewirthschaftung und Aufsicht seines Staats legte, welchen er durch die Kriege zu Grunde gerichtet fand und den er durch seinen Fleiß wieder zur Blüthe brachte; welcher vor Allem die Frömmigkeit und Gerechtigkeit vor Augen hatte, ich würde sage ich, einen solchen Fürsten dem geschicktesten Fürsten von der Welt vorziehen, welcher alle Wissenschaften und Uebungen aus dem Grund verstände, alle Sprachen redete, alle schönen Manieren der Ausländer angenommen hätte und in der Unterhaltung glänzte, aber nachlässig in der Sorge für die Geschäfte und das Wohl derjenigen, deren Leitung ihm Gott anvertraut hat, um seine Vergnügungen nicht zu unterbrechen, sich vor dem Geschrei der Elenden die Ohren verstopfte, und ohne von dem Vorwurf seines Volks und dem Tadel seiner Familie oder der Nachwelt sich rühren zu lassen, den Staat in Verfall gerathen ließe — wovon ein großer König uns ein beklagenswerthes Beispiel geliefert hat".

Die übrigen Grundsätze, die Leibniz aufstellt, kennen wir der Hauptsache nach bereits aus dem „Fürstenbild" für Johann Friedrich (s. den vorigen Theil). Hier hebe ich nur noch hervor, daß der realistische Grundzug des Filosofen sich wiederum auf's deutlichste bemerklich macht. Außer den zwei „Fachmetiers" eines Prinzen, Kriegs- und Staatskunst empfiehlt er vornemlich Geschichte, Geografie, Gesetzeskunde, auch Landwirthschaft, Garten- und Baukunst, Mathematik, schöne Künste und die Geheimnisse der Natur sowohl in der Medizin und Chemie, als auch in jeder Art von Profession. Zu diesem Zweck wären Abbildungen, Modelle, ein sog. Theater der Natur und der Kunst dienlich, um die Einbildungskraft mit Planen und bestimmten Vorstellungen zu bereichern. „Denn weil ein Fürst viel Zeit übrig hat, welche er seinem Vergnügen widmen kann, so ist es besser, er hat an diesen schönen, im menschlichen Leben so wichtigen R e a l i t ä t e n, als an frivolen, um nicht zu sagen schändlichen Vergnügungen

Gefallen. Auch ist gewiß, daß das Vergnügen, welches der Fürst an solchen schönen Kenntnissen hat, den Wißbegierigen und Forschenden zur Aufmunterung dient und zu nützlichen Hervorbringungen, wie zum Fortschritt der menschlichen Wissenschaften viel beiträgt, was Alles für den Beschützer ruhmvoll ist".

Wir kehren wieder zu dem Wirken Leibnizens im engeren hannövrischen Kreis zurück und erwähnen hier noch, was er dort auf Grund seines nächsten und eigentlichen Amts leistete oder doch zu leisten suchte. Er war Vorstand der Bibliotheken von Hannover und Wolfenbüttel — ein Amt, das für sich allein natürlich seinem Geist und Schaffensdrang nicht genügte, so sehr es neben Anderem zu der Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Bestrebungen stimmte. Schon als Knabe hatte er sich, wie er selbst erzählt, in seines Vaters Büchersammlung Tage lang herumgetrieben und seinen Wissensdurst zu befriedigen gesucht. Auch in Mainz hatte er das Glück, bei Boineburg eine verhältnißmäßig reiche und gute Sammlung zu treffen. Hier hatte er sich für seinen Gönner der mühsamen Aufgabe unterzogen, die Bibliothek zu ordnen und einen besseren Katalog zu entwerfen. Er war also für seinen hannövrischen Beruf wohl vorbereitet, wenn es je dessen bedurfte, und mehr als Einer im Stand, Werth und Aufgabe der Sache zu verstehen. Mit Recht durfte er von sich sagen: „Ich hoffe, daß ich der Pflicht meines Amts genügen und vielleicht mehr leisten werde, als gewöhnlich geschieht".

So findet man denn eine Reihe von Denkschriften und Entwürfen, in welchen er sich seinen verschiedenen Herrn gegenüber in dieser Frage ausspricht. „Eine wohlausgestattete Bibliothek ist eine der größten Zierden für ein Land und ein vortreffliches Hülfsmittel vermöge der stummen Doktoren, die sie in sich schließt. Was aber, um sich den Ruhm und Nutzen zu erhalten, dringend nöthig ist, wäre eine bessere Ordnung, um die Bücher leichter zu finden, und eine rege Fortsetzung, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben; aber freilich muß dieß vernünftig und mit hauptsächlichster Rücksicht auf das wirklich Brauchbare und Belehrende geschehen". Was das erste, die Ordnung anlangt, die ihm ja überhaupt auf allen Gebieten der Wissenschaft ebenso werthvoll, als meist noch nicht vorhanden erschien, so entwarf er für den Herzog von Wolfenbüttel ein doppeltes Katalogregister, das

Dutens (V, 209 ff.) uns aufbewahrt hat. Für die Vermehrung schlug er vor, man könnte etwa die Papierstempelsteuer (l'argent du papier timbré) darauf verwenden; denn, sagt er witzig, es ist billig, daß was vom Papier kommt, auch wieder zu ihm zurückkehrt. Im Uebrigen stehe der Nutzen, den Fürst und Land davon habe, in gar keinem Verhältniß zur Ausgabe, sondern dieß Geld sei gut auf Zinsen angelegt.

Weitaus die Hauptsache ist ihm aber die richtige Auswahl der zu kaufenden Bücher. „Die meisten Bibliotheken, die für schön und unterhaltend (curieuses) gelten, enthalten fast nur Nichtsnutziges oder wenig Brauchbares. Dürfte ich Eine nach meinen Gedanken und Wünschen anlegen, ich ließe hauptsächlich nur zwei Sorten herein, für's erste solche Bücher, die Erfindungen, Beweise, Erfahrungen enthalten, und für's Andre solche, die von Staatsangelegenheiten, von Geschichte, besonders der Jetztzeit, und von Länderbeschreibung handeln. Ich habe mir um vierzig Thaler die Blüthe der englischen Schriften mitgebracht, da ich mir jene Grenzen gezogen und allerdings auch nicht mehr Geld aufwenden konnte". So schrieb er im Jahr 1673 von Paris an Habbäus von Lichtenstern. Und im gleichen Geist berichtet er seinem Fürsten: „Nicht die Masse der Bücher macht es, sondern die Auswahl. Denn sehr oft ist Ein Schriftsteller soviel werth, als zehn miteinander. Auch muß man die Güte der Bücher nicht nach ihre Dicke schätzen; ich halte es für gewiß, daß eine große Zahl Kleiner mehr werth ist, als eine kleine Zahl von Großen. Jene verlieren sich sehr leicht und können nicht wieder gefunden werden, während die großen nur Ladenhüter zu sein pflegen (gardent les boutiques). Endlich glaube ich, daß man viele neue Bücher kaufen muß, von den Alten aber nur die Nöthigsten, zumal man von solchen oft eine ganze Sammlung auf Einmal bekommen kann. Ich vermöchte für diesen Zweck mit meinen zahlreichen Bekanntschaften im In- und Ausland zu dienen, so daß mir nicht leicht etwas Werthvolles entgehen wird [1]). — Am reichsten versehen sollte man in der Geschichte sein, während auf andern Gebieten das Wichtigere („die Kernbücher") zu haben genügt. Indessen

1) So gelang es z. B. seinen angelegentlichen Bemühungen, den werthvollen Bücherschatz des Hamburger Naturforschers Fogel für Hannover zu erstehen.

sind wir zwar überflüssig mit ausländischen Historien versehen, so mangeln uns doch viele Schriftsteller über deutsche Dinge, dahin ich auch die Bücher über öffentliches Recht zähle, als zum Exempel, die da handeln vom Territorialrecht, von Bündnissen, Reichs- und Wahltagen, Gewerben, Religionsfrieden, Austrägen, Kreisobersten, Reichsverfassungen, Kollekten und vielen andern Dingen, so gleichwohl in wichtigen Berathschlagungen zu beobachten und davon man im Fall der Noth in einer Bibliothek genugsam Nachricht finden sollte".

Ganz dem auch hier wieder hervortretenden realistischen Zug entspricht es, wenn er sogleich fortfährt, den Bibliothekvorschlag zu erweitern und zu beleben. „Es ist nichts in der Welt, so besser sonderlich junge Herren instruire, als Figuren. Nun ist mir ein Mann zu Paris bekannt, welcher mit unglaublichem Fleiß viel tausend auserlesene Stiche und Bleistiftszeichnungen gesammelt und solche nach den Materien eingetheilt, so in vielen Bänden bestehen. Ich glaube nicht, daß dergleichen in der Welt zu finden, und sollte dieß herrliche Werk zersplittert werden, so wäre es ein unersetzlicher Schaden. Der ist nunmehr alt und es zu verkaufen bereit. Es kann vor eine ganze Bibliothek gelten, und findet man darin die Bildnisse fast aller berühmter Personen in der Welt, die Darstellung unzähliger Einzüge und öffentlicher Feierlichkeiten, ein ganzes Theater der Natur und Kunst; Jagden, Schifffahrten, Stürme, Schlachten und Festungen, Paläste, Gärten, Landschaften, unzählige Hieroglyfen, Kapricen, Ornamente, Symbole, und Summa, was von Wahrheiten und Fabeln Zierliches in menschliche Gedanken kommen kann. Könnte man dieses Werk haben, so hätte man gewiß einen Schatz und unerschöpfliche Quelle unzähliger Nachrichten, darin man sich nicht nur bei fürstlichen Lustbarkeiten, Aufzügen, Maskeraden, Turnieren, sondern auch vielmehr bei Gebäuden, Gartenwerk, Maschinen und vielen Begebenheiten bedienen könnte. Summa, man könnte eine solche Sammlung wohl eine lebendige Bibliothek nennen.

Solches würde um so vielmehr statthaben, wenn man — welches an sich selbst wohl billig — bei die fürstliche Bibliothek eine Kunstkammer fügen wollte. Dergleichen Eine anjetzo zu verkaufen ist. Große Fürsten haben auf ihre Reputation sowohl als gemeinen Nutzen (des Volks) zu sehen. Dergleichen Ornamente

geben nicht nur Stoff zu herrlichen Erfindungen, sondern sind auch ein Kleinod des Staats und werden in der Welt mit Verwunderung angesehen. Bei dieser Kunstkammer wären allerhand nützliche Maschinen, oder auch, wo selbige zu groß, deren Modelle zu fügen. Und damit man nicht meine, es seien das bloße Kuriositäten, welche mehr Ansehen, als Vorteil bringen, so achte ich nöthig zu erinnern, daß vielleicht kein Fürst in Deutschland bei Kuriositäten der Natur und Kunst mehr interessirt, als mein gnädigster Herr. Maßen der Harz an sich selbst nichts anderes ist, als ein wunderbarer Schauplatz, allda die Natur mit der Kunst gleichsam streitet. Und kann eine einzige nützliche mechanische oder chemische Erfindung, so anderswo vielleicht nichts gelten würde, allhier vielleicht 10- oder 12,000 Thaler jährliche Renten bringen, wie wir dessen Exempel haben an den Stangenkünsten, dem Schießen und Anderem. Derowegen sind meine wenigen Gedanken, man solle sich sonderlich dahin appliziren, wie der Harz wohl ausstudirt werden möge, zu welchem Ende nöthig, daß man allhier in die fürstliche Kunstkammer alle erfindlichen Arten und Stufen der Erze, berghaften Metalle und Mineralien sammt allen ihren Unterarten und allergeringsten Unterschieden einsende, sammt denen Namen und ganz genauen Beschreibungen; dabei nicht nur der Ort, da sie brochen und was sich allda finde, sondern auch die Konjekturen verständiger Bergleute und was sie von deren Natur, Ursprung und Wirkung halten, zu fügen wären. Ja es sollten die Schichtmeister bei den wöchentlichen Löhnungen gehalten sein, alle Bergarten, die sie in der Grube finden, sammt solchen Gutachten einzuliefern, dahingegen sie vielen andern unnöthigen Schreibens halber zu überheben, womit sie viel Zeit verlieren und darüber sie klagen.

Was für ein Licht daraus entstehen würde, ist nicht wohl zu beschreiben, wohl aber bei vernünftigen Personen zu erachten [1]).

---

1) Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß Leibniz selbst, vom Kleinsten und Nächsten aus allezeit das Größte und Weiteste erfassend, die bedeutungsvollste Anregung und wissenschaftliche Belehrung aus seinen, zunächst volkswirthschaftlichen Harzbeschäftigungen gezogen hat. Zwar ist seinem freien Blick schon früher, ums Jahr 1675, bei der Auffindung einer thierischen Versteinerung eine ganz neue Anschauung aufgegangen, während seine Zeit im Durchschnitt solche Dinge nur als „Naturspiele" oder gar als göttliche, ja teuflische Wunder betrachtete. „Ich fand, schreibt er zu Paris an Kolbert, Gelegenheit

Es wird auch hochnöthig sein, daß eine fürstliche **Druckerei** dabei sei, welche aber etwas anders, als geschieht, einzurichten und zwar dergestalt, daß sie ihre Kosten selbst bezahle und sich gleichsam unterhalte, auch wohl noch dazu Vorteil bringe. Es könnten z. B. darin Kanzleiformulare gedruckt werden, damit die Sekretäre und Kanzlisten nicht einerlei so oft mit großer Mühe und Zeitverlust zu schreiben hätten. Ferner Kirchenagenden und allerlei merkwürdige Beschreibungen der Raritäten dieser Lande und so die Geschichte und Antiquität des fürstlichen Hau-

---

zum Besuch eines Bergwerks und dabei Anlaß zu sehr vielen Beobachtungen. Was mir aber die Augen am meisten öffnete (donna le plus d'ouverture) und mich sogleich an sehr wichtige Folgerungen denken ließ, war ein wunderbares Stück, das mir in die Hand fiel. Es ist ein Stein, auf dem die Natur mit voller Deutlichkeit zwei Thiere abgezeichnet hat" u. s. w. Kl. III, 213. — Auch später hatte er in solchen Fragen wiederholt Verkehr mit der Pariser Akademie, wie mit einzelnen Gelehrten, die er in ihren Forschungen ermunterte, „da man es hier doch überwiegend nicht mit bloßen Naturspielen zu thun habe"; s. Dut. II, 2, 176 ff. — Allein die Hauptanregung gab ihm doch der Harz mit seinen Bergwerken, deren wissenschaftliche Ausbeute er durch den Besuch der Minen in Süddeutschland, Ungarn, Dalmatien und Italien bereicherte. Die Ergebnisse davon sind niedergelegt in der 1691 verfaßten, aber vollständig erst nach seinem Tod gedruckten „Protogäa" oder Lehre von der Erdbildung (s. Dutens II, 2. 189 ff.), die er mit dem patriotischen Bekenntniß eröffnet: „Die Heimath bietet uns herrliche Vermuthungen und gleichsam Lichtstrahlen, von denen die Aufklärung auch zu den übrigen Ländern weiter gehen mag". Nach dieser Schrift ist die Erde das jüngste Ergebniß mehrerer großen Revolutionen, ursprünglich feurig als ein geschmolzenes, aus der Sonne als Mittelpunkt herausgeschleudertes Stück, strebend dorthin wieder zurückzufallen u. s. w.

Mag auch die ganze Betrachtung, die etwas einseitig chemisch ist, nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr volle Geltung haben, so behält sie doch, wie alle Gedanken dieses urwüchsigen Geists, ihre großartige Bedeutung für jene Zeit und die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft. Bedenke man, daß damals sogar auf protestantischem Boden eben dieses Gebiet der Naturwissenschaft höchst mißlich war, daß die gewöhnliche Behandlung, wenn sie je vom Bibelbuchstaben abging, es nur zu einer mystisch-unklaren Verquickung brachte, wie noch im Jahr 1682 die Schrift von Leibnizen's Freund Burnet „Heilige Lehre von der Erde" eine solche darstellte. Leibniz stellt sich zwar keineswegs feindlich gegen den biblischen Bericht, erklärt aber ganz ruhig und unbefangen, wie er denselben auffasse: „Moses gab diese großen Veränderungen durch zwei Worte zu verstehen; die Scheidung des Lichts von der Finsterniß deutet die durch das Feuer geschehene Schmelzung an, und die Scheidung des Feuchten und Trockenen berührt die Wirkung der Ueberschwemmungen".

Um dieser zugleich theologisch aufklärenden Richtung willen gab er seine Anschauung in leichterer Form auch in der Theodizee. Erdm. S. 578a (und 722a).

ses angehen, u. s. w. Da endlich die Klostergüter zu Besoldungen und Anderem verwendet werden, was mit den Studien kohäriret, so wäre an dem, ob nicht die Klostersachen demjenigen zugleich anzuvertrauen, so die Bibliothek, Kunstkammer (Laboratorium), Druckerei (Büchercensur) und Alles drgl. unter seiner Direktion. Er könnte dann all diesen Dingen mit mehr Nachdruck vorstehen, daraus referiren und die Belohnung der Studien mit den Studien selbst kombiniren" (— siehe oben den Vorschlag wegen des Klosteraufsehers —) [1]).

Mit diesen umfassenden Planen war Leibniz zuerst unter Johann Friedrich bestimmter hervorgetreten, da er unter dessen geistvoller und friedlich-ruhiger Regierung hoffte, den einen oder andern seiner Jugendwünsche zur Ausführung bringen zu können. „Allein der Tod hatte dieß vereitelt". Zwar auch der Nachfolger Ernst August, an den sich nun der Unermüdliche wandte, war persönlich wohl für derartige Gedanken empfänglich und zur Verwirklichung nicht ungeneigt, wären die Zeitverhältnisse solchen Werken des Friedens nicht allzu ungünstig gewesen. Und so geschah zunächst nichts.

Ob aber deßhalb „seine Denkschriften unbeachtet und unfruchtbar in den Kabinetten der Fürsten vermoderten?" [2]) Ich gebe es auch hier sowenig als früher zu und glaube sogar eine sehr bedeutsame Frucht der leibnizischen Anregungen nachweisen zu können, obwohl die Fäden des Zusammenhangs nicht sinnlich greifbar vorliegen. Was ich meine, ist die seinerzeit hochwichtige Gründung der Universität Göttingen, einer Hochschule, welche damals neben der durch Thomasius gegründeten zu Halle und noch mehr als diese, den frischen Geist der Neuzeit zum kräftigen Ausdruck brachte. Nicht blos durch entschiedene Wahrung der Lehrfreiheit zeichnete sie sich aus, wornach besonders darauf gesehen wurde, „keine Zänker und Verkezerer, die ein evangelisches Papstthum behaupten", als theologische Professoren zu berufen. Es war ihr auch im Unterschied von den Schwesteranstalten sehr

1) Die Denkschriften in Sachen der Bibliothek u. dgl. bei Kl. III, 229. IV, 378 ff. V, 50 ff.

2) Ein, Biedermann nachgesprochenes Urteil von Hettner, Literaturgesch. 3, 1. 142.

bald ein realistisch-geschichtlicher Grundzug eigen, vermöge dessen selbst die Filologie durch Gesner eine neue Richtung nahm. Die Fächer, welche hauptsächlich getrieben wurden, waren Recht, Geschichte, praktisches Völkerrecht, Geschichte der schönen Künste, Staatslehre, Geografie und drgl. Auch die wissenschaftlichen Hilfsmittel und Anstalten waren reicher und zweckmäßiger, als anderwärts ausgestattet, vor Allem die Bibliothek, der botanische Garten, das anatomische Theater, die Sternwarte. Ein ganz besonderes Gewicht wurde auf die „ritterlichen Exerzitien" gelegt, und die Anstalten dafür großartiger als anderswo getroffen, worauf der stiftende König Georg II ein Hauptaugenmerk hatte, da man vornemlich auf den Besuch des Adels, auch des englischen hoffte [1]). Endlich regte sich sehr bald der Gedanke, mit der Universität eine Akademie zu verbinden, sowie eine deutsche Sprachgesellschaft zu gründen; „dabei können des Herrn von Leibniz (berliner) Vorschläge und die Gesetze der leipziger Gesellschaft genützt werden". Hiezu gesellte sich der Plan, eine gelehrte Zeitschrift herauszugeben, woraus die „göttingischen gelehrten Anzeigen" hervorgegangen sind.

Fassen wir alle diese Züge in's Auge (wie sie Rößler in seinem Buch über die Gründung der Universität Göttingen gibt), so kann uns die auffallendste Aehnlichkeit mit den Gedanken und Vorschlägen Leibnizens nicht entgehen. Die Lehrfreiheit, besonders die theologische Freisinnigkeit erinnert ganz an sein ausgesprochenes Verfahren bei Helmstädt. Der realistisch-geschichtliche Zug ist ihm eigen, die wissenschaftlichen Hilfsmittel und Anstalten, besonders die Bibliothek, werden von ihm fortwährend in ihrer hohen Bedeutung betont; auch er will bei seiner Prinzenschule, die er gleichfalls in Göttingen an der Stelle des dortigen Gymnasiums errichtet sehen möchte, den „Exerzitien"

---

1) Wie wichtig zur Erreichung dieses Zwecks „die Exerzitienmeister" waren, ergibt sich aus dem Bericht eines Zeitgenossen vom Jahr 1660: „Die meisten jungen Edelleute sind dem berühmten Universitätsbereiter zu Lieb nach Heidelberg gekommen". Und als J. J. Moser 100 Jahre später eine Staats- und Kanzleiakademie errichtete, kamen zahlreiche Anfragen, ob auch eine Reitbahn und andere Exerzitienmeister dabei wären. „Hätte ich, fährt Moser fort, es dahin bringen können, so würde ich zuverlässigen Nachrichten zu Folge einige Prinzen und manche Grafen bekommen haben; so aber war freilich die Anzahl nicht groß!" s. Biederm. II, 77.

und Aehnlichem eine hervorragende Stelle anweisen, um den deutschen Adel herbeizuziehen; auch er hat endlich bei all seinen oben dargelegten Vorschlägen den Hintergedanken einer Akademiegründung in hannovrischen Landen, mit Allem, was für ihn damit gegeben ist, wie z. B. Pflege der deutschen Sprache und der gemeinsamen Schriftstellerei. Nehmen wir dazu, daß die Gemahlin des Stifters Georg, daß die Königin Karoline sich selbst als wärmste Freundin und dankbare Schülerin Leibnizens bis zu ihrem Tod bekennt, daß sie die nächste Freundin von Leibnizens Gönnerin Sofie ist. Auch in England zeichnete sie sich aus durch Beförderung von Kunst und Wissenschaft, und bei der Gründung der Universität Göttingen schrieben ihr die Zeitgenossen einen unmittelbaren Einfluß zu.

Liegt es bei dem Zusammentreffen aller dieser Züge so fern, sind wir nicht sogar genöthigt, anzunehmen, daß auch ein sehr bedeutender Einfluß von Leibniz mit im Spiel war, obwohl er die Gründung im Jahr 1733 nicht miterlebte? Ideen und Pläne sterben nicht mit ihrem Träger, wenn sie halbwegs auf empfänglichen Boden fallen. — Und endlich ist der Mann, der den Minister Münchhausen auf's kräftigste unterstützte, nemlich der Hofrath Gruber Nachfolger unsres Filosofen in seinem Amt als Bibliothekar und Geschichtsschreiber der Welfen. Ihm standen dessen Papiere zu Gebot; mußte er nicht auch diese Vorschläge kennen oder doch, wenn auch nur eine mündliche Ueberlieferung über solche Pläne fortlebte, zum Nachsehen sich veranlaßt fühlen? In der That wäre es möglich, daß sein Gutachten für die Gründung in Göttingen unter dem Einfluß leibnizischer Papiere stände; wenigstens ist die Verwandtschaft in der Ausführung ziemlich groß. Wollen wir indeß auch keinen besondern Nachdruck darauf legen, so glaube ich doch, daß mein allgemeiner Nachweis der Wahrscheinlichkeit keineswegs ermangelt, der Nachweis eines mehr oder weniger starken Einflusses, den die scheinbar verlorenen und vergeblichen leibnizischen Vorschläge auf eine sehr lebenskräftige und bedeutsame Schöpfung gehabt[1]).

---

1) Der preußische Minister, welcher Leibniz den Gründer der Universität Göttingen genannt haben soll, dürfte demnach, trotz des Spotts von Grote, bewußt oder unbewußt nicht so ganz Unrecht gehabt haben.

Wenn es ihm nun zunächst nicht gelang, in seiner eigenen Hannoverischen Umgebung seine Pläne zu verwirklichen, so schloß er sich dafür mit um so größerem Eifer einer Unternehmung von Anderen an, welche wenigstens in Einem sehr wichtigen Punkt mit seinen Bestrebungen sich berührte; es ist das geschichtliche Kollegium, welches Paulini und Ludolf gegen den Schluß der achtziger Jahre einzurichten und unter kaiserlichen Schutz zu stellen suchten.

In verschiedenen Briefen theils an Placcius, theils an Ludolf selbst[1]) spricht Leibniz seine wärmste Theilnahme aus und verspricht, das Unternehmen mit Rath und That zu unterstützen. Namentlich benützte er seinen damaligen Wiener Aufenthalt, um die Sache dem Kaiser und andern einflußreichen Personen an's Herz zu legen, da gerade an ihrem Wohlwollen und an der Benützung der kaiserlichen Büchersammlung Alles liegen mußte, um „die Aufhellung der vaterländischen Geschichte zu Stand zu bringen". Ebenso bietet er ihnen seine „vielen ungedruckten Stücke an, da sein Hof solche Studien begünstige". Leider wollte es aber nicht recht vorangehen. Bald hören wir in Ludolfs Briefen die Klage, daß das Kollegium „ganz eingefroren sei und man Mühe habe, nur den Schatten eines solchen zu erhalten". Auch Leibniz konnte nur bestätigen, daß es trotz aller scheinbaren Willfährigkeit in Wien und bei andern Höfen doch an der thatkräftigen Unterstützung derer fehle, denen am meisten daran gelegen sein sollte. Wie es scheint, hatte Paulini den Fehler gemacht, zu früh schon eine Geldunterstützung von den Fürsten zu erbitten. Dagegen war Leibniz mit Ludolf ganz einverstanden, daß sich zuerst die Gelehrten selbst zusammenthun und einmal einige Proben ihrer Leistungen geben sollten; dann erst sei auf eine greifbarere Theilnahme der Großen zu hoffen. Ueberdies hatte Leibniz auch hier wieder, wie immer, eingeschärft, vorsichtig zu sein und nicht mit der Sache allzufrüh „herauszuplatzen, damit wir nicht über dem Singen wie der Rabe im Aesop die Beute verlieren". Er fürchtete, die Mißgunst und Eifersucht könnte rege werden und damit die Zusendung und Ueberlassung der nöthigen Urkunden und

2) s. Dutens VI, 69 ff. und ein Hauptbrief nachgetragen bei Guhr. Kurmainz II, 201.

Schriftstücke aufhören. Deßhalb sei jedenfalls in dieser Beziehung nöthig, daß man sich den Kaiser und die andern Fürsten günstig erhalte. Allein es fehlte eben auch unter den Gelehrten selbst an dem rechten Sinn und selbstlosen wissenschaftlichen Eifer, wie ihn ein Leibniz und Ludolf besaßen. Lakonisch klagt der Letztere: Umsonst und ohne Lohn will Keiner arbeiten!

Trotz der Vergeblichkeit dieser Anläufe muß es aber doch bedeutsam bleiben, wie sich Leibniz die Einrichtung und Arbeitsweise eines solchen geschichtlichen Kollegiums denkt. Die Schwierigkeiten, erklärt er, seien am Ende schon zu überwinden, wenn man nur stufenweise vorgehe. „Am besten wäre es, sich das Verfahren des naturwissenschaftlichen Kollegiums[1]) zum Muster zu nehmen. Die verschiedenen Erzeugnisse und Arten der Natur werden hier unter die Mitglieder vertheilt. Der Eine wählt den Zinnober, der Andre das Opium u. s. w. zur Beschreibung, und Jeder leistet größtentheils, was er übernommen. Damit aber inzwischen viele treffliche Beobachtungen, die in den Systemen keinen schicklichen Platz finden oder auf deren Abfassung nicht warten können, unverloren bleiben, so geben sie sog. Efemeriden als Fundgrube vieler trefflichen Dinge heraus. Dieß sollte auch bei der Geschichte nachgeahmt werden. Es ist eine langwierige und mühevolle Arbeit, die Geschichte einer Landschaft oder eines Jahrhunderts vollständig zu geben. Während also die Mitglieder an ihren Aufgaben arbeiten, gebe man unter der Zeit zum Nutzen der Mitglieder und des ganzen Gemeinwesens die Materialien heraus. Manchem kommen Urkunden, Chroniken, Bruchstücke in die Hand, welche den andern Genossen eine Aufklärung geben können. Und dieß wissen die Besitzer oft selbst nicht, denn sie können die Folgerungen nicht ziehen, welche nur Einem möglich sind, der in den Gegenstand eingearbeitet ist. Der Umlauf solcher Dinge unter den Mitgliedern läßt sich aber nur durch den Druck bewerkstelligen[2]). — Weiterhin handelt es sich zunächst nicht darum, ein zierliches und blühendes Geschichtskompendium zu schreiben, sondern man braucht vor Allem ein umfangreiches Quellenwerk (vastum corpus, apparatus), ähnlich

---

1) 1651 zuerst in Schweinfurt, seit 1672 als Academia Leopoldina in Wien.
2) s. Kurmainz II, 201 f.

den Annalen des Baronius, das nicht zum Zeitvertreib sein soll, sondern dazu diene, der späteren Zukunft einen Schatz zu hinterlassen und so die Grundlage für künftige Geschichtsschreiber zu bilden. Denn in der alten Geschichte sind durchaus Zeugen nöthig, und verwerflich ist die Ansicht z. B. von Maimburg, welcher meint, dieß allzukritische Verfahren (κριτικώτερον genus) stehe dem Geschichtsschreiber nicht an. Allein damit will man nur unter dem Vorwand des guten Geschmacks sich für Erdichtungen Thür und Thor offen halten".

Diese trefflichen Gedanken über Arbeitstheilung und Quellensammlung müssen uns um so mehr anziehen, als sie gerade in unseren Tagen durch die geschichtlichen Schulen von Berlin und München in so erfolgreicher Weise zur Ausführung gebracht werden. Und Einer von den verdienstvollsten unter diesen Männern ist ja eben Pertz, der Herausgeber von Leibnizens Hauptgeschichtswerk, so daß die Kette eines gewissen geistigen Zusammenhangs über zwei Jahrhunderte hinüber geschlossen ist.

Indeß ließ sich Leibniz selbst durch die Erfolglosigkeit der nächsten Bemühungen nicht abschrecken, für seine Person wenigstens Hand an's Werk zu legen und seine fruchtbaren Gedanken über Geschichtsbehandlung zu verwirklichen, indem er auch hier, wie später bei der Akademie, sozusagen allein ein ganzes Kollegium vorstellte. Es hängt ja auch der tiefe Sinn für Geschichte, neben dem für die Naturwissenschaft, auf's engste mit seiner ganzen Weltanschauung und eigenen Natur zusammen, weßhalb wir ihn schon im bisherigen Verlauf immer mit so großem Nachdruck auf die Betreibung dieser Wissenschaft dringen sahen. Mit aller Geflissenheit hebt er in seiner Metafysik hervor, daß die Natur und Entwicklung keine Sprünge mache, sondern in stetigstem Zusammenhang ihre Gebilde erzeuge [1]). Die Gegenwart ist Frucht der Vergangenheit und Keim der Zukunft (le présent est chargé du passé et gros de l'avenir) und zwar in so strengem Sinn, daß ein hinreichend scharfes Auge aus jedem Punkt heraus die ganze Linie nach rückwärts und vorwärts lesen und bestimmen könnte. Ueberall ist Werden und Streben und zwar zur Vollkommenheit hin; überall werden Keime ans Licht gebracht und

1) Vgl. auch seine größte mathematische Erfindung, die Differential- und Integralrechnung.

zur Frucht gezeitigt. In diesem beständigen freien Fortschritt besteht eben der Gipfel der Weltvollkommenheit. Manchmal mag allerdings bebautes Land wieder zum Wald werden, allein dieß ist nur anzusehen wie die Trübsal, die den Einzelnen trifft; es ist der Umweg zur Erlangung eines höheren Guts. Man wird einwenden, die Welt wäre auf diese Art schon längst zu einem Paradies geworden. Allerdings sind unzählig viele Substanzen bereits zur Vollendung gelangt; aber wegen der Unendlichkeit der Welt sind eben so viele Keime noch im Abgrund verborgen und schlummern im Grund der Dinge. Auch sie müssen aufwachen und eine höhere Stufe erreichen. So ist also gar kein Abschluß des Weltfortschritts zu setzen [1]. —

Wie günstig und fördernd war nicht eine solche Weltanschauung für eine wahrhaft geistige, freie Behandlung eben der Geschichte! Freilich glaubt Leibniz eine solche zu seiner Zeit selten oder nirgends vorzufinden. Die Einen benützen diese Wissenschaft, um ihre schwarze Ansicht vom Weltlauf zu bestätigen. Sie hängen sich immer an das Schlimme, erzählen nur von Krieg und Blutvergießen und dergl., statt daß der Hauptzweck der Geschichte sein sollte, Tugend und Klugheit durch ihre Beispiele zu lehren, das Laster aber in einer Weise zu zeichnen, daß Abscheu und Widerwillen gegen dasselbe entsteht. Weit wichtiger, als jene, überwiegend behandelten Gegenstände sind daher Darstellungen, welche uns die Sitten und Gebräuche, Recht, Sprache und Religion der einzelnen Völker lehren. — Andere haben ihre Freude daran, die niedrigen Beweggründe in der Entwickelung recht geflissentlich hervorzuheben. Wohl ist es wahr, daß derartige Dinge gar vielen Einfluß haben. Die Könige spielen zu Haus mit Karten, im Staatsleben mit Bündnissen und Verträgen. (Vom französischen König namentlich gilt das Witzwort: Bei Ihm geht es hoch her, car il t r a i t e toujours. Zu den Staatskünsten des heutigen Frankreichs gehört es, sobald es einen Schlag geführt hat, vom Frieden anzuheben. Dadurch gewinnt es den Vorteil des Kriegs und trachtet zugleich nach dem Ruhm eines friedfertigen Sinns.) „Ich pflege zu sagen, eine Fliege könne den ganzen Staat verändern, wenn sie einem großen König vor der Nase

1) Vgl. den Aufsatz „de rerum originatione radicali". Erdm. S. 150.

herumsauset, so eben in wichtigen Rathschlägen begriffen" (vom Verhängniß, Guhr. d. Sch. II, 49). Eine einzige Nacht, die ein Fürst schlecht geschlafen hat, eine zufällige körperliche oder geistige Verstimmung veranlaßt ihn zu herben Entschließungen, die dann bald viele Tausende Armer mit ihrem Blut zu büßen haben. Oft ist es der unvernünftige weibliche Einfluß auf den Gemahl oder Geliebten, oft die Gereiztheit eines Ministers, die den Herrscher ansteckt oder verderbt. Es liegt am Tag, daß viele Heroën, genau besehen, nur aus kindischem Drang oder aus Weibersucht oder aus niedriger Habgier gehandelt haben. Indeß, wir dürfen eben nie vergessen, daß wir es mit der Geschichte von Menschen und nicht von Göttern zu thun haben[1]). Wenn man derartige Dinge, an die sich überdies oft die vergrößernde und verschlimmernde Sage anhängt, mehr bei Seite läßt, so kann die Geschichte nur gewinnen, für deren Gang im Großen immer noch viel Schönes und Herrliches übrig bleibt. Es ist damit, wie beim Theater, wo auch der Eindruck und Genuß gestört wird, wenn man die Maschinerie sehen läßt. — Damit soll natürlich nicht der allerschlimmsten Gattung von Geschichtsschreibung das Wort geredet werden, der urteilslosen und unehrlichen nemlich, welche fremden Zwecken dient. Bitter spricht er sich in dieser Beziehung über die mittelalterliche und damalige katholische Art aus, deren Streben nur sei, wie sie Rom gefallen möge. Im Mittelalter bei den albernen Bettelmönchen galt als uralt, was über ihre Lebenszeit hinauslag; von Kritik war keine Spur; diese lag im tiefen Brunnen, so daß man jetzt aus dem Wust (coeno) alberner Fabeln die Geschichte herausschälen muß. Nicht minder trifft dieser Tadel den Baronius und seines Gleichen, die ganz andere Zwecke, als die Förderung der Wahrheit verfolgen. (Aus dem Grund warnt er einmal den Landgrafen von Hessen, über sein reiches Archiv keinen Jesuiten, wie die Paderborner oder ihresgleichen, zu setzen. „Dieß hieße, wie wir Deutsche sagen, den Bock zum Gärtner machen. Jene Leute hielten es für Gewissenspflicht, ein gut Theil der Schriftstücke zu vernichten; denn von ihrem gehässigen und rachsüchtigen

1) Alle diese Sätze stehen in der Vorrede zu dem, im Jahr 1693 (und 1700) gedruckten codex juris gentium diplomaticus, dessen Aktenstücke Leibniz der Gunst vieler Fürsten verdankte. Um so mehr mögen sie zur Würdigung der landläufigen Meinung über Leibniz als „Hofmann" dienen.

Geist haben sie schon genug Proben abgelegt".) Als seinen Grundsatz stellt er dagegen auf, daß es bei der Mathematik auf den Scharfsinn, bei der Naturwissenschaft auf Versuche, bei göttlichen und menschlichen Gesetzen auf's Ansehen, bei der Geschichte aber auf Zeugnisse ankomme [1]).

Und wie er nach rückwärts diesen strengen Wahrheitssinn als erste Regel aufstellt, so will er nach vorwärts eine wirklich nutzbringende Behandlung und Verwerthung der Geschichte. Er bezeugt von sich selbst wiederholt, daß er bei seinen einschlägigen Studien immer gesehen habe, was sich nun aus dem Gegebenen folgern und für's Leben brauchen lasse. Deßwegen ist ihm für jede Wissenschaft die geschichtliche Betrachtung so viel werth, ganz besonders aber liegt ihm für den Theologen, Juristen und Staatsmann an der Kirchengeschichte [2]). Damit stellte er sich in schärfsten Gegensatz zu der katholischen Welt- oder Kirchenanschauung, welche in ungeschichtlicher Hartnäckigkeit dem Fluß des Werdens und der Entwicklung auf geistlichem und weltlichem Gebiet ein bannendes und erstarrenmachendes Halt! zurufen möchte. Auch die Religionsgeschichte der Heiden will Leibniz, wie wir vom theologischen Gesichtspunkt aus bereits berührten, nicht minder im rein geschichtlichen Interesse beachtet wissen und äußert darüber wiederholt: „Ich glaube, daß die alte Völkergeschichte in der Hülle dieser Götterfabeln vorliegt. Z. B. dürfte der Kampf der Titanen mit den Göttern nichts anderes vorstellen, als die Einfälle scythischer Horden in jene asiatischen Länder, wo die Könige göttlich verehrt wurden. Ob nicht unter And. die Anschmiedung des Prometheus an den Kaukasus auf jene Kriegsschauplätze hinweist?" Die Hauptstelle, wo er darüber spricht (Theodizee, Erdm. S. 544 ff.), ist eine Abschweifung, der man die Lust und das Behagen des Verfassers an solchen Verknüpfungen deutlich ansieht. Zugleich wird hier bereits zur Untersuchung das erfolgreichste Mittel, die Sprachvergleichung, angewendet, freilich bei der Unkenntniß des Sanskrit ohne festen Boden, wie er selbst sagt: „Ich habe mich von der Freude an solchen Vermuthungen, die uns ein Licht über jene alten Zeiten geben, fortreißen lassen

1) s. Feder Briefw. 369.
2) Vgl. die beiden vorigen Kapitel.

und weiß nicht, ob ich's besser getroffen, als Goropius und Rudbeck" (— zwei schreckliche Etymologen —).

Mag auch seine Grundanschauung von dem geschichtlichen Kern jener Mythen nicht die ganz richtige sein, so war sie doch ein werthvoller Fortschritt über jenen (auch in der Sprachvergleichung spuckenden) Wahn hinaus, als ob dieselben nur dunkle Erinnerungen der alttestamentlichen Geschichten wären. Mit Recht erklärt er dieß (Dut. VI; 1, 252) für weniger vernünftig [1]. — Allein auch auf andern Gebieten trägt die Geschichte reiche Frucht; sie zeigt, wie die geistige Entwickelung im Ganzen ihre Stufen hat und ist daher ein Gradmesser, ob ein Volk und eine Zeit auf der Höhe des Jahrhunderts stehe oder zurückgeblieben sei. Sie zeigt endlich auch für das Staatsleben, wie es aussehe, wo Gefahren drohen, wie sie abgewendet werden müssen und können.

Diese Grundsätze brachte Leibniz denn auch zur Ausführung in seinen eigenen sehr bedeutenden geschichtlichen Leistungen. Ueberzeugt, wie wir hörten, daß für die Geschichte der fortlaufende Faden von Urkunden („tenor actorum") vom größten Werth sei, daß Dokumente (tabulae actorum) die unerläßliche Grundlage bilden müssen, gibt er selbst eine solche Sammlung heraus unter dem Titel: „Diplomatischer Kodex des Völkerrechts", erschienen 1693, und 1700 mit einem Nachtrag („Mantissa") bereichert. Es sind seltene, meist vorher ungedruckte Aktenstücke vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert. Der tiefere Zweck neben dem geschichtlichen ist, zu zeigen, wie trotz aller Willkührlichkeit der Fürsten im Halten von Verträgen diese doch das einzige, werthvolle Gesetzesband seien, das die Verhältnisse zwischen den einzelnen, selbständigen Völkern regle und bestimme. Eine solche Sammlung soll daher als eine Art von moralischem Gesetzbuch das besonders in jener Zeit tief gesunkene völkerrechtliche Bewußtsein stärken und geschichtlich darthun, daß die Menschheit trotz aller Abweichung doch von jeher ein Rechtsverhältniß auch zwischen solchen anerkannt habe, die einander nicht unmittelbar zu zwingen vermögen. Wie dabei die Spitze unverkennbar gegen Frankreich, „den Brecher der Verträge", gerichtet ist, leuch-

1) Vgl. indeß über diese verschiedenen Grundsätze der Mythenerklärung O. Pfleiderer, „die Religion" II, 7 ff.

tet sogleich ein. — Leibniz wurde bei diesem Unternehmen von überall her bereitwilligst unterstützt, wie er in der Vorrede des Nachtrags mit ausdrücklichem Dank gegen die Einzelnen es anerkennt und mit Befriedigung hervorhebt, es sei ihm gelungen, Fürsten und Regierungen vom Werth der Oeffentlichkeit solcher Urkunden zu überzeugen, die bis dahin im geheimen Schauer der Archive wie ein vergrabener Schatz bewacht worden seien. Nur von Wien wurde ihm wieder wenig oder keine Förderung, worüber er sich, nicht öffentlich, aber in einem Brief bitter beklagt. Er schäme sich, daß er für sein Vorhaben nichts vom kaiserlichen Hof erhalten habe, während er doch im Reich und für dasselbe arbeite und zu sagen wage, daß vielleicht seit langer Zeit kein Buch erschienen sei, das so viele authentische Stücke enthalte, geeignet, die Stellung und Ansprüche des Reichs zu bestimmen oder zu bewahren. Man müsse hier die Sorgfalt der Franzosen loben, welche in diesen Dingen selbst bei dem, was verjährt erscheine, nichts unterlassen. — Vielleicht gehört in diese Zeit sein schon erwähnter Vorschlag, eine Person zu bestellen, welche derartige Urkunden des Reichs an's Licht bringe oder auf ihre Erhaltung bedacht sei, da das Reich die größten und festgegründetsten Rechte habe [1]).

Eine ähnliche Quellensammlung sind die „Accessiones historicae" aus der mittelalterlichen Geschichte, 1698 in zwei Bänden erschienen, welche ein Beitrag für das geschichtliche Kollegium sein sollten. Die einzelnen Stücke sind mit ausführlichen kritischen Berichten versehen. — In Verbindung damit steht eine noch viel umfassendere Sammlung, in den Jahren 1707, 10 und 11 erschienen unter dem Titel: „Zur Aufhellung dienende Schriftsteller über Braunschweigische Geschichte", 157 Schriftstücke des Mittelalters bis nahe zur Reformation, gleich den darauf gegründeten Annalen von weit mehr als blos braunschweigischem Werth. Auch hier ist in der alten Sorgfalt jeder Schriftsteller mit kritischen und lebensbeschreibenden Einleitungen ausgestattet.

Wenn Leibniz mit diesen Sammlungen dem ersten Theil seiner Forderungen Genüge thut, so bringt er auch den zweiten zur Ausführung in seinen „Annales rerum Brunsvicensium",

1) s. Guhr. d. Schr. II, 477 f.

die den Anlaß zu den ersteren gegeben hatten. — Fürstenstammbäume waren selbstverständlich in jener Zeit der Fürstenalleinherrlichkeit ein Hauptgegenstand gelehrter Forschungen und Arbeiten. Völker-Recht und Geschichte war auf den Privatstandpunkt heruntergesunken. Zudem wurde dieß lohnende Handwerk in ebenso schnöd ungeschichtlicher als undeutscher Weise betrieben. Der überirdische Nimbus mußte um so größer erscheinen, je weiter in graue Vorzeit und ferne Lande die fürstlichen Abstammungen gerückt wurden. Daher die Sucht, deutsche Herrschergeschlechter nicht etwa blos von Karl dem Großen, sondern gar von Augustus oder noch älteren römischen Adelsfamilien abzuleiten und mit Stammbäumen und Wappen auszuzieren[1]). Ein solches Machwerk wurde zu Venedig auch dem Herzog Ernst August überreicht, der denn doch die Schmeichelei zu stark oder zu lächerlich gefunden haben muß und vielleicht dadurch veranlaßt an Leibniz den Auftrag gab, den wahren Ursprüngen seines Hauses und dem Zusammenhang mit der Familie Este nachzuforschen. Leibniz freute sich, das geschichtliche Intresse mit dem vaterländischen sogleich vereinigen und im Voraus erklären zu können, daß den landläufigen Meinungen entgegen die Welfen lediglich nicht aus italienischem oder römischem Blut stammen, indem der Name des gemeinsamen Stammvaters Azo mit den römischen Accii nichts zu schaffen habe, sondern eine gut deutsche Abkürzung unseres Adalbert oder Albert sei. Auf seiner, zu diesen geschichtlichen Zwecken 1687 unternommenen Reise durch Deutschland nach Italien fand er denn auch bald die Bestätigung, wornach selbst die Familie Este sich als eine rein deutsche auswies.

Wenn nun aber auch die Veranlassung zunächst nur ein sehr beschränktes und wenig bedeutsames fürstliches Einzelintresse war, so wußte doch Leibniz die Aufgabe sogleich großartiger und umfassender zu gestalten. „Die braunschweigische Geschichte (schreibt er an Bayle, Feder 131) gab mir Anlaß zur deutschen und sogar zu Abschweifungen auf die allgemeine Weltgeschichte". Insbe-

---

1) So sollte z. B. der hohenzollerische Adler (in eigenthümlichem Darwinismus) von dem römischen Patrizier Petrus Columba abstammen, die Habsburger dagegen von Fabius Cunctator (!) oder den Scipionen herkommen — und was dgl. gern gesehener Unsinn mehr war.

sondre „wünschte er in der Gegenwart etwas umfassenderes, als nur Braunschweigisches zu geben“, woran er den Wunsch knüpft, daß ein kaiserlicher Geschichtsschreiber sich erheben möchte [1]). Sein großartiger Plan war nemlich, unter einleitender Vorausschickung der, an den braunschweigischen Harz angeknüpften „Erdbildungsgeschichte“ und eines Abschnitts über die Völkerwanderung eine fortlaufende Darstellung vom Anfang des westlichen Kaiserthums unter Karl dem Großen bis auf die Gegenwart zu geben, zu welch letzterem Zweck ihm namentlich auch die Bekanntschaft mit Ludwigs XIV Geschichtsschreiber Pelisson von Werth war, um durch diesen die nöthigen Aktenstücke zu erhalten. Pelissons Tod vereitelte diese Hoffnung. Ueberdies aber war das Werk für Leibnizens noch übrige Zeit und viel in Anspruch genommene Kraft zu weitläufig angelegt, zudem er seiner ganzen Art nach es nicht unterlassen konnte, von dem jeweiligen Gegenstand immer wieder Abschweifungen in die verwandten Gebiete (Theologie, Sprachforschung, Kirchenrecht u. s. w.) zu machen, da seinem Geist stets der Zusammenhang des Ganzen der Entwicklung vorschwebte.

Es ist unverkennbar, daß die Arbeit in den letzten Jahren seines Lebens als ein Druck auf ihm lastete, „als ein böses Weib, an welches man ihn verheirathet“ (Feder 59), indem der ziemlich niedrige Sinn des Kurfürsten Georg Ludwig und seiner Minister den hohen Geistesflug des Forschers als gemeines Ackerpferd im Dienste höfischer und fürstlicher Verherrlichung abplagen und ausnützen wollte. So schrieb ihm z. B. Bernstorf im Jahr 1714 von London, wohin Leibniz auf den protestantisch-patriotischen Wunsch Kerslands seinen König begleiten wollte: „Sie thun wohl, mein Herr, in Hannover zu bleiben und Ihre Arbeiten wieder vorzunehmen; Sie können dem König keine größere Aufmerksamkeit erweisen (faire votre cour) oder die früheren Abwesenheiten besser vergüten, als wenn Sie Sr. Majestät, wenn dieselbe nach Hannover kommt, einen guten Theil der Arbeiten vorlegen, welche Sie schon lange erwarten. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden die Kapitel, von denen wir vormals gesprochen, nicht vergessen“ u. s. w. [2]) So behandelt man sonst nur Schulbuben!

1) Feder Briefw. S. 370.

2) Feder S. 231 ff. Alle diese Briefe sind überhaupt im höchsten Grad widrig,

Wenn Leibniz zuerst beabsichtigte, die Darstellung bis auf Ernst August herabzuführen, so hatte er sich in der Erkenntniß, daß dazu die Zeit und Kraft nicht mehr reiche, bald darauf beschränkt, nur bis zum Tod des Welfenkaisers Otto IV (1218) zu gehen, und auch dieß endlich abgekürzt auf das Jahr 1024, den Tod Heinrichs II. Das letztere Ziel hatte er denn auch beinahe erreicht, als ihn der Tod aus all seinen Geschäften und Plänen abrief. Die Annalen reichen bis 1005 und schließen mit den, einige Tage vor seinem Ende geschriebenen Worten: „Diese Fragen aus der Dunkelheit an's Licht zu stellen, muß ich dem Fleiße Andrer überlassen (quos ex tenebris eruendos aliorum diligentiae relinquo)". — „So muß denn das Werk, wie es auf uns gekommen, als im Sinne seines Urhebers fast vollendet gelten. Die gereifte Frucht eines langen, thatenvollen Lebens trägt diese große Arbeit den Stempel des Genius, welcher darin das Höchste leistete, was er auf dem Gebiet der Geschichte vermochte. Die Sorgfalt und Ausdauer im Sammeln des weitverstreuten, ungekannten Stoffs, die Vertrautheit mit dem reichen Feld der geschichtlichen Literatur, die Umsicht bei der Prüfung, der richtige Blick bei der Entscheidung dunkler und zweifelhafter Fragen, die Vielseitigkeit des Geists, welcher auf Alles, was Menschen wichtig sein kann, gerichtet die mannigfaltigsten Kenntnisse in seinem Werk niederlegte, — ein Geist welcher in der Wissenschaft kein höheres Gesetz, als die Wahrheit, keinen Zweck, als die Erleuchtung und

---

indem sie eine förmliche Mißhandlung des greisen Filosofen in Wort und That zeigen. Freilich ließ sich nichts Besseres erwarten, wenn König Georg in Leibniz nur „sein lebendiges Diktionär" zu rühmen wußte, oder einmal, als derselbe eines Fußleidens wegen seine Abreise von Berlin hinausschob, bemerkte, was man an ihm schätze, seien nicht die Füße, sondern der Kopf. — Natürlich stimmten die Höflinge bereitwilligst in diesen Ton gegen den ihnen zu großen Mann ein. Z. B. erhob Feller mit großer Bitterkeit den Vorwurf gegen den Verstorbenen, er habe zu sehr der Vielwisserei und dem eitlen Ruhm nachgehangen, um seiner Pflicht als „Historiograf" ordentlich nachzukommen, so daß er in 30 Jahren die Geschichte des Hauses Braunschweig nicht fertig gebracht, für welche ungeheure Kosten (? vgl. die obigen Briefe!) aufgewendet worden.

Es ist wahrhaft lächerlich, die Geschichte dieser Welfen einem Leibniz als Hauptpflicht vorgehalten zu hören. Ueberhaupt hat dieses Haus durch solche Vorkommnisse seine früheren Verdienste um den großen Mann nahezu wieder getilgt, so daß auch von dieser Seite angesehen kein Recht mehr besteht, ihn als wesentlich hannoverisches Hof- und Staatseigenthum in Anspruch zu nehmen.

Veredlung des Menschengeschlechts kannte, ein Herz, welches auch bei den Beziehungen, die es an ein geliebtes und verehrtes Fürstenhaus knüpften, stets für das Recht schlug und welches bis zum letzten Athemzug die Erhaltung, Sicherung und Befestigung des deutschen Vaterlands als höchstes Ziel seines rastlosen Wirkens erkannte — Alles dieß sichert den Annalen einen Ehrenplatz neben den übrigen Werken ihres Verfassers und unter den ausgezeichnetsten Büchern neuerer Geschichte. Einmal dem Dunkel der Vergessenheit entzogen, werden die Annalen leben und wirken“. So urteilt Pertz [1]), der das Werk nach einer Vergrabung von 127 Jahren endlich hervorzog und dem deutschen Volke gab.

Von der rein geschichtlichen Bedeutung auch abgesehen muß uns diese leibnizische Arbeit im Zusammenhang seines ganzen Wirkens und Strebens von größter Wichtigkeit sein. Denn ohne ein Parteibuch darzustellen, wie es die Annalen von Baronius sind, trägt es doch ein gewichtiges und ernstes praktisches Gepräge. Es enthält, als reiffste Frucht halbhundertjähriger Beobachtungen, Studien und Versuche, ein scharfes Verwerfungsurteil über das ganze Wesen und Treiben des romanistisch-mittelalterlichen Katholizismus und verhält sich in dieser Beziehung zu den Reunionsbestrebungen ähnlich, wie die Theodizee zu den Verhandlungen der Union, nur daß hier die Hoffnung auf allmähliges Durchdringen der Wahrheit, auf einen Sieg der wahren, geistigen Aufklärung überall durchklingt, während die Annalen im Blick auf die ganze Christenheit zwar auch nicht an einstiger Besserung verzagen (s. oben S. 520 über die Kirche), aber doch einen ganz überwiegend abweisenden und verwerfenden Ton anstimmen. Und es ist das um so bedeutsamer, weil Leibniz, wie ich schon einmal hervorhob, alles eher erwarten konnte, als daß dieß Werk erst anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tod in die Oeffentlichkeit treten werde. Nein, mit klarem Bewußtsein legte er darin sein kirchen-politisches Abschiedswort nieder, dessen in weitesten Kreisen sehr verblüffende und aufregende Wirkung er noch mitzuerleben denken mußte. So wenig war er blos der geschmeidig sich anbequemende Diplomat.

Außer diesem Hauptwerk als dem „vastum corpus“ fehlt es

---

1) s. die Vorrede zu seiner Ausgabe der Ann. S. 24 ff.

nicht an mehreren Stücken, welche als gelegentliche Arbeiten, als werthvolle Abfälle der Hauptstudien zu bezeichnen sind und in welchen er seinen eigenen Rath der „vermischten Veröffentlichungen" (Miscellanea sparsim edita) zur Ausführung brachte. Einzelne derselben wollte er als Episoden oder Eingänge den Annalen einverleiben, so die schon erwähnte Protogäa, einen (später von Eckart unter eigenem Namen herausgegebenen) Aufsatz über die Völkerwanderung, beide miteinander gleichsam den geografischen und geschichtlichen Hintergrund der eigentlichen Darstellung bildend, weiterhin Untersuchungen über die fabelhafte Päpstin Johanna (unter dem heiteren Titel: flores sparsi in tumulum Johannae papissae [1]). Aehnliche Arbeiten sind die Aufsätze über den Ursprung der Franken und über den der Deutschen (theilweise wieder von Eckart an sich gezogen). Dazu kommen die deutschgeschriebenen Lebensbilder der Herzoge Joh. Friedrich und Ernst August, sowie das Bruchstück eines solchen für die Königin Sofie Charlotte. — Nicht unerwähnt kann ich an diesem Ort eine der, von mir für Leibniz angesprochenen Flugschriften lassen, ich meine „das verkehrte Glücksspiel europäischer Allianzen" (S. 157 f.), wichtig als eine durchaus volksthümliche, deutschgeschriebene Darstellung der verschiedenen Verwicklungen von Anfang des dreißigjährigen Kriegs bis in's Jahr 1686, verfaßt zum Zweck der nationalen Aufklärung und Warnung an der Hand der Geschichte.

Endlich bethätigte er seinen Eifer für diese Wissenschaft auch dadurch, daß er neben seinen eigenen Arbeiten die Unternehmungen Andrer theils anregte, theils unterstützte. So gab er z. B. einen Auszug aus J. Burchards Leben des Papsts Alexander VI heraus, während er die neue Ausgabe von Adzlreiters baierischen Annalen mit einem Vorwort versah, das eine wichtige sprachliche Untersuchung über den Ursprung der Baiern enthielt. Aehnliches läßt sich auch bei andern geschichtlichen Veröffentlichungen jener Zeit vermuthen. Namentlich ist außer dem schon Erwähnten bei mehreren Werken von Eckart anzunehmen, „daß er sich mit fremden, d. h. mit leibnizischen Federn geschmückt habe", wie man ihm schon seinerzeit in Hannover nachsagte.

Fassen wir alle diese geschichtlichen, unmittelbaren und mittel-

1) Vgl. den Brief an Des Bosses, Erdm. S. 456.

baren Leistungen in's Auge, so wird wohl gesagt werden dürfen, daß sie zu dem Bedeutendsten gehören, was Leibniz für die Wissenschaft, insbesondere für die deutsche gethan hat. Hierauf besonders paßt das Urteil, das Pelt in Herzogs Realencyklopädie (8, 279) fällt, die hohe Bedeutung desselben bestehe vornemlich in der Umwandlung des ganzen wissenschaftlichen Geists, die man ihm verdanke. Denn ohne einen offenen Sinn für Geschichte ist lediglich keine wahre Wissenschaft möglich [1]. — Hauptsächlich aber die Deutschen dürfen ihrem großen Landsmann danken, daß er ihnen den kräftigsten Anstoß und ein glänzendes Vorbild in der Wissenschaft gegeben, zu der sie ihrer Naturanlage nach mehr, als alle anderen Völker befähigt und berufen sind. Es ist, als wollte Leibniz gerade darauf hinweisen, wenn er in den Annalen (III, 802) mit Nachdruck betont, in welch hoher Blüthe eben Deutschland in geschichtlicher Beziehung unter den Ottonen schon gestanden sei. Allmählig aber sei durch die Kirche, insonderheit durch die Bettelmönche Alles wieder verloren gegangen. „Die guten Historiker verschwinden; von einem Quellenstudium ist keine Rede mehr. Die Bettelmönche reißen Alles an sich und heiligen ihre Irrthümer und ihre Unwissenheit durch den Scheiterhaufen u. s. w." Was Leibniz in seiner Einzelperson darstellt, den weiten, umfassenden, freien Blick für's Allgemeine, das ist bis zu einem gewissen Grad Erbgut des ganzen Volks. Denn zur Geschichte, insonderheit zur Weltgeschichte gehört jene Schwungkraft des Geists, welche vermag, sich loszureißen vom jeweiligen Standort in Raum und Zeit, um liebevoll einzugehen auch auf das Fremde und Entfernte, um in Allem das Eine beherrschende Gesetz zu erfassen. Geschichte und Filosofie sind hierin nahe verwandt, wenn sie auch von verschiedenen Punkten ausgehen. Es ist die Kehrseite unsres Nationalfehlers, daß auf beiden Gebieten die Deutschen der neueren Zeit an

---

1) Etwas ganz anderes ist freilich der verderbliche Hang, zu dem der vorsichtig geschichtliche Sinn ausarten kann, der Hang nemlich, in seltsamer Potenzirung sich mit einer Geschichte der Geschichte (der Geschichte u. s. w.!) zu belasten und darüber unter vieler Qual und Pein nicht mehr zur Sache zu kommen. So ist z. B. eine Bibelauslegung, die sich mit allen einzelnen Erklärern schleppt, gar keine Wissenschaft mehr, sondern eine Krambude. Aehnliche Geschichtsvergeilung zeigt sich auch auf anderen Gebieten.

der Spitze stehen; mögen sie dabei des Mannes nicht zu vergessen, der ihnen beide Bahnen mehr als ein Andrer eröffnet hat.

Im Bisherigen ist Leibniz vorwiegend um die festen und bleibenden Bildungs- und Erziehungsanstalten bemüht. Was er für das geschichtliche Kollegium that und dann beim Mißglücken desselben selbst auf diesem Gebiet leistete, leitet uns nun weiter zu einem Hauptzweig seiner geistigen Hebungsarbeit, zu der Sorge für bessere Einrichtung des freien schriftstellerischen Lebens und Strebens überhaupt, oder wie er es nennt, zu den „Meditationen über die wahre Art, die res literaria, das Bücherwesen zu reformiren".

Auch hier war Keiner so sehr geeignet, wie er mit seinem Allgemeinwissen, sowohl den Stand der Sache, als die Mängel und Bedürfnisse des Bestehenden zu erkennen. Wenn es auf die Schreibseligkeit allein ankäme, so hätte er mit seiner Zeit und seinen Volksgenossen zufrieden sein können. Allein nach seiner Ansicht geschah gerade des Guten zuviel und damit zu wenig. Denn eine babylonische Verwirrung, eine wahre Sündfluth von Büchern und Schriften stellte sich dem überblickenden Beobachter dar, ein ungeordneter Wust, der den Werth und Nutzen des Geleisteten, den wissenschaftlichen Fortschritt wieder völlig zweifelhaft machte. So ist es einer seiner früheſten Jugendgedanken, den er aber bis in's späteste Alter festhielt und verfolgte, daß hier eine Besserung geschaffen, Sichtung und Ordnung, Licht und Klarheit in dem Büchergemenge hergestellt werden müsse. Anfangs sind es freilich noch etwas überschwängliche Gedanken, die er ausspricht, Wünsche und Vorschläge, wie sie ihrer Natur nach nicht mit Einem Mal und in Einem Menschenalter verwirklicht werden können; nichts desto weniger müssen sie unsere ganze Theilnahme erregen, da sie mit profetischem Blick aussprechen, was seither der Gang der ganzen wissenschaftichen Entwicklung allmählig verwirklicht oder doch in Angriff genommen hat. Nicht minder muß es uns anziehen zu bemerken, wie sich bei Leibniz selbst die erste Kühnheit des Entwurfs allmählig klärt und eine festere, zur Ausführung geeignetere Gestalt annimmt.

Hören wir ihn nun selbst, wie er sich in mehreren Jugendaufsätzen aus den Jahren 1668 und 69 ausspricht. Er beginnt

von seiner damaligen Stellung in Mainz aus mit dem Plan, „die Leitung des deutschen Bücherwesens an Kurmainz zu ziehen"[1]: „Ich bin durch vertrautes Schreiben eines guten Freunds aus Wien verständigt worden, was maßen man zu Wien überdrüßig worden der schimpflichen Streitigkeiten, welche die beide, zum Bücherkommissariat zu Frankfurt Verordnete durch einen Injurienprozeß gegen einander ausüben, und dadurch sowohl ihres Amts Autorität, als kais. Majestät Respekt hintansetzen und in viele Wege bei Fremden in Verachtung bringen. Daher man fast zu Wien nicht ungeneigt, sich solcher Angelegenheiten und importunen Anlaufs zu entschlagen, einem näher gelegenen Stand, so besser Einsehen haben könnte, die Sache zu übertragen, sonderlich aber Kurmainz, als dessen Erzkanzlerthum es ohnedem verwandt und das außerdem in solchen Sachen mit Kommissionen bemüht wird, so daß also dadurch die Oberleitung des ganzen Bücherwesens und rei literariae durch ganz Deutschland an Mainz gezogen würde. Woran denn gewißlich ein Großes und Merkliches gelegen (wohl mehr als an der Oberaufsicht über die Kesselflicker, so Pfalz sich zueignet und woraus es ein großes Wesen machet). — Der Kurfürst von Mainz müßte alsdann zwei Unterbeamte haben, einen katholischen und einen protestantischen, damit kein Argwohn auf Seiten der Protestanten entstehe, der die Sache vereitelte und Gegenbestrebungen von der Leipziger Messe aus veranlaßte. Denn in Religionsunterschiede hätte man sich lediglich nicht zu mischen, Im Gegentheil sollte Mainz als Nachbar von Frankfurt sich mit Sachsen der Leipziger Messe wegen in's Einvernehmen setzen. — Ueberdem aber sollte ein Verein von Gelehrten gegründet werden, der das Bücherwesen aufbrächte, und bei dem Mainz Vorstand wäre. Die nöthigen Einkünfte dieser Gesellschaft ließen sich etwa durch eine Papiersteuer beschaffen, wie solche in Holland und der Pfalz besteht. Die eine Hälfte des Gelds flösse ihr, die andre dem Fürsten zu, in dessen Land das Papier verkauft wird. Diese Steuer würde den Staat nicht drücken, weil sie dem Landmann und Handwerker, die mit sonstigen Abgaben am meisten beschwert

---

1) Kl. I, 9 ff. Damit gehört zusammen der Aufsatz „de vera ratione reformandi rem literariam meditationes" Kl. I, 17 ff.

sind, nichts entzöge. Sie würde nur die Kaufleute, die Gelehrten, die Prozessirer treffen, Leute, die nie eine Empörung anfangen werden und ein Herrenleben führen, wenn man ihre Lage mit der unglaublichen Noth des armen niederen Volks vergleicht.

Die Aufgabe dieser Oberdirektion über das Bücherwesen bestände nun nicht blos in der Privilegiensache, womit die kais. Kommissäre seither allein beschäftigt waren, sondern sie müßte auch die Prüfung und Censur über die Bücher besorgen. Es hätte dieß zu geschehen durch die nächste Universität des Landes. Man müßte darauf achten, daß der Staat keinen Schaden durch die Bücher erleide, wie z. B. die Schrift des Mozambano oder des Hippolytus a Lapide als schädlich und gefährlich anzusehen sind. Ebenso dürfte nichts durchgehen, was der Frömmigkeit und den guten Sitten verderblich wäre. Denn damit, wie es bisher gehalten wurde, ist's nicht gethan; man darf die Bücher nicht erst wegnehmen, wenn sie bereits in der ganzen Welt herumlaufen, sondern man muß sich bei Zeiten auf die Bücherkundschaft legen, damit nicht der Kommissär der Letzte sei, der allemal etwas erfährt, was Jedermann sonst weiß [1]).

Indeß greift das Geschäft der Oberleitung und des Vereins noch viel weiter. Man hätte z. B. auch nützliche und angenehme Vorschläge an die Buchhändler zu machen. Man müßte sie abbringen von theils liederlichen, theils gefährlichen Scharteken, und hingegen anlocken zum Zusammentreten in Kompagnien, wo opera zu groß, auch sonst zu veranlassen zu Verlegung realer Werke. Vor dem Krieg hat der Frankfurter Buchhandel sehr florirt, so jetzo Holländer, Genfer und Lyoner fast an sich gezogen. Daher man die Unseren zum Nachdruck und Uebersetzung fremder rarer, kuriöser und nützlicher Hauptbücher bringen müßte. Auch könnte man durch Spezimina, genaue Katalogen, auch andere ein Licht in's Publikum gebende Unternehmen die Gemüther enkuraschiren und gewinnen. Ferner könnten durch solche Gelegenheit die Gelehrten und Kuriösen durch ganz Deutschland nach dem Exempel anderer Nationen zu Korrespondenzen, Kommunikation, näherer Verständniß aufgemuntert und dadurch zu Konservirung und Ver-

---

1) Späterhin ist er, wie wir mehrmals sehen, zwar auch noch für Censur, aber doch hat sich seine Ansicht auch hier gemildert.

mehrung vieler nützlicher Gedanken, beides in Naturwissenschaft, Mechanik, Fysik, Manufacturen, Handel, als auch in Geschichte, Staatslehre und Recht die Bahn gebrochen werden. Ueberdem müßten diese Deutschen sich mit den französischen, englischen und italienischen Akademien in Verbindung setzen. Denn da bei den Gelehrten sich allmählig Alles zur Besserung disponirt, die Engländer ihre Sozietät, die Florentiner ihre Akademie, die Pariser ihr Journal haben, so möchten die Gelehrten und Gebildeten in Deutschland ein Gleiches zu thun sich allmählig schicken und ferner schicken, könnte also mit der Zeit solches Vorhaben sowohl zu kaiserlicher Majestät, als Eminentissimi und anderer kuriöser Herren nicht geringer Ergötzlichkeit dienen“.

Nahe verwandt mit diesem Vorschlag über die Oberleitung des Bücherwesens ist ein anderer Plan, den Leibniz fast um dieselbe Zeit mit größtem Eifer beim Kaiser verfolgte, ohne freilich einen besseren Erfolg als mit jenem ersten zu haben. Er trachtet nemlich darnach, ein kaiserliches Privilegium für eine von ihm herauszugebende halbjährige Zeitschrift (Semestria) oder, nach dem Hauptinhalt genannt, für einen sog. „Bücherkern“ (nucleus librorum) zu erhalten[1]). Wenn dieser Gedanke zunächst ein viel engerer und für die unmittelbare Verwirklichung geeigneterer ist, als der Vorige, so unterläßt Leibniz doch nicht, von ihm aus sogleich den Blick wieder zum Größeren und Umfassenderen zu erheben, das sich im Lauf der Zeiten dran anknüpfen könnte.

„Bei jeder Frankfurter Messe, beginnt er, kommt ein Katalog der Bücher heraus. Allein derselbe gibt nur die Büchertitel, und diese treffen oft gar nicht mit dem Buch überein, sondern sind entweder zu kurz oder zu groß und zu hochtrabend. Jedenfalls ist der rechte Zweck und Inhalt der Schrift nicht daraus zu entnehmen. Dagegen sollte ein rechter Bücherkern verfaßt werden, den man gleich nach der Frankfurter Messe ausarbeitete, um ihn auf die Leipziger Messe zu bringen und dort zu verbreiten. Derselbe würde kurz der vornehmsten Bücher Zweck, Inhalt und denkwürdigste Sachen angeben, fast nach Art des französischen

1) Die verschiedenen Denkschriften und Briefe (theilweise an Kaiser Leopold oder dessen Minister) bei Kl. I, 20—108.

Journals, welches aber zu spät zu uns kommt, auch in Deutschland gedruckte Bücher fast nie berührt. Es ziemt sich überhaupt nicht, daß wir von Frankreich abhängen, ob es ihnen beliebe, unsere Sachen in ihr Blatt aufzunehmen, das sie spärlich genug thun, während wir mit unserer Frankfurter Weltmesse viel bessere Gelegenheit haben und ein Werk bekommen könnten, das mit dem Ausland wetteiferte, ja dem französischen Journal weit vorzuziehen wäre. Ein solches Unternehmen wäre nicht blos ehrenvoll für das Vaterland, sondern auch nützlich. Einmal für den Staat, da eine Ueberwachung auf diese Art leichter möglich wäre, daher nicht unbillig dem Bearbeiter von jedem in Deutschland erscheinenden Buch ein Exemplar zugestellt werden müßte. Nützlich wäre es aber auch für die Buchhändler, da die Bücher dadurch im In- und namentlich im Ausland viel bekannter und gesuchter würden. Die Leser aber hätten den Vorteil, daß sie sich leicht zurechtfänden; gute Bücher blieben nicht lang liegen, böse würden nicht mehr durch den Glanz ihrer Titel die Leute täuschen; auch wer ein solches Buch nicht selbst kaufen wollte oder könnte, hätte doch etwas davon.

Genauer wäre Plan und Aufgabe dieser halbjährigen Zeitschrift folgendes: Sie würde erscheinen in der Stärke von etwa 2—3 Quart-Bänden. Darin würde für's erste Bericht gegeben von allerlei Erfindungen, Bedenken, Anmerkungen und anderen schönen, nützlichen und neuen Gedanken, so deren Autores dem gemeinen Besten mittheilen, aber deßwegen kein ganzes Buch schreiben, sondern sich der Bequemlichkeit dieses Werks bedienen wollten. — Für's andre würde man Bericht über neu herausgekommene Bücher sammt Auszug ihres Kerns geben, daß daraus die rechte Güte des Buchs, was vornemlich darin vor andern geleistet und wozu es am besten zu brauchen, erscheine. Kritik würde man keine üben; das ziemt einem Privatmann nicht und gibt nur Haß und Zwietracht. Loben darf man zwar, wo etwas besonders trefflich; das Schlechte aber straft man durch Schweigen und daß man es sich selbst überläßt. Strafe genug ist, solche Bücher gleichsam nackt auszuziehen, ihnen die Titel und Flitter der Ueberschriften herabzunehmen und vor einem klugen Leser öffentlich bloszustellen. — Sonderlich würde man sich dabei befleißen, recht gelehrten Leuten, welche nützliche Werke vor-

haben und oft keine genugsame Gelegenheit zum Verlag wissen, bester Maßen zu Beförderung ihres guten Vorhabens an die Hand zu gehen und gleichsam ein bureau d'adresse géneral des gens de lettres mit der Zeit aufzurichten.

Mittelst dieses Auszugs soll man allmählich und endlich zu einem vollständigen opere Fotiano (wiewohl vollkommener als es Fotius vorgehabt) gelangen können. So will man zugleich jedesmal etliche der Besten von denjenigen Büchern, so vorzeiten in Druck kommen[1]), nachholen und gleichmäßig Bericht sammt Auszug daraus erstatten und also allmählig in wenig Jahren dieß so lang gewünschte Werk des Generalextrakts oder der kurzen Allgemeinbibliothek und Repertoriums zu Ende bringen, welches aller Materien Sitz, wo sie nemlich am besten behandelt seien, sammt Kenntniß und Geschichte des Bücherwesens. Es ist dieß wahrlich hohe Zeit, weilen die Zahl der Bücher dergestalt sich häuft, daß wenn man noch lange Zeit verzieht, ein solches Werk gleichsam desperat und unmöglich werden dürfte. Daraus nichts anderes, als eine gänzliche Verwirrung, ja Verachtung aller Gelehrsamkeit und endlich die alte Barbarei wieder entstehen dürfte, weilen in solcher unsäglichen Menge das Beste vor dem Schlechten und Geringen nicht mehr wird zu erkennen und zu finden sein. — Weil auch viele noch nicht in Druck gebrachte alte Codices, die gleichwohl von Wichtigkeit, auch sonst von vortrefflichen Leuten hinterlassene Manuskripte, als Briefe, nachgelassene Dissertationen, zerstreute Aufsätze u. dergl. und andre Kimelien des Schriftwesens vorhanden, auch einige kleine, aber sehr konsiderable Bücher sonderlich Aelterer ganz rar worden und dergestalt verschwunden, daß sie an Güte und Rarität fast den Handschriften gleich zu achten, will man dieselben im Anhang der Zeitschrift jezuweilen beifügen und dadurch nützliche monumenta vor Untergang bewahren oder wieder erwecken. — Weilen aber

---

1) Er thut dieß z. B. mit der uns bald begegnenden Schrift des Marius Nizolius und bemerkt in der Einleitung ganz wie oben, welchen großen Werth das habe, wie viel ehrlicher und edler es sei, als wenn man seine Weisheit zwar aus solchen verborgenen Schätzen schöpfe, aber den wahren Eigenthümer verschweige und vergessen mache (vgl. den Differenzialrechnungsstreit!). In ähnlicher Weise war er später bemüht, die hinterlassenen math. Schriften Paskals herauszugeben, „damit ihm seine Ehre werde". Durch ungünstige Verhältnisse kam es nicht zu Stand.

unerachtet der großen, übermachten Menge der Bücher, indem heutzutag oft schreiben, die kaum lesen können, dennoch, welches Mancher kaum glauben würde und doch allzuwahr ist, der größte und beste Theil menschlicher Wissenschaft und Erfahrung noch nicht in Bücher gebracht, will man sich sonderlich befleißen, daß solcher Mangel ersetzt und gelehrten Leuten die Lücken auszufüllen und lieber ungeschriebene Dinge herauszugeben, als alte zu wiederholen, Gelegenheit und Anlaß gegeben werde [1]). Zu dem Ende sollen je zu Zeiten genaue Beschreibungen allerhand, wo nicht ganz neuer, doch sonst nicht Jedermann bekannter kurioser, nützlicher Künste, Wissenschaften, Reisen, Kriegs- und Friedensaktionen, Kräuter, Thiere, Instrumenten und vornemlich ganzer Professionen, Handthierungen u. s. w. entweder der Zeitschrift beigebracht oder sonst dadurch veranlaßt werden. Für das Aechte aber gibt es zwei Prüfungsmittel. Der erste Probirstein (lapis Lydius) ist die Wahrheit, das andre Scheidewasser ist der Nutzen für's Allgemeine. — Endlich wären sehr vollkommene General- und Partikularregister darüber zu machen, so daß wir mit der Zeit eine rechte öffentliche Schatzkammer menschlichen Wissens erhielten. Gegenwärtig wissen wir selbst nicht, was wir haben, klagen über Mangel, da doch oft Ueberfluß vorhanden, nehmen gethane Arbeit noch einmal vor, sind also einem Kaufmann gleich, der zwar einen großen Handel führte, aber keine Bücher hielte. In diesem täglich wachsenden Labyrinth ist uns ein Ariadnefaden von Nöthen.

Wenn durch Alles Bisherige theils die Einleitung gegeben, theils der Stoff zusammengetragen und kurz vereinigt ist, so ist die Krönung der ganzen Arbeit die Verfertigung einer Encyklopädie als des Hauptgebäus. Darein sind die menschlichen Gedanken oder Begriffe zu resolviren und zu ordnen; alle Hauptwahrheiten, so aus der Vernunft fließen, demonstrativ und nach mathematischer Art zu erweisen; wenn sie aber nur in Präsumption oder Vermuthung bestehen, dennoch der Grad der Wahrscheinlichkeit davon zu demonstriren; was aber eigentlich historisch

1) Er nennt dieß desiderata literaria oder consultationes de literis emendandis. Beim ganzen Vorschlag und namentlich hier ist der durchgängige Anklang an Bako nicht zu verkennen.

und nicht aus der Vernunft, sondern Erfahrung und Andrer Bericht zu nehmen, soll auch nach gewisser Ordnung, nach Raum und Zeit eingerichtet, mit glaubwürdiger Autorität oder Erfahrung behauptet und mit ausführlichen Registern versehen werden. Und weil um der Kürze willen in dieß Werk nur die Hauptwahrheiten als Ursprung aller Andern kommen können, so muß vor allen Dingen die rechte Logik oder Kunst der Kombination und Erfindung ausgearbeitet und beigeordnet werden, als ein Schlüssel aller andrer Kenntniß und Wahrheiten, welche wegen ihre Unendlichkeit und weil sie nach dieser Methode aus dem Obigen bei Gelegenheit genugsam zu finden, in diesem Werk weder können, noch sollen einverleibt werden. — Zu dieser Encyklopädie wird kommen der Universalatlas, ein Werk von vortrefflichem Nutzen, dem menschlichen Gemüth Alles leicht und mit Lust beizubringen vermittelst einer großen Menge Tafeln, Figuren und wohlgemachter, auch, da nützlich und nöthig, illuminirter Zeichnungen und Abrisse, damit Alles, so einigermaßen mit den Augen gefaßt und auf dem Papier entworfen werden kann, desto geschwinder und anmuthiger, gleichsam spielend und wie in einem Blick, ohne Umschweif der Worte, durch das Gesicht dem Gemüth vorgebildet und kräftiger eingedruckt werden könne, von welchem Vorhaben ich anderwärts ein eigenes Bedenken verfasset [1]).

Wenn dieses also zu Werk gerichtet, so ist nichts Andres übrig zu möglichster Beförderung menschlichen Verstands durch natürliche Mittel, als daß die hohe Obrigkeit zu fleißiger Aufzeichnung aller sich begebenden merkwürdigen und nützlichen Dinge, Untersuchung der Natur, Erziehung der Jugend, Ermunterung der Gemüther mittelst Ruhms und Belohnung, und Beischaffung aller Lernmittel gute Anstalt mache, welches sonderlich bei Schulen, Universitäten, Akademien, Kollegien, Sozietäten, Orden, Observatorien, Laboratorien, Bergwerken, Werkstätten, Bibliotheken, Kabinet und Kunst- oder Raritätenkammern, Gärten, Thiergärten und Fischereien, Zeughäusern und Hospitälern und anderen desgl. Fundgruben menschlicher Wissenschaft leicht zu thun und hoch von Nöthen. Was nun dergestalt durch Fleiß und Glück täglich

---

1) Welches? ist nicht bekannt; vgl. aber, was oben (S. 610) über seine Stellung zu Komenius gesagt ist.

entdeckt würde, könnte in die Zeitschrift gebracht und endlich dermaleins in die Encyklopädie auch an seinem Ort eingetragen werden.

Ich kann, nachdem ich von langer Zeit her auf viel Mittel gedacht, dadurch den wahren Studien und nützlichen Wissenschaften aufs nachdrücklichste zu helfen sein möchte, keinen so leichten und schleunigen Weg finden und von Privatpersonen ohne Weitläuftigkeit und sondre Wagniß besser in's Werk zu stellen. Denn gleichwie Berge mit Körben endlich durch wiederholte Arbeit zu versetzen, also kann auch dieß große Werk endlich gehoben werden, wenn es wie hier auf viel Jahre und Menschen vertheilt wird. Sollte auch in diesem Sekulum dieß nicht zur Vollkommenheit bracht werden können, so wird doch die Posterität unsre Vorsorge der Unsterblichkeit würdig erkennen, daß wir nemlich unsre Schuldigkeit nicht länger verschoben, sondern endlich einmal an's Werk gegriffen und es in solchen Gang gebracht, daß es sich endlich selbst wird durch seinen eigenen Lauf vollenden können. Gleichwohl aber möchte ich wünschen, daß wir selbst unsrer Arbeit Ausgang erleben und die Früchte der Bäume, so wir pflanzen, möchten genießen können. — Ich schließe, daß thörlich, nur Stein und Kalk zu einem Haus beischaffen, solches aber nimmer ausbauen, sondern dessen Vollendung den Nachkommen überlassen und unterdessen unterm freien Himmel wohnen, wenn man doch selbst durch gute Anstalt den Bau vollführen und bewohnen könnte. Kann es aber je nicht sein, so wollen wir indessen thun, was in unserem Vermögen, um dadurch vor Gott und Nachwelt außer Verantwortung zu sein. Und wollen gleichwohl erwarten, ob nicht Gott hohe oder auch wohl andre Personen zu seiner Ehre und gemeinem Besten erwecken möchte, die durch Beihülfe, Stiftungen oder mit Arbeit ein so wohlgemeintes Vorhaben befördern können und wollen, daran gewiß ein großes Theil menschlicher Vergnügung hängen würde, wenn ein jeder Mensch Alles, was andre Menschen wissen, in einem kurzen Begriff ordentlich zu finden wüßte".

Wie ernst es Leibniz mit diesen Planen war, das zeigen seine lebhaften Bemühungen, für die Grundlage und den Kern des Ganzen, für die halbjährige Zeitschrift ein kaiserliches Privilegium zu erlangen — Bitten und Ausführungen, die auch rechtlich

und volkswirthschaftlich nicht uninteressant sind und ein eigenthümliches Bild jener noch sehr unfertigen Verhältnisse geben.

„Ich habe, schreibt er an den Kaiser und Andre, ein Spezimen und Muster auf etliche der besten diese Herbstmesse edirten Bücher gemacht, auch zu Erhaltung eines allergnädigsten ks. Privilegii eine Supplikation beigefügt. — Man hat der lateinischen Uebersetzung des französischen Journals ein Privilegium gegeben; unser Werk behandelt Bücher, die uns angehen, es ist das Werk eines Deutschen in Deutschland über Bücher, die in Deutschland erscheinen oder nach Deutschland kommen (denique est in Germania a Germano de Germanicis aut in Germaniam delatis). Warum also mehr Gunst gegen Fremde, als gegen Einheimische in derselben Sache bezeugen? — Das Privilegium gienge dahin, daß Andre nicht ein ganz gleiches, gleichzeitiges, fortlaufendes Werk unternehmen dürften, während zerstreute und vereinzelte Arbeiten der Art wohl freigelassen wären. Ein solches Vorrecht aber ist zum Anfang und zur Fortsetzung des Werks unentbehrlich und entspräche auch ganz den sonstigen Gebräuchen. Wer etwas Neues auf seine Gefahr unternimmt, der muß geschützt und dadurch gefördert werden. Daher stammen die Freiheiten der Hansestädte, die Stapel-, Kram- und Meßgerechtigkeiten. Gewisse Personen und Orte nahmen sich zuerst der Sache an, da sie noch schwer, gefährlich, mißlich, kostbar war, und dafür wurden sie mit dem Privilegio belohnt. — Ich wollte die Arbeit selbständig und ohne ein Privilegium anfangen; aber auf den dringenden Rath meiner Freunde erkundigte ich mich mittelbar und in aller Stille bei den Buchhändlern. Die sind aber alle geschwind herausgefahren, daß sie ein so kostbares, mühsames, gefährliches Werk ohne eine besondre Versicherung und Privilegium nicht auf sich nehmen könnten. Selbstverlag aber ist unmöglich. Wer das Frankfurter Bücherwesen kennt, wird mir hierin Recht geben. — Ohne eine Sicherheit sind Nachmacher durchaus zu fürchten. Bald werden sich aus Neid, Ehrgeiz und Geldgierigkeit nicht ein, nicht zwei, sondern viel sowohl Skribenten, als Buchhändler finden, so über die einmal gebrochene Bahn gehen. Da würde keine größere Stadt sein durch ganz Deutschland, da nicht ein solcher Mensch sich finden sollte, und wäre es gleich nur ein Famulus, den der Buchhändler auf der Straße aufgerafft, zu seinem Korrektor ge-

macht und Bücher zu schreiben — hilf Himmel — wie jetzo allgemein, halte. Keine Messe geht vorbei, daß nicht eine Masse solcher Scharteken herumfliege, darin ohne Scheu die Bücher ganze Bogen weise ausgeschrieben werden. Je mehrere es thun, je weniger vertreibt Einer und kann es dann nicht mehr. Wer das ordentliche onus und Verpflichtung auf sich hat, darf wohl auch einen ordentlichen Vorteil und Macht allein haben. Verpflichtet man sich zuerst und allein, alle Messen solche Auszüge zu liefern, so ist auch billig, daß man ein Privilegium dafür bekomme. Es handelt sich also nur darum, die ordentliche, kontinuirliche Bestellung cum commodo potestatis et onere obligationis auf Eine gewisse, dem Werk abwartende Person zu legen."

Trotz aller Bemühungen gelang es nicht, das unentbehrliche Privilegium zu erhalten. Obwohl er deutlich gezeigt hatte, inwieweit er allein die Freiheit andrer Unternehmungen beschränkt wissen wolle, wurde ihm doch sein Gesuch eben aus diesem Grund abgeschlagen.

Leibniz war aber weit entfernt, diese Gedanken ganz fallen zu lassen, die er als 22jähriger erfaßt hatte und um der Umstände willen zunächst nicht zur Ausführung bringen konnte. Wir finden sie wieder in all den vielen Aufsätzen der nächsten Jahre, welche auf seine auch im Obigen angestreifte Idee der Universalwissenschaft, Charaktersprache und Erfindungskunst (Scientia generalis, Analytica combinatoria, Ars inveniendi lingua characteristica) auslaufen[1]. Dieselbe kann gerade nur in diesem Zusammenhang seiner encyklopädischen, auf Zusammenhang und Sichtung alles Wißbaren gerichteten Bestrebungen richtig verstanden werden. Meiner Ueberzeugung nach ist es eine große Oberflächlichkeit, wenn man nur Lächeln und vornehme, altkluge Verachtung für den Gedanken hat, den ein Leibniz mit größter Entschiedenheit von frühester Jugend bis in's späteste, nüchternste Alter mit so großer Vorliebe hegte. Ich sehe darin einfach den völlig bezeichnenden Ausdruck seines unvergleichlich universalen, ebenso in die Tiefe, als in die Höhe und Breite gehenden Geistes. Gerade als ein solches Spiegelbild der eigenen Kraft und Geistesfülle begleiteten ihn daher diese Gedanken durch den ganzen Verlauf seines

1) s. einen Theil derselben bei Erdmann S. 82—98.

Lebens, wie der Schatten allezeit dem Körper folgt. Denn was ihm bei all den verschiedenen Anläufen und Versuchen, seine Idee zum klaren Ausdruck zu bringen, was ihm jedenfalls im Hintergrund vorschwebt, das ist nichts anderes, als die profetisch kühne Vorausnahme und Anticipation des Endziels aller wissenschaftlichen Entwicklung. In der Fülle seiner Geisteskraft versetzt er sich in die Zeit hinein, wo das Wissen mit seinen Definitionen und Begriffen nicht mehr blos äußerlich an der Oberfläche der Dinge herumtastet, sondern eingedrungen ist in den Kern und gefunden hat den Werth (valor), die Grundformel, die als Gesetz das Ganze bestimmt und nicht blos das Wesen des einzelnen Dings beherrscht, sondern zugleich auch alle seine Beziehungen und Verhältnisse zu den gleichermaßen ergründeten andern Dingen ausdrückt. Es ist die Zeit, wo im Laufe der fortgehenden Begriffsbesserung alle synthetischen Urteile zu analytischen geworden sind und in Folge davon das Denken und Wissen immer mehr apriorischen Charakter (in diesem Sinn) und mathematisch-entwickelnde Natur angenommen hat. Allerdings ist diese Zeit nur in asymptotischer Annäherung, d. h. nie wirklich und endgültig zu erreichen, so sehr man sich ihr nähern mag; es ist ein Urbild, das wir uns nur in einem göttlichen Verstand verwirklicht denken können, dessen Allwissenheit eben darin besteht, daß er in Einem vollständig erkannten Punkt sogleich das Ganze mitschaut (vgl. den Satz der leibnizischen Metafysik: l'individu enveloppe l'infini; la monade est un miroir de l'univers par les rapports qu'elle a pour tout). Daß Leibniz diese, mit Kant zu reden nur regulative Idee für konstitutiv nahm, daß er eine abschließende Verwirklichung für möglich und erreichbar hielt, das ist allerdings ein „Traum", aber ein großartiger, wie er nur einem großen Geiste erlaubt war, der selbst auch weit über seiner Zeit stand. Der vorkantische Dogmatismus hat darin seinen Gipfel- und Blüthepunkt erreicht, eine Erscheinung, die aber gewiß hier noch mehr in ihrem geschichtlichen Recht war, als wenn nach Kant das hegel'sche System den leibnizischen Gedanken einer solchen „absoluten" Filosofie und schlechthin „apriorischen Methode" geisteskräftig erneuert [1]).

1) Die genauere Ausführung der höchst interessanten leibnizischen Gedanken über diese Frage gehört in eine Darstellung seiner Filosofie, d. h. in die Erkenntnißlehre, wo sie aber bisher sonderbarer Weise nicht zu finden ist. Die ling. ch. ist Nebensache.

Um auf unseren Zusammenhang zurückzukommen, so handelt es sich darum, zu sehen, wie sehr ihm eine encyklopädische Sichtung und Ordnung, ebendamit Vertiefung und Verwerthung der Wissenschaft am Herzen lag, wie sehr er darin ein dringendes Bedürfniß seiner Zeit erkannte, dessen Befriedigung zu fordern und zu rathen er nicht müde wird. Wir hörten bereits, wie er auf dem Gebiet des Unterrichts die verwandten Bestrebungen des Komenius freudig begrüßt, wir hörten, wie er auch auf staatlichem Gebiet immer und immer mahnt, durch Anlegung der „Staatstafeln", durch bessere Einrichtung des Archivs und And. sich einen Ueberblick über die Masse des Zerstreuten zu verschaffen. Am meisten aber sind mit dem Obigen verwandt die Rathschläge, welche er „zur Förderung der Wissenschaften" und „zur Gewinnung der richtigen Methode des Forschens und zur Erlangung der Wahrheit" an den König von Frankreich richtete — Vorschläge, die um ihrer staatlich-patriotischen Bedeutung willen bereits in einem früheren Zusammenhang zu besprechen waren.

Daß seine Mahnungen theils wirkten, theils die Zeit und ihren Zug wenigstens richtig auslegten, beweist das bald nach ihm so lebhaft sich regende encyklopädische Streben, gipfelnd in dem bekannten französischen Unternehmen des achtzehnten Jahrhunderts. Also nicht erst von Thomasius und Wolff (in Frankreich von P. Bayle und Klerikus), gieng diese Richtung aus, wie Biedermann (2, 504) meint, sondern sie hat schon in Leibniz den allerentschiedensten Vertreter, da er weniger als Einer dem kastenartigen Verschluß des Wissens in streng gelehrten Folianten oder gar in den Salonen der Vornehmen das Wort zu reden gesonnen war. Auch hier, wie auf vielen anderen Punkten ist es so, daß seinen Nebenmännern und Nachfolgern mehr nur das, freilich immer noch hoch genug zu schätzende Verdienst zufällt, seine Gedanken ausgemünzt und in Umlauf gesetzt zu haben[1]).

---

1) Bezeichnend ist es, wie Gottsched, der Hauptprägemeister der geistigen Scheidemünze, das als zu seiner Zeit verwirklicht schildert, was Leibniz erst gewünscht: „Ein Staats- und Zeitungslexikon, ein Natur-, Kunst- und Bergwerkslexikon, ein Lexikon aller Wissenschaften und Künste wurden bald durch ein Gelehrten- und Frauenzimmerlexikon abgelöst. Ein Realschullexikon bekam bald ein Antiquitäten- und dieses ein Heiligenlexikon zum Nachfolger. Und daß auf das geografische auch ein Handelslexikon, ja mitten unter allen auch ein filosofisches und mathematisches, ein theologisches und

Man mag vielleicht vom Standpunkt der strengen Gelehrsamkeit äußerst vornehm und geringschätzig auf eine solche Verallgemeinerung und Verbreitung der Wissenschaft heruntersehen, Leibniz und seine Gesinnungsgenossen wußten doch, was sie thaten und daß sie es mit gutem Recht thaten. Sie waren eben nicht blos Gelehrte, sondern zugleich Volksmänner und erkannten, daß die Wahrheit und geistige Bildung „communis juris ut aër et aqua“ seien, bestimmt zum Gemeingut des ganzen Volks oder doch seines größeren Theils. Sie sehen „das gemeine Volk“ nicht an als die Hündlein, welche froh sein müssen, wenn ein Brocken von der Herren Tische fällt, sondern als ihre Pflegbefohlenen, deren Hebung und Erziehung eine hochwichtige Aufgabe sei, würdig auch des größten Gelehrten und Denkers. Wenn schon damals eingewendet wurde, daß eine Kenntniß, die aus Wörterbüchern geschöpft werde, keine gründlichen Gelehrten, sondern nur eine Masse Halbgelehrter schaffe, so erwiderten Andre mit gutem Grund: „Was schadet es denn, wenn außer den wahren Gelehrten, die freilich ihre Wissenschaft aus ganz andern Quellen schöpfen müssen, auch eine gute Anzahl der sogenannten Ungelehrten nicht ganz unwissend ist? Ist es im gemeinen Leben nicht angenehmer, mit Leuten umzugehen, die Etwas, als die gar nichts wissen? Und diese sogenannten Ungelehrten, die aber von den freien Künsten und Wissenschaften Allerlei gelernt, was zu ihrer Lebensart in Weltgeschäften und zu einem artigen aufgeweckten Umgang nöthig ist, sie sind diejenigen, welche die Welt gescheidt und eine Nation gewitzt und wohlgesittet machen, nicht etwa die Hand voll wirklicher Gelehrter“. — In der That, Hand in Hand mit dieser Verallgemeinerung der Bildung gieng auch die nationale Auffrischung des deutschen Wesens wenigstens in soweit, als die deutschgeschriebenen Schriften immer zahlreicher wurden (im Jahr 1589 waren es 33% deutsche gegen 66% lateinische, ebenso 1616; während 1716

juridisches Reallexikon ans Licht getreten, wird Vielen noch in frischem Andenken ruhen. Endlich können auch das große historische Lexikon, das noch größere Universallexikon, nebst dem Bayle'schen Wörterbuch und dem Adelslexikon unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden. Ein Jeder sieht aber daraus, daß man sich im Deutschen fast eine ganze Bibliothek von Realwörterbüchern anzuschaffen im Stand ist“ (s. Biedermann 2, 505).

die Deutschen 66% und 1780 ziemlich über 90% betrugen). Nicht aus dem Kreise der Gelehrten, sondern aus der Mitte, aus der gesunden Wurzel des Volks gieng die geistige Erhebung namentlich in Deutschland hervor. Und überhaupt wäre das achtzehnte Jahrhundert nicht geworden, was es war, und hätte das Große nicht geleistet, was es vollbrachte, wäre ihm nicht Dank seinen geistigen Vätern dieser demokratische Grundzug der Aufklärung eigen gewesen.

Indeß hatte wenigstens Leibniz bei seiner Forderung einer sichtenden Vereinfachung des Wissenstoffs auch den Vorteil der Gelehrten selbst und der strengsten Wissenschaft im Auge. Gerade er mit seinen umfassenden Kenntnissen mußte einsehen, daß es bei dem fortgehenden Anwachsen des Stoffs bald schlechterdings unmöglich sein würde, das Ganze auch nur annähernd zu bewältigen. Man mußte, um die riesige Dehnung auszugleichen, auf Vereinfachungsmittel, oder wie er es nennt, auf viae compendiariae, auf geebnete und wohlgebahnte Kunststraßen denken. Der unnütze Ballast, mit dem man sich nun seit Jahrhunderten schleppte, mußte weggeworfen werden, sollte es einer menschlichen Kraft noch möglich sein, das Ziel zu erreichen. Es sind das höchst beachtenswerthe Winke, brauchbar auch für unsre Zeit; denn diese ist noch lange nicht von dem Aberglauben losgekommen, als ob die wahre Gelehrsamkeit darin bestünde, daß man in alle Ewigkeit die Leitern, mittelst welcher man eine Stufe erreicht, auf dem Rücken nachschleppe [1]). Ein solches „Arbeiten im Schweiß seines Angesichts“ kann ja nichts anderes, als solche Gelehrte geben, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen und darum für's Leben nichts Fruchtbares leisten. — Für's Andre aber war Leibniz tief von der Einsicht durchdrungen, daß alle Wissenschaften auf's engste mit einander zusammenhängen, daher kein wirklicher Gelehrter auch nur in Einer völlig Laie, völlig unwissend sein dürfe. Aber alle selbständig zu betreiben, war und wurde immer mehr unmöglich. Daher nicht anders zu helfen war, als indem die Fachstudien Jedermann zugänglich gemacht und zur Einsichtnahme zubereitet wurden.

---

1) Ein treffendes Wort von Schopenhauer.

Wie man es also ansehen mag, ob von Seiten der Gelehrten selbst oder vom Bedürfniß des Volks aus, beidemal kann man nicht leugnen, daß in Leibnizens wissenschaftlicher Grundforderung eine tiefe und werthvolle Wahrheit lag und noch heute liegt.

Was indeß die letztere, weit wichtigere Seite, die allgemeine Bildung und Aufklärung betrifft, so sind wir in der günstigen Lage darzuthun, daß er es auch hier durchaus nicht blos „beim Vorschlagen und Plänemachen bewenden ließ" und also nur mittelbar förderte. Nein, er legte in späteren Jahren, als er (vor der Hauptzeit des spanischen Kriegs) einmal mehr Ruhe hatte, unverdrossen die Hand an's Werk, um seinen so eifrig betriebenen Jugendgedanken einer Zeitschrift auszuführen. Ich meine den, in den Jahren 1700, 1701 und 1702 drei Oktavbände stark zu Hannover erschienenen „monatlichen Auszug aus allerhand neu herausgegebenen nützlichen und artigen Büchern".

Es ist eines der vielen Verdienste Guhrauers um Leibniz, in scharfsinnig-fleißiger Weise nachgewiesen zu haben, daß dieß Unternehmen weitaus der Hauptsache nach eben diesem angehört, wenn er gleich aus den uns schon bekannten Gründen geflissentlich darauf ausgieng, seinen jungen Sekretär Eckart vorzuschieben und seine Urheberschaft abzuweisen, um bei seinem vielseitigen Verkehr und seiner amtlichen Stellung freie Hand zu behalten. — Zwar in der thätigen Ausführung des Gedankens waren ihm schon Andre vorangegangen. Nicht blos das Ausland besaß bereits Zeitschriften der Art, z. B. Frankreich seit 1661 sein „Gelehrtenjournal", in welches auch unser Filosof mehrere, besonders metafysische Aufsätze lieferte. In Deutschland selbst waren in Nachahmung desselben die Leipziger „Acta eruditorum" entstanden, von Leibniz wiederum mit vielen Beiträgen versehen. Hochbedeutsam war aber namentlich das verdienstvolle Unternehmen des rührigen Chr. Thomasius, der im Jahr 1688 seine „Monatsgespräche" begann, um den steifen, strengstens auf Zopferhaltung bedachten und daher lateinisch geschriebenen Acta ein Gegengewicht zu geben und für seine eigenen, freien Ansichten zu werben, fast kann man sagen, zu wühlen. Das Unternehmen fand, neben aller selbstverständlichen, vielleicht nicht ganz unverschuldeten Anfeindung, auch vielen Beifall und Nachahmung, z. B. nach Aufhören der Thomasius'schen Zeitschrift 1690 durch Nyssel, später durch Tenzel,

(dem Leibniz wieder verschiedenes lieferte) [1]), durch Gundling und Andre.

Was Leibniz bewog, seinerseits mit einem solchen Unternehmen aufzutreten, erhellt aus dem Vorwort. Dasselbe gibt einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der gelehrten Zeitschriften von dem französischen Gelehrtenjournal an mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Bemühungen „von Tenzel, von dem berühmten Herrn Thomasius zu Halle, Zenner und Anderen. Zu beklagen aber ist, daß diese vortrefflichen Leute zusammen das Werk auf die Seite gelegt und dem Deutsch-liebenden Leser alle Nachricht von gelehrten und neuen Sachen anitzo gänzlich entzogen haben (Tenzel hatte 1698 aufgehört). Denn was die „Hamburger Remarken", die „aufgefangenen Briefe", den „fliegenden Passagier" und andre monatliche und Wochengeburten anlanget, so wollen sie den Verlust der Vorigen gar nicht ersetzen, haben auch über dieses meistentheils keinen Vorrath von neuen Sachen und alle keine Lust, mit der kahlen Gelehrsamkeit sich blos und allein aufzuhalten. Daher habe mein Vorhaben, dem gelehrten Leser einen Auszug von artigen neuen Büchern monatlich zu überliefern, nicht eben für ganz unnütze gehalten. — Es werden demnach aller Fakultäten und Wissenschaften Bücher und zwar die am meisten, welche den meisten Nutzen im menschlichen Leben haben, in was für Sprache sie auch geschrieben, hierinnen einen Platz erhalten, und was die Ordnung und merkwürdigsten Passagen anlanget, excerpirt werden. Des unzeitigen Urteilens, welches nichts als Verdrießlichkeit nach sich zu ziehen pflegt, wird man sich ganz entschlagen. Sollte aber ohngefähr was Angenehmes oder Nothwendiges zu erinnern sein, will man dergleichen in untergesetzten kurzen Anmerkungen einrücken und von denselben als seinen eigenen, nicht aber von dem rechten Text als fremden Sachen, der gelehrten Welt Red und Antwort zu geben sich verbunden befinden".

Unverkennbar ist, daß trotz aller Ruhe und Unparteilichkeit

---

1) s. Guhr. deutsche Schr. II, 459 ff. In Leibnizens Tagebuch steht unter dem Januar 1697 die kurze Bemerkung: Ob mit Herrn Tenzels Trimestribus anzustehen — (folgt einiges über die Einrichtung derselben —) s. Pertz 221. Späterhin im Jahr 1715/16 stand L. wohl auch mit der neuen gelehrten Leipziger Zeitung in Verbindung s. Guhr. a. a. O. S. 480 ff.

der monatliche Auszug doch ganz bestimmte Gesichtspunkte festhält und klare Ziele verfolgt, welche sich zugleich mit den damaligen leibnizischen Bestrebungen für die Union und Akademie als den zwei beabsichtigten Grundpfeilern der deutschen Neugestaltung sehr deutlich berühren. Dieselben sind von Guhrauer ganz richtig hervorgehoben als Kampf für das Deutsche, nach Sprache, Sitte und Staatswesen, eben damit Kampf gegen den Romanismus, gegen den Fanatismus in beiden Lagern, gegen den Aberglauben und die Geschmacklosigkeit in Wissenschaft und Leben. Also Kampf ist, der Zeit entsprechend, der Grundzug, aber freilich nicht in der stößigen und spritzigen Weise der Thomasius'schen Gespräche, die immerhin auch ihr gutes Recht hatten, sondern der ganzen Natur von Leibniz entsprechend mild, ruhig, mehr bauend, als nur zerstörend. Kaum wird sich der Gegensatz dieser beiden edlen, wackeren Leipziger Kämpfer für ihr Volk und für die Aufklärung irgendwo deutlicher und schlagender zeigen, als an dem verschiedenen Gepräge ihrer beiderseitigen Zeitschriften.

Als Beleg für Leibnizens Absichten werden einige Proben aus dem monatlichen Auszug nicht ohne Werth sein [1]). Derselbe ist natürlich deutsch, und zwar in einem für jene Zeit recht guten und geflissentlich reineren Deutsch geschrieben — ein Vorzug selbst vor Thomasius. Besondre Sorgfalt ist auf die reine Uebersetzung der Büchertitel verwendet, um dem Deutschen die nöthigen Kunstausdrücke zuzuführen; z. B. wird für Supplementum (operum Clementis Al.) gesetzt „Ausfüllung", für Adumbratio „Entwerfung", für Fragment „einige verstümmelte Stücke", für Programm „Vorschrift"; auch sonst wird zu übersetzen versucht, so u. A. Assoziation (— in der That ein höchst unschönes Geniese —) mit „Vergesellschaftung"; neben fantastisch wird gesetzt „ausschweifend", Sandales wird mit „Pantoffeln" gegeben u. s. w. — Dem entspricht nun auch der Inhalt, d. h. die Auswahl der Bücher, über welche Bericht erstattet wird. So wird mit großer Vorliebe und Geflissentlichkeit das Erscheinen von deutschen Gedichten angezeigt und dabei einmal bemerkt:

1) Ich halte mich in Ermanglung der ganzen Sammlung an das von Guhrauer (deutsche Schr. II, 313—438) Mitgetheilte.

„Je seltener etwas Artiges in der deutschen Dichterkunst das Licht schauet, je sorgfältiger müssen dergleichen rare Geburten in Obacht genommen werden. — Des Dichters (Kanitz) Worte sind auserlesen, seine Redensarten nachdrücklich und sinnreich, die Zusammensetzung ungezwungen. In geistlichen Sachen läßt er überall etwas Feuriges, in weltlichen etwas Anzügliches, in Satyren etwas Durchdringendes und in Uebersetzungen eine natürliche Reinlichkeit blicken. Wir wollen zur Probe ein und anderes anführen. — Genug, es kann der Leser aus diesen Klauen den Löwen sattsam erkennen". — Ebenso wird eine neue Ausgabe der Gedichte Logau's angezeigt und zum Schluß bemerkt, daß in London nächstens eine dichterische Blumenlese erscheinen werde. „Es wäre zu wünschen, daß ein tüchtiger Kopf sich über die vielen deutschen Poeten machte und die nettesten Epigrammata, Sonette und Madrigale nebst andern scharfsinnigen Gedanken daraus in einem Buch herausgäbe. So würde man vielleicht bei uns Deutschen Dasjenige antreffen, was man sonst so weit her aus Frankreich und Italien geborget" [1]). — Der schulmeisternden Richtung gegenüber, welche mit ihren strengen Regeln die ohnedem nur schwachen und schüchternen Versuche behelligte, gibt der Auszug bei der Anzeige des „Schlesischen Helikons" zu bedenken: „Ein und andre Redensart oder Reim mag bisweilen einem Meißner hart in die Ohren fallen, er muß sich aber erinnern, daß die schlesische Mundart öfter dergleichen mit sich bringe und sinnen — können, — entrissen — müssen, kömmt — stimmt bei ihnen zu reimen eben kein Verbrechen der beleidigten Majestät sei. Sollte auch die Ordnung der Worte nicht allezeit so auf einander folgen, wie man insgemein redet und Herr Weise nebst andern Poeten es anitzo mit Gewalt haben wollen, so könnten die artigen Gedanken, so sich überall in diesem Buch finden, solche Scharte leicht wieder auswetzen. Wir wünschen indessen nur, daß mehr dergl. gelehrte Männer gefunden werden, durch welche die, in den letzten Zügen liegende deutsche Poesie ihre letzten Seufzer ausstoßen könne". — Ferner gibt er, den deutschen Geschmack anzuregen Bericht über verschiedene Uebersetzungen französischer Gedichte und

1) Vgl. wie L. schon als Jüngling einen gewissen Meis in Nürnberg zu einem solchen Unternehmen ermunterte.

Schauspiele, wobei er Anlaß nimmt zu ästhetischen Betrachtungen über Wesen und Aufgabe des Trauerspiels (gegen Aristoteles), über den Nutzen und die Vorsicht beim Romanlesen u. s. w.

Der deutsche Sinn zugleich mit der Beziehung auf den Protestantismus zeigt sich in dem Bericht über eine Nachlese zu Luthers Werken, „dessen geistreiche Schriften bei den Evangelischen wie billig jederzeit in sonderbarer Achtung gewesen". Daran werden einige, aber äußerst wohlgesinnte Bemerkungen über etliche Sätze (Jakobibrief) geknüpft, „in denen der selige Lutherus ein wenig zu hart gewesen". Ebenso wird eine Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung angezeigt: „Richard Simon und Andre wollen uns Evangelischen Schuld geben, als hielten wir Lutheri Version für authentisch und infallibel. Der Verfasser thut aber gar wohl dar, daß dieses nicht sei, indem sowohl Luther selbst, als die nach ihm gelebet, wohl erkennet und gewiesen, daß hier und da etwas versehen. Wie denn in dieser Welt nichts Vollkommenes sein kann — doch sind die Sachen, so den Glauben betreffen, allerzeit gut ausgedrückt. Daher ist, vollends Unverständigen und nicht gelehrt genug Seienden gegenüber billig, daß man sich nicht zu weit herauslasse und ohne Noth ihn nicht öffentlich widerlege, sondern allezeit nur mit Ehrerbietung von ihm rede. — Mit einer neuen Uebersetzung oder Veränderung der alten die vielen Gemüther nur zu turbiren, ist auch nicht rathsam". — Schon früher erwähnt sind die Auszüge aus Schriften, die sich auf die Errichtung das preußischen Königthums beziehen. Das Hierhergehörige füllt mit einer eigenen völkerrechtlichen Abhandlung von L. drei Lieferungen und drückt die lebhafteste Freude des Herausgebers über dieß für Deutschland und den Protestantismus hocherfreuliche Ereigniß aus.

Dem Romanismus und Ultramontanismus wird in mehreren Abschnitten entgegengetreten. Unter Anderem wird eine französisch-katholisch gesinnte Parodie des Lieds „Dies irae —" angezeigt und abgedruckt, in welcher den Holländern und dem Protestantismus der jüngste Tag u. s. w. gedroht ist. Sehr bezeichnend ist der Eingang und Schluß des Berichts: „Es sind einige unter der römischen Geistlichen, welche aus Eifer gegen die von ihnen eingebildete Ketzer nichts darnach fragen, sondern sich vielmehr freuen sollten (— würden —), wenn Alles drunter und

drüber gienge, ja selbst das Vaterland und die allgemeine Freiheit Noth litte. Von dieses Schlags Einer, der da hoffet, daß die Vereinigung der Kronen Frankreich und Spanien in dem Haus Burbon der holländischen Republik, folglich der ganzen reformirten Religion (— confutatis Calvi brutis vera fides refulgebit —) den Garaus machen werde, worauf aber die Evangelische wohl auch würde folgen müssen, dagegen man billig singet: Eine feste Burg ist unser Gott — so Einer also hat zwar nicht ohne Ingenio über diese Hauptveränderung von Europa eine Parodiam gemacht, dadurch der bekannte Hymnus verdreht wird. — Man setzet sie deßwegen hierher, daß man hoffet, es werde diese Unternehmung bei Verständigen allerseits eine großes Mißfallen erwecken und eines Theils durch deren Zureden Andre von dergl. schädlichen Hitzigkeiten und unzeitigen Aeußerungen künftig abgehalten werden, anderntheils aber werde man desto mehr beherzigen, wessen man sich zu dergleichen Leuten zu versehen und wie um so viel mehr ein gutes Einvernehmen und Wachsamkeit erfordert werde". — In ähnlichem Sinn werden „Untersuchungen über die päpstliche Unfehlbarkeit" anläßlich der gallikanischen Streitigkeiten besprochen und der Vorschlag eines deutschen Kirchenrechts sehr lobend berichtet.

Indessen zeigt sich der Herausgeber durchaus nicht als einen Freund gehässiger Angriffe und Aufklärungsversuche, sei's gegen den Katholizismus oder im protestantischen Lager. Ein übergetretener Katholik hatte eine Schrift verfaßt: „Abenteuer unsrer lieben Frauen und Franziski von Assisi aus vielen Schriften der römischen Lehre zusammengestellt und in einer ergötzenden Schreibart aufgesetzt". Der Verfasser hatte darin, wie der Bericht sagt, aus den Legenden eine mit spitzer Feder abgefaßte Historie unsrer lieben Frauen gemacht und bringet aus den römischen Fabeln allerhand ihr angedichtete seltsame Streiche und Wunderwerke vor. Dem Franz aber scheinet nach ihm nichts anderes die Kanonisation zu wege gebracht zu haben, als ein mit unendlichen Thorheiten vermischter Andachtseifer (— folgt die bekannte Geschichte mit den Schneeweibern —). Dieß ist Leibnizen zu stark, so daß er dießmal nicht unterlassen kann, außer dem mehr sachlichen Bericht noch ein ausdrückliches „Bedenken" zu geben, in welchem er erklärt: „Derartige Schriften

sind nicht zu billigen. Wenn auch viel unverständige Personen bei den Papisten dieser heiligen Jungfrau allerhand unanständige Dinge beilegen, so macht doch solches keine neue Person. Man thut mit all dem der römischen Partei Unrecht, als in welcher verständige Leute die Possen der Legenden nicht billigen. Der unbedachtsame Religionseifer pflegt sonderlich sich hier auf eine schädliche und zu nichts als einer gefährlichen Verbitterung dienende Weise sehen zu lassen [1]). Wie dann einige Skribenten römischen Theils ein Gleiches gegen die Reformirten gethan, indem sie höchst unbillig vorgegeben, der Kalvinisten Gott sei der Teufel. Bleibt es also dabei, daß man billig Legendenschreiber strafe und weise, wie unziemliche Dinge sie von der heiligen Jungfrau erzählen, deßwegen aber Marien selbst unter dem Schein, als wäre es die Marie der Legenden, nicht schimpflich angreifen müsse“. — In ähnlicher Weise kehrt er sich gegen die gehässige Aufklärung des Reformirten Klerikus: „Es scheint nicht nöthig zu sein, andrer Fehler zusammenzulesen, sondern es ist nützlicher, daß man das Gute aus den Autoribus bemerke. — Es ist nicht ohne, daß man zu rechter Zeit die Wahrheit nicht verschweigen solle; sie kann aber auch wohl zur Unzeit gesagt werden. Und wenn Einer ein Buch machen würde, darin er hauptsächlich Profession machen wollte, zusammenzutragen, was die Patres unrecht gesagt, würde er darin den Kirchen eine schlechten Dienst thun; wenn aber sowohl das Gute, als Böse unparteiisch vorgestellet wird, so findet sich, daß Jenes überwiege. — In der zehnten Epistel folgt zum Anhang eine aus der Sittenlehre abgehandelte Dissertation, darrinnen er diese wunderliche Frage erörtern will, „ob man allezeit auf die Verläumdungen der Geistlichen antworten müsse“. Es hätte aber die Benennung des Geistlichen wohl ausgelassen und die Frage generaliter traktirt werden können“.

Ein gleiches, fast noch schärferes Urteil wird über Arnolds „unparteiische Kirchen- und Ketzergeschichte“ gefällt. „Man sollte die unzähligen historischen Fehler untersuchen und bescheidentlich widerlegen. Einem solchen Mann sollte selbst Herr Arnold verbunden

---

1) In einem Stück, das nicht von L., sondern von Eckart herrührt, kommt sogleich der Gassenton: „Ob dieses verdammte Buch in der Welt — andere schreiben dieß Teufelsbuch dem Aretino zu. Brissonius ist in Paris auf Anstiften zweier eingefleischter Teufel ermordet worden“ — u. s. w.

sein und seine Fehler willig erkennen, wo er seinen Worten nach die Wahrheit recht liebet. Er nimmt keine Chronologie in Acht und hänget Sachen, die ganz nicht zueinander gehören, aneinander, damit er was zu tadeln herausbringen möge. Auch vermischet er allerhand Personen und macht gar einmal aus einem Mann ein Weib, indem er Baptista für einen Frauensnamen hält. Ferner nimmt er aus unterschiedenen Skribenten, die eine Sache unterschiedlich abhandeln, allezeit desjenigen Zeugniß für wahr auf, der die Sache am schlimmsten vorgestellet, ob er sonst gleich den Andern an Alter und der Authentia weichen muß. Wenn er keine Skribenten vor sich hat, daraus er mit klaren Worten einige Flecken ziehen kann, so drehet er die Worte, wider der Autoren Intention, wie er sie haben will, oder er setzet seine Formul dazu: Wenn's wahr ist, wenn es sich also verhält u. s. w. Auch werden die Skribenten hin und wieder von ihm verfälschet und Sachen aus ihnen citirt, an die sie ihr Lebtage nicht gedacht. Er siehet sie nur obenhin an und raspelt daher oft wahre und unwahre Dinge aus ihnen untereinander. Auch kann er Autores anführen, die nicht in der Welt oder zum wenigsten nicht in seinen Händen sind. — Ich versichre, daß ich kein Wort gesagt, welches nicht mit den bewährtesten Autoribus, Urkunden und untrüglichen Zeugen könnte sonnenklar gemacht werden. Endlich betheure ich, daß diese kleine Erinnerung aus keinem dem Herrn Arnold gehässigen, sondern aus einem wahrheitsliebenden Herzen geflossen. Aber diese Materie ist so wichtig, daß die Fehler und Mißrepräsentationen einen großen Schaden in der Kirche bringen können". — Andererseits ist aber Leibniz gegen die unschuldigen und harmlosen Ketzer selbst so mild, daß er, wie schon erwähnt, dem vielgeplagten Petersen die Freude macht, einen langen Auszug aus seinem Buch über die Wiederbringung aller Dinge zu geben, wozu er über diese und ähnliche Ansichten schließlich nur bemerkt: „und was dergleichen wunderliche Gedanken mehr sind, die ihnen eingefallen".

Dagegen sucht er allerdings, ob auch in milder und ruhigaufklärender Weise, der Schwärmerei und dem Aberglauben entgegenzutreten und für wahre Wissenschaft zu arbeiten. Unter Anderem wird berichtet über „Dickinsons alte und wahre Fysik oder von der natürlichen Wahrheit des mosaischen sechstägigen Werks", wozu

am Schluß die Bemerkung kommt: „Man siehet aus Obenerzähltem leicht, daß Herr Dickinson viele wunderliche und ich weiß nicht ob allezeit der Sachen gemäße Dinge zu behaupten suche, daß man daher ungewiß ist, aber er überall mit rechtem Ernst oder nur bisweilen zum Schein etwas rede“.

Besonders bedeutsam in dieser Richtung ist endlich der sehr eingehende und rühmende Bericht über Lockes „Versuch vom menschlichen Verstand,“ einem „herrlichen Buch“. Bezeichnender Weise werden aber nur zwei „absonderliche Kapitel“ herausgehoben und ausführlich besprochen, das über die „Vergesellschaftung der Ideen“ und das andre über den Enthusiasmus. In ersterer Hinsicht wird mit Anschluß an Locke betont, wie viele Vorurteile, Sym- und Antipathien, abergläubische, fantastische und ausschweifende Meinungen einzig nur aus dieser Quelle kommen, wie sehr man daher besonders bei der Erziehung der Jugend sein Augenmerk darauf richten müsse, daß keine schädlichen Einbildungen sich festsetzen. „Indem eine dumme Magd die unterschiedlichen Ideen dem Esprit eines Kinds einflößet und erwecket, wird das Kind vielleicht sein Lebtage dieselben nicht von einander unterscheiden können, so daß ihm z. B. die Dunkelheit immerfort mit dergl. entsetzlichen Ideen begleitet zu sein vorkommen wird. Man wird ohne Zweifel finden, setzt Herr Locke dazu, daß es nichts anderes, als dergl. übel begründete und wider die Natur laufende Zusammenbindungen der Ideen sind, welche die vielen einander widerstreitenden Sekten in der Filosofie und Religion auf die Bahn bringen; denn es ist nicht zu glauben, daß ein Jeder von diesen sich gutwillig selbst betrügen und die ihm durch klare Beweisgründe dargethane Wahrheit wider sein besser Wissen und Gewissen verwerfen werde“ (— wird ausführlich noch weiter berichtet, obwohl Leibniz bekanntlich filosofisch nicht ganz mit Locke's Anschauung einverstanden ist —). Für's andre wird mit Einstreuung vieler selbständigen Gedanken über den Enthusiasmus gehandelt „welcher nicht auf die Vernunft, noch auf die göttliche Offenbarung gerichtet ist, sondern nur von der Einbildung eines erhitzten und eingebildeten Geists entspringt und der, sobald er nur ein wenig eingewurzelt, viel stärker über die Meinungen und Aktionen der Menschen Meister spielet, als die Vernunft oder Offenbarung, gesondert oder beide zusammen. — Wer die Ver-

nunft deßwegen vernichtet, daß er der Offenbarung Raum mache, löschet beide Lichter zugleich aus und setzt an ihre Statt in seinem Gehirn geschmiedete Fantaseien. (In dem L. Aufsatz von der wahren theologia mystica heißt es: Das Licht erfüllet das Gemüth mit Klarheit und Versicherung, nicht aber mit Einbildung und toller Bewegung. Einige bilden sich in ihrem Hirn eine Lichtwelt ein, meinen, sie sehen einen Glanz und Herrlichkeit und seien mit viel tausend Lichtelein umgeben. Das ist aber nicht das wahre Licht, sondern eine Erhitzung des Geblüts! Guhr. d. Sch. I, 411.) Sie sind ihrer Sachen versichert, weil sie derselben versichert sind. Denn darauf laufen alle ihre Worte hinaus, wenn man die Metafern des Hören und Empfinden davon absondert, darein sie dieselben eingehüllet. — Alles Licht, davon man verblendet, ist nichts anderes als ein Irrwisch, welcher uns ohne Aufhören in diesem Zirkel umherführen wird: „Dieses ist eine Offenbarung, weil ich's fest glaube, und ich glaube es, weil es eine Offenbarung ist" " u. s. w.

Es wird an diesen Proben genügen, um Ton und Richtung dieser leibnizischen Zeitschrift zu erkennen. Gewiß ist sie ein ächtes, seines Geists würdiges Glied in der Kette seiner übrigen Bildungsbestrebungen.

Etwa in die gleiche Zeit mit dem eben Dargelegten fällt nun endlich dasjenige Werk, in welchem er das Beste niedergelegt hat, was er auf diesem Gebiet dachte, wünschte und erstrebte, das Werk, mit dem er seine rastlosen Versuche krönte und auch so ziemlich allein einen unmittelbaren weitgreifenden Erfolg hatte. Ich meine die Stiftung der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Bei allem Bisherigen stand er oder seine Gesinnungs- und Strebensgenossen allein; ihre Arbeit, so verdienstvoll an und für sich, ermangelte des festen Bodens und der Bürgschaft einer längeren Dauer. Dieser Boden war nun eben zu gewinnen; man mußte der schädlichen Vereinzelung besonders bei den Protestanten abhelfen, „indem man einen Kitt für die Sandkörner fand". Man mußte das hochwichtige Werk einer gemeinsamen Arbeit organisiren, um wirklich einen durchschlagenden Erfolg zu haben. — Der

Gedanke der Akademie ist uns schon längst in dem bisher Gegebenen begegnet. Fast regelmäßig bildet er als Aufschwung zum Umfassendsten und Größten den mehr oder weniger deutlichen Hintergrund aller seiner Vorschläge. Der eigene Zug seiner allseitigen, auf Sichtung, Ordnung und feste Gliederung bedachten Natur traf hiebei mit der Anregung von Außen und den bereits gemachten Vorgängen innig zusammen. Schon seit einiger Zeit bestanden ähnliche Anstalten zu Paris und London, die Leibnizens lebhaftes Interesse erweckten, noch ehe er sie selbst sah, um so mehr, als er Gelegenheit auch hiezu fand, ja im Jahr 1673/74 sogar Mitglied der Londoner Gesellschaft wurde. Ein Beweis, wie eifrig er die Einrichtung und Bestrebung dieser Vorbilder studirte, sind die Reiseberichte an den Herzog Johann Friedrich [1]).

Indeß lagen auch in Deutschland derartige Versuche vor. Die „fruchtbringende Gesellschaft" zur Verbesserung der deutschen Sprache bestand seit 1617. In Leipzig bildete sich um's Jahr 1641 ein „Collegium Gellianum" meist aus Professoren, wo man sich mit Erklärung der Klassiker und Sammlung gelehrter Notizen beschäftigte. Daran schloß sich seit 1664 ein „Collegium conferentium", dem auch Leibniz angehörte, ferner ein „Collegium anthologicum", zu Jena ein „Coll. quaerentium", bestehend aus Professoren und Studenten; zu Schweinfurt wurde (vgl. oben) 1651 eine Naturforschergesellschaft (Societas scrutatorum naturae) gegründet und 1672 als Academia Caesareoleopoldina nach Wien verlegt. Das „Collegium historicum" ist schon erwähnt. Ganz merkwürdig und in nächster Verwandtschaft mit Leibnizens endlichem Werk war um's Jahr 1667 der Vorschlag des Schweden Skütte an den großen Kurfürsten, zu Brandenburg eine Art von Gelehrtenrepublik ohne Unterschied der Religion zu errichten, wozu in der That die Gründungsurkunde bereits unterzeichnet war, während die Ausführung durch die kriegerischen Zeitläufte vereitelt wurde.

Kurz, es zeigte sich in einer dießmal sehr löblichen Nachahmung des Auslands ein überaus reger Eifer in Deutschland, derartige Gesellschaften und Vereine zu gründen, wie dieß Leibniz selbst in einem (ungedruckten) Aufsatz beschreibt: „Es sind jetzo

1) s. Kl. III, 3—10.

viele wackere Leute, so zu Sozietäten und Verständigungen unter Gelehrten und Liebhabern der gründlichen Wissenschaften oder höheren Künste Vorschläge thun. Herr N. N. hat mir einen Entwurf zugeschickt, vermöge dessen die Gedanken gerichtet werden sollten auf allerhand Wissenschaften, dadurch Land und Leuten bei Krieg- und Friedenszeiten gedient werden könnte. Ein anderer vornehmer Mann hat eine deutsch-gesinnte Gesellschaft vorgeschlagen, dadurch insonderheit die Wohlfahrt Deutschlands befördert würde. Herr Gh. Rath N. dringt auf ein Collegium historicum, dadurch eine rechtschaffene Geschichte der deutschen Lande abgefaßt würde. Ein Anderer treibt vornemlich das Aufnehmen der deutschen Sprache, damit Alles, was zu wissen dienlich, darin beschrieben, und wir nicht weniger, als andere Völker, des Kerns der Wissenschaften genießen könnten, ohne daß nöthig, uns an der Schule des Lateins stumpf zu arbeiten. Herr von N. schreibt mir, er möchte ein forum sapientiae wünschen, da recht gelehrte Leute nicht weniger zusammen kämen, als die Kaufleute wegen ihrer vergänglichen Dinge auf der Leipziger Messe. Herr Pater N. wundert sich zum höchsten, daß noch kein Potentat auf eine Fundation zu Beförderung der Arzneikunst gedacht, daran doch nächst der Gottesfurcht dem Menschen am allermeisten gelegen. Und was dergl. gute Gedanken mehr, deren nicht wenig beigebracht werden könnten"[1]).

Mit regstem Eifer hatte sich Leibniz von Anfang an in die Reihe dieser „wackeren Männer" gestellt. Wenn man, soweit bis jetzt eine Kenntniß seiner Papiere vorliegt, den Gang seiner Bemühungen kurz überblickt, so finden sich vor der Ausführung in Berlin etwa drei Anläufe und Ansätze.

Zuerst in den Jahren 1669—72 begegnen uns zwei Entwürfe von Sozietäten (Kl. I, 110—148). Der erste sucht das Unternehmen vornemlich unter den religiösen Gesichtspunkt zu stellen, um ihm dadurch, wo nicht Förderung, so doch Duldung durch eine Hauptmacht der Zeit zu verschaffen. Im Uebrigen gibt er ein Verzeichniß alles dessen, was eine solche Gesellschaft leisten sollte, ein Verzeichniß, das im Grund die ganze Aufgabe des durchgebildeten Humanitätsstaates der Neuzeit enthält und in

1) s. Biedermann II, 190. Anm.

dieser Ausdehnung natürlich nicht unmittelbar verwirklicht werden konnte. Die zweite Denkschrift dagegen betont vornemlich das nationale Intresse und bezeichnet als einzuschlagende Richtung den einst in Deutschland so lebendig gewesenen, nunmehr aber fast ganz erloschenen Realismus. Endlich kann man auch in seinen gleichzeitigen Bemühungen um das Bücherkommissariat von Mainz und um die halbjährige Zeitschrift den Sozietätsgedanken keimen sehen.

Aehnlich, aber schon der Verwirklichung und Ausführbarkeit näher gerückt ist der zweite Anlauf um die Mitte der siebziger Jahre. Es gehören hieher drei Stücke [1]), deren eines sicher mit dem Datum „Mai 1676" versehen ist. Somit wurde es noch in Paris auf Grund des Selbst-Erfahrenen und Geschauten, aber bereits mit dem Hinblick auf Hannover abgefaßt, wohin zu kommen der Ruf an ihn ergangen war. Wahrscheinlich fallen auch die beiden andern sehr verwandten Stücke in dieselbe oder nur in eine wenig spätere Zeit. Eigen ist auch hier wieder die religiöse Färbung, welche in dem Gedanken einer „filadelfischen Gesellschaft" heraustritt. Noch öfter [2]) kommt Leibniz darauf zu reden und nennt es auch einen „Orden der Liebe" oder „Orden der Gottesfreunde". „Derselbe soll wahrhaftig auf Gottes Ehre gehen, solche gegen die Atheisten aus der Natur und verwunderungswürdigen Werken Gottes behaupten, *allda anfangen, wo die Jesuiten aufhören* und die Studia traktiren, so die Jesuiten nicht zu treiben pflegen, nemlich die Geheimnisse der Natur, und arme kranke Leute umsonst kuriren, die Jugend in höheren Studien informiren, absonderlich in mystischer Theologie, so die höchste Stufe dieser Anstalt, dazu die Chemie und Wunder der Natur eine herrliche Anleitung geben. Scholastische Theologie sollen sie nicht treiben, wie auch nicht scholastische Filosofie, sondern solche den Jesuiten überlassen; sie sollen nur dasjenige traktiren, was ohne scholastischen Stil in gewöhnlicher Redeweise zu behandeln ist. Dieses wäre das allerherrlichste Institut, so zu ersinnen, und

---

1) Kl. III, 307—330.

2) Z. B. Kl. V, 21 (um's Jahr 1678). Ich weiß nicht, ob die von Biedermann (II, 235) erwähnten Denkschriften Leibnizens dieselben sind mit den von Klopp nunmehr herausgegebenen, oder ob sich noch weitere ungedruckte finden.

könnte sich in der ganzen Welt ausbreiten, denn nichts angenehmer sein würde, als diese Menschen. Dieser Orden müßte gute Intelligenz und gleichsam Confraternität mit den Jesuiten und andern Orden halten" [1]). — Es ist unverkennbar, daß auch hier, wie beim ersten Entwurf, das wissenschaftliche Streben sich sogleich mit dem naheverwandten der Kircheneinigung oder doch der friedlich-vernünftigen Duldung verbindet. — In dem zweiten, weit ausführlicheren Stück dieser Abtheilung tritt dagegen der patriotische Eifer des Verfassers in den Vordergrund, wie sich schon in dem Titel zeigt: „Plan zur Förderung der für's Leben brauchbaren Naturwissenschaft und zur Gründung einer deutschen Sozietät, welche Wissenschaften und Künste in unsrer Sprache beschriebe und die Ehre des Vaterlands gegenüber vom Ausland rettete". Sehr begreiflich ist diese stark ausgeprägte Stimmung, wenn wir bedenken, daß der Aufsatz in Paris oder kurz nachher

---

1) Im Zusammenhang mit diesen, an die Freimaurerei erinnernden Gedanken steht sein Wunsch, auch die katholischen Orden für die Wissenschaft zu gewinnen, um dadurch sie und ihr Klosterleben zu reformiren. Schon in der neuen Methode weist er darauf hin, wie viel durch eine solche gemeinsame Arbeit zu Stande komme, welche man z. B. bei den französischen Benediktinern bemerke. Auf's schärfste verwirft er dagegen die Richtung von de la Trappe (Dutens V, 98): „Faulen Bäuchen mag dieß gefallen, wenn die Frömmigkeit zum Deckmantel der Trägheit dienen muß. Auch liegt es manchen Aebten daran, unwissende Mönche zu haben, um sie desto selbstherrlicher regieren zu können. Allein der Frömmigkeit die Befruchtung durch das Denken zu nehmen, heißt ihr den Lebensnerv abschneiden und sie zu nichtigen Spekulationen, ja selbst zum Gaukelwahn hintreiben". Obwohl er andererseits nicht blind dagegen ist, wie in einem Kloster eine wahrhaft freie Wissenschaft schwer gedeihen könne, so will er doch lieber etwas, als gar nichts. In diesem Sinn schreibt er an den katholischen Landgrafen von Hessen: „Ich liebe die Orden und wünsche sie erhalten zu sehen. Allein es ist sehr zu besorgen, daß sie dem Untergang verfallen, wenn sie sich nicht einer nützlichen wissenschaftlichen Thätigkeit zuwenden". Wenn er Papst wäre, so würde er unter sie die wissenschaftlichen Untersuchungen vertheilen, welche zur Verherrlichung Gottes, und die Liebeswerke, welche zum Wohl des Nächsten dienen. Den Benediktinern und Cisterziensern würde er naturwissenschaftliche Studien, Andern Sprachforschung, den Jesuiten und Dominikanern das Erziehungs- und Unterrichtswesen, den Bettelmönchen die Pflege und Seelsorge besonders bei den Soldaten anweisen u. s. w. In der That machte er bei seinem Aufenthalt in Rom 1689 Anstrengungen, etliche Prälaten für diese Gedanken zu gewinnen, „weil der Frömmigkeit nichts gemäßer sei, als die Betrachtung der wunderbaren Werke Gottes". (Vgl. Pichler I, 416 und Guhr. Leben II, 92 ff.)

geschrieben ist. Denn bekanntlich diente bei Leibniz der Aufenthalt in der Fremde nur dazu, ihn zu einem um so eifrigeren Deutschen zu machen. — Hier ist der Plan bereits so weit vom Reich der bloßen Wünsche entfernt, daß wir am Schluß ein ausführliches Verzeichniß der zu gewinnenden Mitglieder finden. Namentlich wird auch an die Genossen des Schwanenordens und der fruchtbringenden Gesellschaft die Aufforderung gerichtet, sich mit ihren löblichen Bestrebungen unter dem Zeichen des kaiserlichen Adlers einzufinden.

Als dritte Stufe mag man die oben gegebenen Vorschläge an Johann Friedrich und Ernst August bezeichnen, welche ausgehend vom Einzelnen (Bibliothek, Schulen) doch nicht undeutlich auf eine Akademie als letztes und höchstes Ziel hindeuten.

Endlich sollte ihm das längst Erstrebte zu Anfang des neuen Jahrhunderts in Berlin gelingen. Es ist bereits in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen worden, wie sich seine Blicke um jene Zeit sehnend und hoffend dorthin wandten, wo ihm allein noch eine Neugestaltung Deutschlands möglich schien. Eine solche anzubahnen war aber blos durch geistige Mittel, d. h. allen seinen bisherigen Erfahrungen nach blos durch die Macht der protestantischen Bildung denkbar. Union und Akademie, beide im innigsten Verein sollten daher die Grundpfeiler des neuen Gebäudes werden, eine Verbindung, die sich besonders klar in Leibnizens Briefwechsel mit dem Berliner Hofprediger Jablonski ausprägt; denn hier laufen die Fäden der beiderseitigen Bestrebungen eng verwoben durcheinander, wie sie ja auch, wenn man statt Union nur Reunion setzt, nach unsrer Darlegung von Anfang an für Leibniz vereinigt gewesen waren.

Den nächsten Anlaß für das Berliner Unternehmen bot seine Schülerin, die Kurfürstin Sofie Charlotte, welche im Jahr 1697 einmal gelegentlich äußerte, es sei eigentlich eine Schande, daß man zu Berlin keine Sternwarte habe[1]). Diese Bemerkung faßte der anwesende Jablonski auf und berichtete sie an den Ober-

1) Zu beachten ist hiebei, daß zu jener Zeit die Frage des Julianisch-Gregorianischen Kalenders eine in Deutschland viel behandelte war (freilich von Seiten mancher thörichten Protestanten mit dem Ruf: Was hat Christus mit Belial zu schaffen?).

präsidenten Dankelmann, der sofort darauf eingieng. Davon erfuhr bald auch Leibniz und wandte sich auf der Stelle mit lebhaftester Theilnahme der Sache zu. Bereits in dem Schreiben an Kuneau, der ihm die erste Mittheilung gemacht, begegnen wir seinem Plan, an jenen kleinen Anfang der Sternwarte die ganze Akademiegründung zu knüpfen, die eine weithinstrahlende wissenschaftliche Leuchte werden sollte. „Ich bin, sagte er, entzückt über die Nachricht von Ihrem guten Vorhaben für die Beförderung der Wissenschaften. Und was Sie mir von der Veranlassung sagen, welche die Frau Kurfürstin dazu gegeben, so werde ich dieß benützen können, da ich dieser Tage mir die Freiheit nehmen muß, an sie zu schreiben. Die Astronomie trägt zum Ruhme großer Fürsten bei. Dieses wird Ihnen indessen Gelegenheit geben, noch weiter zu gehen und an mehrere andere anziehende Wissenschaften zu denken. Desto besser. Kann ich bei dem Allem mit meinem geringen Rathe etwas helfen, so werde ich es von ganzem Herzen thun. Denn alle meine Blicke sind seit langer Zeit nur auf das allgemeine Beste gerichtet, und ich erfülle diese Pflicht mit größter Freude. Frankreich hat, unter uns gesagt, jetzt größtentheils ziemlich mittelmäßige Leute in der Wissenschaft. Wenn wir die Deutschen auf die Bahn bringen können, so werden sie darin vielleicht ganz Europa die Spitze bieten".

Bald begann auch der Briefwechsel mit Jablonski, in welchem zuerst um's Jahr 1700 des Sozietätplans Erwähnung geschieht, und von jetzt an der Verlauf der Sache Schritt für Schritt verfolgbar wird. Die Sozietät (nicht Akademie, um eine beim damaligen deutschen Sprachgebrauch mögliche Verwechselung mit den Universitäten zu verhüten) sollte nach Leibnizens Mahnung Stufenweise (per gradus) in's Werk gesetzt werden. Die Sternwarte und das Kalenderwesen durften nicht das Einzige und Wichtigste bleiben, sondern nur als ein schönes Anhängsel gelten; im Uebrigen wäre die Sache „viel weiter und auf Größeres zu extendiren". Hauptsächlich sind Mathematik und Fysik in ihrer ganzen Ausdehnung (latitudo), oder allgemeiner die scientiae reales insgesammt zu berücksichtigen, daher man gleich Anfangs das Laboratorium nicht aus dem Plan streichen darf, wie zunächst wegen Zusammenstoßes mit einer kurz vorher getroffenen Einrichtung beabsichtigt wurde. Und endlich ist das Deutsche, die Pflege un-

serer Sprache und Geschichte ein Hauptpunkt, „wohl zu beherzigen und zu fassen" (daher auch später in das Aufnahmeformular ausdrücklich eingesetzt). Ist auch nicht Alles gleich ausführbar, so muß man es doch im Entwurf so fassen, daß das Ziel der Größe und dem Ruhm des Stifters entspricht.

Diese im Briefwechsel zerstreuten Gedanken sind zusammengefaßt und ausgeführt von zwei Denkschriften, welche Leibniz im Jahr 1700 durch Jablonski dem Kurfürsten überreichen ließ, „daher derselbe höchlichst vergnügt wurde, auch seine Ordre, mit Vollstreckung des Entwurfs zu eilen, erneuerte". Es mögen in der Kürze nur die Hauptgedanken folgen, da uns Vieles bereits aus dem Bisherigen bekannt und geläufig ist:

„Das gloriose und wahrhaft königliche Werk einer kurfürstlichen Sozietät müßte nicht auf bloße Kuriosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein, oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Applikation und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London und Florenz geschehen, daher eine Verspottung erfolget, auch endlich die Hände abgezogen werden. Reale Minister werden solcher unnützer Kuriositäten bald überdrüssig und rathen keinem großen Fürsten, viel Staat davon zu machen. Hingegen wenn Dinge zu erhalten, dadurch die Bequemlichkeit des menschlichen Lebens und die Nahrung der Unterthanen zu vermehren, kann die Approbation und auch der Fundus nicht fehlen, als welcher von dem neuen daraus entspringenden Nutzen selbst herzunehmen und sonst reichlich durch selbigen zu ersetzen. So wäre also aus den zwei königl. Sozietäten, die man als Beispiel vor sich hat, das Beste zu nehmen, deren Abmängel aber zu verbessern, deretweg n jene bisher wenig Nutzen gebracht. Ich kenne beide genau, da ich ihr Mitglied bin, und habe auch meine Gedanken und Wünsche von vielen Jahren her darauf gerichtet, daß eine solche Fundation in Deutschland, sonderlich bei einem evangelischen Potentaten geschehe. Daher ich hoffe einige Vorschläge thun zu können, so zu Beförderung des Zwecks ihren Nachdruck haben werden.

Es wäre demnach theoria und praxis zu verbinden und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufakturen, Kommerzien und mit Einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern, überdieß auch

solche Erfindungen zu thun, dadurch die überschwängliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet, mithin die christliche Religion, auch gute Polizei, Ordnung und Sitten theils bei heidnischen, theils noch rohen und barbarischen Völkern gepflanzet oder mehr ausgebreitet würden. Solche reale Wissenschaften nun sind Mathematik und Fysik, und bei beiden vier Hauptstücke: Geometrie und Analysis, so allen anderen das Licht anzündet, Astronomie, worunter auch Geografie und Chronologie sowohl als Optika auf gewisse Maße beschlossen, dazu ein Observatorium mit Instrumenten gehört; ferner Architektonik (welche bürgerliche, militärische und Schiffsbaukunst zusammenfasset, auch Malerei und Bildnerei nach sich ziehet), und sonderlich Mechanika, davon die Mühl-, auch Kunst- und Handwerke, so Bewegung erfordern, sammt den Manufakturen regieret werden; und sind zu den zwei Letzten Risse, Modelle und Werkzeuge nöthig. Fysika hat auch vier Theile; nemlich Chemie und die drei Reiche. Jene ist die wahre allgemeine Fysik, so allen drei Reichen gemein, dadurch das Innerste der Körper zu erforschen, und wird ein Laboratorium erfordert. Das Mineralreich hat zwar hauptsächlich in sich die Berg- und Hüttenwerke, auch Metalle, doch sind auch Salz-, Salpeter- und andere Siedereien, Stein- und Kohlenbrüche, Glasarbeiten aller Art, und selbst das vortreffliche Regal des Agtsteins (Bernstein) dahin zu rechnen. Bei dem Pflanzenreich ist Botanika, daraus die Agrikultur nebst der Gärtnerei und Forstwesen fließet. Und das Thierreich, dessen rechte Erkenntniß von der Anatomia dargegeben wird, hat Thierzucht, Waidwerk und viel andere in sich, der hohen Scienz der Medizin zu geschweigen. Zu allen diesen Wissenschaften dienen Bibliotheken u. s. w., mit Einem Wort ein theatrum naturae et artis.

Hieraus erscheinet, daß zur Sozietät Leute gehören, so diese Wissenschaften verstehen. Sie würde bestehen aus innern Gliedern und aus Assoziatis. Jene formirten das eigentliche Kollegium, diese wären theils münd- und thätlich, theils, wenn sie abwesend, mit Korrespondenz behülflich. Es wäre also Anordnung zu machen, daß in den kurfürstlichen Landen gelehrte Leute, Ingenieurs, Künstler, die ohnedem besoldet werden, zu dem Zweck der Sozietät konkurriren und nicht allein mit Nachricht auf Begehren an die Hand gehen, sondern auch von selbst

ihre Observationen und Gedanken dargeben. Woran es nicht mangeln wird, wenn sie vermerken, daß Kurf. Durchl. eine besondre Vergnügung drob haben. Auch ist allmählich nicht zu zweifeln, es würden Vornehme von Adel und andre Begüterte, in Ruhe und Wohlstand befindliche Leute (wie etwa in England und anderswo)[1]) aufgemuntert, ihre Lust in solchen Dingen zu suchen und ein so rühmliches, nützliches und vergnügendes Zeitvertreib andern, theils verderblichen Zeitzersplitterungen, Spiel und Debauchen vorziehen. Dadurch sie nach dem Exempel andrer Nationen, da sogar das Frauenzimmer Theil nimmt, zu einer löblichen Kuriosität und dem rechten bon goût zu bringen, mithin unsre Nation nicht nur den Ruhm der Tapferkeit, sondern auch eines soliden Verstands beibehalten möge. Denn dadurch würden auch die Handwerker von ihnen enkuraschirt, viel Menschen vom Bösen abgeführt und viel Dienliches zur Ehre Gottes und des Nächsten herfürgebracht. — Ferner könnten die kurf. Gesandten, Residenten und Agenten, so Kurf. Durchl. ohnedem hin und wieder mit ansehnlichen Kosten außer dero Land hält, angewiesen werden, nicht allein, was ihnen von kuriosen und nützlichen Dingen vorkömmt, der Sozietät mitzutheilen, sondern auch die etwa von ihr verlangten Erkundigungen einzuziehen. Und weilen vornemlich bei Universitäten, Akademien, Gymnasien und sowohl hohen als niederen Schulen solche Personen von dem publico erhalten werden, deren Amt ist, die Studia und Wissenschaften zu treiben und fortzupflanzen, diese Leute auch ohnedem mit Vorlesungen, Bücherschreiben u. s. w. dergleichen Arbeiten thun, so würde man sich wegen der Sozietät auch mit den Tauglichsten unter denselben wohl zu vernehmen haben, damit wackere Leute darunter, die etwas Gutes zu thun Lust haben, dazu aufgemuntert, die Objekte, Gelegenheiten und allerhand dienliche Nachrichten zu ihrem Zweck suppeditirt, und also nichts zur Aufbringung der Wissenschaften und Studien verabsäumet werde.

Allein was Kurf. Durchl. hierunter vornehmen würden, das könnte endlich auch noch zur Ausbreitung des Evangelii gereichen,

---

1) Bisher hatte er über den Adel und andere reiche Leute in Deutschland zu klagen, „daß sie nicht so wißbegierig, als bei den Engländern, noch solche Liebhaber des Verstands und anderer erbaulicher Gespräche, als bei den Welschen, sondern zu viel dem Trunk und Spiel ergeben wären“.

um den Völkern, so noch im Finstern sitzen, das wahre Licht anzuzünden, also daß unsre Beobachtungen über die Sterne sie zu Christo führten, gleichwie einst die Weisen aus Morgenland. Ich habe mehrmals auch in öffentlichen Schriften mit Andern beklagt, daß man die römische Missionarios allein die unvergleichliche Neigung und Wissensbegierde des chinesischen Monarchen und seiner Unterthanen sich zu Nutz machen lasse. Davon ich viel besonders mit nachdenklichen Umständen sagen könnte[1]). Es scheint, daß sich Gott Kurf. Durchl. zu einem großen Instrument auch hierin auserwählt und vorher ausgerüstet habe, wozu nunmehr das so ungemein gute persönliche Benehmen mit dem Czar in die große Tartarei und das herrliche China ein weites Thor öffnet. Dadurch ein Kommerzium nicht nur von Waaren und Manufakturen, sondern auch von Licht und Weisheit mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Antieuropa einen Eingang finden dürfte, zumalen auch bekannt, daß unter allen europäischen Naturalien fast nichts in China mehr gesucht und geschätzet wird, als der Agtstein".

Einige weitre sehr bemerkenswerthe Winke über das, was Leibniz durch seine Sozietät besonders auch für die allgemeine Bildung und Aufklärung zu erreichen suchte, bekommen wir, wenn wir seine verschiedenen Vorschläge über die Beschaffung der nöthigen Geldmittel ansehen. Zum Theil sind es allerdings Nothbehelfe, eingegeben durch die Schwierigkeit der Lage. Dahin gehört z. B. der Vorschlag einer Lotterie und, bei aller guten Gesinnung, auch der Gedanke einer Reisesteuer. „Weil die Sozietät eine deutschgesinnte sein soll und die Ehre der deutschen Nation und Sprache sich angelegen sein lassen, so könnte allen kurfürstlichen Vasallen und Unterthanen, so in die Fremde reisen wollen, dieß unter gewissen Bedingungen gestattet werden, welche der deutschgesinnten Sozietät zu Gut kämen, damit der dabei waltende, der deutschen Nation so schädliche Mißbrauch einigermaßen beschränkt und das Böse selbst zum Guten gekehret würde". Andre Vor-

1) Von diesem Gesichtspunkt aus hätten dann aber auch die Kirchengüter einen Geldbeitrag für die Sozietät zu liefern, „der nicht besser, als zu solchem christlichen und apostolischen Gebrauch angewendet würde". Eine Sonderausführung dieser Frage gibt eine, mir eben zugekommene Schrift von Plath: „Die Missionsgedanken des Freih. v. Leibniz", Berlin 1869.

schläge greifen ganz in das volkswirthschaftliche Gebiet ein und werden uns daher im nächsten Kapitel beschäftigen (Versicherungswesen, Seidezucht u. s. w.). Eigentlich hieher gehörig aber sind diejenigen, in welchen er seinen obigen Grundsatz ausführen will, daß die Sozietät sich womöglich selbst erhalte, indem sie namentlich das Bücher- und Schriftenwesen in die Hand nähme und daraus den nöthigen Gewinn zöge.

Das ganze Unternehmen war von dem unscheinbaren Anfang des Kalenderwesens ausgegangen; hierin sollte es nun auch eine Haupterwerbsquelle finden. „Man müßte den Unterschleif fremder und verbotener Kalender verhüten, und dagegen selbst für tüchtige sorgen. Es ist aber dabei mehr Varietät nöthig: als Kalender mit Kupfer, Schreibe- und andre Kalender in Quart, Oktav, Duodez u. s. w.; so dürften die Leute oft mehr als eine Art abnehmen. Man muß suchen, dieselben auf alle Weise angenehm zu machen und zu konsideriren als die Bibliothek des gemeinen Manns. Es könnte ein Kalender gemacht werden, darin alle vornehmste königl. Bedienten nach den Kollegiis, und allerhand Landessachen, so den Unterthanen zu wissen dienlich. Item ein allgemeiner Postkalender vor die Reisenden in allen königl. Landen sammt einer geografischen Karte, so die Postruten andeute, daraus zu ersehen, welche Zeit die Post an den fürnehmsten Orten durchpassire. Auch ein Gerichtskalender, darin die Termini und andre dienliche Nachrichten. So könnte auch ein Polizeikalender gemacht werden, darin allerhand Verordnung zur Nachricht für männiglich angedeutet. Auch Münz- und Wechselrechnungen, Reduktion nach dem Leipziger Fuß, Zinsrechnungen. Es könnte auch ein Andachtskalender sein, darin alle Wochen und bei den sonderbaren Tagen kurze, doch nachdenkliche Andachten an die Hand gegeben. Andre mathematische, fysikalische, ökonomische und historische Sachen zu geschweigen. Ein und andres kann man bereits vornehmen, viel auch aus alten Kalendern brauchen.

Andre Anstalt gemeinnütziger Dinge, daraus zugleich ein sonderlicher Nutzen zu ziehen, wäre der schon einmal vorbrachte und nicht übel angesehene Vorschlag des Bücherkommissariats. Denn da anjetzt die Welt mit so viel Schriften überhäuft wird, also der Handel nicht favorabel, da zumal fast wenig in den kgl.

Landen verlegt wird, hingegen viel untaugliches Zeug eingeführt, so wäre dadurch auf eine Remedirung zu denken, die Einführung fremden Drucks etwas zu beschweren, den einheimischen zu befördern, der Sozietät sowohl die Aufsicht und Censur, als gewisse Druckprivilegien zu verstatten. Denn seither ist ein großer Mißbrauch in dem Bücherwesen, indem die Buchhändler oft blos und allein auf ihren Vorteil sehen [1]) und sich nicht allein an das, was dem gemeinen Wesen zuträglich, nicht kehren, sondern auch falsche, schädliche und ärgerliche Schriften zu verlegen, einzuführen, zu vertreiben sich nicht entsehen (entblöden), dadurch oft ehrliche Leute, ja hohe Personen angegriffen werden und zudem ein großes Geld für liederliche Waare nach Holland und Frankreich gehet. Dazu wäre die Aufsicht und Vorrecht der Sozietät gut, daß schädliche Schriften abgehalten, hingegen nützliche Werke und rechtschaffene Bücher von den Buchhändlern mehr als bisher angeschaffet und die künftigen Unternehmungen gelehrter oder erfahrener Leute, die etwas Löbliches thun wollen oder können, befördert, auch wohl nach Gelegenheit den Autoribus mit Nachricht und sonst in Zeiten unter die Arme gegriffen würde.

Und weilen die Welt mit vielen diariis eruditorum oder journaux des savants und dergl. gelehrten Zeitungsbüchern angefüllet, die auch annoch sehr gesuchet werden, welche aber oft ganz verkehrte Urteile fällen und nicht das Beste, sondern wohl das Schlechteste aus den Büchern andeuten, so könnte die Sozietät mit obgedachter Hülfe desto besser zuverläßige Relationen und nützliche Extrakte in verschiedenen Sprachen besser als andre verfertigen lassen, weilen ohnedem fast zu viel, daß Privatpersonen sich einer Generalcensur in ihren Journalen unterfangen.

Endlich ist bekannt, daß sich eine große Difformität findet bei den Büchern, so in den Schulen und bei Präzeptoren, so-

---

1) Auf die damaligen Buchhändler, um dieß gelegentlich zu bemerken, war Leibniz überhaupt nicht gut zu sprechen. „Zweierlei ist es, was sie so heikel im Abnehmen macht, die Geldgier und die Unwissenheit. So wissen sie nicht, was wählen, und trauen den Gelehrten nicht, da sie glauben, dieselben verstehen mehr, was gelehrt, als was verkaufbar sei" (Erdm. 456). Um die Gelehrten vor Ausbeutung und Uebervorteilung zu schützen, schlägt er deßhalb einmal geradewegs eine Subscriptionsgesellschaft unter denselben vor, mittelst welcher sie ihre Bücher selbst absetzten (Dut. V, 332).

wohl öffentlichen als privaten gebräuchlich sind. Die nun von einer Schule in die andre ziehen oder in derselben Schule andre Lehrer bekommen, müssen sich an neuë Bücher gewöhnen, auch wohl andre Dogmata annehmen, werden mithin im Fortschritt der Studien nicht wenig turbiret und gehindert. Ueberdies ist auch mehr als zu bekannt, daß die Information oft schlecht bestellet, die Ingenia weit herumgeführt, zu Zeiten auch mit untauglichen theils schädlichen, meist außer Lands verlegten Büchern beladen werden. So könnten unter Approbation der Sozietät richtige, deutliche, auf dem alten, zur Gottesfurcht und Tugend gerichteten Grund gebaute, mit neuen Erfindungen ausgezierte Kompendien, Tafeln, Grammatiken, Wörterbücher und dergl. verfasset oder erneuert, daneben auch solche Ausgaben der klassischen Autoren zum Druck befördert werden, welche mit kritischen Noten nicht überhäuft und vertheuert und doch mit nöthigen Erklärungen versehen sind. Dazu gehörten auch Schreib- und Rechenbücher, und sonderlich Katechismen, theologische Kompendien, gewisse taugende Gebet-, Gesang- und Spruchbücher, Ausgaben des neuen Testaments, auch der ganzen Bibel oder deren Theile im Original und andern Sprachen. Weilen auch die Nichtstudirenden billig in vielen nützlichen Dingen, sonderlich aus der Mathematik, Natur, Oekonomie, Geschichte und Moral in deutscher Sprache unterwiesen werden sollten, wäre der Sozietät dessen Besorgung in Sonderheit aufzutragen und deswegen Schreib- und Rechenmeister, auch andre Künstler an sie zu weisen".

Wie sehr auch der ganze Vorschlag durch die Betonung des stufenmäßigen Vorgehens und durch die schärfere Hervorhebung des zunächst Nothwendigen, z. B. der Grundwissenschaften und Hauptbedürfnisse, einer thatsächlichen Ausführbarkeit näher gerückt ist, genau betrachtet hat er doch kaum etwas von seiner alten Weite und Großartigkeit verloren. Wir scheuten daher in unsrer Darstellung auch eine gewisse Wiederholung (z. B. das Bücherwesen betreffend) mit Absicht nicht, um der gänzlich schiefen Ansicht zu begegnen, als ob Leibniz nur ein ruheloser Planmacher gewesen wäre, der sich von einem Vorschlag auf den andern geworfen, ohne mit Ausdauer an dem einmal Erfaßten festzuhalten. Gerade das Gegentheil ist wahr, wie unsre Darlegung seiner Sozietätsbestrebungen als der Krönung alles Bisherigen deutlich

zeigen muß. Hier so gut als früher soll die Sozietät den geistigen Mittelpunkt des Landes nach so ziemlich allen seinen Seiten und Bedürfnissen bilden; durch sie soll Vernunft, Bildung und Intelligenz zur Herrschaft erhoben werden — ein des staatsmännischen Filosofen würdiger Gedanke! Von den Bedürfnissen des gemeinen Manns, von der Sorge für die Nahrungsmittel schwingt sich sein Blick in die weitesten Fernen, auf zu den höchsten Zielen der Wissenschaft und Frömmigkeit. Mit all den im Umkreis zerstreuten Stellen und Aemtern des Lands, mit allen Anstalten und Bildungsmitteln soll dieser Mittelpunkt in lebendiger Verbindung und Wechselwirkung stehen, er soll Kopf und Herz des ganzen Staatskörpers bilden. Insonderheit soll er belebend und befruchtend auf das ganze bisherige Erziehungs- und Unterrichtswesen, auf höhere, wie niedere Schulen einwirken und nicht etwa nur eine vornehm-gelehrte Kaste von Olympiern darstellen. In dieser Beziehung ist außer dem Obigen besonders bezeichnend, wie er sich auch in einer Denkschrift an den König von Polen-Sachsen in Sachen einer Dresdener Sozietät ausspricht: „Die erste Grundlage des menschlichen Glücks ist die gute Erziehung der Jugend, welche auch die Reglung der Studien in sich schließt. Nichts ist wichtiger für den Staat überhaupt und für das Wohl der Menschen im Einzelnen, als sowohl dem Geist, wie dem Körper die wahre Richtung zu geben, indem man beide frühzeitig an das gewöhnt, was zu ihrer Entwicklung dient; die Zeit muß benützt werden, wozu die kurze Dauer unsres Lebens uns nur zu sehr verpflichtet. Es ist eine Schande zu sehen, wie schlecht dieselbe schon bei der Jugend angewendet wird, wieviel davon durch Erlernung unnützer Dinge oder durch verkehrte Lehrweisen vergeudet wird, indem man auf Umwegen sucht, was auf dem rechten Weg schnell und mit Leichtigkeit zu erreichen wäre“ [1]).

Selbstverständlich ist, daß diese Gedanken und Folgerungen nicht alle in den Stiftungsbrief aufgenommen werden konnten. Genug, daß darin die zwei Hauptgesichtspunkte Leibnizens hervor-

1) Angeführt von Pichler I, 86 aus Formey Gesch. der Akademie, Berlin 1752 S. 22 (vgl. Dut. V, 175). Nach Guhrauers Nachweis (Leben II, Anhang S. 17) ist diese Denkschrift aber nicht in Sachen der Berliner, sondern einer Dresdener Sozietät abgefaßt, wornach auch Pichlers (und Dutens') Angabe zu berichtigen ist.

treten: der streng-realistische Charakter und die angelegentliche, wiederholt betonte Sorge für das deutsche Wesen, besonders für die Sprache. Damit war, im Gegensatz zum ganzen bisherigen Stand der Bildung in Deutschland, wenigstens einmal ein überaus fruchtbarer Keim des Besseren an festem Orte niedergelegt.

Am 11. Juli 1700 wurde der Stiftungsbrief der Sozietät ausgefertigt, am 12. Leibniz zu ihrem Präsidenten ernannt. Allerdings wollte es, trotz dieses Erfolgs, am Anfang nicht recht vorwärts gehen, so daß jener lange Zeit eigentlich „allein die Akademie vorstellen“ mußte und in den 1710 erschienenen Band der „Miscellanea Berolinensia“ selbst die wichtigsten Beiträge aus allen möglichen Gebieten zu liefern hatte. Die Noth der kriegerischen Zeit, später der rohe unwissenschaftliche Sinn Friedrich Wilhelms waren natürlich für die junge Anstalt wenig förderlich [1]). Allein sie war doch wenigstens einmal gegründet und in Wirklichkeit getreten, die ausgestreuten Gedanken hatten Wurzel gefaßt und konnten für ein gedeihlicheres Wachsthum die Zeiten Friedrichs des Großen erwarten, wie ja in Preußen schon öfter die Uebermacht der Ueberlieferung auch über schlimme Zeiten weggeholfen hat. Wenn unter Friedrich in tadelnswerther Weise die Eine Hauptseite des Leibnizischen Werks, der nationaldeutsche Charakter zunächst wieder verloren gieng, so drang dagegen die andre, die realistische, um so mehr durch; was der Filosof, um Boden zu haben, zunächst an seine Sozietät geknüpft, das übernahm billiger Weise der ganze Staat, indem er im Geist der Neuzeit seine umfassende Bildungsaufgabe erfaßte und sich auf verhältniß-

1) Derselbe meinte z. B. von Leibniz: Der Kerl ist zu nichts brauchbar, nicht einmal zum Schildwachestehen! — Als der karge König der Berliner Malerakademie für ihre Zimmer Miethe abverlangte, und (nach Jablonski's Brief an L.) ein Gleiches auch für das Observatorium zu besorgen stand, schrieb Leibniz 1713 das Epigramm „auf die Malerakademie“:

Am Saal des Parlaments, so England konnt gebieten,
Schrieb Kromwell endlich an: Der Ort ist zu vermiethen!
Dem Kunstwerk zu Berlin geschieht noch größre Ehr:
Ein König schreibt ans Haus: Weicht oder Thaler her! (Pertz 345).

Späterhin fristete sich die Akademie ihr Dasein nur dadurch, daß man dem Soldatenkönig vorstellte, wie werthvoll für sein Heer die Heranbildung guter Wundärzte sei!

mäßig dürftiger Naturgrundlage zu einem rührigen und regsamen Staat der Geistesherrschaft gestaltete, welcher durch Fleiß, Ordnung und Geschicklichkeit weit ersetzte, was ihm gegenüber von Andern an materieller Ausstattung abging.

Nachdem das Werk in Berlin gelungen war, ging Leibniz daran, es auch in andern deutschen Hauptstädten zu versuchen. Ihn leitete der Gedanke, den er einmal an Placcius ausspricht: „Nichts wäre nützlicher, als wenn die Gelehrten sich zu einem ganz allgemeinen Verein, aber getheilt in verschiedene Kollegien zusammenschlössen. Denn der Zusammenhang der verschiedenen Wissensgebiete unter einander ist so groß, daß man nur vorwärts kommen kann, wenn man sich gegenseitig die Hand reicht und in geschlossener Linie marschirt. Indeß läßt sich etwas derartiges kaum hoffen, wenn nicht eine höhere Macht sich der Sache annimmt. Wir müssen deßwegen mit verschiedenen Einzelgesellschaften zufrieden sein, welche endlich durch die Natur der Sache auch unter sich in Verbindung treten werden" [1]).

Zunächst versuchte er es in Dresden bei König August. Es liegt dafür die in aller Form ausgefertigte Bestätigungsurkunde nebst dem Plan des ganzen Unternehmens und der Anweisung der nöthigen Geldmittel unter Leibnizens Papieren vor [2]). So weit war also die dem Berliner Unternehmen nachgebildete Sache bereits gediehen. Allein zur Ausführung kam sie nicht, theils weil der polnische Krieg störend dazwischen trat, theils weil es überhaupt bei August als dem „Romantiker der Liederlichkeit" an ernsterem Sinn für Derartiges fehlte. Für Feste u. s. w. hatte man Hunderttausende, für wissenschaftliche Zwecke wurden einmal selbst 200 Thaler verweigert, „wegen der Menge und Wichtigkeit so vieler anderer Sachen". Wir kennen sie!

Nach Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs machte sich Leibniz daran, durch die Vermittlung des ihm sehr geneigten Prinzen Eugen und auf Grund seiner bedeutenden staatsmännischen Leistungen für die Sache des Hauses Oestreich auch in Wien eine Akademie zu stiften, nicht ohne den Hintergedanken, seinen

---

1) s. Dutens VI, 69.

2) Bis jetzt ungedruckt, aber von Rößler-Biedermann eingesehen; s. Biedermann II, 196 Anm.

durch den Tod der Gönner und Gönnerinnen in Hannover wie Berlin unliebsam gewordenen Aufenthalt mit Wien zu vertauschen. Der Sozietätsplan kommt mit dem bisherigen im Wesentlichen überein, nur daß er daran dachte, die verschiedenen Glieder und Abtheilungen der Gesellschaft auf mehrere Länder des buntfarbigen Reichs zu vertheilen, um dadurch zugleich für eine allgemeinere Verbreitung der Bildung zu sorgen [1]). Dieselbe war bisher überwiegend in den Händen der Jesuiten gewesen, über deren wissenschaftliche Heruntergekommenheit wir Leibniz bereits klagen hörten. Am stärksten und deutlichsten thut er dieß eben in den (neuerdings allmählig an's Tageslicht geförderten und noch zu fördernden) Briefen und Denkschriften in Sachen der Wiener Akademie. „Ich muß bekennen, schreibt er an Kaiser Karl, daß ich hier unter den Kavalieren mehr solide Wissenschaft gefunden, als bei denen, so Profession von Erudition machen". Doch hofft er, „daß dereinst auf Betrieb des Kaisers auch die Wiener Musen aus dem Schlaf erwachen werden". — Bereits in andrem Zusammenhang wurde bemerkt, daß diese seine Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, sondern alle seine angestrengten Bemühungen scheiterten. Was daran Schuld war, ist klar. Einmal unleugbar die herkömmliche östreichische Geldnoth; für's Andre aber, und dieß ist die Hauptsache, der Widerstand der Jesuiten, die sich nicht aus ihrem in jeder Beziehung süßen Erziehungsalleinrecht verdrängen lassen woll-

---

1) Wie nöthig dieß war, sieht man, wenn es dessen je bedarf, auch aus dem Brief eines Freundes von Leibniz, des Katholiken Widow. Er schreibt im Jahr 1714 aus Wien nach Hamburg: „Was die Wissenschaften betrifft, so ist in diesen Gegenden fast kein Einziger zu finden, der sich hervorthäte. Unser Leibniz sucht für diese Uebel ein Heilmittel; mit welchem Erfolg wird die Zeit lehren. — Guter Gott, wie ganz anders sieht es in dieser Hinsicht in England und Frankreich aus. In einem einzigen Kollegium der Benediktiner zu Paris finden sich mehr Gelehrte, als ganz Deutschland unter seinen zahllosen Mönchen besitzt". — Und später: „Ich weiß nicht, ist hier der Himmel den Geistern weniger günstig, oder ist irgend ein Fatum daran Schuld, daß die Oestreicher immer ungebildet und der edleren Kenntnisse beraubt bleiben. So groß ist hier selbst bei angesehenen Männern die Unwissenheit, daß sie kaum wissen, was anderswo die Kinder in den Elementarschulen lernen. Ihre Orthografie, selbst wenn sie die Muttersprache schreiben, ist so beschaffen, daß man sie nicht für Deutsche, sondern für Ungarn, Kroaten und ich weiß nicht was für Barbaren halten möchte, so daß der Hofkanzler von Seilern sein Amt damit begann, ein Vokabularium für den Gebrauch der Gerichtsstellen ausarbeiten zu lassen." (Pichler I, 471.)

ten. Denn hätten sie sich der Sache geneigt gezeigt, so hätte es auch an Geld nicht fehlen können. Es dürfte daher ein ziemlich verunglücktes Bemühen sein, wenn Klopp neuestens die Jesuiten von dieser Schuld reinzuwaschen sucht. Dagegen lauten doch die eigenen Andeutungen Leibnizens und Andrer zu bestimmt, wenn man je die hier doch ziemlich sichere Ableitung aus dem allbekannten Geist und Wesen dieses Ordens als ungenügend ansehen wollte.

Glücklicher, wenn er es gleich nicht mehr erlebte, war Leibniz mit seinen verwandten Vorschlägen an Peter d. G. Schon früher wurde die Beziehung des Filosofen zu diesem Kaiser [1]) berührt und gezeigt, wie bei seinen Bildungsplänen für Rußland in erster Linie das deutsch-patriotische Streben maßgebend war. Auf sehr natürliche Weise verband sich aber damit das allgemein-wissenschaftliche Intresse, das in dem weiten „jungfräulichen" Reich des Czaren die umfassendste Aufgabe und Befriedigung zu finden hoffte. Wo es galt, Beobachtungen zu machen, die nur in großem Umfang möglich oder werthvoll waren, also z. B. in der Sprachvergleichung („durch Sammlung möglichst vieler Vaterunser"), in magnetischen Untersuchungen der Erde u. A. wandte sich Leibniz fortan an den russischen Kaiser, und derartige Arbeiten waren es, die er vornemlich durch eine russische Akademie unternommen und gefördert wissen wollte [2]).

So zeigt sich eben an diesem letzten Akademieplan besonders deutlich, wie großartig sein Absehen und Bemühen war. Nehmen wir noch dazu, wie er durch seine, wohl in's Jahr 1697 fallenden Vorschläge an Ludwig über Förderung der Wissenschaften (S. 234 ff.) auch mit der Pariser Akademie eine nähere Verbindung anzuknüpfen suchte. Ebenso hieng gewiß sein Wunsch, dem König Georg nach England zu folgen, mit dem Gedanken an die Londoner Akademie zusammen. All dieß läßt ersehen, wie dieser größte Geist seines Jahrhunderts nicht weniger erstrebte, als eine vollkommene, umfassende Organisation und Gliederung des wissenschaftlichen Lebens von Gesammteuropa in's Werk zu setzen, um — ein

1) Man vgl. auch das Buch von Posselt: Leibniz und Peter der Große.

2) In sprachwissenschaftlicher Beziehung vgl. Max Müller's Wiss. d. Sprache I, 113 ff., namentlich den Brief an Peter vom Jahr 1713.

Feldherr auf geistigem Gebiet, — durch die wohlgeordnete und disciplinirte Arbeit aller Kräfte, Zeiten und Räume [1]) den großen Sieg der Wahrheit zu erringen. Der umfassendste weltbürgerliche Sinn steht dabei im schönsten Bund mit der scharfausgeprägten und nirgends verleugneten deutschen Absicht, sein eigenes Volk als würdiges Glied in diese geistige Schlachtlinie nachzuführen. Denn „jeder Nation verbleibe ihre Ehre, nur wetteifern laßt uns, gleich denen, die in der Rennbahn laufen, daß Keiner den Andern hindre und beschimpfe" [2]).

Es bleibt nun als zusammenfassender Anhang zu diesem Kapitel noch die wichtige Frage über Leibnizens Verhältniß zu der deutschen Sprache in's Auge zu fassen. Einen zusammenfassenden Anhang nenne ich es, sofern die Sprache unleugbar ein Haupt-Spiegel und Werkzeug für das ganze Leben und Wirken eines Volks ist, und als dieß von einem Filosofen-Staatsmann wie Leibniz natürlich auch erkannt und vollgewürdigt wurde. Was er überhaupt für die Hebung des deutschen Volks that, das mußte sich mit Nothwendigkeit auch in seiner Stellung zur Sprache seines Vaterlands ausprägen und wiederfinden.

Und doch, das Urteil über ihn lautete bis in die neueste Zeit hierin ganz anders. Von denen wollen wir nicht reden, welche ihre Augen allezeit nur aufheben nach Jenseits der Berge, von wannen ihnen Hülfe kommt, von ihnen, die, selbst draußen stehend, freilich nicht umhin können, über den unbekehrbaren Protestanten Leibniz zu klagen, er stehe als ein Fremder in Mitten der deutschen Entwicklung!! Maßgebend in solchen Dingen könnten uns nur Urteile von wirklichen Deutschen sein. Und wie lauteten diese? Klopstock sprach in seiner deutschen Gelehrtenrepublik kühn eine Verbannung über den größten deutschen Gelehrten und vielleicht auch bedeutendsten Patrioten aus. Schleiermacher glaubte, Leibniz hätte ein ganz anderer Mensch sein müssen, um deutsch

1) Wie er besonders oft den weltbürgerlich zerstreuten Jesuiten annorum studium, collata opera an's Herz legt. (Erdm. S. 681.)

2) Dutens V, 307.

zu filosofiren. Im Jahr 1831 noch gab Lindner die „unvorgreiflichen Gedanken“ neu heraus, indem er die bestimmte Ueberzeugung aussprach, damit Leibnizens einzige deutsche Schrift drucken zu lassen, eine Schrift, durch welche der große Mann in seinen letzten Jahren [1]) der von ihm im Leben nie gebrauchten Muttersprache gleichsam eine Ehrenerklärung gegeben und sozusagen eine Teutodizee geschrieben habe. Neuerdings (d. h. 1862) meint Jul. Schmidt, es sei Leibniz fast ebenso sauer geworden, sich deutsch auszudrücken, als Friedrich dem Großen. Und endlich ist noch aus dem Jahr 1868 in einem der verbreitetsten deutschen Lehrbücher der Geschichte, ich meine das von Weber, harmlos zu lesen: „Ueber Verbesserung der deutschen Sprache äußerte Leibniz vortreffliche Gedanken, wenn er gleich selbst nur lateinisch und französisch schrieb“ [2]). Alles Verdienst um die Einführung des Deutschen wird dann weiterhin nur Wolff und Thomasius zugeschrieben. Ehre diesen Männern; aber Jedem das Seine, und endlich einmal geschichtliche Wahrheit und Gerechtigkeit auch gegen den hierin mehr als irgendwo sonst verkannten und vergessenen Leibniz!

Denn wie falsch alle obigen Urteile sind, wie gegründet auf eine, früher verzeihliche, jetzt aber (d. h. seit Guhrauer's Auftreten) nicht mehr zu entschuldigende Unwissenheit, das wird bereits unsere ganze quellenmäßige Darlegung seiner Bemühungen um die deutsche Bildung Jedem gezeigt haben. Schon in der neuen Methode, um das bisher gelegentlich Berührte nur noch einmal kurz zusammenzustellen, schon in seiner ersten reformatorischen Schrift dringt Leibniz darauf, die jungen Juristen im deutschen Vortrag durch Disputationen in der Muttersprache zu üben, wie er denn bei seinem eigenen Schüler Boineburg auf einen „guten deutschen Konzept“ hält und gleichmäßige Uebung in Lateinisch, Deutsch und Französisch verlangt (Kl. III, 24). Ebenso hatte er in der neuen Methode mit Nachdruck erklärt, daß eine treffende deutsche Uebersetzung selbst des Corpus juris nach verschiedenen Proben nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. — In allen seinen Akademievorschlägen von Anfang bis Schluß, besonders auch in

1) In Wahrheit 19 Jahre vor seinem Tod.

2) Weber, Lehrbuch. 13. Aufl. II, 300.

dem Wiener[1]) wird die deutsche Sprache, wo nicht geradewegs vorangestellt, so doch auf's nachdrücklichste betont, und für dieselbe endlich in der Berliner Sozietät glücklich ein fester Boden gefunden.

Die Proben aus seinem deutsch geschriebenen monatlichen Auszug zeigten, wie sehr er sich die Pflege des Deutschen besonders auch in der Dichtkunst angelegen sein ließ. In dieser Beziehung waren ihm namentlich die Jesuiten ein Dorn im Auge, von denen er z. B. bei den Wiener Bestrebungen schreibt: „Ich besorge, daß diejenigen, welche das Monopol der Latinität haben möchten, unter der Hand unserem Plan entgegengearbeitet haben". Allein es war nicht die Latinität allein, sondern vornemlich der ächt jesuitische Haß gegen das deutsche Wesen und die deutsche Sprache als die Luthers und der „Gott und Menschen verhaßtesten Kezer", was bei den Jesuiten und ihren Erziehungsanstalten die Abneigung gegen unsere[2]) Muttersprache nährte. Offen verspottete der Pater Balde die Bemühungen Opitzens und erklärte rundweg, in der deutschen Sprache lasse sich für einen Dichter gar kein Lorbeer erwerben. Dagegen klagte Leibniz: „Heute noch wissen die geborenen römischen Katholiken nicht, was ein guter deutscher Vers ist, so daß man sagen kann, sie haben sich hinsichtlich unsrer Dichtung ebensowenig reformirt, als bezüglich des Gottesdienstes, und die Verschiedenheit unsrer Verse gilt ihnen als Kultusmerkzeichen". Ein anderes Mal (1715) schreibt er geradewegs an einen Jesuiten in Paderborn: „Die Gesetze des deutschen Lieds pflegt man mit Verlaub zu sagen bei Euren Leuten nicht zu kennen. Die Verbesserung der vaterländischen Dichtkunst, welche ungefähr seit dem Jahr 1630 von einem großen Theil Deutschlands vorgenommen worden ist, — in die Kollegien der Jesuiten ist sie meines Wissens nicht gedrungen. Daher wundre ich mich nicht, daß das kurze deutsche Gedicht, das du sehr anpreisend mitschicktest, nicht nach den neuen Regeln gefeilt (exasciatum) ist. Ich lasse die Berichtigung der einzelnen Verse im beiliegenden Blatt folgen; von vierzehn kommen nur vier ohne Tadel weg. Ich hoffe, daß

1) „Es wäre auch vor die Kultur der deutschen Sprache zu sorgen, deßwegen ich viel Untersuchung gethan und einen großen Apparatum habe", schreibt er 1713 an den Kaiser. (Rößler a. a. O. S. 279.)

2) Der ächte Jesuit selbst hat bekanntlich weder Vater noch Mutter, weder Vaterland, noch Muttersprache; er gehört anderswo hin, als in diese Welt.

du mir diese meine Freiheit, die ich mir zu deinem Besten erlaubte, nicht übel nehmest, und rathe dir, daß du des vortrefflichen Martin Opitz deutsche Gedichte und Buch über die Dichtkunst dir anschaffest, auch des Andreas Gryfius deutschgeschriebene Tragödien dazu nehmest. Von diesen gefiel mir besonders das Stück „Leo der Armenier", das ich als Knabe auch aufführen sah" [1]). — Was das protestantische Lager betrifft, so gilt diesem vornemlich, wie ich schon bemerkte, der ganze, entschiedene Kampf Leibnizens gegen den Humanismus seiner Zeit, und zwar sehr wesentlich eben auch von Seiten des nationalsprachlichen Gesichtspunkts und nicht blos wegen seiner stofflichen Leerheit [2]).

Schon aus dem Bisherigen erhellt, mit welcher Entschiedenheit er sowohl öffentlich als privatim für die deutsche Sprache wirkte. Allein es sind demselben Gegenstand auch noch ausdrücklich etliche Schriften von ihm gewidmet, aus denen wir nicht umhin können, die treffenden, heute noch beherzigenswerthen Hauptgedanken zu geben.

Zunächst ist zu erwähnen die „Abhandlung über den filosofischen Stil des Nizolius", d. h. die umfangreiche und gehaltvolle Vorrede, mit welcher Leibniz 1669/70 bei seiner Neuherausgabe das 1553 erschienene Buch des Italieners Nizolius begleitete. Derselbe hatte gegen den barbarischen Stil der scholastischen Filosofie gekämpft. Unterdessen hatten England und

---

1) Dutens V, 430 f. vgl. Pichler I, 50 f.

2) Zum Beweis, wie stark an Deutschland von seinen höheren und niederen Humanisten gesündigt worden ist, gebe ich etliche Proben aus Biedermann's Kulturgeschichte. Mit Recht bemerkt dieser, daß die Macht der Trägheit kaum auf irgend einem Gebiet des geistigen Lebens größer zu sein scheine, als eben auf dem des Schulwesens und führt Folgendes an: 1690 wurde in Pommern die alte Kirchen- und Schulordnung von 1535 wieder eingeschärft, worin es heißt: „Die Präzeptores sollen mit den Discipulis alle Wege lateinisch und nicht deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Kindern ärgerlich und schädlich ist". 1703 wurde in Oldenburg ein altes Schulgesetz erneuert, welches verfügte: „Die Schüler der ersten Klasse sollen in der Schule, außer der Schule, in der Kirche und an allen Orten lateinisch sprechen, und wenn sie dagegen handelten, gestraft werden". Von den hochgepriesenen sächsischen Fürstenschulen bequemte sich Meißen erst 1702 zu einem regelmäßigen geschichtlichen, und 1729 zu einem mathematischen Unterricht, während Pforta sowohl Geschichte als deutschen Aufsatz bis in's neunzehnte Jahrhundert von sich fern hielt (— odi profanum vulgus et arceo —). Und solchen Alterthümlern überließ das deutsche Volk seine deutschen Kinder!

Frankreich bereits mit Erfolg begonnen, sich der lebenden Landessprachen auch auf diesem Gebiet zu bedienen (Kartesius und and.; Bako). Nur Deutschland war wieder zurückgeblieben. Höchst bezeichnend ist hiefür, wie sich der Vielwisser und gewaltige Professor Konring in dieser Beziehung äußert: „Französisch zu schreiben (— er redet von einem Franzosen —) ist eines Gelehrten unwürdig, als welcher, denke ich, zum Nutzen der ganzen Gelehrtenrepublik geboren ist und nicht blos für ein einziges Volk, dessen größter Theil unwissend, roh und unfähig ist, Dinge zu lernen und zu beurteilen, welche nach gründlicher Gelehrsamkeit schmecken". Boineburg, an welchen dieser Brief gerichtet ist, antwortet darauf: „Auch mir regt sich die Galle (stomachum mihi commoveri sentio), so oft ich daran denke, daß die Franzosen beinahe alle Bücher in ihrer Muttersprache schreiben, obschon ich mir schmeichle, sie ziemlich gut zu verstehen. Auch die Engländer, die Italiener, die Spanier, die Belgier, sie alle, als wenn sie lateinisch weder gelernt hätten, noch verständen, verfassen die schönsten Bücher in ihrer Sprache. Ja in Spanien greift die Sache soweit um sich, daß man nicht einmal mehr beim Disputiren in den akademischen Uebungen eine andere, als die eigene Zunge gebraucht! Es thäte Noth, daß Männer, wie Manutius, Germonius und Andere, welche für die Beibehaltung des Lateinischen schrieben, wieder aus dem Grab aufstünden"[1]. Leibniz nun war von Boineburg zur Herausgabe des Nizolius aufgemuntert worden, wie er ihm denn auch das Buch widmete. Während aber dieser nur auf ciceronianische Redeweise gegenüber der scholastischen dringt, geht Leibniz kühn und selbständig über ihn, wie über die Befangenheit Konrings und die Anschauung seines Gönners Boineburg hinaus und benützt die Vorrede, um auf's Entschiedenste für die lebenden Sprachen, insonderheit für das Deutsche eine Lanze zu brechen.

„Dreierlei, führt er aus, scheint mir bei der Rede zu erstreben: Klarheit, Wahrheit und Geschmack. (Denn der Nutzen bezieht sich mehr auf die Dinge selbst.) Fassen wir vor Allem die Klarheit in's Auge, so ist hier besonders der Gebrauch der Kunstausdrücke „mehr, als Hund und Schlange" zu meiden, jener Ausdrücke, die zudem meist alles mehr, als ächt lateinisch sind.

1) s. Guhr. deutsche Schr. I, 55 ff.

Statt dessen handelt es sich darum, volksthümliche und gewöhnliche Worte zu brauchen, die Jedermann versteht. Daher ist es eine Sünde, wo solche vorhanden sind, neue, unbequemere zu schmieden (um vom Schwindel in der Sache nichts zu sagen); man macht die Fragen dadurch nur dunkel, und gibt sich zwar ein Ansehen vor unerfahrenen Leuten, während man vor Sachverständigen lächerlich wird. Allerdings gilt das nicht ausnahmslos, da in manchen Wissenschaften, z. B. in der Mathematik große Weitläufigkeit daraus entstünde. Es bleibt aber doch wahr, daß es nichts gibt, was nicht wenigstens mit mehreren volksthümlichen Ausdrücken gegeben werden könnte. Nizolius betont also mit Recht, daß man Alles, wo dieß lediglich nicht angeht, für nichtig, erdichtet und werthlos zu halten habe. Denn die Filosofen zeichnen sich vor dem gewöhnlichen Volk meist nicht darin aus, daß sie etwas ganz Anderes merken und finden, sondern nur daß sie es in andrer Weise, vernunftmäßig und mit künstlicher Ueberlegung thun. Ja ehe Bako sich das hohe Verdienst erwarb, die Filosofie von ihren Luftfahrten (aëris divagationibus) und eingebildeten Räumen zur Erde zurückzurufen, kam es oft vor, daß irgend ein Bartscheerer oder Alchymist mehr von der Natur wußte, als einer von der Filosofenzunft, der in seiner Studirstube nicht über seine Haecceitäten und Hoccitäten hinaussah (intra claustra solis h. et h. incumbens).

So bleibt es also bei unsrer obigen Regel, daß man über Alles den Bannspruch (carmen piaculare) ergehen zu lassen hat, was sich nicht zu einer vernünftigen Wendung in gewöhnlicher Sprache hergeben will. Daher haben einige geistvolle Filosofen[1]) die Sitte, jene herrlichen dialektischen Disputatoren dadurch in die Enge zu treiben, daß sie dieselben nöthigen, alle ihre termini klar auszudrücken, oder wenn ihnen dieß zu beschwerlich ist, zu irgend einer lebenden oder Volkssprache sich „herabzulassen". Ge-

1) Offenbar denkt L. hier besonders an seinen Lehrer Weigel in Jena, von dem er noch im Jahr 1693 in einem Brief diese Anwendung der deutschen Daumenschrauben mit Genuß erwähnt. Leibniz selbst spottet einmal in einem gelehrten Streit mit Professor Eckhart von Helmstädt, man möge entschuldigen, daß er seinem lateinischen Gegner aus Bequemlichkeit französisch antworte, das Latein wäre ihm gar zu mühsam, und ein Brief in dieser Sprache käme ihn weit schwerer an, als seinen Gegner die Lösung einer mathematischen Aufgabe! (s. Dutens III, 623).

schieht dieß, dann ist es sehr schön zu bemerken, wie sie entweder in schwere Verlegenheit kommen, oder wenn sie je den Versuch wagen, zum Gespött werden vor den anwesenden geistvollen und erfahrenen Männern, die aber um's Latein sich den Teufel kümmern.

Ich schreibe es hauptsächlich diesem Umstand zu, daß in England und Frankreich allmählig die scholastische Filosofie abgekommen ist. Dort hat man schon längst angefangen, in der Muttersprache zu filosofiren, so daß bis zu einem gewissen Grad auch das gewöhnliche Volk, ja selbst Frauen ein Urteil über die Sache bekommen können. Dasselbe wäre wohl auch in Italien geschehen, wenn dort nicht die scholastischen Theologen ihren Zunftgenossen von der Filosofie zu Hülfe gekommen wären. Und so ist in Deutschland die scholastische Filosofie unter anderem deßwegen fester gewurzelt, weil man hier spät, und sogar jetzt noch nicht genug angefangen hat, deutsch zu filosofiren.

Und doch wage ich zu behaupten (illud tamen asserere ausim), daß keine europäische Sprache geeigneter ist, als die Deutsche, um jene sichtende Prüfung und Untersuchung filosofischer Sätze vorzunehmen. Das Deutsche ist überaus reich und vollkommen in Ausdrücken für Reales, zum großen Neid aller Anderen; denn die realen und mechanischen Künste sind seit vielen Jahrhunderten von keinem Volk eifriger gepflegt worden, so daß selbst die Türken in den griechischen und kleinasiatischen Bergwerken deutsche Metallworte brauchen. Dagegen um Hirngespinnste (commentitia) auszudrücken, ist das Deutsche wohl am ungeeignetsten, jedenfalls viel ungeeigneter als das Französische, Italienische und andre lateinische Töchtersprachen. Denn hier darf man ein lateinisch-barbarisches Wort nur leicht umbiegen, so wird ein nicht-barbarisches französisches oder italienisches daraus. Daher hat man im Französischen Vieles, was aus der scholastischen Filosofie übertragen ist, während im Deutschen das noch Niemand versucht hat; er würde auch allgemein ausgezischt. Hätte Einer die lateinischen Ausdrücke beibehalten oder umbilden (detorquere) wollen, so wäre das jedenfalls nicht mehr deutsches, sondern lateinisches Filosofiren gewesen und wäre von keinem des Lateins Unkundigen verstanden worden, weil das Deutsche von jener Sprache himmelweit verschieden ist, ganz anders als die romanischen Sprachen. Das war denn auch der Grund, daß die Filosofie bei uns später

in der Volkssprache behandelt wurde. Denn das Deutsche hat einen Eckel nicht etwa an der Filosofie als solcher, sondern nur an der barbarischen, die eben nur spät gestürzt worden ist. Daher das Hintennachkommen der Deutschen. — Was vom Deutschen, das gilt auch von seinen Töchtersprachen, dem Schwedischen, Dänischen, Englischen und Belgischen, nur daß die beiden letzteren in der Zulassung fremder Worte durch ihre Nachbarschaft kühner geworden sind. Dagegen weist in Deutschland der Gebrauch wackerer Männer, wie der des Volks solches mit Abscheu zurück, wenn gleich einige Scholastikaster und Wanderfilosofen (peregrinatorculi) von eitel lateinischen, italienischen und französischen Brocken strotzen" [1]).

Noch weit entschiedener als in diesem Jugendaufsatz führt Leibniz den Kampf für die deutsche Sprache in zwei deutschen Schriften seines späteren Lebens, Schriften, die nach Form und Inhalt Meisterstücke, und als glänzendste Wortführer ihres Gegenstands in Kraft, Reinheit und Schwung der Sprache der lutherischen Prosa vollkommen ebenbürtig sind.

Der Titel der ersten lautet: „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, sammt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft". Nach den Bemerkungen des Herausgebers Grotefend (Hannover 1846) fiele die Abfassung dieser „bisher ungedruckten" Schrift entweder in's Jahr 1679 oder 1697, entweder in die Zeit nach dem Nimweger oder nach dem Ryßwicker Frieden. Denn sie ist eine Mahnung, die neugewonnene Friedenszeit zu Deutschlands Hebung zu nützen. Demnach und auch nach anderen Punkten passen beide Jahre. Wenn Grotefend aus der Beschaffenheit der Schrift und des Papiers — wozu ich etwa auch noch die weit größere Leidenschaft und Bewegung in der ersten Schrift gegenüber der ruhigen zweiten hervorheben möchte, — mehr zur Annahme von 1679 neigt, so könnte der darin ausgesprochene Tadel über allzu stürmische Angriffe auf das Universitätswesen eher für 1697 sprechen, da sehr wahrscheinlich Thomasius damit gemeint ist, dessen Auftreten aber eigentlich erst mit dem Jahr 1688 beginnt. Doch kann mir dem

1) s. die betreffende Schrift bei Erdm. S. 55 ff. (bes. 60—62).

kundigen Herausgeber gegenüber eine Entscheidung natürlich nicht zustehen. Hat er Recht, so hängt die Schrift jedenfalls mit den Vorschlägen zusammen, die wir im Obigen als zweite Stufe der Akademiepläne bezeichneten, insonderheit mit dem Plan der Gründung einer „Societas Germana" zur Erforschung der Natur[1]). Schließlich glaube ich, daß Grotefend das „bisher nicht gedruckt sein" dieser Schrift nicht so ohne weiteres behaupten sollte. Weiß man gleich bis jetzt noch nichts davon, so könnte das Gegentheil, wie nachweislich bei mehreren andern leibnizischen Handschriften, doch recht wohl möglich sein. Mir wenigstens scheint der Aufsatz so genau und sorgfältig ausgearbeitet, auch die darin niedergelegte, weit über die bloße Sprachfrage hinausgreifende agitatorische Mahnung so zeitgemäß und brauchbar gewesen zu sein, daß eine Nichtbenützung für die Oeffentlichkeit minder wahrscheinlich wird.

Die zweite, weit größere Schrift ist betitelt: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache". Dieselbe ist nach Guhrauers klarem Nachweis im Jahr 1697/98, also bald nach dem Ryßwicker Frieden abgefaßt — ein merkwürdiger Beweis für die unverwüstliche Schwungkraft des Patrioten, wenn wir die damalige Zeitlage und Leibnizens eigene augenblickliche Niedergeschlagenheit bedenken. Zunächst verbreitete er sie nur handschriftlich unter seinen Bekannten, namentlich bei solchen, die sich, wie Gerhard Meier von Bremen, mit ähnlichen Bestrebungen und Arbeiten trugen. Weitaus am wichtigsten ist aber, daß er von ihr bei seiner Gründung der Berliner Akademie Gebrauch machte. Wir sehen das aus einem Brief an Jablonski (Guhr. d. Schr. II, 171), wo es heißt: „Ich habe meinen kleinen Aufsatz von der deutschen Sprache wieder zurückzufordern vergessen, hoffe ihn aber wieder zurückzubekommen, und bin willens, ihn nunmehr, doch vielleicht mit einer kleinen Aenderung, in Druck zu geben, damit auch andre aufgemuntert werden. Von einigen der Sozietät Sachen habe ich an Herrn Kuneau geschrieben" u. s. w. Die Sache verzögerte sich indessen, so daß das Buch (mit andern etymologischen

---

1) Kl. III, 312 ff. vgl. bes. 313 unten, 323 unten und 324: „Die Gesellschaft müßte Alles deutsch schreiben, denn allein wir Deutsche vernachläßigten bisher unsere edle Sprache" u. s. w.

Arbeiten) erst nach seinem Tod durch Eckart herausgegeben wurde; nur bleibt zu beachten, daß er es noch selbst zu seinen Lebzeiten der Presse überliefert und im Leipziger Katalog hatte ankündigen lassen. Eckart schreibt darüber in der Vorrede: „Zuerst möge ein Buch erscheinen, das schon längst zur Veröffentlichung (publico usui) bestimmt war, und dem der in aller Welt hoch berühmte Verfasser vor etlichen Jahren im Leipziger Meßverzeichniß den Titel „etymologische Sammlungen" gegeben hatte. Er gab es, wie es hier erscheint, unsrem regsamen Buchhändler Forster zum Druck. — Allein die Wiener Reise, andre Beschäftigungen und endlich sein unerwarteter Tod ist hier, wie bei vielem Andern dazwischen gekommen".

So war denn doch das Buch dem Allgemeinen nicht verloren, sondern erregte bald und zu verschiedenen Malen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts Aufmerksamkeit und Theilnahme. Gottsched namentlich wandte die Blicke darauf hin, indem er erklärte: „Es ist zu verwundern, daß dieser große Mann in allen Arten der Dinge, daran er sich gewagt, solche Meisterstücke verfertiget, als ob er sich sein Leben lang auf nichts anderes gelegt hätte". Selbst Dutens, der sonst in seiner Ausgabe sehr französisch verfuhr, konnte hier allein nicht umhin, auch den deutschen Grundtext mitzutheilen: „Wir müssen da den Deutschen willfahren, damit sie nicht, wenn wir dieß goldene Buch nur französisch geben, klagen, wir hätten ihnen die beredteste aller Schriften über die deutsche Sprache unterschlagen (denegavisse). Am meisten Frucht — nach hundert Jahren — trug aber die Schrift dort, wo Leibniz selbst sie vornemlich angewandt wissen wollte, bei der Berliner Akademie. Der bekannte Kurator derselben, Minister von Herzberg, bestimmte einen eigenen Ausschuß, um mit vereinten Kräften Leibnizens Gedanken auszuführen: „Die deutschen Mitglieder unsrer Akademie, erklärte er in seiner Vorlesung vom Januar 1792, haben sich nach meinem Rath zur Ausführung des großen Plans verbunden, den der unsterbliche Leibniz schon bei Errichtung unserer Akademie zu Anfang dieses Jahrhunderts bezweckte, nemlich auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache hinzuarbeiten. Wir dürfen ihm nur pünktlich folgen und die letzte Hand dran legen, indem wir die Veränderungen anbringen, welche durch die Fortschritte der Wissenschaften und selbst der deutschen Sprache

während dieses langen Zeitraums von beinahe einem Jahrhundert nothwendig gemacht werden. Aber zur Verwirklichung des Plans glaubt sich die Akademie zu Berlin verbunden, welche unter ihren Mitgliedern mehrere ansehnliche deutsche Gelehrte zählt“. Mit Recht steht daher in der ersten Sammlung der Berliner „Beiträge zur deutschen Sprachkunde“ (1794) Leibnizens Schrift als glänzende Führerin voran. Nicht zu lange stand es mehr an, bis die Leistungen eines Grimm, Bopp, W. Humboldt u. A., und zwar in größerem Maßstabe eben zu Berlin, an's Licht traten und die Leibnizischen Ideen für die Sprachwissenschaft, insonderheit für das Deutsche glänzend zur Verwirklichung brachten. Mit solchen ob auch späten Erfolgen konnte der Filosof zufrieden sein!

Möge mir der Leser diese etwas ausführliche Abschweifung zu der Geschichte und dem Schicksal dieser zwei Schriften verzeihen [1]); es lag mir eben auch hier, den alten Vorurteilen gegenüber, wieder viel daran zu zeigen, wie wenig das Streben von Leibniz ein verlorenes, werth- und wirkungsloses war, ob es gleich seinen Einfluß mehr still und verborgen erwies. — Zwar verdienten beide Arbeiten, man wird das nun aus dem Erfolg zugeben, daß sie selber und vollständig gelesen werden [2]). Einstweilen aber erlaube ich mir doch, der Vollständigkeit und Einheit des Bildes wegen einen umfassenderen Auszug daraus zu geben, um so mehr, als Vieles darin auch heute noch lange nicht veraltet und überflüssig geworden ist. Da beide einander gut entsprechen, so nehme ich sie um der Uebersichtlichkeit willen zusammen.

„Ich muß bekennen, es sei leider dahin kommen, daß man, vielleicht solang Deutschland stehet, nie darin undeutscher und ungereimter geredet. Ich rufe zu Zeugen an, was uns die halbjährigen Messen herfürbringen. Darin ist oft Alles auf eine erbärmliche Weise durch einander geworfen, daß manche sogar nicht einmal zu erwägen scheinen, was sie schreiben. Nur wenig rechtschaffene Bücher sind vorhanden, so in deutscher Sprache geschrieben und den rechten Schmack oder reinen Saft haben, welchen andre

---

1) Geschöpft ist sie, was die Hauptschrift anlangt, aus Guhrauers etwas zerstückelten kritischen Untersuchungen.

2) Die Hauptschrift „unvorgr. Gedanken“ findet sich z. B. bei Guhr. d. Schr. I, 449—486. Careil VI. Dut. VI, 2, 6—51.

Völker in ihren Schriften so wohl zu unterscheiden wissen. Wir schreiben gemeiniglich solche Bücher, darin nichts als zusammengestoppelte Abschriften aus andern Sprachen genommen oder zwar unsre eigenen, aber oft gar ungereimten Gedanken und unbündigen Vernunftschlüsse, deren jetzo manche herumlaufende Scharteken voll sind, darin weder Kraft noch Leben, deren ungeschicktes Wesen so oftmals mit der gesunden Vernunft streitet, dem Leser etlichemaßen anklebt und die Reinigkeit des Verstands auf eine unvermerkte Art verletzet. Es geht uns, wie den Mönchsgelehrten vor etlich Hundert Jahren, da man den rechten Geschmack der edlen Wissenschaft verloren gehabt und sich anstatt eines wohlgesichteten Waizens mit Eicheln, Spreu und Kleie beholfen.

Wie ganz anders, als bei uns, stehet es bei denen Welschen, Franzosen und Engländern, bei denen der neue Glanz nicht nur den Gelehrten eigen geblieben, sondern bis in die Muttersprache selbst herabgeflossen. Bei uns aber, wollte Gott, es wäre jedesmal unter zehn solcher fliegenden Papiere Eines, so ein Fremder ohne Lachen, ein Patriot ohne Zorn lesen könne! So sind vornehme Franzosen, denen ihre Geschäfte und Reisen Gelegenheit und Lust gemacht, unsre Sprache zu verstehen, und denen ich nachsagen kann, daß sie weder aus Bewegung noch aus Eckel, sondern aus bloßer Verwunderung über unser ungereimtes Wesen mit verächtlichen Worten herfürgebrochen, um so viel mehr, da sie auf mein Anzeigen gesehen, daß es uns an guten Meistern nicht mangle, deren herrlicher Schriften sich keine Nation zu schämen hätte; daraus sie dann unverhohlen gegen mich geschlossen, sie sehen wohl, daß es mit Deutschland auf die Neige komme und Einigkeit, Tapferkeit und Verstand mit einander sich verlieren, dahingegen überall bei ihnen die helle Sonne aufgehe. — Wie mir dabei zu Muth gewesen, mag ich nicht wohl sagen und laß ich einen Jeden bei sich selbst prüfen, ob er deutsch Blut in seinen Adern habe, wenn er dieses ohne Empfindung hören oder lesen kann!

Wie schändlich ist doch das ungereimte unnöthige Einflicken ausländischer, auch nicht einmal verstandener, nicht zwar Worte, doch Redensarten, die ganz gleichsam zerfallenden Sätze und Abtheilungen, die untauglichen Vernunftgründe, derer man sich schämen müßte, wenn man nur etwas zurückdenken wollte; dieß alles ist, was nicht nur unsre Sprache verderben, sondern auch je mehr

und mehr die Gemüther anstecken wird. Man gebe Achtung darauf, so wird man befinden, daß anderswo oft Knaben von zwölf Jahren miteinander vernünftiger reden, als bei uns Jünglinge von Zwanzigen, und daß ein paar französische Damen von ihren Hausgeschäften eine so ernsthafte, ordentliche und bündige Unterredung halten können, als ein paar Reichsräthe von Landesgeschäften. Wem soll man dieses zuschreiben, als daß sie von Jugend auf sowohl zierliche, als auch nachdenkliche Bücher lesen, und ihre Gesellschaften nicht, wie wir, mit abgeschmackten Possen, sondern mit annehmlichen Gedanken zubringen, die durch's Lesen entstanden und durch's Gespräch nützlich angebracht werden. Dieß ist großentheils die Ursache des Vorteils, den sie vor uns haben. Denn hat's die Luft mit andern Elementen gethan, warum sind dann diese Nationen lange Zeit barbarisch gewesen? es hätte sich denn der Himmel unterdessen geändert. Die Erziehung überwindet Alles, und die Franzosen sagen recht: Geschäfte machen Leute! welches billig von aller Uebung zu verstehen. Man lasse einen jungen Menschen abgeschmackte Bücher lesen und viel in unbelebte Gesellschaften kommen, es wird ihm lange genug anhängen. Soll denn diese gegenwärtige fast allgemeine Grundverderbung der deutschen Beredtsamkeit nicht ihre Wirkung bis in die zarten Gemüther erstrecken? Man muß lachen wider seinen Willen, wenn man höret und siehet, daß nunmehr manche Pfarrherrn auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französischen sein Deutsches verderbt und mit rothwelschem Französisch um sich wirft. Aber man wird gar anders, als zu Lachen beweget, wenn man siehet, wie die ganze Rede so kahl abläuft, wie so gar weder Kraft noch Saft darinnen, ja was noch mehr, wie die gesunde Vernunft überall noch mehr, als der deutsche Priscianus Noth leide. Fast will es das Ansehn gewinnen, wenn man so fortfähret und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Engelsächsische in England. Und weil nun dieses Uebel gleichsam zu einer ansteckenden Landseuche worden, was wundern wir uns, daß die von unsern Vorfahren annoch übrige, auf uns ererbte deutsche Tugend auch zu Grund gehet; denn was ist Tugend ohne Verstand?

Daß es bei uns Deutschen so gekommen, hat viele Ursachen.

Zumal da der dreißigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Deutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden, und nicht weniger unsere Sprache, als unser Gut in die Rappuse gangen, und siehet man, wie die Reichsakten solcher Zeit mit Wörtern angefüllt, deren sich freilich unsre Vorfahren geschämt haben würden. Bis dahin war Deutschland zwischen den Italienern, Franzosen und Schweden gleichsam in der Wage gestanden. Aber nach dem Münsterschen Frieden hat sowohl die französische Macht als Sprache überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen und unsre junge Herren, so ihre eigene Heimath nicht gekennet und deßwegen Alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Eckel der deutschen Sprache und Sitten aus ihrer Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und weil die Meisten hernach wo nicht durch Gaben, doch wegen Herkunft und Reichthum zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht, ob sie gleich, dem Staat nach, gute Patrioten geblieben und zuletzt Deutschland, wiewohl kümmerlich, vom französischen Joch annoch erretten halfen. — Andre Ursachen, warum es bei uns in der Sprache und Bildung so elend stehet, sind auch die übrigen Kriege, die alle gute Gedanken zerstören. Auch haben wir keine rechte, allgemeine Hauptstadt, die vor einen Brunnquell der Mode und Richtschnur der Nation zu halten, aus welchem Mangel erfolget, daß die Gemüther sich nicht auf Einem Weg befunden, noch ihre Meinungen zusammengefügt, sondern manche gute Gedanken sozusagen wie zerstreute und abgebrochene Blumen verwelken müssen. Ferner sind auch wohlmeinende Personen wenig befördert oder belohnt worden, und hohe Standespersonen haben nicht allemal solche Neigung spüren lassen, wie andrer Nationen Beispiel nach zu wünschen gewesen. Endlich hat auch die Religionstrennung in den Studien selbst einen solchen Riß in Deutschland gemacht, daß wer des Zustands kundig, den

überaus großen Unterschied der Erziehungsart selbst genugsam spüret.

Mancher wird mir antworten, ich solle unsre gegenwärtigen Zeiten so sehr nicht verachten, es sei vielmehr das Widerspiel. Denn vor wenig Jahren sei man allezeit toll und voll gewesen; jetzt komme dieses dumme Laster allmählig ab. Wenn unsre Vorfahren wieder aufgezogen kommen sollten, würde man sie vor Bauern halten. Man solle unsern Hausrath, unsre Tafel, unsre gegenwärtige Manierlichkeit gegen die vorige Einfalt stellen, und dann urteilen, auf welcher Seite mehr Witz sei. Ich antworte darauf, daß, wenn man Verstand in Verschwendung und Zärtlichkeit suchen will, so sei er bei uns hochgekommen. Ich will wohl glauben, daß unsre Vorfahren keine Chokolade gekennet, und das, was vom Thee abgekochet, vor ein Kräuterbad gehalten haben würden, daß sie weder aus Silber, noch aus Porzellan gegessen, noch die Zimmer mit Tapezereien bekleidet, noch Trachtenpuppen von Paris kommen lassen. Aber daß ihrem Verstand daher etwas abgegangen, damit bin ich nicht einig. Ich erinnere mich unterschiedliche Mal, daß wenn ich über einige vor Jahren gestellte Bücher, deren Autor ein guter ehrlicher alter Deutscher, wiewohl sonst ein schlichter Mann gewesen, in mich gangen bin, ich mich fast mein selbst und meiner Zeit geschämt habe, wenn ich betrachtet, wie Alles so deutlich, so nachdrücklich und dabei so rein und so natürlich gestellet, daß ich oft zweifeln müssen, ob ich's ihm würde haben nachthun können. Und dennoch war genugsam zu spüren, daß ihm solches ohne viel Nachsinnen aus der Feder geflossen. Ich kann z. B. nicht glauben, daß möglich sei die heilige Schrift in einiger Sprache zierlicher zu dolmetschen, als wir sie in Deutsch haben. So oft ich die Offenbarung auch in Deutsch lese, werde ich gleichsam entzücket und finde nicht nur in den Gedanken einen hohen profetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische und wenn ich so sagen darf, virgilianische Majestät. Wie haben es doch unsre Vorfahren vor etwa hundert und mehr Jahren gemacht, daß sie ganze Folianten mit reinem Deutsch gefüllet; denn wer sagt, daß sie nichts Lesenswürdiges geschrieben, hat sie nicht gelesen. Wer spüret nicht in den Reichsabschieden den Unterschied der güldenen und eisernen Zeit, wenn er siehet, daß die deutsche Sprache und die deutsche

Ruhe zugleich übern Haufen gangen und auf einmal unser Ruhm und unsre Sprachrichtigkeit von uns gewichen. Von der Zeit an haben deutsche Kriegsheere fremden Befehlshabern gegen ihr Vaterland zu Gebot gestanden und das deutsche Blut ist der Ausländer mit falschen Anbieten übertünchter Ländergierigkeit aufgeopfert worden. Von der Zeit hat auch unsre Sprache die Zeichen unsrer angehenden Dienstbarkeit tragen müssen.

Gott wende diese Ahndung in Gnaden ab, damit ja nicht, nachdem es nun fast an dem, daß die Sprache zu Grund gerichtet, es mit der deutschen Freiheit geschehen sein möge. Denn es befindet sich aus allen Geschichten, daß gemeiniglich die Nation und die Sprache zugleich geblühet, daß der Griechen und Römer Macht auf's Höchste gestiegen gewesen, als bei jenen Demosthenes, bei diesen Cicero gelebet, daß die jetzige Schreibart, so in Frankreich gilt, fast ciceronianisch, da eben auch die Nation in Krieg- und Friedenssachen sich so unverhofft und fast unglaublich hervorthuet. Daß nun solches ungefähr geschehe, glaube ich nicht, sondern halte vielmehr dafür, gleichwie der Mond und das Meer, also haben auch der Völker und der Sprachen Ab- und Aufnehmen eine Verwandtniß. Also hat die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführt.

Man wird sagen, daß das Eindringen des Französischen doch auch einigen Nutzen gehabt. Ja, ich will nicht in Abrede stellen, daß mit diesem Franz- und Fremdenzen auch viel Gutes bei uns ist eingeführt worden. Man hat z. B. mit einiger Munterkeit im Wesen die deutsche Ernsthaftigkeit gemäßigt und sonderlich ein und anderes in der Lebensart etwas besser zur Zierde und Wohlstand, auch wohl zur Bequemlichkeit eingerichtet, und soviel die Sprache selbst betrifft, einige gute Redensarten als fremde Pflanzen in unsere Sprache selbst versetzet. Allein in der Hauptsache ist doch der Schaden weit größer. Denn sind das die herrlichen Regierungskünste, ist das, so Land und Leute glückselig machet? Schicket man deßwegen junge Leute in die Welt und läßet sie ein groß Theil ihres Erbguts verzehren, daß nemlich ein französischer Koch oder Schneider oder auch wohl gar Chirurgus (!) etwas zu thun bekomme und wir uns auch noch sogar zu Hause narren lassen? Ich will diese Dinge zwar nicht

an sich selbst und insgemein verdammen; verständige Leute wissen damit umzugehen, wie kluge Medizi mit chemischen Arzneien. Aber daß man aus solchen Kleinigkeiten die Glückseligkeit unserer Zeit machen will, das ist ungereimet. Eines wäre zu loben, wenn die französische Mode das übermäßige Saufen abbringen könnte; doch sorge ich, man werde den Teufel mit Beelzebub vertreiben, und bin fast der Meinung, daß weiland ein trunkener alter Deutscher in Reden und Schreiben mehr Verstand spüren lassen, als anitzo ein nüchterner französischer Affe thun wird. Denn wie soll ich diese Fäntgen anders nennen, welche indem sie nach dem fremden Schatten schnappen, die rechtschaffene deutsche That verlieren und nicht sehen, daß allemal, was gezwungen und nachgethan, abgeschmackt ist. Besser ist ein Original von einem Deutschen, als eine Kopie von einem Franzosen sein. Es wäre ein anderes Werk, wenn auch von uns anjetzo etwas gefunden würde, dessen Bequemlichkeit auch die Ausländer nachzuahmen zwingen könnte. Weil aber unser Reden, unser Schreiben, unser Leben, unser Vernünfteln in einer Nachäffung besteht, so ist leicht zu erachten, daß wir die Hülse vor den Kern bekommen, und daß es uns fast gehet, wie denen Kindern in einer kleinen Stadt, da etliche durchstreichende Komödianten etwa acht Tage über gespielet; denn da wollen die Kinder alle Komödie spielen und hanget ihnen das Narrenwerk so sehr an, daß sie fast darüber ihrer Schule und andern Thuns vergessen.

Es ist aber dieß Annehmen fremder Art und Sprache nicht blos der schwerste Schaden für unsere Freiheit und Selbständigkeit, sondern auch der Verstand und Geist selbst leidet darunter auf's ärgste Noth. Denn die Sprache ist ein rechter Spiegel des Verstands, und daher für gewiß zu halten, daß wo man insgemein wohl zu schreiben anfängt, allda auch der Verstand gleichsam wohlfeil und zu einer kurrenten Waare worden. Solches trifft nun in Frankreich also zu, daß wer nicht durch unzeitigen Eifer verblendet und beider Nationen Thun unkundig ist, dieß gestehen muß. Wer also französisch schreiben wollte, wie bei uns oft deutsch geschrieben wird, der würde auch vom Frauenzimmer getadelt und bei denen Versammlungen verlacht werden. Die Völker, welche den Verstand hoch schwingen, üben zugleich auch die Sprache wohl

aus, welches der Griechen, Römer und Araber Beispiele zeigen. Denn es ist bei dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu beachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen seien, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meinung Andern anzudeuten, sondern auch unsern Gedanken selbst zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonsten nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen Statt der Marken oder Zettel bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet, also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nemlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, so oft sie vorkommet, von Neuem zu bedenken. Und gleichwie ein Rechenmeister, der keine Zahl schreiben wollte, deren (In=) Halt er nicht zugleich bedächte und gleichsam an den Fingern abzählte, nimmer mit der Rechnung fertig würde, also, wenn man im Reden und auch selbst in Gedanken kein Wort sprechen wollte, ohne sich ein eigentliches Bildniß von dessen Bedeutung zu machen, würde man überaus langsam sprechen oder vielmehr verstummen müssen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen und also im Reden und Denken nicht weit kommen. Daher braucht man oft die Wort als Ziffern oder als Rechenpfennige anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man stufenweise zum Fazit fortschreitet und beim Vernunftschluß zur Sache selbst gelangt. Woraus erscheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilder und gleichsam als Wechsel=Zettel des Verstands wohl gefasset, wohl unterschieden, zulänglich häufig, leichtfließend und angenehm seien. — Daraus ist denn auch zu ermessen, wie eine unvermeidliche Verwirrung bei einem Uebergang zu einer neuen Sprache hundert und mehr Jahre über dauern würde, bis alles Aufgerührte sich wieder gesetzet und wie ein Getränke, so gegohren, sich wieder abgekläret. Da inzwischen von der Ungewißheit im Reden und Schreiben nothwendig auch die deutschen Gemüther nicht wenig Verdunklung empfinden müßten, weilen die meisten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit über nicht recht fassen, also elend schreiben und übel denken würden. Wie denn die Sprachen nicht anders, als bei einer einfallenden Barbarei oder Unordnung oder fremden Gewalt sich merklich verändern. Mag man also daran sehen,

ob es eine solche Kleinigkeit um die Sprache ist. Es gibt überhaupt viele Dinge, die so nützlich sind, als sie gering scheinen. Ein kleines Steinlein im Schuh kann einen Reisenden hindern, und eine Fliege an der Wand kann eines großen Staatsmanns Gedanken verstören; also sind gewisse Sachen, so insgemein verachtet werden, aber deren unsichtbare Wirkungen ein Großes zum Guten oder Bösen vermögen.

Ich weiß zwar, daß Leute sein, deren Verstand und Tugend ich erkenne und ehre, welche glauben, man sollte sich mit Verbesserung der Sprache nicht aufhalten und nur auf die Sache selbsten gehen. Die Sprache sei deßwegen erfunden, daß wir uns zu vernehmen geben und andere bewegen. Sind ihnen nun unsre Worte bekannt und sind die Worte nachdrücklich und rührend, so habe man sich ferner nicht zu besinnen, ob sie Opitz oder Flemming verdammen möchten. Sei nicht das Französische selbst eine Vermischung des Lateinischen und Deutschen, so anfangs sehr ungereimt gewesen, anjetzo aber durch vielen Gebrauch alle gleichsam abgeschliffene Rauhigkeit verloren. So mache sich ein Engländer und Holländer kein Gewissen, fast in Einer Zeile spanisch, welsch und französisch zu schreiben; was wollten wir uns denn zeihen, die wir doch selbst ihre Bücher als zierlich geschrieben so hoch rühmen? — Diese Gründe sind nicht ohne Schein, aber ich habe eben doch gezeigt, wie mißlich, gefährlich und bedenklich das ist, wie mit der Sprache die Freiheit und deutsche Art und nicht minder auch der Verstand bei uns verloren zu gehen droht. Und namentlich wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsre Haupt- und Heldensprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zu Grunde gehen sollte.

Gewiß, es stehet schlimm bei uns. Ich will jetzo von der einreißenden Gottvergessenheit und fremden Lastern nichts gedenken; nur dieses ist sicher, daß wo wir also fortfahren, weder Aufrichtigkeit, noch Verstand, weder Wissenschaften, noch Beredtsamkeit, weder Tapferkeit, noch Muth bei uns anders, als geborget oder gemalt übrig bleiben werden. So ist auch nicht zu zweifeln, daß alsdann alle herrlichen Ingenia von uns, die wir nichts als was fremd verehren, weg und zu den Fremden gehen werden, da man sie zu unterscheiden und zu belohnen weiß. Alles wird bei uns gleichsam die Flügel sinken lassen; man wird die Hoffnung der

Verbesserung, welche hoher Gemüther einiges Leben ist, vollends verlieren, und nachdem man kürzlich mehr mit blindem Eifer als reifem Verstand und tapferen Muth gegen die Ausländer vergebens getobt, nun zu dem andern Ueberschritt oder extremo fallen, und nunmehr gleichsam aus Verzweiflung sich drein ergeben, an die Ausländer hängen, auf des Vaterlands Wohlfahrt und Ruhm zu gedenken aufhören und nur dahin trachten, wie man sich auch mit gemeinem Verderben nur leidlich hinbringe. Dadurch denn mit der Hoffnung alle Tugend und das edle Feuer, so die Gemüther treibet, verlöschen wird. Wie könnte man der uns drohenden Dienstbarkeit nachdrücklichere Zeichen finden? Dahingegen bei denen Völkern, denen Glück und Hoffnung blühet, die Liebe des Vaterlands, die Ehre der Nation, die Belohnung der Tugend, ein gleichsam erleuchteter Verstand und daher fließende Sprachrichtigkeit sogar bis auf den gemeinen Mann herabgestiegen und fast durchgehends sich spüren lasse.

Wenn nun die deutsche Tugend dergestalt in der Aschen liegen sollte, daß auch keine glimmende Funken mehr übrig blieben wären, so würde dieses, was ich bisher nicht ohne Gemüthsbewegung ausgeschüttet, nicht nur vergebens, sondern schädlich sein. Denn wozu dient's, daß man unsre Wunden aufdecke, wenn sie unheilbar sein oder auch von der scharfen Luft verschlimmert werden können? Aber Gottlob, unser Unglück ist noch nicht bis auf die höchste Staffel gestiegen. Genug ist's, daß uns die Augen geöffnet worden; es ist noch Hoffnung bei dem Kranken, solange er Schmerzen fühlet; und wer weiß, warum uns Gott gezüchtiget, dessen väterliche Ruthe wohl gemeint, wenn wir uns nur selbst die Besserung nicht unmöglich machen.

Derowegen, wenn wir nun etwas mehr als bisher deutsch gesinnt werden wollten und den Ruhm unsrer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige 30 Jahre her in diesem gleichsam französischen Zeitwechsel (periodo) geschehen, so könnten wir das Böse zum Guten kehren, selbst aus unsrem Unglück Nutzen schöpfen und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Deutschen wieder herfürsuchen, als solchen mit dem äußerlichen, von den Franzosen und Andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffieren. Es ist das ganz besonders unsre Pflicht, denn die deutsche Nation hat unter allen christlichen den Vorzug wegen

des h. römischen Reichs, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht. Derowegen haben die Deutschen sich desto mehr anzugreifen, daß sie sich dieser ihrer Würde würdig zeigen und es andern nicht weniger an Verstand und Tapferkeit zuvorthun, als sie ihnen an Ehren und Hohheit ihres Oberhaupts vorgehen. Derogestalt können sie ihre Mißgünstige beschämen und ihnen wider ihren Dank eine innerliche Ueberzeugung, wo nicht äußerliche Bekenntniß der deutschen Vortrefflichkeit abbringen.

Was hätte nun aber zu geschehen und wohin wäre diese Besserung zu richten? Man muß bemerken, daß die rechte Verstandesübung sich finde nicht nur zwischen Lehr- und Lernenden, sondern auch vornemlich im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeisterin, nemlich der Welt oder Gesellschaft vermittelst der Sprache so die menschlichen Gemüther zusammenfügt. Wir haben also unser Absehen nicht vornemlich auf die, deren Profession es ist gelehrt zu sein. Von solchen ist wenig zu hoffen. Denn viele unter ihnen meinen, daß die Weisheit nicht anders, als in Latein und Griechisch sich kleiden lasse; auch haben manche gefürchtet, es würde der Welt ihre mit großen Worten gelarvte geheime Unwissenheit entdecket werden. Wirklich grundgelehrte Leute haben aber sich vor allgemeiner Bildung nicht zu fürchten, sondern vielmehr für gewiß zu halten, daß je mehr die Weisheit und Wissenschaft unter die Leute kommen wird, je mehr Zeugen sie ihrer Vortrefflichkeit finden werden. Dahingegen die, so unter einem lateinischen Mantel gleichwie mit einem homerischen Nebel bedecket sich unter die wahren Gelehrten gestecket, mit der Zeit recht entdeckt und beschämt werden würden. Wie sich auch in Frankreich also befunden, daß zwar aufgeblasene Pedanten mit sammt ihrem Wortgezänk in Verachtung kommen, aber wohlverdiente Personen erhoben und belohnet worden. In Deutschland aber hat man annoch dem Latein und der Kunst zuviel, der Muttersprach aber und der Natur zu wenig zugeschrieben, welches denn sowohl bei den Gelehrten, als bei der Nation selbst eine schädliche Wirkung gehabt. Denn die Gelehrten, indem sie fast nur Gelehrten schreiben, sich oft zu sehr in unbrauchbaren Dingen aufgehalten; bei der ganzen Nation aber ist geschehen, daß diejenigen, so kein Latein gelernt, von der Wissenschaft gleichsam ausgeschlossen worden.

Auf diese nun gehet unser Absehen vornemlich, welche auch ohne gelehrt zu sein, ihr Gemüth sowohl mittelst guter Bücher, als nützlicher Gesellschaft weiden und bei ihren Amts- oder Berufsgeschäften sich nützlich erquicken wollen. Darunter sind auch Hof- und Weltleute, ja selbst und zuvorderst das Frauenzimmer und kürzlich alle diejenigen, so unter den gemeinen Mann nicht zu rechnen. Was ist aber der gemeine Mann? Nicht Reichthum, noch Macht oder Geschlecht, sondern allein die Gaben machen den Unterschied. Zu ihm rechne ich, deren Gemüth mit nicht anderem, als Gedanken ihrer Nahrung eingenommen, die sich niemals höher schwingen und so wenig sich einbilden können, was die Begierde zu wissen oder die Gemüthslust vor ein Ding sei, als ein Taubgeborener von einem herrlichen Konzert zu urteilen mag. Solche Leute sind ohne Regung und Feuer; sie leben in der Welt in den Tag hinein und gehen ihren Schritt fort, wie das Vieh. Historien sind ihnen so gut als Mährlein; die Reisen und Weltbeschreibung fechten sie nichts an, daher sie auch die Weisheit und Güte Gottes wenig betrachten; sie denken nicht weiter, als sie sehen. Man wird auch sogar finden, daß sie denen Feind sind, die etwas weiter gehen und von diesem Haufen sich absondern wollen. Kommen solche Leute zusammen, so sind ihre Unterredungen oft nichts als Verläumdung ihres Nächsten, und ihre Lust ist viehisches Saufen oder spitzbübisches Kartenspiel. Von diesem dummen Volk sind alle diejenigen abzusondern, so ein mehr freies Leben führen. Solche sind auch gemeiniglich eines weit edleren Gemüths und tugendhaften Lebens; sie sind auch dem gemeinen Wesen verträglich, sie werden nicht gegen ihre Obrigkeit toben, noch des Pöbels Gemüthsbewegungen folgen; und weil sie weiter hinaussehen, als andre, so können sie auch jedesmal die beschwerliche Zeiten, die gemeine Noth und die Vorsorge ihrer Obrigkeit besser beherzigen. Sie werden auch in Kriegessachen nicht ein blindes Wesen, tolle Lust Alles zu verderben, sondern ein ehr- und ruhmliebendes Gemüth, auch mehr Herz oder Verstand spüren lassen, zu allen Kriegs- und Friedensämtern und Verrichtungen geschickter sein. Je mehr nun dieser Leute in einem Land, je mehr ist die Nation abgefeinet oder zivilisirt, und desto glückseliger und tapfrer sind die Einwohner.

Können wir nun dieser Leute Zahl vermehren [1]), die Lust und Liebe zu Weisheit und Tugend bei den Deutschen heftiger machen, die Schlafenden erwecken, oder auch diesem reinen Feuer, so sich bereits in vielen trefflichen Gemüthern entzündet, neue und annehmliche Nahrung schaffen, so achten wie dem Vaterland einen der größten Dienste gethan zu haben, deren Privatpersonen fähig sind.

Dieß ist unser Vorhaben, welches Niemand eingreift noch beschweret, dieß ist der Vorschlag, welchen wir nicht nur thun, sondern auch durch andrer wohlmeinender Personen Vereinigung vollstrecken können; dahin ist die deutschgesinnte Gesellschaft gerichtet, die wir meinen.

Es haben zwar preiswürdige Personen, so sich unsrer Sprache angenommen, bereits viele Jahre mit der deutschen Nachlässigkeit und selbst Verachtung gestritten, aber nicht gesieget. Allein es ist das nicht zu verwundern, dieweil man ungeachtet des Namens „fruchtbringende Gesellschaft“ sich gemeiniglich nur mit solchen Gewächsen beholfen, welche zwar Blumen bringen, aber keine Früchte tragen. Die Blumen der zierlichen Einfälle aber verlieren ihre Annehmlichkeit gleichsam unter den Händen und machen bald Ueberdruß, wenn sie nicht einen nährenden Saft der unvergänglichen Wissenschaften in sich tragen. Unser deutscher Garten muß nicht nur anlachende Lilien und Rosen, sondern auch süße Aepfel und gesunde Kräuter haben. Jene verlieren bald ihre Schönheit und Geruch, diese lassen sich viele Jahre zum Gebrauch behalten. Also mit Reimen und Lustschriften ist es nicht gethan, nachdem das Uebel so hoch gestiegen, sondern es ist ander Zeug von mehr Gewicht und Nachdruck von Nöthen. Wir müssen unsere Sprache in den Hauptmaterien und Wissenschaften selber üben, welches das einzige Mittel ist, sie bei den Ausländern in hohen Werth zu bringen und die undeutsch gesinnten Deutschen beschämt zu machen. Auch ist gewiß, daß einige der Herr Fruchtbringenden in Ausmusterung undeutscher Worte zu weit gegangen, als ob hierin allein die Wiederbringung der deutschen Beredtsamkeit

---

1) Es ist demnach von einer kastenartigen Aristokratie des Geistes bei dem großen Volksfreund keine Rede; er will heraufheben, soviele ihrer sich heben lassen!

bestände. Dadurch haben sie Andre ohne Noth gegen sich erreget, zumalen sie den Stein auf einmal heben wollen und alles Krumme schlecht (— gerade —) zu machen gemeinet, welches wie bei ausgewachsenen Gliedern unmöglich. Gewaltsamen Wasserschüssen und Einbrüchen der Ströme kann man nicht sowohl durch einen steifen Damm und Widerstand, als durch etwas, so anfangs nachgibt, hernach aber allmählig sich setzet und fest wird, steuern; also wäre es auch hierin vorzunehmen gewesen. Man hat aber gleichsam auf einmal den Lauf des Uebels hemmen und alle fremde, auch sogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen. Dawider sich die ganze Nation, Gelehrte und Ungelehrte gesträubet und das sonsten zum Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht, daß also auch dasjenige nicht erhalten worden, so wohl zu erlangen gewesen, wenn man etwas gelinder verfahren wäre.

Was ist es nun, was in unsrer deutschen Sprache vornemlich fehlt und zu bessern wäre? Ich finde, daß die Deutschen ihre Sprache bereits hoch gebracht in alle dem, so mit den fünf Sinnen zu begreifen und auch dem gemeinen Mann fürkommet; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerkssachen, weil nemlich die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftigt gewesen und die Muttersprache dem gemeinen Lauf überlassen, welche nichts destoweniger auch von den sogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden (vgl. besonders Bergwerks- und Schifffahrtsausdrücke). Es ereignet sich aber einiger Abgang bei unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bei Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, so zur Sittenlehre und Regierungskunst gehören; dann ferner noch bei denen noch mehr abgezogenen Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denkkunst und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metafysik auf die Bahn bringen. Nun wäre zwar dieser Mangel bei denen logischen und metafysischen Kunstwörtern noch in etwas zu verschmerzen; ja ich habe es zu Zeiten unsrer ansehnlichen Hauptsprache zum Lob angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne. Daher ich bei denen Italienern und Franzosen zu rühmen gepflegt, wir Deutsche hätten

einen sonderbaren Probirstein der Gedanken, so andern unbekannt, und wenn sie dann begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsre Sprache selbst sei. Denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sei wirklich was Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine deutsche Sprache nicht an. Allein es ist gleichwohl an dem, daß in der Denkkunst und Wesenlehre auch nicht wenig Gutes enthalten, so sich durch alle andren Wissenschaften und Lehren ergießet, wohin sonderlich die Musterrolle aller Dinge unter gewissen Hauptstücken gehöret, so man Prädikamente nennet. Unter welchen allen viel Gutes ist, damit die deutsche Sprache allmählig anzureichern. Am meisten ist aber unser Mangel bei denen Worten zu spüren, die sich auf das Sittenwesen, gemeiniglichen Wandel, Regierungssachen und allerhand bürgerliche Lebens- und Staatsgeschäfte ziehen, wie man wohl befindet, wenn man etwas aus andern Sprachen in unsre übersetzen will. Und weilen solche Wort und Reden am meisten fürfallen und zum täglichen Umgang wackerer Leute sowohl, als zur Briefwechselung zwischen denselben erfordert werden, so hätte man fürnemlich auf deren Ersetzung, oder weil sie schon vorhanden, aber vergessen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedenken, und wo sich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Worten der Ausländer das Bürgerrecht zu verstatten.

Die Vorschläge, um diesen Zweck zu erreichen, zerfallen nun in mehr wissenschaftliche und in mehr praktische Bestrebungen. — In ersterer Hinsicht ist zu sagen, daß der Grund und Boden einer Sprache sozusagen die Worte sind, darauf die Redensarten gleichsam als Früchte herfürwachsen. Woher denn folget, daß eine der Hauptarbeiten, deren die deutsche Sprache bedarf, sein würde eine Musterung und Untersuchung aller deutschen Worte. — Hier wäre aber ein großer Unterschied zu machen, also besondre Werke nöthig, nemlich ein eigen Buch für durchlaufende und gangbare gewöhnliche Worte, was man Sprachbrauch, auf lateinisch Lexikon, nennen möchte; ein anderes für Kunstworte, das etwa Sprachschatz hieße, und letztlich eines für alte und Landworte und solche Dinge, so zu Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen, welches Glossarium oder Sprachquell heißen dürfte.

Alles dieses ist bei den Franzosen, Italienern und Engländern theils schon fertig, theils im Werk, daher auch die Deutschen sich anzustrengen haben.

Was nemlich ein wohlausgearbeitetes Glossarium etymologicum oder Sprachquell der Deutschen vor schöne Dinge in sich halten würde, wo nicht zum menschlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unsrer Nation, Erklärung des Alterthums und der Historien, ist nicht zu sagen. Es ist handgreiflich und gestanden, daß die Franzosen, Welschen und Spanier sehr viel Worte von den Deutschen haben und also den Ursprung ihrer Sprachen guten Theils bei uns suchen müssen. Gibt also die Untersuchung der deutschen Sprache nicht nur ein Licht vor uns, sondern auch vor ganz Europa, welches unserer Sprache zu nicht geringem Lob gereichet. Der Engländer, so halb deutsch, zu geschweigen; wollte man von ihnen das Seinige abfordern, so würde es ihnen gehen, wie der äsopischen Krähe, da andre Vögel ihre Federn wieder geholet. Alles auch, was die Schweden, Norweger und Isländer von ihren Gothen und Runen rühmen, ist unser, und arbeiten sie mit aller ihrer zwar löblichen Mühe für uns. Maßen sie ja für nichts Anderes, als Norddeutsche gehalten werden können, auch von dem Tacito und allen alten und Mittelautoren unter die Deutschen gezählet worden, mit ihrer Sprach auch selbst nichts anderes zu Tag legen, sie mögen sich krümmen und wenden, wie sie wollen [1]). — Stecket also im deutschen Alterthum und sonderlich in der deutschen uralten Sprache der Ursprung der europäischen Völker und Sprachen, auch zum Theil des uralten Gottesdiensts, der Sitten, Rechte des Adels, auch oft der alten Namen der Sachen, Oerter und Leute. Es können also nicht wohl andre, als der deutschen Sprache im Grund Erfahrene, also weder Engländer noch Franzosen, wie gelehrt sie auch seien, damit zurecht kommen. — Ueberdem sind nicht wenig Exempel vorhanden (z. B. Welt von Werelt = Umkreis der Erden, Wirren, Werre = in die Runde herumgehen), so nicht allein der Dinge Ur-

---

1) Die folgende Ausdehnung dieser Betrachtung auf das Lateinische, Griechische u. s. w. fällt auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft. Leibniz sieht die Verwandschaft richtig, hat aber den falschen Schlüssel zur Erklärung, da zu seiner Zeit das Sanskrit noch nicht bekannt war.

sprung entdecken, sondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht ebenso willkührlich oder von ungefähr herfürkommen, als einige vermeinen, wie denn nichts ungefähr in der Welt, als nach unsrer Unwissenheit, wenn uns die Ursachen verborgen. Und weilen die deutsche Sprache vor vielen andern dem Ursprung sich zu nähern scheint, so sind auch die Grundwurzeln in derselben desto besser zu erkennen.

Allein ich komme nunmehr zu dem, so bei der Sprache in dero durchgehendem Gebrauch erfordert wird, worauf auch Anfangs am meisten zu sehen ist (praktische Verbesserung). Hier soll der deutschen Sprache Reichthum, Reinigkeit und Glanz sich zeigen, welche drei gute Beschaffenheiten bei einer Sprache verlanget werden.

Reichthum ist das Erste und Nöthigste bei einer Sprache und bestehet darin, daß kein Mangel, sondern vielmehr ein Ueberfluß erscheine an bequemen und nachdrücklichen Worten, so zu allen Vorfälligkeiten dienlich, damit man Alles kräftig und eigentlich vorstellen und gleichsam mit lebenden Farben abmalen könne. Der rechte Probirstein des Ueberflusses oder Mangels einer Sprache findet sich beim Uebersetzen guter Bücher aus andern Sprachen. Nun glaub ich zwar nicht, daß eine Sprache in der Welt sei, die andrer Sprachen Worte jedesmal mit gleichem Nachdruck und auch mit Einem Wort geben könnte. Dieß habe ich oft auch den Franzosen gewiesen, daß wir gleichfalls keinen Mangel an Worten haben, die ohne Umschweif von ihnen nicht übersetzt werden können. Allein ich habe doch schon bemerkt, daß in der deutschen Sprache kein geringer Abgang hierin zu spüren, zumal in gewissen Materien; so hätte man Fleiß daran zu strecken, daß man dießfalls Andern zu weichen nicht mehr nöthig haben möge.

Solches könnte geschehen durch Aufsuchung guter Wörter, die schon vorhanden, aber jetzo fast verlassen, mithin zu rechter Zeit nicht beifallen, wie auch ferner durch Wiederbringung alter verlegener Worte, so von besonderer Güte. Es sind nemlich viel gute Worte in den deutschen Schriften sowohl der fruchtbringenden als Anderer, die mit Nutzen zu gebrauchen. Solches zu erreichen, wäre gewissen gelehrten Leuten aufzutragen, daß sie eine Besichtigung, Musterung und Ausschuß anstellen und desfalls in guten deutschen Schriften sich ersehen möchten. Ferner

wäre auf die Wiederbringung vergessener und verlegener, aber an sich selbst guter Worte zu gedenken, zu welchem Ende z. B. die Schriften Lutheri und anderer Theologen nützlich zu gebrauchen. Denn es ist nicht wenig Gutes auch zu diesem Zweck in denen geistreichen Schriften einiger tiefsinnigen Gottesgelehrten anzutreffen, ja selbst diejenigen, die sich etwas zu den Träumen der Schwärmer geneigt, brauchen gewisse schöne Worte und Reden, die man als güldene Gefäße der Aegypter ihnen abnehmen, von der Beschmitzung reinigen und zu dem rechten Gebrauch widmen möchte. Auch in den alten Reichshandlungen, Landesordnungen u. s. w. ist viel Gutes zu finden.

Was für's Andere die Einbürgerung fremder Worte betrifft, so ist solche bei guter Gelegenheit nicht auszuschlagen und den Sprachen so nützlich, als den Völkern. Rom ist durch Aufnehmung der Fremden groß und mächtig geworden. Holland ist durch Zulauf der Leute, wie durch den Zufluß seiner Ströme aufgeschwollen. Wir Deutsche haben es weniger nöthig, als andere, müssen uns aber dieses nützlichen Rechts nicht gänzlich begeben. Es sind aber in der Einbürgerung gewisse Stufen zu beobachten. Denn gleichwie diejenigen Menschen leichter aufzunehmen, deren Glauben und Sitten den Unseren näher kommen, also hätte man ehe die Zulassung derjenigen fremden Worte zu gedulden, so aus den Sprachen deutschen Ursprungs und sonderlich aus dem Holländischen übernommen werden könnten, als derer, so aus der lateinischen Sprache und ihren Töchtern hergeholet. Was namentlich das Holländische betrifft, das sie sehr wohl ausgeputzet, würden unsere Deutsche zumal guten Fug und Macht haben, durch gewisse Abgeordnete das Recht der Mutterstadt von dieser deutschen Pflanze (oder Kolonie) einzusammeln und zu dem Ende die holländische Sprache und Schriften gleichsam wardiren zu lassen, was davon zu fordern und was bequem, dem Hochdeutschen einverleibt zu werden. Dergleichen auch von dem Plattdeutschen und andern Mundarten zu verstehen. Das Lateinische, Französische u. s. w. anlangend (denn vor dem Griechischen haben wir uns nicht zu fürchten), so gehört die Frage, ob und wieweit deren Einbürgerung rathsam, zu dem Punkt von der Reinigkeit der Sprache; denn darum handelt es sich dabei eben, daß das Deutsche von dem fremden Mischmasch gesäubert werde.

Erdenkung neuer Worte oder eines neuen Gebrauchs alter wäre das letzte Mittel zu Bereicherung der Sprache. Es bestehen nun die neuen Worte gemeiniglich in einer Gleichheit mit den alten, welche man Analogie, d. i. Ebenmaß nennet und sowohl in der Zusammensetzung, als Abführung (compositione et derivatione) in Obacht zu nehmen hat. Je mehr nun die Gleichheit beobachtet wird und je weniger man sich von dem, so bereits in Uebung, entfernet, je mehr auch der Wohlklang und eine gewisse Leichtigkeit der Aussprache dabei stattfindet, um jemehr ist das Schmieden neuer Worte nicht nur zu entschuldigen, sondern auch zu loben. Weil aber viel gutgemachte Worte auf die Erde fallen und verloren gehen, indem sie Niemand bemerkt oder beibehält, also daß es bisher auf das blinde Glück desfalls ankommt, so würde man auch darin Nutzen schaffen, wenn durch grundgelehrter Kenner Urteil, Ansehen und Beispiel dergleichen wohl erwogen, nach Gutbefinden erhalten und in Uebung bracht würde. Ehe ich den Punkt des Reichthums der Sprache beschließe, so will ich erwähnen, daß die Worte oder die Benennung aller Dinge und Verrichtungen auf zweierlei Weise in ein Register zu bringen, nach dem Alfabet und nach der Natur.

Die Reinigkeit der Sprache, Rede und Schrift bestehet darin, daß sowohl die Worte und Redarten gut deutsch lauten, als die Grammatik oder Sprachkunst gebührend beobachtet wird. Vornemlich hat man sich zu hüten vor Fremdem oder Undeutschem. Ich sollte demnach zuvörderst dafür halten, daß man des Fremden eher zu wenig, als zu viel haben solle. Hernach vermeine, daß ein Unterschied zu machen unter den Arten der Zuhörer und Leser. Denn was man für männiglich redet oder schreibt, als zum Exempel, was man predigt, soll billig von Jedermann verstanden werden, was aber für Gelehrte, für den Richter, für Staatsleute geschrieben, da kann man sich mehr Freiheit nehmen. Es kann zwar auch zu Zeiten ein lateinisches oder aus dem Lateinischen gezogenes Wort, dabei ein sonderlicher Nachdruck, von einem Prediger gebraucht werden; ein lateinisches sage ich, denn das Französische schicket sich meines Ermessens gar nicht auf unsre Kanzel. Es ist aber alsdann rathsam, daß die Erklärung alsbald dabei sei, damit beider Art Zuhörern ein Genüge geschehe. Sonst ist von alten Zeiten her, bei uns und bei den

Fremden, bräuchlich gewesen, in Rechtshandlungen u. s. w. lateinische Worte zu brauchen. Indeß ist von einigen Gerichten, Fakultäten und Schöppenstühlen[1]), zumal in Abfassung der Urteile und Sprüche, von geraumer Zeit her die nicht unlöbliche Gewohnheit angenommen, viel in deutsch zu geben, so anderswo nicht anders als lateinisch genennet worden. In Staatsschriften ist es nun dahin gediehen, daß man nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Französischen und Welschen sich schwerlich allerdinge entbrechen kann; dabei aber doch eine ungesuchte und ungezwungene Mäßigung wohl anständig sein dürfte. Wenigstens sollte man sich befleißigen, das Französische nicht an des Deutschen Stelle zu setzen, wenn das Deutsche ebenso gut, wo nicht besser, welches ich gleichwohl gar oft bemerkt habe. So sollte ich auch dafür halten, daß in gewissen Schriften, so nicht wegen Geschäfte und zur Nothdurft, auch nicht zur Lehre der Künste und Wissenschaften, sondern zur Zierde herauskommen, ein mehrerer Ernst zu brauchen und weniger fremde Worte einzulassen seien. Denn gleichwie in einem sonst schönen deutschen Gedicht ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde, also sollte ich gänzlich dafür halten, daß in den Schreibarten, so der Poesie am nächsten, als Romanen, Lobschriften, öffentlichen Reden, auch gewisser Art Historien und auch bei Uebersetzung aller solcher Werke aus fremden Sprachen, wo man nicht weniger auf Annehmlichkeit, als Nothdurft und Nutzbarkeit siehet, man sich der ausländischen Worte so viel immer möglich enthalten sollte. Ich gebe zu, daß Leute sein, die sehr vernehmlich und kräftig schreiben und doch ihre Schriften mit allerhand Sprachen durchspicken. So will ich auch nicht, daß mein Urteil, so ich von den gemeinen Mischmäschern fälle, solchen Personen nachtheilig sei. Denn sie schreiben oftmals in solcher Eil, wegen überhäufter Geschäfte, daß sie kaum einmal wieder lesen können, was sie geschrieben, und sind froh, wenn sie ihre häufig andringende und sonst verschwindende Gedanken in aller Eil dem Papier zu Verwahrung geben. Daß nun solche es bei dem übel eingerissenen Gebrauch lassen und die ihnen zuerst vorkommende Worte ergreifen, darum sind sie nicht

1) In der neuen Methode rühmt er dieß ganz besonders von dem Leipziger Gericht.

zu verdenken; denn ja oftmals die fremden uns geläufig und die deutschen fremd worden. Allein dieß Alles entschuldigt diejenigen nicht, so nicht aus Noth, sondern aus Fahrlässigkeit sündigen, denen keine eilende Post die Worte abdringet und denen das Bücherschreiben niemals durch kais. Befehl ist auferlegt worden. Sagen sie, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Deutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr die Armuth ihrer vermeinten Beredtsamkeit, als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen. Allein wir haben über unsrer Schriftler allzugroße Geistigkeit nicht zu klagen; es ist alles leider so irdisch und kriechend, daß es mehr Erbarmung und Verwunderung erwecket. — Man könnte sich wohl auch zum öfteren dieser Vermittlung bedienen, daß man das deutsche Wort mit dem fremden versetzte und eines zu des andern Erklärung brauchte, da dann auch Eines des Andern Abgang sowohl an Verständigkeit als an Nachdruck ersetzen könnte. Das würde auch sonderlich dazu dienen, gute und wohlgemachte, aber noch nicht so gar gemeine, noch durchgehends angenommene deutsche Worte in Schwang zu bringen, wenn sie anfangs mit den fremden oder einheimischen, zwar mehr gebräuchlichen, aber nicht zulänglichen zusammengefügt oder auch sonst mit einer Erklärung begleitet würden, bis man daran endlich mit der Zeit gewohnt worden, da solche Vorsorge nicht weiter nöthig. Ueber dergl. gute Anstalten zu Beibehaltung der deutschen Sprache Reinigkeit, soviel es immer thunlich, hätten die vornehmen Skribenten durch ihr Exempel die Hand zu halten und damit dem einbrechenden Strom der fremden Worte sich nicht zwar gänzlich, so vergebens, doch gleichsam lavirend zu widersetzen, bis solcher Sturm vorüber und überwunden. Damit aber solches besser zu Werk zu richten, müßte man gewisse, noch gleichsam zwischen Deutsch und Fremd hin und her flatternde Worte ein für allemal deutsch erklären und künftig nicht mehr zum Unterschied mit andern Buchstaben, sondern eben wie die deutschen schreiben[1]), also damit den Gewissensskrupeln der wohlgemeinten,

---

1) Ob *überhaupt* die deutsche Schrift aufzuheben und mit der lateinischen zu vertauschen sei, will er dahingestellt sein lassen, bemerkt indeß aus eigener Erfahrung, daß die Verbreitung unsrer Bücher durch den Unterschied der Schrift besonders auch bei den Hol- und Niederländern gehindert werde.

ehrlichen Deutschen und Eiferer vor das Vaterland und noch überbliebenen Herrn Fruchtbringenden verhoffentlich mit ihrem guten Willen gänzlich aufheben. Es hat ja der vortreffliche Opitz kein Bedenken gehabt, solches zu thun, ebenso unsre Vorfahren nicht gezögert, solch Bürgerrecht zu geben. Wer sieht nicht, daß Fenster vom lateinischen fenestra; und wer französisch versteht, kann nicht zweifeln, daß Abenteuer, das bei uns schon sehr alt, von avanture herkomme u. s. w. Hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräfte und seiner Rede den Nachdruck nehme. Denn solche allzugroße Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister so lange feilet und bessert, bis er sie endlich gar verschwächet, welches denen geschieht, die an der Perfektivkrankheit darnieder liegen, wie es die Holländer nennen. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß wie in Frankreich auch dergleichen Reindünkler aufkommen, welche in der That, wie Verständige anitzo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht, da solle des berühmten Montagne Pflegtochter gesagt haben, was diese Leute schreiben, wäre eine Suppe von klarem Wasser (un bouillon d'eau claire), nemlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft. So hat auch die italienische Gesellschaft der Kruska oder des Beuteltuchs, welche die bösen Worte von den guten, wie die Kleien vom feinen Mehl scheiden wollen, durch allzueckelhaftes Verfahren ihres Zwecks nicht wenig verfehlt und hat zuletzt viel Worte zur Hinterthüre einlassen müssen, die man vorher ausgeschlossen. Und habe ich von einem vornehmen Glied derselben, so selbst ein Florentiner, gehört, daß er in seiner Jugend auch mit solchem toskanischen Aberglauben behaftet gewesen, nunmehr aber sich dessen entschüttet habe. In ganz derselben Art hat bei uns, wie ich schon gesagt, die fruchtbringende Gesellschaft gefehlt, und ist daher zu verhüten, daß man abergläubisch deutsch sei. Wir müssen allemal dasjenige thun, so gestalten Sachen nach das Beste ist, und uns nach der Welt richten, die sich nach uns nicht richten wird. Wer wider den Strom schwimmen oder wider eine Mauer rennen will, wird sich seiner Beständigkeit nicht lange rühmen können.

Zur Reinheit der Sprache gehört nun aber endlich auch die

Richtigkeit der Sprachkunst oder Grammatik. Es ist bekannt, daß schon Karl d. Gr. daran hat arbeiten lassen; nichts desto minder haben wir bis dato vielleicht keine, die zulänglich. Auch dieß wäre also dermaleins von deutschgesinnten Gelehrten mit Nachdruck vorzunehmen, nicht blos um unsre Leute zu unterrichten, zumal die kein Latein studirt haben, sondern auch den Fremden die deutsche Sprache leichter und begreiflicher zu machen, welches zu unserem Ruhm gereichen und andern zu den deutschen Büchern Lust bringen, auch den von Etlichen gefaßten Wahn benehmen würde, als ob unsre Sprache der Regeln unfähig und aus dem Gebrauch fast allein erlernet werden müßte.

Nun wäre noch übrig von Glanz und Zierde der deutschen Sprache zu reden, will mich aber damit anitzo nicht aufhalten. Denn wenn es weder an bequemen Worten, noch tüchtigen Redensarten fehlet, kommt es eben auf den Geist und Verstand des Verfassers an, um die Worte wohl zu wählen und tüchtig zu setzen. Nur möchte ich bei dieser Gelegenheit erinnern, daß einige sinnreiche Skribenten, und unter ihnen der sonst lobwürdige Herr Weise selbst, gleichwohl diesen merklichen Fehler noch nicht abgeschafft, daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punkt ich hingegen die Franzosen in ihren öffentlichen Schriften höchlich loben muß. Es ist freilich in der Sittenlehre mit Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, ist aber doch auch solche kein Geringes. Endlich gehört zum Glanz der deutschen Sprache die Poesie, wobei ich erinnern möchte, daß derzeit Manche etwas hart schreiben und von des Opitzen angenehmer Leichtflüssigkeit allzuweit abweichen, dem auch vorzubauen wäre, damit die deutschen Verse nicht fallen, sondern steigen mögen.

Endlich die rechten Anstalten sind billig zu künftiger Zusammensetzung vortrefflicher Leute auszusetzen; doch hoffet man, es werde diese kleine Vorstellung (— unvorg. Ged. —), so in der Eil binnen ein paar Tagen entworfen worden, nicht übel aufgenommen werden, welche als ein kleiner Schattenriß dienen kann, gelehrter und wohl deutschgesinnter Personen Bedenken einzuholen und vermittelst einiger hohen Anzeigung dermaleins dem Werk selbst näher zu kommen. Es würde dasselbe denen Gemüthern gleichsam ein neues Leben eingießen, in Gesellschaften, auch unter

Reisegefährten und bei Briefwechselung angenehme und nützliche Materie an die Hand geben und nicht nur zu einer löblichen Zeitkürzung, sondern auch zu einer Oeffnung des Verstands, Zeitigung der bei uns sonst gar zu spät lernenden Jugend, Aufmunterung des deutschen Muths, Ausmusterung des fremden Affenwerks, Erfindung eigener Bequemlichkeiten, Ausbreitung und Vermehrung der Wissenschaften, Aufnehmen der recht gelehrten und tugendhaften Personen und mit Einem Wort zu Ruhm und Wohlfahrt deutscher Nation gereichen".

* * *

Wenn man auch von den oben berichteten thätigen Bemühungen Leibnizens um die deutsche Sprache nichts wußte und nur die „unvorg. Gedanken" kannte, so war es doch gewiß schon von hier aus eine große Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit, zu meinen, es sei das seine einzige deutsche Schrift, während er sonst die Muttersprache nicht benützt oder gar verachtet habe. So schreibt Einer nach Form und Inhalt nicht, der dem Deutschen fremd oder verachtend fern steht! Es ist wahr, Leibniz hat sehr viel lateinisch und noch mehr französisch geschrieben. Warum, das sagt er ein für allemal bei Gelegenheit einer theologischen, für Arnauld berechneten Jugendschrift in lateinischer Sprache: „Ich hätte es lieber deutsch geschrieben, sonderlich weil die deutsche Sprache keine Terminäsonen[1]) leidet, man wollte denn fremde Worte ungescheut hineinflicken. Allein es hätte dergestalt dem Ausländer nicht kommunizirt werden können". In seiner tiefen, lebendigen Vaterlandsliebe kostete ihn dieß aber einen schweren innern Kampf, dessen Spuren uns noch ganz deutlich erhalten sind. Seiner geradezu gereizt deutschen Stimmung zu Paris in den Jahren 1672—76 haben wir schon früher gedacht und dabei die, peinlich auf Sprachreinheit ausgehenden Briefe erwähnt, deren Einen Guhrauer abdruckt (d. Schr. I, 150). Aus derselben Zeit oder aus dem Anfang seines hannoverischen Aufent-

1) Willkührlich-barbarische Wortbildungen durch Anhängung beliebiger Endsilben, z. B. von Post — postalisch, von haec — haecceitas u. s. w. vgl. die Bemerkungen zu Nizolius.

halts gibt Klopp ein Blatt, das folgende bemerkenswerthe Worte enthält: „Alles Studiren und Lesen soll künftighin meistens in deutschen Büchern geschehen, auch was man schreibt, deutsch antworten. Im Reden und Schreiben muß man sich zu kurzen, wohlgeschlossenen periodis gewöhnen, die Flickwörter meiden, denen Worten Licht und Kraft geben. Allezeit also reden, wie es gleich zu Papier gebracht werden kann. Die gebräuchlichsten Formeln und Redensarten sich wohl einbilden, damit sie ungezwungen und von selbsten fließen". So schreibt er nach fünfjährigem Aufenthalt in Paris, wo ihm die französische Sprache vollkommen geläufig worden war, schreibt er, der junge Gelehrte, während seine deutschen Fachgenossen durchweg lateinisch, die fremden je in ihrer Sprache schrieben.

Daß er diesen Vorsatz nicht ausführte, darüber ihn zu entschuldigen sollte vor Einsichtigen kaum nöthig sein. Wäre es doch ein zweckloses, vergebliches „Rennen wider eine Mauer und Schwimmen wider einen zu gewaltigen Strom" gewesen, wie er selbst in einer der oben ausgezogenen Schriften sich ausdrückt. In Mitten der deutschen Verkommenheit hätte er geradezu seinem allseitigen Geist die Flügel völlig gelähmt, wenn er bei dem damaligen Stand der Dinge durch den alleinigen und ausschließlichen Gebrauch des verrohten und draußen verachteten Deutschen eine chinesische Mauer zwischen sich und dem Ausland errichtet hätte. Als Gelehrter, als Staatsmann, als Diplomat, der die Kraft in sich fühlte, seine Fäden weit über Deutschland hinaus zu ziehen, um eben damit immer seinem Vaterland, dessen Ruhm und Ehre zu dienen, konnte er lediglich nicht umhin, „sich nach der Welt zu richten, da sie sich nicht nach uns richtet". Soweit sich dieß auf seine staatlichen Flugschriften und Aufrufe bezieht, haben wir die Frage schon im ersten Buch erledigt und gezeigt, daß es sehr wenig unpatriotisch war, die Franzosen französisch zu bekämpfen, oder ganz Europa in der gemeinsamen lateinischen Sprache wider den allgemeinen Störenfried aufzubieten. Und wenn er die verschiedenen Denkschriften an seine Fürsten meist französisch abfaßte, so mußte er damit wider Willen sich in die bereits, besonders an den kleinen Höfen aufgekommene Unsitte und Unsinnigkeit fügen, um über der Hülle nicht die Sache, über der Sprache nicht das Wirken und thätliche Bessern zu versäumen.

Allein daß er über dieser unerläßlichen Anbequemung den deutschen Gesichtspunkt selbst in der *Sprache* nicht aus den Augen verlor, das ist daran ersichtlich, wie er auch bei solchen Schriften womöglich wenigstens für eine deutsche Uebersetzung besorgt war. Wir haben bei den verschiedenen Denkschriften des ersten Buchs, z. B. beim Mars Chr. und bei dem Gespräch zwischen Eugen und Filaret bereits darauf hingewiesen. Der Aehnlichkeit nach zu schließen wird man beinahe zur gleichen Annahme auch bei andern berechtigt sein, obwohl sich bei der mangelhaften Herausgabe der leibnizischen Papiere einerseits und der wirren Verkommenheit des damaligen deutschen Bücherwesens andererseits bis jetzt oft noch nichts Bestimmtes sagen, sondern nur vermuthen läßt.

Indeß kann man noch weiter gehen und sagen: *Selbst die Zahl seiner ursprünglich und eigentlich deutsch geschriebenen Schriften ist keineswegs so klein, wie man bisher gewohnt war anzunehmen.* Freilich, blickt man in die sechs Foliobände starke Ausgabe des Genfer *Dutens* [1]) hinein, so finden sich darin lediglich keine deutsche Schriften, als nur allein die „unvorgreiflichen Gedanken", bei denen es der Herausgeber doch nicht über das Gewissen brachte, nur die französische Uebersetzung zu geben. Allein damit hat Dutens selbst die lebendigste Anklageschrift gegen sein Ausgabeverfahren aufgenommen. Wie kommt Saul unter die Profeten? muß jeder vernünftige Leser denken. Was muß dieser Leibniz doch für ein sonderbarer, widerspruchsvoller Mensch gewesen sein, der also über seine Muttersprache schreibt und sie doch selbst sonst nie benützt? Der tiefe Eindruck, den Dutens von jener „Teutodizee" erfuhr, hätte ihn zunächst nothwendig veranlassen sollen, auch sonst gewissenhafter zu verfahren und den Deutschen nicht diesen oder jenen Aufsatz ihres Landsmanns zu unterschlagen (denegare), der im deutschen Grundtext vor ihm lag, während er ihn ruhig in's Französische oder Lateinische *übersetzte* und nur im *Register*, aber auch da

1) Die Sammlung von *Erdmann* (1840) will nur filosofische Sachen geben, hat also nicht dieselbe Pflicht, wie eine sogenannte Gesammtausgabe. Sie enthält blos zwei deutsche Stücke (S. 418 und 671), hätte aber aus der für sie zu spät erschienenen Ausgabe von Guhrauer noch Vieles Brauchbare zu entnehmen, was gewiß auch in einer neuen Auflage geschehen wird.

nicht immer, die deutsche Abfassung bemerkte [1]). Anderes wurde von ihm offenbar deßwegen nicht aufgenommen, weil es deutsch und die Uebersetzung zu mühsam war. So kannte er z. B. (VI, 139) den großen deutschen Briefwechsel mit Jablonski in der Kappischen Sammlung, verstattete ihm aber keinen Raum, obwohl er viel inhaltsvoller ist, als viele Briefe, die er sonst gibt. Davon war vollends keine Rede, daß er, so nahe dieß liegen mußte, auf weitere deutsche Schriften fahndete, wie er denn auch von staatlichen Schriften nur den Caes. F. und die „polnische Königswahl" gibt, während ihm gewiß sein konnte, daß deren noch viele vorliegen. Allein Dutens war ein Ausländer, ein Franzose; da fehlte selbstverständlich Sinn und Lust gerade für diese Arbeiten eines Leibniz, die so scharf gegen Frankreich gerichtet sind.

Mag deßhalb der Genfer Gelehrte Europa gegenüber ein wirkliches Verdienst haben, für Deutschland war seine Ausgabe ein Unglück und ein Unrecht; denn sie vor Allem ist Schuld an dem Vorurteil, mit dem Leibniz bis vor Kurzem von seinem eigenen Volk als Fremdling angesehen wurde [2]). Allerdings ist dieser Irrthum nunmehr durch Guhrauers bahnbrechende, anfangs sehr ungläubig aufgenommene Bemühungen wenigstens für die Kenner beseitigt. Und je weiter die Herausgabe der leibnizischen Papiere fortschreitet, desto stärker und glänzender werden

1) Dieß ist, wie wir zum Theil schon im Verlauf bemerkten, der Fall bei folgenden Stücken: Dut. I, 735. IV; 3, 497. 1, 248. 3, 220. 2, 211. 2, 174. 3, 503. V, 186. 193. 206. 397. 605. Hiezu sind die deutschen Grundtexte bereits gefunden (s. Guhrauer, Klopp, Pertz); sehr wohl möglich, daß sich im weiteren Verlauf noch viel mehr aufdeckt; denn Dutens' Verfahren ist damit gründlich verdächtigt.

2) Der Gerechtigkeit wegen bemerke ich, daß auch Deutsche, und diese mit viel mehr Verantwortung, dazu beigetragen haben. Es geschah dieß durch die Wolffianer, die wie ihr Meister hauptsächlich durch die Verdunklung Leibnizens glänzen konnten. Ludovici z. B. sucht wiederholt zu behaupten, Leibniz sei der deutschen Sprache nicht recht mächtig gewesen. Um nicht sogleich Lügen gestraft zu werden, führt er dann die „unvorgr. Ged." als lateinischen Aufsatz, dissertatio de augenda ornandaque lingua nostra an! Um zu zeigen, daß vor Wolff Keiner ein erträgliches Deutsch in Filosofie und andern Wissenschaften geschrieben, stellt er ein ganzes Register von Worten zusammen, die Wolff zum erstenmal gebraucht habe. Leider oder glücklicher Weise finden sich nicht wenige bereits in Leibnizens filosofischen Aufsätzen. Also nochmals: Jedem das Seine!

G.'s Behauptungen über die deutsche Schriftstellerei des Filosofen bestätigt. Nur wäre zu wünschen, daß die ganze Arbeit fortan nur durch deutsche Hände besorgt würde; denn ich kann, wie schon bei Gelegenheit bemerkt wurde, den Verdacht nicht ganz unterdrücken, als ob auch Kareil ähnlicher Machereien, wie Dutens fähig wäre.

So viel uns bis jetzt schon in den Ausgaben von Guhrauer, Klopp, Kareil und Pertz Deutschgeschriebenes von Leibniz vorliegt, beträgt dessen Seitenzahl (natürlich in Bausch und Bogen gerechnet) über 1100 Seiten und zwar| aus allen Gebieten, mit denen sich der Filosof beschäftigte (Politisches etwa 210 S. Rechtsfragen 27 S. Staatswirthschaft 200. Geschichte 116. Filosofie 61 [1]). Filologie 61. monatl. Auszug 138. Briefe 208. Gedichte 18 [2]). Vermischtes 82). Außerdem erlaube ich mir, an die deutschen Flugschriften zu erinnern, welche ich für Leibniz nachzuweisen suche; die deutschgeschriebenen füllen gegen 600 Seiten 4°. Allein dieß ist noch lange nicht Alles, was wir von ihm Deutsches haben. Guhrauer gibt aus dem monatlichen Auszug nur Proben, so kämen also noch zwei Oktavbände dazu. Ferner gehört Leibniz an das Buch „Wechselschriften vom Reichsbanner u. s. w.", dessen ersten Theil „vom Unterschied des Reichsbanners und der Sturmfahne", wie oben bemerkt wurde, Dutens in lateinischer Uebersetzung gibt. Nach der Aussage zuverlässiger Zeugen hätte er auch eine oder einige dem Caes. F. entsprechende deutsche Schriften „den Charakteren kur- und fürstlichen Gesandten betreffend" abgefaßt. Unter den „vielen Rathschlägen für Deutschland" (consultationes Germanicae) sind gewiß viele, wo nicht die meisten deutsch abgefaßt, wie er es auch sonst so hielt, wesentlich deutsche Frage deutsch zu behandeln, da hier im Gegentheil das Intresse vorlag, von dem Ausland nicht gelesen und verstanden zu werden. Manche der hier gemeinten Schriften sind wohl unter den von Klopp und Kareil herausgegebenen enthalten, gewiß aber

1) Darunter besonders zu beachten der vortreffliche Brief an Wagner über die Logik und etliche Arbeiten aus der Sittenlehre.

2) Darunter das schöne Charfreitagslied (aufgenommen z. B. in das württ. Gesangbuch als Nro. 143) und das Gedicht auf den Tod von Sofie Charlotte mit einer sehr klaren Darstellung seiner Monadologie und ganzen Weltanschauung (Pertz 109).

noch nicht alle (der allein zuverlässige Klopp geht erst bis 1689 und benützt nur die hannoverischen, noch nicht die wienerischen Handschriften, die doch wohl nicht immer mit jenen zusammentreffen). Seinen Briefwechsel mit den deutschen Kaisern Leopold und Karl und die ungeheure Masse von Denkschriften an dieselben schrieb Leibniz eingestandener Maßen fast nur deutsch, so daß wir auch hier noch eine große Bereicherung zu erwarten haben [1]). Ueberhaupt ist es nach allen Spuren und Anhaltspunkten zweifellos, daß wir um so mehr deutsche Schriften von Leibniz erhalten werden, je weiter die Herausgabe zu seinem späteren Leben und Wirken fortschreitet, während die Verhältnisse es mit sich brachten, daß er in der mittleren Zeit mehr die fremden Sprachen brauchte. Nehmen wir noch dazu, daß aus seiner frühesten Zeit in Mainz sehr viele, namentlich juridische Arbeiten verloren sind, in denen jedenfalls das Deutsche überwiegt. Auf diese Weise bekommen wir schon jetzt die Ueberzeugung, und eine dereinstige vollständige und genaue Ausgabe kann sie nur noch mehr bestätigen, die Ueberzeugung nemlich, daß bei ihm von einem Nichtgebrauchen der deutschen Sprache schlechterdings keine Rede sein kann, daß er seiner theoretischen Einsicht von dem hohen Werth und der Brauchbarkeit des Deutschen auf allen Gebieten selbst auch praktisch Ausdruck gab, soweit es irgend andere und wichtigere Interessen erlaubten. Nicht er hat sein Volk und dessen Sprache vernachlässigt, sondern genau das Gegentheil war lange Zeit der Fall, und noch ist das Unrecht nicht ganz gut gemacht.

Das alte Vorurteil, in Betreff der Masse des Deutschgeschriebenen vielleicht beschwichtigt, könnte sich schließlich noch an die Beschaffenheit desselben halten. Allerdings dürfen wir z. B. bei der Sprachreinheit und Rechtschreibung nicht etwa den heutigen Maßstab anlegen, sondern müssen bedenken, in welcher Zeit und Umgebung der große Mann lebte. Daß er indeß mannhaft gegen die verunreinigende Beeinflussung ankämpfte, haben wir gesehen. Warum er ihr dennoch zum Theil unterlag und nachgab, das sagt er uns selbst in der „Ermahnung an die Deutschen",

---

1) Drei werthvolle Stücke „aus der ihm vorliegenden Menge" gibt Rößler in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie Band 20, S. 269 ff.

wenn er ganz offenbar im Blick auf sich [1]) diejenigen nicht unter die verwerflichen „Mischmäscher" gezählt wissen will, welche vor Geschäftsüberhäufung nicht anders können, sondern in Eil schreiben, da die Post die Worte abdränget u. s. w. Diese „sündigen" aus Noth und nicht aus Fahrläßigkeit, wie Andre; die Hauptschuld aber trägt die allgemeine Verderbniß des deutschen Sprachschatzes, welche ihnen nicht leicht und unmittelbar das richtige deutsche Wort darbietet, sondern sie zum langen Suchen zwänge. — Was also etwa auszusetzen bleibt, ist der auch sonst seinen Schriften anhängende Mangel an ruhiger Ausformung — eine sehr begreifliche und zu entschuldigende Erscheinung, wenn wir dafür die Menge des dargebotenen Stoffs bedenken! Allein auch dieser etwaige Tadel ist noch zu beschränken. Daß Leibniz vortrefflich deutsch schreiben konnte, wenn er wollte und um des bestimmten Zwecks willen sich die Zeit nahm, das zeigen uns zur Genüge die beiden obigen Schriften, wozu sich auch die von mir nachgewiesene Trilogie aus seinem Pariser Aufenthalt gesellt. Diesen, wie indeß auch den minder reinen Arbeiten ist eine gewisse sinnliche Wärme und Anschaulichkeit, eine Kraft und Lebendigkeit eigen, welche mit Recht an Luther erinnert. Auch äußerlich betrachtet hatten Beide die gleiche Sprachschule, nemlich die sächsische Kanzlei, „als welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland" (Luther Tischreden).

So möge es denn diesem eingehenden und vorläufig zusammenfassenden Nachweis über das wahre Verhältniß Leibnizens zu der deutschen Sprache gelingen, das alte Vorurteil auch außerhalb der engeren Fachkreise für immer zu beseitigen und dem großen Deutschen auch hierin seinen wohlverdienten Ehrenplatz neben Thomasius und Wolff zu erringen. Gewiß, für den mächtigen Aufschwung der deutschen Bildung, Sprache und Schriftstellerei im achtzehnten Jahrhundert fehlte uns etwas an der vollgenügenden Ursache, wenn der Geist, der sonst unläugbar die ganze deutsche Aufklärung beherrschte, eben dieser Frage fremd und fern gegenübergestanden und nicht vielmehr einer der wackersten und rastlosesten Vorkämpfer gewesen wäre [2]).

---

1) Vgl. „Ermahnung" S. 17 und Kl. I, S. 138 (das Entsprechen ist vielleicht auch für die Zeitbestimmung beider Aufsätze brauchbar).

2) Es darf wohl darauf hingewiesen werden, wie er auch durch seine französischen

Kapitel 4.

Volkswirthschaftliches.

(Anschluß an das Vorige: In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen! — Hauptgesichtspunkt Leibnizens die Heilung Deutschlands von den Wunden des 30jährigen Kriegs: es soll auch hierin selbständig und innerlich unabhängig werden durch kunstvolle Leitung und Betreibung der Arbeit — Die Statistik in ihrer durchgreifenden und beherrschenden Bedeutung. — Das Heilwesen; Chemie statt Alchymie; Anatomie, Krankenhäuser. — Das Versicherungswesen; Sterbekassen, Feuer- und Wasserschaden. — Der Landbau; Verbesserung des Bodens, neue Gewächse, Verwendung der Soldaten, Aufhebung der Leibeigenschaft. — Gewerbe; Schutzzoll, Arbeit durch den Staat, Werkhäuser, Maschinen- oder Handarbeit? Neue Gewerbszweige. — Handel und Verkehr; die Verkehrswege, Straßen und Kanäle, Aufhebung unnöthiger Zölle; Hebung der Hansestädte, Handelsverbindungen, Kolonien; Maß und Gewicht, Münzwesen. — Finanz- und Steuerfragen; Papiergeld, Kredit, Banken und Leihhäuser, Besteuerungsgegenstände, Hebung der Einnahmen durch Förderung des Volkswohlstands.)

Es bedarf kaum eines Nachweises, wie dieses letzte würdige Glied sich in die Kette der übrigen leibnizischen Bestrebungen einfügt. „In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen!" Von diesem seinem Grundsatz suchte er den ersten Theil in seinen Bildungs- und Erziehungsbestrebungen zur Ausführung zu bringen. Dem zweiten Theil ist Alles das gewidmet, was wir uns erlauben, in freierer Weise unter dem Namen „volkswirthschaftliche Arbeiten" zusammenzufassen.

Auf's Engste hieng ihm ja Lehre und Leben zusammen und

(und lateinischen) Schriften wenigstens mittelbar zur Hebung des deutschen Geschmacks und Sprachsinns beitrug. Der feine (ob auch sprachlich nicht ächt französische) Ton, die frische, lebendige, in gesunder Natürlichkeit aller steifen Stubengelehrsamkeit ferne Haltung der meisten seiner Aufsätze konnte einen wohlthätigen Einfluß nicht verfehlen. Meist sind es Briefe, zuweilen Gespräche nach der Weise Platos, selbst romanhaft-mythische Einkleidungen, in welchen er seine Gedanken darlegt. Sehr bezeichnend äußert er wiederholte Male: „Obwohl ich Alles streng mathematisch-syllogistisch denke und entwerfe, lasse ich das doch nicht heraustreten (— außer in den frühesten Arbeiten —). Wie man nicht immer Verse machen kann, so schicket es sich auch nicht, immer mit Schlüssen um sich zu werfen. — Wer ewig Schulausdrücke und Schlußweisen braucht, ist wie ein Schneider, der die Nath sehen läßt"! (Erdm. 425 f.) Es sind das ganz die Ansichten, welche wir in der Vorrede des Nizolius zu Gunsten der lebenden Sprachen und des Deutschen insbesondere fanden.

weit war er davon entfernt „auf dem einsamen Eiland theoretischer Gelehrsamkeit und idealistischer Spekulationen zu thronen und zu wohnen," wenn er gleich von Zeit zu Zeit dort ausruhte, um frische Kraft und neuen Ueberblick für's thätige Leben zu gewinnen. So zeigten denn bereits alle Pläne des vorigen Kapitels, insonderheit die Akademievorschläge diesen Zug zum Leben und zur nützlichen Anwendung, und Manches, was wir dort gaben, z. B. die Gedanken von Modellsammlungen, Kunstkammern, Handwerksschulen, Beschreibung aller Professionen steht bereits auf dem Uebergang zu dem, was uns im folgenden noch beschäftigen soll. Dasselbe bildet demnach eine so wichtige und wesentliche Seite seines Gesammtwirkens und war zugleich für jene Zeit von solcher Bedeutung, daß wir nicht umhin können, ihm volle Beachtung zu schenken.

Freilich sind die Quellen hiefür magerer, als irgendwo, nicht an sich, wohl aber nach dem heutigen Stand der Herausgabe. Denn die Mehrzahl der einschlägigen Arbeiten fällt in die letzte Zeit seines Lebens, besonders in seinen Wiener Aufenthalt von 1712 ff. Was die von Guhrauer zum Theil bekannt gemachten Schriften in Sachen der Berliner Sozietät berühren, das scheint aus Anlaß der gleichen Bestrebungen zu Wien, und als diese scheiterten, im Zusammenhang mit den Nöthen und Bedürfnissen des Erbfolgekriegs von Leibniz noch viel umfassender und eingehender behandelt worden zu sein. Werthvoll sind schon die Proben, welche bis jetzt Rößler und Kareil mittheilen; aber sie machen es nur um so wünschenswerther, daß diese Schätze endlich einmal auch wirklich gehoben und die Sache über die Stufe bloser Ankündigungen und Versprechen hinausgefördert werden möchte [1]). Vorläufig sind also vielfach nur Andeutungen und kurze Angaben möglich, bei denen aber mehr oder weniger gewiß ist, daß sie seiner Zeit von Leibniz eine umfassende und genaue Ausführung gefunden haben. Indeß treten immerhin die Grundzüge und Hauptgesichtspunkte in genügender Klarheit heraus.

---

1) Vgl. über die reiche Fülle des Vorliegenden die (S. 727) schon angeführte Erklärung Rößlers, Wiener Sitzungsber. 20, 267 ff. (269) und Careil IV, Einl. S. 79, wo ein ganzer Band „politischer Arithmetik" außer andern volkswirthschaftlichen Schriften versprochen ist.

Ihm, der in genauer Geschichtskenntniß die verschiedenen Zeiten und Zustände Deutschlands kannte, der dazu aus eigener Anschauung die Sachlage bei andern Völkern wußte, ihm schwebte auch hier, wie anderwärts als Ziel und Aufgabe vor, die schweren Schäden und Wunden zu heilen, welche der 30jährige Krieg unserem Vaterland geschlagen. Daher sein wiederholtes Mahnen, in den statistischen Aufnahmen besonders die Lage von 1618 mit der von 1648 zu vergleichen, daher bei verschiedenen Vorschlägen die ausdrückliche Hinweisung auf Deutschlands traurige Noth und Entvölkerung durch jenen Krieg, der man steuern müsse. „Wir sollen nicht, ruft er in dem ersten Akademieplan aus, wie in den Scienzien hinter allen zurückbleiben, so in den Kommerziensachen andern Nationen zum Raub blos stehen". Eifrigst war er deßhalb bemüht, sich auf seinen Reisen mit den Vorsprüngen und Errungenschaften anderer glücklicherer Völker bekannt zu machen, um dieselben auch in Deutschland einzuführen. Sehr bezeichnend ist hiefür, wie er sich z. B. in einem Brief an Habbäus von Lichtenstern im Jahr 1673 ausspricht: „Da Paris der Mittelpunkt der Galanterie ist, so wäre es wichtig, hier von den Arbeitern das Feine und Geschmackvolle ihrer Geheimnisse zu fischen, was sich dann und wann machen läßt, wenn man's geschickt angreift und etliches Geld mitunterlaufen läßt. Sie thun Wunder in der Kunst der Vergoldung, der Glasmacherei, des Gießens. Sie haben Strumpfwebemaschinen und verstehen die Seideverarbeitung trefflich. In der Schmelzbereitung (Email), Kupferschmiedung und im Zinnguß zeichnen sie sich aus. Kurz, man findet hier so viel Neues und Bemerkenswerthes, auf das unsere Reisenden meist gar nicht achten, während doch ein einziger Bericht darüber ihre Auslagen decken würde. Was mich betrifft, so hatte ich nicht blos Gelegenheit, viele gute Arbeiter zu besuchen, sondern auch Etliches von ihnen herauszubekommen. Meine Rechenmaschine brachte mich mit ihnen in Beziehung; vielleicht bekomme ich dadurch auch Zutritt bei den Leuten Kolberts, um einiges von dessen großen Handels- und Staatsplänen zu erfahren" [1]). — (Mit

1) s. Guhr. Kurmainz II, 185; ähnlich ist der Bericht an Johann Friedrich. Kl. III, 3—10 und der Brief an Lynker III, 72; lauter Beweise seines Eifers und seiner lebendigsten Theilnahme an diesen Fragen.

dem gleichen offenen Blick reiste er auch sonst immer und suchte, wo es etwas Neues und Brauchbares gab, wie dieß sein Bericht über eine süddeutsche Reise im Jahr 1688/89 zeigt: „Ich habe, heißt es hier unter Anderem, keine Gelegenheit versäumt, allerhand Berg-, Salz-, Hütten-, Blech-, Hämmer- und dergleichen Werke, so nicht allzu abgelegen gewesen, auf meiner Route zu besichtigen". Besonders interessirt ihn die Verfertigung des Weißblechs und die Nürnberger Erfindung des Messings.)

So traurig auch diese Vergleichung ausländischer Regsamkeit mit deutschen Zuständen ausfallen mußte, ihn selbst konnte das in seinem Bemühen nicht lähmen, sondern nur um so mehr anfeuern. Und auch seinem Volk ruft er wiederholt zu, den Muth nicht sinken zu lassen, da ihm ja alle Anlagen und Mittel zum Besseren verliehen seien. „Deutschland", begann schon das „Bedenken für die Sicherheit u. s. w.", ist ein Land, so für sich selbst stehet und in dessen Macht ist glücklich zu sein, wenn es will; denn es weder dem Land an Leuten zur Beschützung, noch den Leuten an Land zu Unterhaltung mangelt. Denn die Leute sind herzhaft und verständig, das Land groß und fruchtbar genugsam". Noch stärker, und wie sich nicht verkennen läßt mit absichtlich gesteigerter Stärke [1]), ist dieser Optimismus aufgetragen in der „Ermahnung an die Deutschen wegen ihrer Sprache": „Ist ein einiger Mensch seinem Vaterland verpflichtet, so sind wir es, die das werthe Deutschland bewohnen. Ich will nicht ausführen, daß ihm der Himmel gewogen, der es weder mit übermäßiger Hitze brennet, noch mit einer zu unerträglichen Kälte verdammet; daß ansteckende Krankheiten bei uns seltsam, daß wir von Erdbeben fast nichts wissen, so Asien und Welschland erschrecken; daß unser Erdreich mit Metallen durchzogen, mit Früchten bedecket, mit Thieren angefüllet, und, da wir unser Glück erkennen wollten, uns fast Alles zu Haus gibt, was nicht nur zur Nothdurft, sondern auch zur Bequemlichkeit dienet. Wachsen bei uns die Oranienäpfel nicht von selbsten, so haben wir auch keine Skorpionen zu fürchten. Und unsre Borsdorffer laben mehr, als was uns Indien schicket. Warum sollte man bei uns nicht (eben) so wohl gute Seide und Zucker, als herrliche Weine zeugen kön-

1) Vgl. zweites Buch erster Theil Kap. 3.

nen, die nicht weniger der Sonne bedürftig? Wenn unsere Leinwand recht verarbeitet, können wir des schädlichen Kattuns wohl entbehren. Mit Metallen haben wir den Vorzug in Europa und sind die metallischen Künste bei uns auf's höchste gestiegen. Wir haben zuerst Eisen in Stahl verwandelt, Kupfer in Messing, wir haben das Eisen zu überzinnen erfunden und viel andre nützliche Wissenschaften entdecket. Wir haben reiche Salzquellen und unvergleichliche Sauerbrunnen, welche unter einem annehmlichen Geschmack mehr als eine ganze Apotheke führen und der Natur wunderlich zu statten kommen. Unsre Seeküste ist mit ansehnlichen Städten und herrlichen Einfahrten bemerket, das Innre unsres Lands wird von schiffbaren Wassern durchkreuzet. Es sind Steinbrüche in den Felsen und Bauholz die Fülle in den Wäldern; Leder, Rauchwerk, Wolle, Leinwand haben wir überflüssig. Wenn wir die Gaben Gottes genugsam zu brauchen wüßten, würde es uns kein Land sogar an Zierde und Bequemlichkeit bevorthun. Aber wir lassen uns Gewächse aus der Fremde schicken, die bei uns ganze Felder bedecken. Wir verwundern uns über den äußerlichen Glanz der fremden Lande, durch die wir reisen, und bedenken nicht, daß allemal das Beste zur Schau herausgeleget. Sie wissen besser als wir ihre Ungelegenheiten zu verbergen; aber wer in das Innre schauet, siehet ihr Elend und muß unser Deutschland loben, dessen rauhes Ansehen einen nährenden Saft in sich hält. Denn seine Hügel fließen mit Wein und seine Thäler triefen mit Fett. Wenn der Herr Friede giebet, so wohnet Freude und Wonne in unsern Mauern. Gott hat den Deutschen Stärke und Muth gegeben und es reget sich ein edles Blut in ihren Adern. Ihre Aufrichtigkeit ist ungefärbt und ihr Herz und Mund stimmen zusammen. Wer höret bei uns von Vergiftungen, damit man anderswo eigene Gerichte bemühet; und wie will man in diesen Landen Meuchelmörder und falsche Zeugen gleichwie Lehnpferde um Lohn zu dingen finden? Wir hören von fremder Bosheit reden, gleichwie von seltsamen Wunderthieren, und da auch gleich einige Glieder angestecket, so kann man doch sagen, daß der Leib gesund sei. — Aus welchem allem ich dann schließe, daß uns nur der Wille mangle glückselig zu sein, und daß also ein wahrer Patriot das Beste zu hoffen, sein Vaterland zu lieben und zugleich dahin zu trachten habe, wie dessen

Glückseligkeit nicht durch ohnmächtige Wünsche oder blinden Eifer, sondern wohlüberlegte Vorschläge und deren getreuliche Vollstreckung befördert werde".

Heilung also und Nachführung in die Reihe der vorangeschritteneren Völker ist möglich. Aber was hat zu geschehen und wie ist es anzugreifen? Damit Deutschland auch auf diesem hochwichtigen Gebiet der Volkswirthschaft erstarke und zu innerlicher Selbstständigkeit gelange, muß statt des bisherigen „Lotterns und Leierns" eine kunst- und einsichtsvolle Ordnung und Organisation, eine vernünftige Gliederung und Leitung der Arbeit eingerichtet werden. Daher überschreibt Leibniz (nach Biedermanns Angabe) einen solchen Entwurf „System der Staatswissenschaften". Damit ist allerdings gegeben, daß die Hebung und Besserung zunächst ihren Anstoß nur von Oben herab erhalten kann und die verschiedenen Vorschläge anzeigen, „was eine Obrigkeit für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll" [1]). Allein wenn wir jene Zeit bedenken, so war dieß hier, wie auf andern Gebieten eben wieder das einzig Mögliche, was Aussicht auf Erfolg bot. Die alten Reichsstädte, früher blühend in bürgerlichem Gemeinsinn und kräftiger Strebsamkeit, längst waren sie zu elender Spießbürgerlichkeit heruntergesunken, und der einstige Genossenschaftsgeist war in kläglichen Zunftzwang ausgeartet, durch welchen sie selbst ihre Blüthe immer mehr vernichteten und nur zum Emporkommen neuer freistrebender Plätze beitrugen. Mögen daher immerhin die Fürsten, die sich nunmehr an die Spitze stellten, manches Verkehrte, Unnatürliche und Verkünstelte vorgenommen haben [2]) — Erscheinungen, die überhaupt einen Grundzug in dem aufgeklärten Despotismus bilden — mag unter ihrer wohlmeinend-eigensinnigen Hand manches Treibhausgewächs aufgeschossen und ebenso schnell wieder verdorrt sein, im Ganzen war all dieß doch ein unerläßlicher Durchgangspunkt der Entwicklung. Wer hinderte (oder hindert) die mündig gewordene bürgerliche

---

1) s. Biedermann II, 229 Anm.

2) Dazu gehört z. B. die ganze „Regie", welche Friedrich d. G. in Preußen einführte. Diener derselben waren u. A. auch die sogenannten „Kaffeeschniffler" d. h. die alten Soldaten, welche darüber zu wachen hatten, daß das Regal des Kaffeebrennens nicht verletzt wurde — wohlgemeinte, aber höchst sonderbare und komische Sachen! vgl. Biedermann I, 277 ff.

Gesellschaft, dieses bureaukratische Außenwerk allmählig wieder abzustreifen, nachdem es seinen Dienst gethan, und des Gängelbands sich zu entledigen, welches allerdings, zu lange gebraucht, nur hemmen und stören kann?

Von diesem allein geschichtlichen, nicht doktrinär-nergelnden Standpunkt aus sind auch die verschiedenen Bemühungen und Vorschläge Leibnizens zu beurteilen. Wer sie schätzen will, darf natürlich nicht in geschichtlicher Unbildung von unseren Tagen ausgehen und sie deßwegen für etwas leicht zu Findendes und Selbstverständliches ansehen, weil sie nunmehr durch die wackere Arbeit der Vorzeit zum allgemeinen Eigenthum geworden sind. Und weiterhin mögen sie allerdings, auch abgesehen von ihrer überwiegenden Anknüpfung an die Großen da und dort nicht mehr auf der Höhe der heutigen Gesellschaftszustände und Wissenschaft stehen. Etliches, das er vorschlägt, kann uns sogar bedenklich und mißlich erscheinen, wie z. B. der Plan von Lotterien. Allein wir dürfen dabei nicht vergessen, daß es Geldbeschaffungsmittel waren, ausgepreßt durch die Noth der Zeiten, und nicht etwa bestimmt, wie sie später in schändlicher Weise mißbraucht wurden, nur um eine fürstliche Kasse zum Zweck sinnloser Vergnügungen zu füllen, sondern Mittel, die im Dienste der höchsten Zwecke stehen, die für Wissenschaft und Bildung oder für die kräftige, hochnöthige Fortführung des Kriegs gegen Frankreich das Geld beschaffen sollten. Bei dem betreffenden Vorschlag in Sachen der Sozietät heißt es z. B.: „Wir genehmigen zu gewissem zur Ehre Gottes und gemeinem Nutz gerichteten Zweck eine Lotterie u. s. w.“ Leibniz sah in ihnen ein Gegengift gegen die träge Gleichgültigkeit und Selbstsucht, mit der so Viele sich und ihr Vermögen jeglicher Unterstützung des Allgemeinen und Ganzen entzogen (vgl. das Gedicht an Deutschland vor dem Rastadter Frieden). Endlich sind sehr viele von den Gedanken, die wir ihn im folgenden aussprechen und entwickeln hören, nicht *sein* ursprüngliches Eigenthum. Manche der hieher gehörigen Aufsätze und Arbeiten (welche Biedermann einzusehen Gelegenheit hatte) dürften nur Gutachten und Ueberarbeitungen der Schriften von Anderen sein. Allein es kann dieß sein Verdienst nicht schmälern, welches eben darin besteht, mit Benützung aller Hülfsmittel, der eigenen wie der fremden Gedanken seinem Vaterland

zu dienen und die verschiedensten Unternehmungen anzuregen, deren Ausführung Deutschland erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts besonders durch die kräftige Hand Friedrichs und Josefs sah.

Das zuletzt Gesagte findet seine Anwendung sogleich bei dem Gedanken, den wir als beherrschend bei allen seinen weiteren Vorschlägen ansehen müssen, bei dem Gedanken der Statistik als der volkswirthschaftlichen Grund- und Hauptwissenschaft. Es ist von Kareil gut gemeint, wenn er bei der Ankündigung eines ganzen Bands „politischer Arithmetik" von Leibniz hinzufügt: „Diese völlig neuzeitliche Wissenschaft hat ihn lebhaft beschäftigt, der seinen Geist auf keinen Zweig menschlichen Wissens richten konnte, ohne eine neue Wissenschaft zu schaffen". Entschiedene Anfänge davon waren, worauf Leibniz selbst hinweist, bereits in England [1]), in Frankreich (unter Richelieu), in Holland (durch De Witt) gemacht worden, während sie bis jetzt in Deutschland nur sehr schwachen Eingang durch den großen Kurfürsten gefunden hatten [2]). Aber das ist allerdings wahr, daß diese politische Arithmetik oder Statistik der innersten Natur unsres mathematischen Staatsmanns entsprach und daß der allgemeine Zug jener Zeit in ihm die vollkommenste Ausprägung und Zusammenfassung erhielt. Etwas ganz ähnliches auf geistigem Gebiet fanden wir ja bereits in seinen angelegentlichen Bemühungen um encyklopädische Ordnung und Sichtung des Wissensstoffs und der Büchermasse. Die Statistik nun und die darauf gegründete Wahrscheinlichkeitsrechnung ist ihm auf dem Gebiet der Thatsachen und wechselnden Zufälligkeiten das Gegenstück seiner Universalwissenschaft oder Erfindungskunst (mit der Charaktersprache) auf dem Gebiet der sich gleichbleibenden ewigen und beweisbaren Gesetze.

1) Angelegentlich beschäftigte sich Leibniz mit dem Buch von William Petty: Political arithmetic concerning the growth of London u. s. w. 1682. s. Kl. V, XXXVIII und 326 ff.

2) Wenn Leibniz bei seinen Vorschlägen an Joh. Friedrich, dieß Beispiel nachzuahmen, vornemlich auf Frankreich verweist und über die deutschen Versuche schweigt, so ist das nicht (mit Biedermann's Tendenzdarstellung II, 195) aus einer traurigen Abhängigkeit vom Ausland zu erklären, sondern einfach daraus, daß einerseits die deutschen Anfänge zu schwach und andererseits von einem Staat gemacht waren, auf den Hannover stets nur mit Aerger und Mißgunst sah, während besonders bei Joh. Friedrich das Vorbild Ludwig XIV Alles galt.

Denn daß man natürlich nicht bei der bloßen Zusammenstellung stehen bleiben dürfe, sondern sie sogleich als Grundlage und Ausgangspunkt der umfassendsten Wahrscheinlichkeitsberechnung benützen müsse, verstand sich ihm von selbst. Schon aus Anlaß der Rechtswissenschaft und Theologie bemerkt er, welcher Werth auf diesen meist noch vernachläßigten Zweig der Logik zu legen sei. „Es ist ein Gemeinplatz, sagt er einmal (Dutens VI, 36), daß man die Gründe nicht zählen, sondern wägen müsse. Aber wer gab uns bis jetzt diese Wage, auf der wir die unter einander streitenden Gründe und Urteile schätzen und messen konnten, um auszuwählen, was auf Grund des Vorliegenden das Wahrscheinlichste ist. Ich sehe nach mathematischer Art die Gewißheit oder Wahrheit als Ganzes, die Wahrscheinlichkeiten als Theile an, so daß diese sich zu jenem verhalten, wie die spitzen Winkel zum Rechten; oder kann man es auch arithmetisch betrachten" u. s. w.

Von dieser Anschauung gieng sein früher erwähnter Vorschlag der „Staatstafeln" aus, den er an seine Herzoge in Hannover, wie späterhin mit großer Dringlichkeit an den Kaiser selbst richtete [1]). Daß er aber die Sache noch viel weiter ausgedehnt wissen wollte, zeigt eine Stelle in den „Staatsvorschlägen" von 1678 (Kl. V, 18): „Man hat zu machen eine politische Topografie oder Beschreibung des gegenwärtigen Zustands des Landes, der Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, einzelnen Häuser, Zahl der Menschen, Verhältniß der Ehen zur Kinderzahl, der Geburten zum Tod, Kindersterblichkeit, Sterblichkeit der einzelnen Alter und Berufe, Mißverhältniß von Flächenraum und Einwohnerzahl, Anzahl der Morgen, der Häuser, Aecker, Wiesen, Holzungen. Gute Landkarten, Ströme und deren Lauf; was vom Land nicht gebauet; wie viel Besoldungen, Truppen; wie viel Kaufleute, Handwerksleute und Gesellen, Proportion der Handwerke; Listen nicht nur der Sterbenden, sondern auch woran, wie in England; was auf den Zöllen an Aus- und Einfuhr angegeben; wie viel die Ausländer von uns Gewinn ziehen und wir von ihnen, wo sie uns brauchen und wir sie. Werth der Dinge, Werthveränderungen

---

1) Vgl. Rößler a. a. O. S. 275. Auch für die Truppenbeschaffung wollte er dieß Mittel verwendet sehen, wie einmal in einer der Utrechter Denkschriften ausgeführt ist.

und wodurch; Quantität der Münze im Land; Verhältniß von Gold und Silber; alle rohe Waaren oder Materialien, so im Land beruhen, deren Ort, Quantität und Güte. Welcher Boden für was günstig; wie viel Heu die verschiedenen Wiesen geben; alle Manufakturen oder Sachen, so durch Kunst im Lande zuwege gebracht werden; was man im Land an jedem Ort ohngefähr konsumirt, womit sich ein Jeder im Land nähre, wieviel ein Jeder durch seine Arbeit verdiene und wieviel er arbeite. Rolle oder Liste derjenigen, so an Fleiß und Invention andre übertreffen und zu etwas sonderlich zu gebrauchen. Vergleichung der Nahrung, Mittel und Macht des Lands, so gegenwärtig, mit dem, so anno 1618 und 1648 gewesen. Damit wäre zu verbinden ein bureau d'adresse, vermittelst dessen man durchs ganze Land, was zu kaufen, verkaufen, zu lohnen, zu vermiethen, verdingen, zu sehen, zu lernen, zu gebrauchen, erfahren könnte".

In einer solchen durchgängigen Statistik sah er die unerläßliche Grundbedingung aller frischen, gedeihlichen und überlegten Leistung; sonst geht jede Arbeit in's Planlose. Daher er bei allen seinen einzelnen Vorschlägen nicht versäumt, von neuem für die besondern Zwecke der einzelnen Zweige darauf zu dringen, wie er auch selbst Verbesserungspläne mit statistischen Angaben zu begründen sucht. Bekanntlich ist es das Verdienst Friedrichs d. Gr., zuerst in großartigerem Maßstab diese hochwichtigen Gedanken in Deutschland ausgeführt zu haben; ob mit, ob ohne Zusammenhang mit Leibnizens Anregungen besonders in der Berliner Akademie, wir wissen es nicht; jedenfalls waren es eben verwandte Geister, die sich deßhalb im Gleichen trafen!

Die Anwendung des Bisherigen findet sich sogleich auf dem Gebiet, das wir wegen des Zusammenhangs mit dem vorigen Kapitel billig voranstellen: ich meine das Heil- und Arzneiwesen, das ihm sehr am Herzen lag, obwohl er bescheiden sagt, er mische sich nur soweit darein, als auch Laien (οἱ ἔξω) vermögen (Dutens II, 2. 174); „denn nächst der Tugend ist die Gesundheit des Leibs das Wichtigste; hat man dieß, so wird das Uebrige von selbst zufallen". An vielen Stellen beschäftigt er sich daher mit dieser Frage, die ausführlichste Darlegung seiner Gedanken

gibt aber der „Vorschlag zu einer Medizinalbehörde" (Kl. V, 320 ff.), den wir darum zu Grund legen wollen:

„Nächst denen Tugenden des Gemüths hat die Obrigkeit auch auf die Gesundheit des Leibs ihrer Unterthanen zu sehen, zu welchem Ende nöthig, verständige Medizi zu halten und mit diesen dießfalls zum öftern zu rathschlagen, auch ihnen allerhand Fragen zu gebührender Untersuchung vorzustellen, vornemlich aber auf Luft, Wasser, Erde, Nahrungsmittel, örtliche Krankheiten und Epidemien ihre Gedanken zu richten. — Die wahre Medizin liegt noch im Brunnen des Demokrit und pflege ich oft zu sagen, daß ein großer Arzt mehr Menschen umbringe, als ein großer General. — Und zwar bin ich zuvörderst der Meinung, daß der Juristen insgemein zu viel, der Aerzte aber zu wenig seien, zumal wenn ich bedenke, wie viele Personen sich eines einigen Prozesses annehmen, als Ober- und Unterrichter, Referent, Beisitzer, Sekretär, Kanzlist, Advokaten und Prokuratoren, da doch bisweilen um wenige Reichsthaler gestritten wird. Hingegen eines Menschen Gesundheit beachtet nur ein einziger Medikus und zwar zum öftern nur überhin und im Vorbeistreichen. Denn wie kann es anders sein, da der Medikus von der Praxi leben und in Einem Tag soviel Patienten besuchen muß, deren Einer wohl etliche Stunden Nachsinnens und allerhand schwere Bedenken erfordert hätte. So ist auch ungleich leichter von einem Prozeß, als von einer Krankheit wohl zu urteilen. Die Akten kann man anatomiren, der Leib aber eines lebendigen Menschen ist verschlossen, und zwischen einem todten Körper und lebendigen Leib ist ein allzu großer Unterschied. Ueberdies so sind die Gesetze der Gerechtigkeit weitläufig beschrieben, die der Natur aber sollen noch großentheils gefunden werden. Daher ich mich oft über der Menschen Blindheit wundre, daß sie sich ihre wahre Wohlfahrt sowenig angelegen sein lassen. — Groß und Klein, Fürst und Bauer müssen von manches Marktschreiers Gnade leben und vielen, sich mit einander zankenden Tyrannen unterworfen sein, die mit seinem Leben handeln und uns nicht anders achten, als die Spanier im Berg Potosi die Schwarzen von Angola, so ihnen nur zum Instrument dienen, Gold und Silber auch mit ihrem Untergang aus den Minen zu langen. Ich weiß, daß kein Fürst, kein reicher Mann sei, der nicht an sich und den Seinigen dergleichen mehr

als ihm lieb erfahren, und dennoch sind wir so blind oder so irresolut, daß wir dieses Joch abzuschütteln das Herz nicht haben, gleichwie ein Pferd, so seine Stärke nicht weiß den Reiter abzuwerfen. — Wie viele auch durch Nachläßigkeit und Unwissenheit aufgeopfert werden, dennoch wollen sie nicht ein weniges auf das bei gesunden Tagen werden, so sie in Krankheit mit viel Tausend vergeblich zu erkaufen trachten würden. Es gehet den Meisten mit der Gesundheit, wie mit der Seligkeit, deren keines sie achten, bis sie von der späten Reue übereilet werden. (— Bei Andern stammte die Vernachläßigung des Arzneiwesens aus falscher, abergläubischer Frömmigkeit, daher L. nicht müde wird, wo er von der wahren Gottesverehrung redet, immer auch die Anwendung auf das Heilwesen als die von Gott verordnete Sorge für den Leib zu machen. —) Wäre demnach nöthig, daß eine ziemliche Anzahl guter Aerzte, weit mehr als jetzo gebräuchlich, angenommen und von der Obrigkeit mit einer anständigen Besoldung versehen würde. Es könnten auch einige ohne oder mit geringer Besoldung gehalten und denen Besoldeten mit gewisser Hoffnung der Succession beigefüget werden. Ueber das Fixum sollte einem Jeden ein Gewisses von dem Patienten oder nach Gelegenheit gar aus gemeinen Mitteln zur Belohnung gegeben werden, so oft er eine gute Kur verrichtet. Durch dieses Mittel würden sie zu mehrerem Fleiß aufgemuntert, anstatt daß es ihnen jetzo gleichviel gilt, wie die Kur anschlägt, zumal da sie bereits den Ruf und Zulauf erlanget. Wollte demnach weiter rathsam halten, daß ein eigenes Gesundheitskollegium von der hohen Obrigkeit aufgerichtet und nach dem Exempel eines geistlichen Konsistoriums theils mit Regimentspersonen, theils mit Medizis besetzt würde, darunter der oberste Leibarzt das Direktorium hätte, gleichwie im Konsistorium der oberste Hofprediger. Und wäre sonderlich Aufsicht zu haben auf die Diät, maßen zu menschlicher Gesundheit mehr an Küche und Keller, als an Apotheker und Laboratorio gelegen. Also zu sehen auf Viktualien, Obst, Fleischbänke und Brodbacken, für allen Dingen aber auf das Brauwesen und Getränke. Denn vor gewiß zu halten, daß durch übel gebrautes oder in den Krügen verderbtes Bier der gemeine Mann sehr an seiner Gesundheit verwahrlost wird. Dahero die Leute hernach in den Zeitwechselungen des Jahrs bei allerhand regierenden

Krankheiten wegen geschwächter Natur wie die Fliegen dahinfallen. — Die ganze Branntweinfabrik, als woran ein Großes sowohl wegen Ertrags, als menschlicher Gesundheit gelegen, könnte die hohe Herrschaft mit gutem Recht an sich ziehen, sonderlich in Kriegszeiten, zumal der Branntwein mehr eine Arznei als Nahrung sein sollte und daher dessen Gebrauch bei dem Landmann in den Vierländern, da er überhand nimmt, billig einzuschränken und nur bei denen Soldaten zu favorisiren, als welche sich oft mit Wasser behelfen müssen (das Weitere über das Heilwesen bei den Truppen gaben wir schon früher) [1]. — Wegen der Pest hat die Erfahrung gelehrt, was nächst Gott eine scharfe Aufsicht vermöge und pflegte eine gewisse Person scherzweis zu sagen, daß unsrer deutschen Fürsten Reisen nach Italien sich nunmehr bezahlt hätten, nachdem sie allda die Quarantänen gelernet, dadurch mancher Mensch beim Leben erhalten worden, da man zuvor in Deutschland in diesem Punkt eine große Nachläßigkeit verspüren lassen, und die übelberichteten Unterthanen noch letztens diese ihnen ungewohnte, obschon zu ihrer Wohlfahrt gerichtete Anstalt ungern gelitten. Und weil die Aerzte, die Apotheker und Laboratoria, auch Blum-, Pflanz- und Thiergärten, Raritätenkammern natürlicher Dinge, vornemlich aber die Krankenspitäler unter ihrer Versorgung hätten, würden sie die Wissenschaft in natürlichen Dingen, so sonderlich die Gesundheit betreffen, täglich vermehren können — Denn eine große Zahl von Beobachtungen ist nicht wohl möglich, als bei einem Konvikt, Orden, Sozietät oder Krankenhaus. Und vielleicht läßt sich auch Anstalt machen, wie armen Leuten mit Rath und That, Arzt und Arznei ohne Entgelt beizuspringen, der Leute Gewogenheit zu gewinnen, sie dadurch vertraulicher zu machen und zu Mehrung ärztlicher Beobachtungen zu nützen, ihre Wissenschaft der Simplizien, die bisweilen bei Bauern und alten Weibern besser, als bei Gelehrten, auszulocken u. s. w. Sonderlich müßte man auch Anatomiren an Thieren und Menschen thun und dazu keine Gelegenheit versäumen [2]). — Die Akten und Ar-

1) Solche einzelnen Ergänzungen finden sich in andern, namentlich in den Utrechter Kriegsdenkschriften.

2) In dieser Betonung des Werths der Anatomie war er ein entschiedener Gegner seines berühmten Zeitgenossen Stahl. (Dutens II, 2. 131 ff.)

chive des Gesundheitskollegiums könnten und müßten unter anderem in sich halten, was in Gesundheitssachen und damit verwandten Dingen von Zeiten zu Zeiten passiret, und sonderlich, wie in diesen und benachbarten Orten das Wetter sich gewechselt und die Winde regiert, was Wärme und Kälte, Trockne und Feuchtigkeit für Grade gehalten, wie sich das Gewicht der Luft, auch des Magnets Deklinationen und Inklinationen geändert und was dergleichen durch die neuen Instrumente zu entdecken. So könnten auch die Thürmer und andre Leute zu fleißigen Aufzeichnungen des Wetters angehalten werden. Dergestalt würde man statt der lächerlichen Praktika sogenannter Lozeltäge und des ungegründeten Planetenlesens zu beständigen oder doch meist zutreffenden Regeln und hochnützlichen Prognostizis in wenig Jahren gelangen. Ich wollte auch anstatt der gemeinen Prognostiken dafür halten, daß Efemeriden des vergangenen Jahrs den neuen Kalendern beizufügen, und die Kalenderschreiber mit fleißiger Beobachtung dessen, so im gegenwärtigen Jahr passirt, mehr Nutzen schaffen würden, als mit ihren ungewissen Profezeiungen vom Zustand des künftigen Jahrs. Ferner wäre auf's genauste zu beschreiben, wie diese oder jene Art von Früchten und Obst gerathen und was die Viktualien für einen Preis gehabt. Denn in solchen Dingen und andern Umständen sind die Ursachen der Krankheiten zu suchen. Dieß nun, was für Krankheiten und Zufälle unter Menschen und Vieh regiert, mit sammt den Symptomata, auch Helfendem und Schadendem, wäre am sorgfältigsten zu beschreiben. Und zwar dürfte eine solche genaue Geschichte der Krankheiten nicht allein von Raritäten handeln, da uns doch die kurrenten Beschwerungen mehr tribuliren, sondern auch gemeine, aber zu wenig untersuchte Sachen wären zu annotiren. Hieher gehören auch die wöchentlichen, monatlichen, jährlichen Extrakte der Todtenregister oder Bills of mortality, daraus zu ersehen, wie viel Menschen geboren und gestorben und welches das Fürnehmste, in was für Krankheiten, dabei das Alter und andre Umstände nicht zu vergessen; und kann hieraus gewißlich ein großes Licht genommen werden. (— Diese Medizinalstatistik lag ihm überhaupt sehr am Herzen, daher er, wo es gieng, theilnehmend, ermunternd und anregend die Bestrebungen der Fachleute verfolgte. Ein solcher war z. B. Neumann in Breslau, der seine „Reflexio-

nen über Leben und Tod bei denen in Breslau Geborenen und Gestorbenen" an Leibniz überschickt und von ihm dafür andre einschlägige Schriften mitgetheilt erhält. Ebenso sandte Ramazzini in Modena an ihn sein „artlich Buch", wie Leibniz es ausdrückt, „vom Zustand vorigen Jahrs, die menschliche Gesundheit betreffend, gerichtet auf die Lombardei". Er versprach desgleichen alle Jahre zu machen und that Leibniz zum Dank für seine Ermunterung die Ehre an, ihm den zweiten Band zu widmen. Derselbe ließ ihn in die Efemeriden der Wiener Naturforschergesellschaft einreihen, um auch hier anzuregen; denn „man möchte wünschen, daß man unsre deutschen Herren Naturforscher (Naturae curiosos) auch zu dergleichen aufmuntern könnte. Es müßten aber unterschiedliche Medizi in Deutschland dazu beitragen, als Einer in Niedersachsen und Westfalen, Einer vor Böhmen und Obersachsen, wieder ein andrer vor Schwaben, Franken und Oberrhein; je mehr, je besser. Wenn auch nur unterschiedliche gelehrte Medizi, so sich in der Naturforschergesellschaft befinden, dem Präsidi in Briefen den Zustand des verlaufenen Jahrs in ihrer Gegend natur- und arztmäßig beschreiben wollten, also daß solche Briefe nachher dem Jahrgang der Efemeriden beigefüget werden könnten, so wäre der Zweck ohne weitläuftige Traktatus schon erreicht" [1]). — Und da es möglichst auf umfassende Beobachtungen und Aufzeichnungen ankam, so suchte er auch (Dut. II, 2. 162) einen Pariser Arzt zu bewegen, daß man doch ja in Frankreich die früheren Aufnahmen fortsetzen oder wieder anfangen möchte, indem er ihm von den anderwärtigen Bestrebungen Mittheilung macht. „Auch die Krankheiten haben ihre Gewohnheiten und Gesetze, deren Beobachtung vom größten Werth wäre, während man jetzt genöthigt ist, auf Kosten der Kranken immer neu und von vorn anzufangen. Es ist klar, welchen Schatz von Beobachtungen wir hätten, wenn man etwas Aehnliches schon seit langer Zeit getrieben haben würde. Aber etwas Gutes anzufangen ist es immer Zeit. Besonders könnte in Frankreich viel geschehen, da man dort eine so gute, wohlgeordnete Polizei hat, welche ohne Schwierigkeit und Unkosten die Sache besorgen könnte, wenn man nur will". Wenn er auf diese Weise nach allen Sei-

1) Guhr. d. Schr. II, 458.

ten anzuregen suchte, so gewährte ihm auch hiefür endlich die Berliner Sozietät einen festen Boden. Schon 1700 hatte sein Schüler und Freund Hofmann in Halle auf seine Ermunterung („animavi Hofmannum" Dut. II, 2. 174) selbständig einen Anfang gemacht; 1701 aber wirkte Leibniz einen königlichen Befehl aus, wornach allen Aerzten im Land aufgetragen wurde, jedes Jahr ihre Beobachtungen zu einer fortlaufenden naturwissenschaftlich-ärztlichen Geschichte des Reichs einzusenden. —)

Der „Vorschlag einer Medizinalbehörde" schließt nun also: „So oft durch fleißige Observation ein neuer Aforismus oder Gewohnheit der Natur entdecket würde, hätten wir ein neues Licht erlangt und wäre der Einsender mit einer Erkenntlichkeit anzusehen. Ich nenne aber Aforismus nicht jede Thesin, sondern diejenigen Sätze, so nicht durch die Vernunft erhellen, noch von selbsten sich verstehen, sondern aus der Erfahrung mittelst fleißiger Beobachtung entdecket werden. Wiewohl derjenige, so ein schönes Theorema durch scharfes Nachsinnen apriori oder aus Betrachtung der Ursachen ausgefunden hätte, so durch die Erfahrung hernach richtig befunden würde, auch zu loben und zu belohnen".

Es tritt indeß hier, wie anderwärts stark und deutlich heraus, daß Leibniz, so sehr er Filosof und Freund des Allgemeinen, Systematischen war, dennoch auf dem Gebiet der Natur und des Heilwesens äußerst wenig auf „apriorisches Ersinnen" und „schulmäßige Systeme" hielt. Zwar macht er auch hier, wie in allen andern Wissenschaften, den Unterschied zwischen natürlich und positiv und spricht den wichtigen Gedanken aus, daß der Theil der Fysik und Chemie, welcher etwa dem Naturrecht oder der natürlichen Theologie entspreche, durchaus auf mathematische Grundsätze zurückzuführen sei[1]). Allein gegenüber dem apriorischen Schwindel und Mißbrauch seiner Zeit hält er dafür, daß zunächst der positive Theil zu bereichern und anzubauen wäre, daß vor Allem die Thatsachen und Gewohnheiten der Natur gesammelt werden müssen, ehe man sich mit den letzten Ursachen und Gründen beschäftigen könne.

Von diesem Gesichtspunkt geht seine uns schon bekannte

1) s. Dut. VI, 304.

warme Vertheidigung der „Laboranten, Charlatans, Marktschreier, Alchymisten und andrer Ardeliones, Vaganten und Grillenfänger" aus, „die gemeiniglich Leute von großem ingenio, auch Experienz, und gewißlich oft mehr aus der Natur und Erfahrung gewonnene Realitäten wissen, als mancher in der Welt hoch angesehene Gelehrte, der seine aus den Büchern zusammengelesene Wissenschaft gut zu Markt zu bringen weiß. Der berühmte Kardanus kann ein recht Muster sein eines solchen eigensinnigen, wunderlichen, extravaganten und doch mit unvergleichlichem Geist, Gedächtniß und Erfahrung begabten Kopfs, dem nichts gemangelt, als der Wille und Geduld, sich in die Welt zu schicken und seine Sachen vernünftig zu Markt zu bringen. Seine beste Wissenschaft hat er von Vaganten, alten Weibern, Laboranten und dergl. Leuten zusammengelesen, dessen er sich selbst berühmt. Und bin ich der Meinung, daß wir ihm deßwegen viel zu danken. Skaliger, der ihm dieß übel deuten will, hätte vielleicht besser gethan, wenn er, als er über den Theofrastum de plantis geschrieben, mehr mit Kräutermännern und Gärtnern, als Aristotele und Platone umgangen wäre. Kardano ist Kampanella in vielen Stücken zu vergleichen und haben wir deren Exempel mehr, wenn sie zu erzählen nöthig wäre (— auch einer seiner Zeitgenossen und persönlichen Bekannten gehörte in diese Klasse, der geistvolle, aber unruhige Chemiker Becher —). Je verständiger ein Medikus ist, je weniger schreibt er seiner Kunst, je mehr hingegen der Natur und Opinion des Patienten nächst göttlicher Gnade zu. Daher diejenigen, so Experimente verachten, mit ihrer Methode ganz besondre Heilmittel zu finden meinen, die Simplizia abandonniren; ja meisten Theils nicht einmal kennen, sondern solche Wissenschaft den Apothekern überlassen und sich kontentiren, aus Büchern und „ersten oder zweiten Qualitäten" zu kuriren, sich häßlich betrogen finden und oft, will nicht sagen von Marktschreiern, sondern alten Weibern übertroffen werden. Es ist zweifelsohne die uralte Art zu kuriren in Simplizibus bestanden. So lange alte Mütter und Väter aus ihren verlegenen Kalendern und Memorialien, oder auch Gedächtniß ihre Hausmittel herfürgesucht und ihrem Kind und Gesind und Nachbarn damit geholfen, ist die Medizin einfacher, aber realer gewesen. Nachdem sie aber zur Kunst worden und gewisse Leute davon Pro-

fession gemacht, um sich zu ernähren, auch wohl mächtig und reich zu machen, sind Dunst, Betrug, Monopole, Eifersucht, Haß, Hinausschiebung und unzählig andre schlimme Künste eingerissen, nicht weniger als bei andern Hanthierungen, da doch das menschliche Leben etwas Heiliges und nicht dem Handel Unterworfenes sein sollte. Sollten wir deßwegen unserer eingebildeten Heilmethode und darauf fundirten Kompositionen und Rezepten nicht zu viel trauen, sondern die Natur fleißiger konsuliren und diejenigen, so mit der Natur mehr als wir umgegangen, ungeacht es gemeine, sonst verächtliche, ja auch wohl närrische extravagante Leute" [1]).

Leibniz zeigt sich hier, wie auf andern Gebieten, bemüht, an die Stelle des inhaltslosen scholastischen Schwindels einerseits, und der unklar-gährenden, aber gehaltreicheren Uebergangsstufe andererseits eine wirkliche und ächte Wissenschaft oder Kunst zu setzen. Aus Astrologie und Wettersehen oder Wolkengucken soll eine geordnete Meteorologie, aus der bei Hoch und Nieder damals noch viel gepflegten Alchymie die Chemie werden. In letzterer Beziehung hatte er schon in früher Jugend Gelegenheit gehabt, die Nichtigkeit dieses Treibens zu studiren, als er sich zu Nürnberg durch List zum Sekretär des Rosenkreuzerordens machen ließ. Allein diese Einsicht machte ihn deßwegen doch nicht blind gegen die vielen Goldkörner, welche sich, freilich in ganz andrer als der gesuchten Gestalt, bei diesen Goldmachern und anderen Laboranten finden ließen.

Er selbst hatte auf diese Weise Gelegenheit, einer hochwichtigen Entdeckung jener Zeit seine kräftige Unterstützung zu leihen, ich meine die Findung des Fosfor. Wie kurze Zeit nachher Böttcher Gold suchend das Porzellan fand, so kam der Hamburger Brand (nicht Kunkel, der sich nur an ihn anschloß) bei den gleichen Bemühungen auf den Fosfor. Sein und Kunkels Genosse Kraft besuchte bald nach der Entdeckung auf der Durchreise nach England auch Leibniz und nannte ihm sowohl die Grundstoffe,

---

1) s. Kl. I, 144 ff. (in dem zweiten Vorschlag einer Sozietät). Er befolgte diesen Rath selbst, wie sein Sekretär Eckart bezeugt, „daß er mit Soldaten, Hof- und Staatsleuten, Künstlern u. dgl. redete, als wenn er von ihrer Profession gewesen wäre, weßwegen er auch bei Jedermann beliebt war, ausgenommen bei denen nicht, so dergleichen nicht verstunden". (Guhr. Leben II, 336.)

als den wahren Erfinder. Leibniz brachte die Sache vor den Herzog Joh. Friedrich, und dieser „freigebig und edel wie er war, gab mir, erzählt Leibniz, den Befehl den Erfinder Brand von Hamburg kommen zu lassen. Brand kam auch und theilte uns ehrlich sein Verfahren mit; denn alles, was er selbst verrichtete, habe ich mit meinen Leuten in einem andern Laboratorium nachgebildet. Der Herzog setzte dem Mann eine jährliche Pension aus, welche so lange der Herzog lebte, ihm bezahlt wurde; es war vielleicht die einzige Belohnung, welche Brand für seinen Fosfor erhalten hat“. Um die deutsche Erfindung zu ehren, sandte Leibniz Proben an Huygens in Paris und später durch Tschirnhausen für die königl. Akademie eine Beschreibung, welche 1677 im Journal des Savans erschien. Viel später, im Jahr 1709 lieferte er für die Sammlung der Berliner Akademie einen zweiten ausführlicheren Bericht, in welchem er auf höchst anerkennenswerthe Weise darauf ausgieng, im Gegensatz zu vielen eingeschlichenen Fälschungen den wahren Erfinder an's Licht zu stellen und dessen Ehre gegen Verdächtigungen zu wahren: „Ich weiß nicht, auf Grund welcher Fabeln man ihn so verächtlich behandelt; sind wir ihm doch Dank für seine so schöne Entdeckung schuldig“ [1]). Es ist wie eine Ahnung des wichtigen Gebrauchs, den man einst von diesem Stoff machen sollte, wenn Leibniz zwei Jahre nach der Findung in seinem Leichengedicht auf Joh. Friedrich dessen Unterstützung in dieser Sache auf's wärmste preist und in schwungvollen Versen den Fosfor also schildert:

Was des Prometheus Stengel einst barg, jenen göttlichen Funken,
Hat Er auch unserem Heerde verschafft, ein wunderbar Feuer,
Das man im Schooße des kühlenden Wassers muß hütend bewahren,
Daß es nicht fliebe zur himmlischen Höhe allmählig verhauchend.
Brennend im Dunkel, da scheu'st du dich wohl, den Stein zu berühren.
Aber er ist unschuldig und schadlos magst du ihn fassen.
Wunderbar leiht einen Schein er den Dingen, wie Moses einst glänzte.
Doch wenn du feindlich es wagst, ihm hart zu begegnen, da braust er
Zürnend auf und erglüht in wirklichem gierigen Feuer! [2])

---

1) s. Dut. II, 2, 102 ff.

2) Aus dem Lat. Pertz 38 (auch Dut. II; 2, 106, von Leibniz seinem Berliner Bericht angehängt).

Wir knüpfen nach dieser kleinen Abschweifung an das Heilwesen die verschiedenen Vorschläge an, welche Leibniz für Versicherungs- und Versorgungsanstalten machte, lauter Dinge, welche wiederum zum größten Theil wenigstens in Deutschland erst gegen die Mitte oder das Ende des achtzehnten Jahrhunderts allgemeiner wurden. In den „Staatsvorschlägen“ (Kl. V, 18 ff.) heißt es: „Von Reservegeldern, Nothpfenning Wittwensteuer ist die Meinung diese: Es sollen alle Besoldungen ex publico durchgehends durchs ganze Jahr in acht Termine getheilt werden, aus welcher Kasse sie auch fließen. Bei jedem Termin soll Ein auf Hundert sowohl wegen Avanzirung, als auch folgender Ursach abgezogen werden; alten von neuem in Dienst genommenen soll eines halben Jahrs Besoldung innebehalten werden. So hält es der König von Frankreich bei dem Sold der Truppen, um das Invalidenhaus zu versehen. Aehnlich ist es Brauch bei den Pfarrherrn in Sachsen und den dortigen Wittwengeldern. Wer nun stirbt oder den Dienst quittirt, demselben oder dessen Wittwe und Erben soll Alles, was von Jahren zu Jahren innebehalten worden, auf einem Brette erleget werden. Sinds Unmündige, so soll man's ihnen verzinsen mit vier auf Hundert. Ein jeder Bürger soll etwas nach seinem Vermögen in diese Reservekasse tragen, seiner Wittwe und Kindern zum Trost. Dieses Geld soll mit keinen Arresten beschwert, noch einige Exekution wegen Schulden darauf gethan werden. Wer aus dem Dienst gehet ohne andre Dienste anzunehmen, oder wer außer Lands gehet, verliert dieses Geld. Daraus erscheinet, daß hiebei Niemand beschwert werde; denn es gleichsam ein Depositum ist, dadurch Wittwen und Waisen ein Nothpfennig erhalten und deren äußerster Ruin und Armuth nach der Männer Tod verhütet wird“. Wiederholt wird ferner darauf hingewiesen, wie nothwendig und heilsam eine obrigkeitliche Ueberwachung oder Selbstbesorgung des Vormundschaftswesens wäre, da sonst gar viel Unfug damit getrieben werde. — Verwandt mit dem obigen Nothpfennig sind die Leibrenten, wie sie allerdings schon länger bestanden und nur von Leibniz eindringlich als etwas für den Staat sehr Wichtiges empfohlen werden. Dem dabei oft mitunterlaufenden Schwindel und Betrug gegenüber stellt er seine politische Arithmetik oder statistische Wahrscheinlichkeitsrechnung auf und zeigt, wie man damit auf eine für

größere Zahlen völlig sichere Weise das muthmaßliche Lebensalter eines Menschen bekommen könne. Bei der Anwendung im einzelnen Fall müsse freilich diese abstrakt mathematische Ausrechnung noch durch vergleichende Beobachtungen genauer gemacht werden, welche Geschlecht, Beruf, Lebensweise, Wohnort u. s. w. mit in's Auge fassen [1]). (Schon früher hatte er eine mathematische Entdeckung über Zahlenreihen sogleich in den Dienst der Zinsrechnung gestellt — überall und immer der gleiche Sinn für's Leben neben der Wissenschaft!)

Nicht minder angelegen ließ er es sich sein, Sicherung gegen Schädigungen durch die Elemente zu finden oder in Aufnahme zu bringen. Nach Biedermanns Angabe (II, 229) ist ein eigener handschriftlicher Aufsatz von ihm „wegen Anlegung von Assekuranzanstalten" vorhanden, „welche entweder gegen alle Zufälle, oder wenigstens gegen Wasser- und Feuerschaden sichern sollen". Keinem lag ja so nahe wie ihm bei seiner ganzen Geistesrichtung, welche große Macht und Hülfe in dem einmüthigen Zusammenstehen Aller für Einen liege. Insbesondre knüpft er diese Vorschläge an die Berliner (und ziemlich in allen Stücken gleichlautend auch an die Wiener) Akademiepläne an. „Denn es sind gewisse Lasten so bewandt, daß sie nicht beschwerlich, sondern angenehm, wenn nemlich der Nutzen, so dadurch erhalten wird, ungleich größer als die Kosten, auf welchen Fall die Last nicht nur erträglich, sondern auch ersprieslich und heilsam. Es ist von mir vorlängst der Punkt einer Assekurationskasse angebracht worden, dabei nicht allein auf die Einsammlung der Gelder in die Feuerkasse, sondern auch auf eine gute Feuerordnung und Einführung nützlicher Instrumente, sonderlich der Feuerspritzen, die Gedanken gangen, und hat kgl. Majestät solche Anstalt der Sozietät der Wissenschaften bereits aufgetragen. Ist auch eine solche Anstalt gegen Feuerschäden eines der nützlichsten Dinge zum Besten von Land und Leuten. Denn durch jene Schäden nicht allein viele Leute in Armuth gerathen, sondern sie fallen auch hernach dem Publiko beschwerlich, indem sie nicht allein die gemeinen Lasten, als welche sie nicht mehr tragen können, von sich auf

---

1) s. Kl. V, 326 ff.: „Essai de quelques raisonnements nouveaux sur la vie humaine" u. s. w.

andre abwälzen, sondern auch durch Beisteuer und Almosen erhalten werden, auch kurf. Durchl. sich selbst und ihre Holzungen angreifen müssen, damit die Häuser wieder aufgebaut werden können. Es wäre also billig, daß alle Bürger nach Werth ihrer Häuser ein Leidliches jährlich zur Anschaffung und Erhaltung der Brandspritzen und dazu gehöriger Mittel zu kontribuiren hätten, welches sie wohl auch als zu ihrer Wohlfahrt gereichend von Herzen gern thun würden; und würde das Geld mit einigem Ueberschuß in die Kasse der Sozietät kommen, damit sie besser im Stand sei, mehr dergl. landeserspriesliche Dinge auszufinden oder zu veranstalten. Daher auch die ganze Direktion dieses Werks neben denen dazu gehörigen Personen von ihr zu dependiren hätte. Es sind auch nunmehr vortreffliche Mittel gegen solche Schäden aufgefunden, welche in Maschinen und auf mathematischem Grund ruhen; so könnten alle große und kleine Städte in kurf. Landen damit auf's vorteilhafteste versehen werden. Denn es sind von einiger Zeit her vortreffliche Feuerspritzen erfunden worden, welche nicht allein in Einem Strahl gehen (da sonst die gemeinen Spritzen gleichsam Athem holen müssen und nur unterbrochener Weise sozusagen pfätzen), sondern auch vermittelst lederner Röhren, die man in alle Winkel herumführen kann, auf den rechten Sitz des Feuers gerichtet werden können, also bald Raum machen und selbiges dämpfen. Und weilen man in dergl. Fällen an Kraft keinen Mangel hat, indem bei Feuersbrünsten nur mehr als zu viel Leute vorhanden, so darf man nur solche Spritzen haben, die etwas auszurichten bastant sein. Wären also solche mit Zubehör anzuschaffen und die Leute von deren Gebrauch und Beobachtung zu unterweisen, damit die Spritzen in guter Bereitschaft gehalten und von Zeit zu Zeiten exerzirt würden.

Ebenmäßig wäre auch Anstalt zu machen gegen Wasserschäden, welche größer als Feuerschäden zu sein pflegen, weil sie zumalen sich öfters begeben. Wenn man nun solchen fürkommt, wird dem Landmann dadurch nicht weniger, als durch Verhütung der Feuersbrünste den Städten geholfen. Nun ist gewiß, daß an vielen Orten sich die Wasser ergießen und wenn sie sich ergossen, lange Zeit stehen bleiben, da entweder das allzugroße Ergießen durch Diversiones — durch Anlegung vieler Deiche und Gräben etwan durch die Miliz — zu verhüten oder

zu vermindern wäre, oder das einmal vergossene Wasser förderlichst abgezogen werden könnte, so blos aus Mangel Nachdenkens und Erkenntniß unterlassen wird. Zu geschweigen der Seen und Moräste, so allezeit stehen bleiben und theils auszutrocknen, theils zu besserem Nutz zu bringen. Zu diesem trefflichen Zweck ist nichts anderes, als ein rechter Gebrauch der Geometrie von Nöthen, und ist die Kunst der Wasserwage nunmehr sehr hoch gebracht, obschon es insgemein nicht genugsam bekannt. Indem auch nicht wenig Oerter in den Provinzien königl. Majestät, allda durch Eindeichung Land zu gewinnen, so könnte auch hiefür die Sozietät besorgt sein"[1]).

Wir sind mit dem letzteren Gedanken bereits übergeführt zu den Vorschlägen, welche eine positive Hebung der Volkswohlfahrt zum Gegenstand haben, zunächst zu seinen Gedanken über den Landbau. Was wir ihn eben andeuten hörten, die Gewinnung von neuem Land durch Entwässerung, wurde in erfolgreichster Weise von Friedrich d. G. zur Ausführung gebracht, indem er den Netze-, Warthe-, Oder- und Havelbruch trocken legen ließ und so „ein Fürstenthum ohne Soldaten erwarb". Sein Beispiel fand bald Nachahmung in Bremen, Holstein und Baiern.

Weiterhin finden wir bei Leibniz Winke über eine auf statistische Beobachtung gegründete bessere Auswahl des Bodens für die einzelnen Pflanzengattungen. Mehrmals kehrt die Mahnung zur Erhaltung der Forsten und zur Anpflanzung neuer Bäume wieder. In letzterer Beziehung dringt er ganz besonders auf die Anlegung von Maulbeerpflanzungen zum Zweck der inländischen Seidezucht, „denn an Näh- und Steppseide allein geschieht Deutschland jährlich bei einer Million Schaden". Auch dieß soll der Akademie übertragen werden und zu gut kommen, worüber mehrere Denkschriften vorliegen. Unter Anderem heißt es in einer derselben: „Es ist bereits vor mehr als einem Jahr die Seidenerzielung in diesen Landen zum Vorschlag kommen, auch Maulbeersamen aus Italien angeschafft worden, weilen gewisser Beweis

---

1) s. Guhr. v. Sch. II, 267 ff. (Kl. V, 18 ff).

von dem Succeß vorhanden. Ob nun gleich ein merklicher Gewinn in den ersten Jahren nicht zu erreichen, dieweil aber dennoch ein großer und ansehnlicher Nutzen endlich daraus erfolgen muß, hat man das Werk fortzusetzen nöthig befunden; und wird verhoffet, Ihre Majestät werde die beiden Gärten der weißen Maulbeerbäume zu Potsdam und Köppenik, sammt denen Bäumen zu Glünecke zu dem Ende überlassen, als welche bisher doch wenig oder nichts eingebracht haben; deßgleichen auch einige bequeme, anjetzo wenig nützende Ländereien hin- und wieder anweisen lassen, da Baumschulen angeleget, oder da hernach die Bäumlein hin versetzet werden können. Und weil der Garten zu Köppenik wenig gepflegt und die Bäume damit verwahrloset, auch gar gegen alle Raison ausgerottet werden, so könnten Ihre Majestät sie zu dieser besseren Anstalt widmen lassen. Und weilen solche Bäume zugleich zur Zierde gereichen und ebensowohl als Linden aufwachsen, und mithin Schatten sowohl als Nutzen geben, so soll die Sozietät Macht haben, aus denen etwa anlegenden Baumschulen an bequemen Orten, auf Wällen und Straßen und wo es sonst anständig, nicht nur dergl. nützliche Bäume, sondern auch ganze Alleeen zu pflanzen und hernach zu nutzen. Und was von Bäumen gesagt, ist auch von Hecken, wo solche dienlich, zu verstehen". — Leibniz verfolgte diesen Plan mit der ihm eigenen, allem bloßen Vorschlagen abgeneigten Zähigkeit und Ausdauer. „Er selbst, erzählt Eckart, fieng in Hannover an die Probe zu machen — und sein Garten vor dem Aegidienthor war mit Maulbeerbäumen angefüllt. — Die Seidenrauben arteten auch wohl in diesen Landen; da er aber nicht mit auf alle Dinge sah und keine tüchtigen Leute dazu brauchte, so hatte er mehr Schaden, als Vorteil davon. Er ließ aber dennoch dieses Werk nicht liegen, sondern betrieb es bis an's Ende. Wie denn dieses seine Art war, in schweren Sachen niemals nachzulassen, sondern alles auf's Aeußerste zu treiben". Er wollte die Zucht der Seidenraube in ganz Deutschland verbreiten. Nicht nur seine Fürsten beredete er dazu, auch vom König von Sachsen ließ er sich ein Privilegium geben. Und wahrscheinlich machte er in Wien verwandte Vorschläge, wie bei der Berliner Sozietät. Denn es ist wohl möglich, daß die im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts stark aufkommende Seidenzucht Oestreichs solchen Anregungen ihre Ent-

stehung verdankt. Ziemlich zweifellos ist ein solcher Zusammenhang bei den angelegentlichen Bemühungen, mit welchen Friedrich d. G. eben diesen Erwerbszweig zu heben suchte.

Außer der Maulbeerpflanzung schlug Leibniz wiederholt die Aufnahme des Kleebaus, der Kartoffeln (potatoes) und verschiedener Farbkräuter vor, auch hier wieder durch die späteren Erfahrungen in seinem Scharfblick glänzend bewährt[1]). Ebenso mahnt er früher und später zur Anlage von Kornmagazinen, um den armen Leuten das Samenkorn um ein billiges zu geben. Denn „man soll mit allerhand Materialien sich zur rechten Zeit versehen, niemals an nöthigen Dingen Mangel zu haben, noch auf den Nothfall zu warten, also Hungersnoth und Theuerungen vorzukommen“ — eine Maßregel, durch die Friedrich d. Große, der „seine Beamten dafür haften ließ, wenn seine Unterthanen kein Brod haben“, in den Hungerjahren 1771/72 sein Land vor dem Elend bewahrte, das z. B. in Sachsen 1/12 aller Einwohner wegraffte. — Schon erwähnt ist, daß der Filosof in seinem ächt bürgerlichen Sinn auch die Soldaten im Arsenal, „wo man doch so viele Leute haben muß“, oder im Quartier zu landwirthschaftlichen Arbeiten und dergl. verwendet wissen wollte; „denn der perpetuus miles (stehendes Heer) soll sich selbst zum Nutzen des Lands unterhalten“. Endlich ist es ein schönes Zeichen, ebenso seiner Menschenfreundlichkeit, wie seiner volkswirthschaftlichen Einsicht, daß er (nach Rößler) am Wiener Hof für die Aufhebung der Frohndienste und Leibeigenschaft sich verwendete, — Gedanken, die der edle Josef und seine Mutter zur Ausführung zu bringen begannen, um schon vor der französischen Revolution diesen Schandfleck der damaligen Zustände zu tilgen.

Noch weit bedeutsamer, weil das nationale Interesse stärker ausprägend, sind die Bemühungen, welche Leibniz dem Gewerbe-

1) Josef II sah den Anbau des Klee für so wichtig an, daß er (sich und) den Hauptvorkämpfer für diese Neuerung, Schubart, mit dem Adelsnamen „von Kleefeld“ ehrte. Ueber die Bedeutung des Kartoffelbaus ist es unnöthig, ein Wort zu verlieren; ich bemerke nur, daß die leibn. Vorschläge dazu aus den Jahren 1680 ff. stammen, während das übrige Deutschland erst im zweiten und dritten Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts zur selben Einsicht kam.

und Handelswesen in Deutschlands widmete. Sehr schön spricht er sich zunächst über das nothwendige, innere Verhältniß aus, das der Ackerbau zu denselben hat. Veranlassung bot ihm hiezu die jakobitische, gegen das Haus Hannover und seine Nachfolge gerichtete Schrift: „Mahnung an die englischen Grundeigenthümer“. Es wird darin dem König und seinen Ministern als Anhängern der Wighs zum Vorwurf gemacht, daß sie Handel und Gewerbe auf Kosten des Bodenbesitzes begünstigen u. s. w. Leibniz beantwortete die Flugschrift in seinem „Antijakobit oder Falschheit der Mahnung — u. s. w.“, wo er u. A. erklärt: „Die Vorurteile der Opposition haben sich nachgerade der Geister bemächtigt und es ist für England viel daran gelegen, daß sie mit der Wurzel ausgerissen werden. Der Anbau des Bodens ist Grundlage für die Größe des Volks, wie Wurzel und Stamm für die eines Baums. Aber Handel und Gewerbe zieht das Geld vom Ausland herein und bereichert das Königreich; sie sind wie die Zweige des Baums, welche ihn blühend und fruchtbar machen. Das Eine bedarf des Anderen. Die Leute, welche Boden besitzen, verkaufen ihr Getreide gut, wenn der Handel blühend ist, und andererseits sind die Handwerker und Gewerbtreibenden im Wohlstand, wenn Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sind, wenn man ihnen im Lande gute Wolle und andere Handelsartikel liefert. Diejenigen hinwiederum, welche durch den Handel Vermögen erworben haben, suchen Güter zu kaufen; denn sie wissen, daß dieß das beste Mittel ist, ihre Familien zu befestigen. Die Abgaben aber müssen das Verhältniß haben, daß dieser Einklang nicht gestört wird“ 1).

Was nun zunächst das deutsche Gewerbe betrifft, so läßt sich denken, daß dasselbe noch in weit höherem Maß als der Landbau unter den Nachwirkungen des 30jährigen Kriegs zu leiden hatte und um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts einen gegen früher wirklich trostlosen Anblick des Verfalls bot. Das Wort von Leibniz ist treffend: Wir stehen anderen Nationen zum Raube blos! Immer und immer wieder klagt er in den verschiedensten Schriften, wie die deutsche Abhängigkeit hierin genau so kläglich und verderblich sei, wie auf dem staatlichen Ge-

1) s. Dut. V, 577. (Guhr. Leben II, 317 f.)

biet; „Frankreich dagegen floriret an Reichthum und Kommerzien, es hat an Künsten, Ingeniis, Verstand und Mittel keinen Mangel und nimmt durch gegenwärtige gute Anstalt mehr und mehr zu, und soviel es zunimmt, nehmen andere ab und können doch solches Abnehmen nicht verwehren. Es hat allerhand Handelskompagnien errichtet, Zünfte der Handwerker gestiftet, was an Köpfen und Ingeniis Italien Schönes, Holland Solides, Deutschland Herzhaftes hat, hat es zu sich gerufen oder sonst verbunden; davon weiß jetzo Jedermann zu singen und zu sagen. Sein ausgespendetes Geld bekommt es durch Moden und Galanterien und andere nichtswürdige Manufakturen, auch Besuch und Reisen der Fremden alle Jahre mit Zins zurück. So nimmt es alle Jahre mehr Geld ein und ist wie der Eibenbaum, der andere mit seinem, sich je mehr und mehr ausdehnenden Schatten tödtet". In leidenschaftlicher Erregung ruft er daher den Fürsten und Höfen insbesondere zu, „endlich einmal den verderblichen und schließlich unserer Wohlfahrt letalen Mißbrauch abzuschaffen, dadurch alle Jahre zum wenigsten der zehnte Theil unserer Substanz ohne etwas als Lumperei dagegen zu haben, in Frankreich gehet. Es hat ja kein Fürst noch Herr, so auch doppelt und dreifach französisch, einiges Interesse, vielmehr aber unwiderbringlichen Schaden dabei. Was hilft ihm, was er von Frankreich bekomme, wenn er es in etlichen Jahren mit Wucher wieder schicket? Denn seine Unterthanen verarmen lassen, ist sich schaden. Aus unserem unnöthigen albernen Luxus entspringt die lächerliche Bettelei und das Buhlen mit Frankreich. Man darf nicht sagen, Abhülfe sei unmöglich. Nur Ernst und Nachdruck ist erforderlich. Man sehe Nürnberg und etliche wenige andere Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiste Luxus beschnitten, und daß ein solches eine große Ursach ihres annoch dauernden Florirens sei! Es wird doch bei uns an Schulen der Politesse nicht mangeln und was nicht ist, anzustellen sein. Soll man die Handwerksleute nicht mit Eiden und Strafen zwingen können, gewisse Sachen nicht zu verarbeiten? Oder andere rohe Waaren bei uns sauber genugsam zu verarbeiten, nöthige Manufakturen zu introduziren werden sich Köpfe und Künstler genugsam finden, denen man mit Imposten auf fremde helfen muß". (Bedenken.)

Er sieht also die Wurzel des Uebels darin, daß unter schnö=

der Wechselwirkung der staatlichen mit der volkswirthschaftlichen Verkommenheit einerseits von Seiten der Fürsten nichts geschehe, ihr eigenes Land und dessen Gewerbe zu heben. Im Gegentheil gehen sie damit voran, nur Fremdes und Ausländisches schön und gut zu finden „daß auf dem Kopfe selbst muß stehn ein fremder Hut"! Kein Wunder, daß alsdann die einheimische Gewerbsthätigkeit brodlos wird und immer mehr verkommt. Kein Wunder, daß sie den Muth verliert, wenn sie vielleicht ihre eigenen Erzeugnisse erst anbringen kann, wenn sie vorher in's Ausland geschickt und dort nach der Weise jenes Pferdediebs zugestutzt worden sind. All dieß ist um so verderblicher, als die einheimische Arbeit an und für sich schon durch das lange Elend Deutschlands hinter den anderen Ländern weit zurückgeblieben ist und statt einer solchen Schädigung durch die lächerliche Ausländerei im Gegentheil des Schutzes und der sorgfältigsten Pflege bedürfte.

Die dringend nöthige Abhülfe muß demnach in einem Doppelten bestehen: Es muß im schärfsten Gegensatz zum bisherigen Wesen ein strenger Schutz gegen die Ueberschwemmung und Ueberwucherung durch ausländische Waaren eingerichtet werden. Wie man die unreifen Leute nicht oder nur mit Beschränkung in's Ausland reisen lassen soll, so dürfen auch schlechterdings keine rohe Waaren dorthin ausgeführt werden, sondern müssen im Land selbst ihre Verarbeitung erhalten; umgekehrt mit der Einfuhr. Ebenso müssen zahlreiche Privilegien ertheilt werden, um alte Gewerbszweige wieder aufzubringen oder neue einzuführen. Wo irgend möglich, hat man den Bedarf im eigenen Land zu decken. So wird zum Beispiel in Wien der Rath ertheilt, doch ja das Soldatentuch aus Deutschland zu beziehen, während man sich seither meist an England und Holland hielt und damit die früher großartige deutsche Tuchbereitung schädigte. — Freilich um dieß durchführen zu können und sich vom Ausland unabhängig zu machen, muß auf der anderen Seite die eigene deutsche Arbeit ganz anders eingerichtet und betrieben werden. Nur dann gelingt es „fremde liederliche Manufaktur gemächlich, auch ohne Ombrage und Verbot zu exterminiren; und wenn Anstalt da wäre, könnte Deutschland wegen wohlfeilerer Kost Alles viel billiger liefern als Holland, wodurch von selbst das Fremde draußen bleibt". Diese Leitung und Ordnung der Arbeit muß geschehen durch die Obrig=

keit, indem zum Theil die Fürsten selbst als Muster und Vorbild derartige Unternehmungen in Handel und Gewerbe beginnen. Es muß gesorgt werden, daß die menschlichen Arbeitskräfte möglichst benützt, und wie durch Unterricht, so durch Mittel und Werkzeuge, insonderheit durch Maschinen unterstützt und gewinnbringender verwerthet werden. In ersterer Hinsicht lauten seine Jugendvorschläge fast sozialistisch, wenn er z. B. meint, „man sollte ein Werkhaus haben, darin ein jeder arme Mensch, Taglöhner und armer Handwerksgesell, so lang er will, arbeiten und seine Kost, auch wohl etwas zur Zehrung weiterzugehen, verdienen könne, daß also daselbst alle Handwerke geschenkt wären. Man könnte die Leute in großen Stuben arbeiten lassen bei Gesprächen und Lustigkeit. Dadurch würden sie nicht faul, sondern thäten besser arbeiten, weil ohne Nahrungssorgen, gleichmäßiger, weil nicht das Eine Mal viel, das andere wenig; auch würde dadurch verhindert werden, daß die reichen Kaufleute die Armen mißbrauchen. Auch wäre das Lombard- oder Pfandwesen zu regeln, allda armen Leuten ein gewisses gelehnt wird, ohne daß sie jemals das Pfand verwirken und dadurch gefährdet werden können. Ferner sollte man ein Kaufhaus oder Magazin haben, allda man Alles um billigen Preis finden, und ein jeder Kauf- oder Handwerksmann seine Waare alsbald versilbern kann, ohne daß er auf Kunden und Käufer zu warten hätte. Ist ein herrliches Mittel, die Leute aufzumuntern und ihnen zur Nahrung zu helfen“.

Es prägt sich in diesen an sich freilich mißlichen Vorschlägen der für jene Zeit ganz richtige Gedanke aus, daß die Obrigkeit im vollsten Maße sich der Sache annehmen und hierin eine ihrer Hauptaufgaben suchen müsse. Gewiß waren z. B. die 24 Millionen Thaler, welche Friedrich d. G. vom Ende des siebenjährigen Kriegs bis zu seinem Tod der Landwirthschaft aus Staatsmitteln vorschoß, kein schlecht angelegtes Geld. Und doch wäre auch dieß als bleibender Zustand bedenklich. Aber unmündige Zeiten brauchen Bevormundung, die von selbst in bloße Berathung und Ueberlassung der Hauptsache an die freie Genossenschaft und Bewegung übergeht, wenn die Völker dazu reif und erzogen sind. — Bleibenden Werth haben die andern Vorschläge, welche Leibniz auch später, besonders in Wien wieder aufnimmt. Man soll die Müßiggänger, Bettler, Krüppel und Uebelthäter statt der Schmie-

dung auf Galeeren und Todesstrafe oder Prügelung in Arbeit stellen, daher Werk- und Zuchthäuser aufrichten[1]). Auch ein Spital sollte man herstellen, so sich selbst erhalte, denn Keiner so lahm ist, daß er nicht auf gewisse Maßen arbeiten könnte. Ebenso sollte es in den Waisen- und Findelhäusern gehalten werden. — Fast noch wichtiger, als diese durchgängige Benützung aller möglichen lebendigen Kräfte war die Einführung des Maschinenwesens, wenn Deutschland irgend es mit den andern Ländern, besonders mit England aufnehmen wollte. „Die Handwerke sind mit Vorteilen und Instrumenten zu erleichtern, und ein Großes liegt uns an Maschinen und andern nützlichen Inventionen". Schon früher war dieß seine Ueberzeugung, in welcher er über alle engherzigen gewerblichen oder gar theologischen Bedenken erhaben war, an denen seine deutschen Zeitgenossen noch vielfach litten. Wichtig ist in dieser Beziehung ein kleiner, mit seinen eigenen Bergwerksvorschlägen zusammenhängender Aufsatz aus seiner Hannoveraner Zeit „über eine nützliche und interessante Frage, ob man nemlich die Instrumente zulassen soll, welche die Arbeit abkürzen und vermittelst welcher ein einziger Mensch soviel leisten kann, als sonst Viele". Hier heißt es unter Anderem: „Diese Frage ist schon oft behandelt worden; ich werde mich aber anstatt Personen und verschiedene Ansichten anzuführen, nur auf sachliche Gründe beschränken. Es genüge zu sagen, daß die Frage dermalen in Regensburg auf dem Brett ist aus Anlaß der Bandmacherei, welcher selbst die Holländer früher den Maschinengebrauch verboten; und in London haben die Gesellen und Lehrlinge einige Mal die Häuser gestürmt und die Geräthe zertrümmert, wo man sich solcher bediente. Auch erinnere ich mich, als man anfieng sie in Sachsen einzuführen, daß der erste Beichtvater und Hofprediger des Kurfürsten, Dr. Geyer, daraus eine Gewissensfrage machte. Ich denke, es gibt Leute, der sich wundern, wie man eine solche Frage auch nur aufwerfen könne; muß man doch die Vorteile benützen, die man bei der Hand hat. Indeß könnten allerdings die Vorteile von gewissen Nachteilen überwogen werden, so daß

1) Vgl. oben in dem Kapitel über das Rechtswesen. Freilich war auch für eine geordnete Handhabung der Bettelpolizei die deutsche Viel- und Kleinstaaterei das Haupthinderniß. Einer schob sie eben dem Andern zu u. s. w.

eine Untersuchung, auf welcher Seite der größere Nutzen liege, immerhin möglich ist. — Man muß bei dem Werth der Maschinen allerdings auf das einzelne Land achten, um das es sich handelt. Was die Menschheit im Ganzen betrifft, so liegt es in ihrem Vorteil, daß ihre Macht gemehrt wird. Nun ist die Macht um so größer, je mehr man mit weniger Mühe, Unkosten, Personen und Zeit leisten kann. Ich erinnre an die Hebemaschinen des Archimedes, die das Hundertfache leisteten. Die Arbeiter, welche von solchen Geschäften lebten, konnten sich ihm entgegensetzen und ihm die Einführung dieser Maschinen wehren. Allein das Menschengeschlecht hätte viel verloren, wenn Hiero auf sie gehört hätte. Man konnte diesen Herrn antworten, daß für sie immer noch übrig bliebe, sich mit Anderem zu beschäftigen, das von todten Maschinen weniger ausführbar wäre. Ebenso ist's in unsern Bergwerken, wo früher z. B. an den Pumpen oder beim Felszerschlagen gar vieles durch Menschenhände mühsam geschah, was jetzt durch Maschinen und Pulver viel erfolgreicher von Statten geht. Es war stehend, daß die Bergleute solchen Erfindungen sich widersetzten, durch welche die Arbeit abgekürzt wird, weil sie glaubten, daß das sie weniger nöthig mache und ihre Zahl vermindre. Allein man hörte nicht auf sie, und ihre Furcht war übel begründet; denn man hat sie dann einfach zu Anderem verwendet".

Es ist klar, wie sich Leibniz, natürlich ohne rücksichtslos sein zu wollen, doch mit aller Entschiedenheit auf die vernünftige Seite der Maschinenfreunde schlägt. Der gleichen Ansicht gibt er einmal in einem Scherze Ausdruck, womit er die kurzsichtigen und auf den alten Schlendrian versessenen Gegner alles derartigen Fortschritts verspottet. Er hatte von der Entdeckung eines Topfes gehört, in welchem man sogar die Knochen weich und genießbar machen könne, und hatte sich die Erfindung verschafft. Darüber verfaßte er „eine Beschwerde der Hunde an den Generalküchenmeister von Frankreich", worin diese Vierfüßler unter Berufung auf ihre hohe Geltung bei dem weisen Cyniker Diogenes feierlichst und mit allem den Hunden möglichen Respekt Verwahrung dagegen einlegen, daß man ihnen eines der schönsten Vorrechte nehme, das ihr Geschlecht von jeher gehabt — das selbsteigene Knochennagen. Dieß Geheimniß des Knochenerweichens

stamme so sicherlich vom Teufel, als die Erfindung des Pulvers. Denn das Recht der Hunde reiche bis in die Zeit der Sündfluth zurück, als die Menschen anfiengen Fleisch zu essen. Homer und die heilige Schrift bestätigen es, wenn letztre z. B. nur sage, daß man den Kindlein nicht das Brod nehme und vor die Hunde werfe. Gewiß, wenn die Menschheit ein so schweres Unrecht begehe und ein so uraltes, heiliges Privilegium aufhebe, so könne schwere Rache nicht ausbleiben. „Die Schutzgötter unsres Geschlechts, z. B. der große Sirius wird unsre Sache vor Jupiter vertreten, ja er kann selbst Rache üben, indem er die Hitze der ihm untergebenen Hundstage verdoppelt, wie dieß aus der Astronomie leicht beweisbar ist. Welche Unordnung würde diese verderbliche Neuerung endlich in den Küchen einführen? Was hätten die kunstvollen Vorschneider noch zu thun; sie wären mit aller ihrer Geschicklichkeit entbehrlich, wenn man künftighin durchs Fleisch trotz der Knochen durchschneiden könnte, wie durch eine Butterballe!" [1])

So war denn Leibniz von früh auf bestrebt, Mathematik, Fysik und Mechanik vollauf in den Dienst der Gewerbsthätigkeit zu ziehen, indem er theils auf eigene Erfindungen ausgieng, theils überall nach solchen spähte, um sie in der Heimat einzubürgern. Anziehend, wenn auch nicht der wirklichen Leistungen wegen, so doch um der Vielseitigkeit seines Strebens willen ist es zu hören, mit was allem er sich in Paris trug. Zur Ausführung brachte er eine sehr vollkommene Rechenmaschine, welche nicht blos die vier unteren Rechnungsarten vornehmen, sondern sogar Quadrat- und Kubikwurzeln ausziehen konnte. Er dachte dabei an die Verwendung bei Feldmessern und Astronomen, bei trigonometrischen Aufnahmen, auch beim Kriegswesen und in fürstlichen Kammern. Eine ähnliche Maschine beabsichtigte er für geometrische Verrichtungen, um alle Linien und Figuren durch diese „lebendige Geometrie" mechanisch zu finden. Ferner trug er sich mit dem Gedanken, eine neue Berechnungsweise für den Schiffslauf ohne Hilfe der oft verdeckten Gestirne zu finden. In der Wasserkunst habe er (berichtet er von Paris an Joh. Friedrich) die verlorene Erfindung des Schiffs, das bei Sturm oder vor Seeräubern unter dem Wasser gehen könne, wieder hergestellt. Weiter habe

1) s. Kl. V, 73 ff.

er sich mit der Verbesserung der Taschenuhren beschäftigt. In der Optik habe er eine neue Art von Linsen und Fernröhren gefunden, die viel mehr Strahlen auffassen, als die bisherigen. (— Er war dadurch mit Spinoza in kurzen brieflichen und mündlichen Verkehr gekommen —.) Weiter wolle er von Mechanicis nichts gedenken, bis er die Demonstrationen in Praxin selbst werde transferiren können. — Wenn er nun gleich mit Ausnahme der Rechenmaschine nicht zur Ausführung dieser Gedanken kam, so zeigen sie uns wenigstens sein überaus reges Interesse auch auf diesem Gebiet.

Mit richtigem Blick erkannte er als besonders nöthig, „ein stets währendes unköstliches Feuer und Bewegung als Fundamente aller mechanischen Wirkungen zu haben“. Außer dem Wasser sucht er besonders auch — vielleicht auf Grund der holländischen Vorgänge — den Wind als Bewegungsmittel noch weit mehr, denn bisher, zu verwerthen. Hieher gehören seine langjährigen angelegentlichen Arbeiten in den Harzbergwerken [1]), wo er durch die Hülfe von Windmühlen das Grubenwasser aus der Tiefe zu heben gedachte. Daß seine angestrengten Bemühungen scheiterten, war nicht seine Schuld, sondern die der Bergleute und Beamten, welche sich in dem oben gegeißelten Sinn allen maschinenartigen Neuerungen hartnäckig widersetzten und ihm überall Hindernisse bereiteten. — Auch auf die Verbesserung des Fuhrwesens richtete er sein Augenmerk; denn „es sei dieß, besonders auch für Kriegszeiten ein überaus wichtiger Punkt, weit mehr als man gewöhnlich annehme“. Er spricht dabei einmal den Gedanken aus, daß es gewiß eine Erfindung gebe, vermöge welcher zwei Pferde soviel leisten können, als sonst zwölf. Auf ihre Findung müsse man bedacht sein, „denn es ist eine von den herrlichsten mechanischen Inventionen, so zu ersinnen, und könnte dadurch großer Nutzen geschafft werden, zumalen die Herrn Camerales am besten wissen, wie viel denen Landesgefällen nur allein an Fuhrlohnskosten abgehet“. Aehnliches scheint er bei Gelegenheit vor dem schon erwähnten Dr. Becher geäußert zu haben, der ihn

1) Vgl. darüber die Berichte an die hannoverischen Herzoge bei Kl. IV, 397 ff. Er verwahrt sich hier immer sehr entschieden gegen den Verdacht, ein eitler Plänemacher zu sein, denn er habe die Sache genau durchdacht und könne sie beweisen.

dafür in seiner boshaften Weise nachher lächerlich zu machen suchte und verbreitete, Leibniz habe von Wagen gesprochen, mit denen man in sechs Stunden von Hannover nach Amsterdam fahren könnte. Wenn das auch eine von Leibniz bestrittene Uebertreibung war, so fällt jedenfalls in unseren Tagen der Vorwurf der Lächerlichkeit nicht mehr auf ihn, daß er eine solche Umwälzung des Verkehrswesens durch die Macht der Wissenschaft und Kunst ahnte. — Endlich ist noch zu erwähnen, daß er wiederholt und an verschiedenen Orten für die Errichtung deutscher Zuckerraffinerien, für die Aufnahme der „Tabaksspinnerei, damit hundert auf hundert zu gewinnen", und für verschiedene Verbesserungen der Wollbearbeitung wirkte.

Wo ihm Einer zu Haus oder in der Fremde vorkam, der eine neue Erfindung vorgab, und trat derselbe auch als Abenteurer auf, da war er nach seinen bekannten Grundsätzen bemüht, die Sache wenigstens zu untersuchen, ob sie nichts Brauchbares enthalte. Viele Briefe und Berichte an seine Herzoge legen dafür Zeugniß ab. Besonders aber verdient auch in dieser Beziehung das Bruchstück seines Tagebuchs (Pertz S. 183 ff.) nachgelesen zu werden, das er im August 1696 angelegt „um Rechnung von seiner noch übrigen Zeit zu halten". Es ist schwindelerregend, welche Fülle von Gedanken dieser überreiche Geist bewegte, wie ihm bald im Bett, bald im Wirthshaus „aus Langweile", bald „auf'm Wagen" jetzt eine mathematische Aufgabe oder Lösung, jetzt ein Gedicht, jetzt ein staatlicher Gedanke einfällt, den er verwerthet. Rührend ist, wenn mitten unter Fragen der strengsten Wissenschaft oder umfassenden Politik Bemerkungen kommen über „das Heilen ausgewachsener Kinder, über Wasserleitungen, über eine bessere Art, Wachs zu ziehen, über das Treten des Spinnrads mit dem Fuß, um mit beiden Händen zu spinnen" u. drgl. mehr — gewiß in den Augen jedes Einsichtigen keine Erniedrigung des hohen Geists, sondern eine wahre Ehre, daß er um seines Volkes willen auch solche *scheinbar* geringen Dinge der vollen Aufmerksamkeit würdigte.

Mit seinen Bemühungen um das deutsche Gewerbsleben hängen natürlich diejenigen um den *Handel* auf's engste zusammen und zeigen die gleichen leitenden Gesichtspunkte. Vor Allem ist es auch hier der strengste und entschiedenste Schutzzoll,

den er überall befürwortet und aufgerichtet wissen will. Klar ist, daß die dringendsten Gründe zu einer solchen Maßregel vorgelegen sein müssen, wenn ein Mann wie Leibniz ihr das Wort redet, der doch gewiß nichts weniger als beschränkten und einseitigen Blicks war, sondern im Gegentheil immer das Weite und Ganze frei umfaßte. Allein das Mißverhältniß zwischen der deutschen Ein- und Ausfuhr war auch nach sicheren Erhebungen jener und der folgenden Zeit ein in der That schreckenerregendes, das nicht auf die Länge ertragen werden konnte. Gülich in seiner Geschichte des Handels berechnet diesen Unterschied (welchen Deutschland also mit baarem Geld ausgleichen mußte) für den Abschnitt 1700—1790 auf nicht weniger als 550 Millionen Thaler, somit für das Jahr auf mehr als sechs Millionen. Nach Andern hätte der Ausfall in den Jahren 1685—89 zu Gunsten Frankreichs jährlich etwa zehn Millionen Thaler betragen. Mit schmerzlicher Anschaulichkeit klagt Möser in seinen „patriotischen Fantasien“: „Wir wollen nach Bremen reisen, um den dortigen Kaufleuten den Sand in ihre Schiffe schieben zu helfen, welchen sie als Ballast einladen. Wir wollen uns von den Franzosen zu Nantes auf die Sandberge führen lassen, welche dort am Hafen von den Bremern wieder ausgeladen werden und unter dem Titel „Deutschlands Erzeugnisse“ bekannt sind. Das wollen wir thun; unser Flegma schickt sich zu Allem — warum nicht auch hiezu?“ [1])

Diesem Schutzverfahren muß aber durchaus wieder die Hebung und Förderung des Handels im eigenen Land zur Seite gehen. Deutschland wäre von Natur ganz gut ausgestattet, führte Leibniz in der „Ermahnung“ so nachdrücklich und farbig aus; „die Seeküste ist mit ansehnlichen Städten und herrlichen Einfahrten bemerket, das Innre unsres Landes wird von schiffbaren Wassern durchkreuzet“. Allein was halfen diese natürlichen Verkehrsadern, wenn die buntscheckige deutsche Kleinstaaterei sie allenthalben durch ihre sinnlose Masse von Zollstätten und Stapelplätzen unterband? Auf dem Rhein z. B. gab es deren von Straßburg

1) Aus Biedermann I, 270 ff. Man vergleiche überhaupt die trefflichen Schilderungen dieses Bands, auf welchem dunklen Hintergrund die Bestrebungen von Leibniz erst recht verständlich und schätzbar werden.

bis Holland nicht weniger als dreißig; von Bingen bis Koblenz, also auf etwa fünf Meilen nicht weniger als neun, auf jede Stunde einen. Oefters lagen sie auch nach dem lieblichen Zuschnitt der Landesgrenzen ziemlich nahe beieinander auf den entgegengesetzten Ufern, so daß die Schiffer herüber und hinüber kreuzen, auch bei der Bergfahrt die Pferde von einem Ufer zum andern übersetzen mußten — eine heitre Art von Verkehr, die schon im Mittelalter ein englischer Beobachter als „bewunderungswürdigen Wahnsinn der Deutschen" bezeichnete!

Diesem Jammer gegenüber erhebt Leibniz immer und überall die Forderung, derartige Sachen müssen durchaus als gemeinsame Reichsangelegenheiten behandelt werden, und nicht als Fragen der Einzelländchen. Bei einer Reihe von staatlichen Ausführungen über die nationale Neugestaltung von Deutschland kehrt zu Anfang und Schluß die Mahnung wieder, daß man die übel eingerichteten Kommerzien (und Polizeiordnung) durch insgemein gefaßte nachdrückliche Konsilia bessern müsse (im gleichen Zusammenhang die Forderung einer allgemeinen deutschen Nationalkirche); sonst ist Deutschland auch hierin der Spielball von Europa. Besonders deutlich ist das Wort des Caes. F., das wir um seiner noch heute geltenden Wichtigkeit willen wiederholen: „Sachen der völlig gemeinsamen Gesetzgebung mit einfacher Ueberstimmung sind nicht blos Krieg und Frieden, sondern überhaupt auch solche Angelegenheiten, welche ihren Einfluß über die einzelne Landesgrenze hinaus erstrecken. Wer die Unterthanen des Andern am Erbrecht in seinem Land hindert, wer den Seinen die Freizügigkeit versagt, wer durchgehende Waaren mit Zöllen oder Stapelpflicht beschwert, wer die Handelsfreiheit mit den Uebrigen hemmt, der schadet ja offenbar dem ganzen Reich". Ebenso erklärt das „Intresse des h. römischen Reichs" am Schluß: „Wegen der Kommerzien ist ebenfalls kein Zweifel, daß dem Reich an deren Beförderung zum höchsten gelegen sei. Schon auf verschiedenen Reichstagen ist (— natürlich vergeblich —) genug darüber gehandelt worden, wie sowohl der Elbstrom, als der Rhein, die Weser und die Donau mit übermäßigen neuen Zöllen beschweret, die alten auch noch nicht abgeschafft seien, derowegen den darunter Leidenden am meisten daran gelegen, dahin zu ar-

beiten, daß dergl. Onera abgeschafft und den Kommerziis ihr ungehinderter Lauf möge gelassen werden".

Außer dieser Befreiung der schon bestehenden (— zum mindesten für Kriegszeiten —) dachte Leibniz auch an die Herstellung neuer Wasserwege. Schon in den achtziger Jahren und später wieder in Wien brachte er den Plan eines Donau-Rheinkanals vor, „den schon Karl d. G. gehabt und fast zur Ausführung gebracht". Er hatte dabei besonders die Zufuhr von Getreide aus Ungarn für die deutschen Heere an der französischen Grenze im Auge [1]), wie ihm überhaupt eine vernünftige „Rückfracht auf der Donau" sehr am Herzen lag. Daß er hinsichtlich der Menschen möglichste Freizügigkeit befürwortete, versteht sich bei ihm von selbst. Schon im Caes. F. hatte er mit Genugthuung darauf hingewiesen, wie der Fortschritt der Bildung und Menschlichkeit die Härten des alten sog. Wildfangrechtes überwunden habe. Und hinsichtlich der Gewerbe und des Handels mahnt er immerfort, „nicht blos Leute im Land zu behalten — indem man ihnen Arbeit und Verwendung gab —, sondern auch neue hereinzuziehen". Es ist klar, wie seine Bestrebungen für religiöse Duldung und Weitherzigkeit hier eingreifen. Lag doch in dem blinden Haß der sog. christlichen Bekenntnisse, ja selbst der zwei evangelischen Schwesterkirchen ein Haupthinderniß auch für den volkswirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands. Ein Großes dagegen hatte der ebenso fromme als vernünftige Friedrich Wilhelm von Brandenburg erreicht, indem er trotz seiner lutherischen Unterthanen die vertriebenen Kalvinisten bei sich aufnahm, ja sie von selbst einlud, während der lutherische Haß z. B. in Frankfurt, und zum Theil sogar in dem sonst so gemäßigten und von Natur unirten Württemberg den armen Vertriebenen die Thüre wies. Ein hohes Glück für Preußen war es, daß Friedrich d. G. seinem Ahn es nachthat. — Es liegt indeß sehr nahe anzunehmen, daß eben Leibniz an einem andern Ort mit diesen Vorschlägen auf verdienstvolle Weise durchdrang. Wenn wir von Kaiser Karl VI, einem sonst strengen Katholiken, hören, daß er zum Heil des östreichischen Handels viele reiche Prote-

1) Vgl. die Denkschriften aus der Utrechter Zeit und das Gedicht, in welchem es hieß: „Was dir noch fehlt, das bringen dir willig die heimischen Flüsse" (S. 290. 270 f.).

stanten aus den Reichsstädten nach Wien zog, so dürfen wir darin doch wohl auch den segensreichen Einfluß seines volkswirthschaftlichen Hauptrathgebers Leibniz mitannehmen. Durch diese Anfänge aber war es für Maria Theresia und Josef leichter gemacht, in ähnlicher Weise zu wirken.

Ganz besondre Aufmerksamkeit widmete er nun aber dem Seewesen und Außenhandel. Was er vom Werth einer Kriegsflotte sagt, gilt natürlich in der Hauptsache auch für den friedlichen Verkehr: „Wer auf dem Meer eine Flotte hat, besitzt gleichsam Flügel". „Was daher Kommerzien betrifft, könnten sie durch Restabilitirung der Hansestädte wiederaufgerichtet werden; bei ihnen muß man sich einrichten und zu deren Wiederbringung kooperiren, überhaupt auf den Handel zur See ein wachendes Auge halten. Während Allianzen nur Verbalunionen sind, müßte (durch das Haus Habsburg) eine Realunion zwischen Deutschland und Spanien gestiftet werden, worin beide ein Intresse haben; das hieße zugleich mit Frankreich im Frieden Krieg führen. Man müßte ihm insonderheit den Leinwandhandel mit Spanien abschneiden und diesen der schlesischen Arbeit zuwenden. Denn in der Weberei liegt der Stein der Weisen. Ebenso könnte man die Spezereien aus Aegypten über Italien bringen. Genua könnte dazu dienen, auch der Großherzog von Florenz, so beide mehr östreichisch, als französisch. Nach Holland und in die Ostsee müßte man mit Wein und Branntwein handeln. Damit würden wir Frankreich mehr Schaden thun, als wenn wir ihm zehn Armeen ruinirt hätten. Endlich sollten deutsche Kolonien in Spanisch-Indien gegründet und so dem Haus Oestreich durch Amerika aufgeholfen werden [1]). Ueberhaupt müßte man ein Reichshandelskollegium und eine deutsche Kompagnie formiren, deren Haupt der Kaiser, die konsiderabelsten deutschen Fürsten intressirt; wohlhabende Leute wissen nicht, wo mit ihrem Geld hinaus. Es wäre die wahre Schatzkammer des Reichs, könnte vorschießen, wie die ostindische den Staaten". — Nehmen wir noch dazu, daß er in Berlin wiederholt darauf hinweist, die Freundschaft mit dem Czar zum Durchgang durch Asien und

1) Vgl. die Kersland-Leibnizischen Pläne am Schluß des spanischen Erbfolgekrieges.

Handel mit China „als Antieuropa" zu verwerthen, so sehen wir, wie er dem deutschen Handel die weiteste, für jene Zeit großartigste Ausdehnung gegeben wissen will. Diese Gedanken und namentlich sein Plan deutscher Kolonien ist nicht so nebelhaft, wie es zunächst scheinen könnte. Denn schon der große Kurfürst hatte sich im Besitz von Ostfriesland mit Aehnlichem getragen und Friedrich d. G. war eifrig bestrebt, in Emden die Entwicklung einer preußischen Flotte und Bildung einer überseeischen Handelsgesellschaft zu fördern.

Das Wichtigste in diesen leibnizischen Vorschlägen ist aber gewiß die klare Betonung eines gemeinsam deutschen, nationalen Handels. Denn auch die Hereinziehung der Hansestädte hat wesentlich diesen Sinn, da dieselbigen blos als einzelne Städte betrachtet auch damals noch ziemlich blühten, nur daß das übrige Deutschland nichts davon hatte. Ein nationales Handelsleben dagegen gab es in Deutschland seit dem Jahr 1630 nicht mehr. Die letzten Reste des Hansebundes waren zerfallen. Fortan war jeder deutsche Einzelstaat nur darauf bedacht, für sich selbst Vorteil zu haben; ob der eingekeilte Nachbar drunter litt oder nicht, war gleichgültig; oder vielmehr desto besser. Erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts tauchten eindringliche Mahnungen zur Handelseinheit wieder auf, in denen es z. B. hieß: „Nichts heilsameres könnte wohl Deutschland widerfahren, als wenn es in der Vereinigung zu einem Handelskörper und der Einrichtung einer zweckmäßigen Reichhandelspolizei wieder neu würde. Kein Mann von deutschem Herzen kann ohne innigen Antheil bedenken, daß man seit dem dreißigjährigen Krieg den Handel nicht mehr als Nationalsache betrachtete. Welch' eine Wiedergeburt dürfte Deutschland erwarten, wenn unter Beseitigung kleinlichter Rücksichten ein solcher Verein wirklich zu Stand käme! Und wäre das Glück zu groß und die Politik mancher Großen zu klein, so wird auch schon durch die Verbindung eines Theils von Deutschland diesem Theil Hülfe geschehen. Die Erfahrung läßt keinen Zweifel zu, daß aus einem kleinen Anfang bald etwas Großes würde. Schon die Vorstellung gewährt süßen Genuß, wie dann dem von Außen einstürmenden Verderben gewehrt, wie die Hansa in veränderter Gestalt mit ihren Segnungen wieder gefunden, wie jeder

der vereinigten Staaten neue Strebepfeiler gewinnen und die Industrie der Tausende, welche jetzt mit dem Elend kämpfen, nicht blos vor dem Untergang bewahrt, sondern auch durch freieren Verkehr mit näheren und entfernteren Staaten zu einer noch nie gesehenen Höhe gebracht werden würde!" — Ein anderer gleichgesinnter Schriftsteller schloß sich mit einer „Würdigung" an diese Schrift an, und ruft z. B. aus: „Sollte denn keine Fürstenhansa möglich sein, nachdem vor Jahrhunderten schon eine Städtehansa wirklich gewesen ist? Wäre auch nur der größte Theil des nördlichen Deutschland in einen solchen Handelsverein zu bringen, so würde derselbe schon bedeutend genug sein, um die günstigsten Traktaten zu schließen". — Höhnisch entgegnete diesen Beiden ein Andrer und meinte, eher würden sie einen Handelstraktat mit dem Kaiser von Marokko und mit den Japanesen zu Stand bringen, als einen dieser Träume bei so verschiedenen Intressen der vielen deutschen Länder und Reichsstädte je erfüllt sehen [1]).

Wem die Zeit Recht gegeben hat, das sind auch hier, wie überall, die wahren Idealisten, und der Hohn fällt auf ihre Gegner gebührend zurück. Bedeutsam aber ist es, welchen Weg der Eine Gedanke durchlaufen hat. In den Jahren 1680—90 stellt Leibniz mit aller Entschiedenheit seine Forderungen und Wünsche eines gemeinsamdeutschen Handels auf. Natürlich mußte seine Stimme verhallen. 100 Jahre später taucht das Gleiche mit schärferer und bestimmterer Fassung wieder empor; es erfährt nur Hohn. 50 Jahre nach dem legt List die Grundlagen des Bau's; 30 Jahre später erhält das Werk seine unzerstörbare Besieglung und liefert zugleich den Beweis seiner ungemeinen staatlichen Bedeutsamkeit (— Leibniz äußert einmal in andrem Zusammenhang: Um sich vor Frankreich zu retten, wird man am Ende, bei der verderblichen Trägheit Aller, zu etlichen Handelskompagniedirektoren seine Zuflucht nehmen müssen —). Was uns an diesem Beispiel, das für viele andre gelten kann, besonders lehrreich sein muß, das ist die lange Zeit, welche ein so klarer und vernünftiger Gedanke bis zum Inslebentreten braucht; doch werden die Abschnitte, die er nacheinander durchlauft, in fast

1) s. Biedermann I, 284 ff.

regelmäßiger Abnahme immer kürzer. Was erhellt daraus? daß man auf allen diesen Gebieten ein doppeltes in Rechnung nehmen muß, will man sich nicht schnöd täuschen: Für's Erste die große, wundersame Unvernunft, welche im Durchschnitt bei den einzelnen Menschen und Generationen herrschend ist, für's Andre aber ebensosehr die große und siegreiche Vernunft, welche das Gesetz des Ganzen bildet. Dieser leidige, aber thatsächliche Widerspruch gleicht sich aus durch die Zeit, freilich meist eine lange Zeit. Und darum ist die Grundforderung für das wirkliche Leben und Streben eines Volks, daß Keiner die Geduld und den Muth verliert, wenn er, der Kurzlebige, bei seinem natürlich unerläßlichen Wirken und Arbeiten nicht gleich Früchte sieht.

An Leibniz, sowohl an seinem eigenen Verhalten, als namentlich auch an dem Schicksal seiner Strebungen können wir, wie nicht leicht sonst, die Ablegung dieses deutschen Nationalfehlers lernen, daß wir vielleicht ungestüm zufahren, aber wenn's dann nicht auf Einen Schlag geht, sogleich Muth und Hoffnung wegwerfen und uns in den pessimistischen Privat-Schmollwinkel, zur grauen Gelehrsamkeit oder aber epikuräischen Blasirtheit zurückziehen. Vor beiden Gegensätzen bewahrt nur jener wahre politische Realidealismus.

Von großer Bedeutung und in engem Zusammenhang mit dem Bisherigen sind endlich die Vorschläge und Arbeiten Leibnizens auf dem Gebiet des Geldwesens — ein Feld, das ihm als Mathematiker besonders naheliegend und vertraut sein mußte, wenn er nicht schon als Staatsmann inmitten kriegerischer Zeitläufte ernstlich genug an dieß dreifach nöthige Erforderniß der Feldzüge erinnert worden wäre.

Zuvor ist ein Vorschlag für das Maß und Gewicht zu erwähnen, der hier wohl am passendsten seine Stelle findet. Unter den verschiedenen heilsamen Aufgaben der (Berliner) Sozietät heißt es nemlich: „Weilen an Richtigkeit von Maß und Gewicht dem gemeinen Wesen nicht wenig gelegen, und viele Leute durch deren Mißbrauch vervorteilet werden, da jene gemeiniglich mit der Zeit in Unrichtigkeit zu kommen pflegen, auch die dabei in verschiedenen Provinzien sich findende Difformität viel Ungelegenheit verursachet, so könnte, da dieß auch eine Sache aus der Mechanik ist, nach

dem Beispiel anderer Lande auch hier eine Gleichförmigkeit dießfalls eingeführt, etwa die Maß durchgehends nach dem Rheinländischen, in der That romanischen Fuß, und die Abtheilung zu großer Bequemlichkeit, Nutz des Publizi und Aufhebung der Brüche in Dezimalzahlen gemacht, die hin und wieder an öffentlichen und privaten Orten befindliche Gewichte und Maße darnach gerichtet und etwas aus dieser nützlichen Anstalt abgeworfen werden".

Für das Geldwesen waren ihm die Harzbergwerke Schule und Anregung. In schönster Vereinigung von Wissenschaft und Leben las er aus ihnen die Bildungsgeschichte der Erde und betrachtete sie zugleich als Haupterwerbsquelle seines Lands, wie als Muster für das gesammte deutsche Bergwesen und Münzverfahren. Obschon er oft hervorhebt, daß dieß ein uralt deutsches Gewerb sei, in dem unser Volk sich von jeher ausgezeichnet, so drang er doch, wie wir oben hörten, auf eine vernünftigere und kunstmäßigere Betreibung des Baus durch Verwendung der Wind- und Wasserkraft; „denn ein großer Nutzen für Fürst und Land liegt darin". Allein auch hier wieder ist er großartig und wendet seinen Blick von den hannoverischen Gruben sogleich zu den übrigen im Reich, besonders zu denen des Kaisers, „um durch diese Vermehrung der Einkünfte dem Staat aufzuhelfen. Schon längst war ich eben auf dieß bedacht, nur wollte ich mit meinen Verbesserungen im Kleinen anfangen, damit Schade und Schande nicht so groß sei, wenn das Werk mißlingt" [1]).

Mit dem Bergbau war im Harz, wie anderwärts, naturgemäß auch die Ausmünzung verbunden — eine Sache, die damals noch etwas mehr als heutzutag im Argen lag und dringend der Besserung bedurfte. Leibniz widmete sich der Frage mit größtem Eifer. „Die Ordnung des Münzwesens, schreibt er an seinen Freund Th. Burnet (Dut. V, 233), ist eine Sache, über die ich wohl soviel als irgend Einer schon nachgedacht habe, so daß ich mit meinen Gedanken über diesen oftmaligen Gegenstand der deutschen Reichstage einen ganzen Band füllen könnte". Im weiteren bittet er ihn um genauere Nachricht über die verschiedenen Maßregeln, die das englische Parlament getroffen habe. Es ist

1) s. Kl. V, 14 ff. Es ist der Zusammenhang der „deutschen Rathschläge".

interessant, wie diese Theilnahme für das Münzwesen den größten Mathematikern und Denkern jener Zeiten eigen war. Schon Kopernikus hatte sich damit beschäftigt, und mit Leibniz thaten es gleichzeitig Locke und Newton. Die Noth war indeß natürlich in Deutschland noch weit größer, als in England, wie dieß namentlich die kläglichen Reiseschilderungen Leibnizens zeigen: „Des Münzwesens habe auch absonderlich und ausführlich zu erwähnen nöthig gefunden, weilen ich mit unterschiedenen erfahrenen Leuten zu Nürnberg, Augsburg und anderswo darüber diskurriret. Es ist Franken, Schwaben, Baiern mit schlechtem Geld ganz angefüllt und die Sache ist in solcher Verwirrung, daß jetzt wenn je eine kräftige Abhülfe Noth thut. Denn wer kann es ertragen, daß Gulden, die ungeheuer von einander verschieden sind, an Einem und demselben Orte umlaufen? Die Kaufleute an verschiedenen Orten haben eine sonderliche geheime Politik darin, daß sie es gehen lassen, wie es gehet, und allerhand Geld annehmen, dadurch die Käufer an sich zu ziehen, hingegen aber die Waaren unerhört am Preis steigern oder an der Güte verringern, dadurch die Preise der Dinge über alle Maßen erhöhet werden, wie die Reisenden und Einheimischen genugsam erfahren. Kurmainz hält noch einigermaßen zu Frankfurt über gute Münze; es beschweren sich aber die Kaufleute gar sehr, daß ihnen darüber der Handel entgehe und nach Nürnberg oder Leipzig gezogen werde. Weilen nun im Reich keine Tagordnungen in Observanz und Niemand auf die Kaufleute Achtung gibt, so ist die äußere Güte der Münze in ihrer Hand. Und anstatt die Obrigkeiten meinen, sie wollen solche Güte steigern, indem sie den Thaler auf 105 Kreuzer setzen, so machen sie, daß in der That die äußere Güte der Münze (d. h. ihr Werth im Umlauf) sinkt und sogar mit dem guten feinen Silber bei weitem nicht soviel an Waaren zu kaufen oder sonst zu thun, als zuvor, weilen Kauf- und Handwerksleute und letztens nach deren Exempel die Bauern und andere, die etwas zu verkaufen haben, ihre Waaren und Arbeit nicht nach Proportion der verringerten Münze, sondern um Sicherheit willen weit höher und über alle Maßen steigern und der schönen Prätext, so sie finden ihren Gewinn zu suchen, nicht versäumen. Denn die Handwerksleute wollen nicht blos auskommen, sondern auch ein üppig Leben führen und sau-

fen. Auch die Kaufleute haben es gut, sonderlich die fremden, so liederliches oder wohlentbehrliches Zeug gut anbringen und ein groß Geld aus dem Land ziehen. Der Schaden aber gehet nicht nur über besoldete Diener und Rentenirer, auch den armen Mann, so nichts haben, damit sie aufsteigen könnten, sondern auch über die Herren selbst und ihre Lande, die mehr von fremden Kaufleuten nehmen, als ihnen ausliefern, ja das ganze Reich kommt darüber in unwiederbringlichen Verlust und wird um viel Tonnen Golds ärmer. Das ärgste ist noch, daß solche Theuerung, wie die Erfahrung zeigt, nicht leicht wieder herunterzubringen".

Wie ist nun aber diesen schweren Uebelständen abzuhelfen? Leibniz legt seine Ansichten dar in zwei eigenen „Bedenken in Betreff des Münzwesens"[1], wo es heißt: „Bei meiner vielfältigen Anwesenheit auf dem Harz habe ich Gelegenheit gehabt, meine ehemaligen Gedanken vom Münzwesen hervorzusuchen und zu excoliren. Ich finde aber, ja mehr ich sowohl die ausgegangenen Schriften, als was bei Reichs- und Kreisdeliberationen vorgangen, lese und von Münzsachen diskurriren höre, daß diese Materie noch nicht genugsam untersucht, sondern daß vielmehr von dem rechten Hauptzweck ganz und gar abgewichen worden, worüber ich mich nicht wenig wundere. Denn ich sehe, daß man die Münze und den Fuß des Reichsthalers sammt den angenommenen Namen der Gulden, Kreuzer, Groschen und Pfennige gleichsam als gewisse, von der Natur selbst gesetzte Dinge betrachtet, da doch das Gold und Silber eine Waare ist, deren Zins zu rechnen durch Vergleichung mit andern Waaren, so davor zu haben. Aller Werth stehet in der Vergleichung. Weit wichtiger nun, als Geld, ist die Waaren selbst im Land zu haben, da sie sich gleich bleiben und für das Geld erst den Maßstab geben. Wer keine Waaren hat, ist davon abhängig, wie hoch die Andern ihm das Geld ansetzen. Deutschland im Ganzen hat genügend Waaren und Mittel für seinen Gebrauch. Aber Geld ist freilich auch nöthig für die Regierungen wegen der Beamten und wegen der Anstalten, die man zum voraus treffen muß; auch ist ein gewisser Handel mit Andern unerläßlich, nur daß er nicht ein-

1) s. Kl. V, 446 u. 454.

seitig sei und man auch Waaren dagegen habe. Besonders aber ist die Geldfrage grundwichtig für die, welche Bergwerke besitzen, als vornemlich für Oestreich, (Spanien,) Kursachsen und Braunschweig-Lüneburg, deren Hauptreichthum darin bestehet, zudem wenn sie wenig andre Waaren haben. Diesen nun muß Alles daran liegen, daß das Silber und Geld nicht immer mehr falle, wie es seither geschehen. Denn es ist nur scheinbar, daß das rohe Silber im Werth gestiegen sei, wenn man gleich mehr schlechte Münzen dafür zahlen muß, als früher. Dieß ist ein Cirkel, und muß man Vergleichung mit den Waaren anstellen, so wird's erhellen, daß es an Werth verloren.

Die Hauptursache dieses Fallens ist aber eben die beständige Münzverschlechterung, dadurch die Waaren noch weit über Gebühr gesteigert worden, dieser Noth muß man also abhelfen. Aber wie? Viele reden von Steigerung oder Abschätzung. Jedoch sind das, recht verstanden, zweifelhafte Mittel, da eben die Waaren gehen, wie sie wollen. Besonders gefährlich sind diejenigen, welche immer von Abschätzung, Verrufung und Umprägung reden. Einmal kann dadurch sehr leicht der Handel von einem Ort weg an einen andern gezogen werden. Für's Andre aber sind jene Leute nur darauf aus, wie sie für sich selbst einen Gewinn machen. Meist sind es solche, die selbst keine Bergwerke haben, so können sie bei einer Abschätzung oder Heruntersetzung nur gewinnen, weil ja die Waaren, die sie haben, sich gleich bleiben und der Schade nur die Bergwerkbesitzer trifft. Und es gehen jene Münzgewinnsüchtigen nur darauf aus, daß sie immer etwas zu münzen haben, auf daß in ihrem Tiegel auch was behängen bleibe. Daher lieben sie den beständigen Cirkel. Wäre die Sache jetzt durchgeführt, so würde man bald auf dem beliebten Fuß ein remedium finden und damit von Jahr zu Jahr variiren; alsdann kämen sie nach einiger Zeit wieder und schrieen, man müsse dem Verderben wiederum abhelfen und umprägen. Damit wäre also der letzte Betrug nur ärger denn der erste.

Das einzige Mittel zu helfen und das Silber in höherem Werth zu halten ist somit, daß man der fortgehenden Münzverschlechterung kräftig wehre. Dazu ist aber nöthig eine genaue Korrespondenz und Harmonie unter den Betheiligten (auch Spanien), die Bergwerke besitzen, und da der Schaden schließlich das

ganze Reich trifft, muß auch die Sache vom Reich in die Hand genommen werden [1]). Freilich helfen alle Deliberationen nicht, wenn man nicht zugleich auch kräftige Exekutionsmittel in's Werk setzt. Solche wären, daß z. B. in Zukunft die Münzbeamten vom Kreis und nicht vom einzelnen Stand dependirten und nur von dorther ihre Weisungen erhielten. Auch hätte man durchaus das viele unnöthige Münzen abzustellen. Denn die, welche keine Bergwerke haben, also das Metall theuer kaufen müssen, gehen dann natürlich darauf aus, möglichst viel Geld zu schlagen, aber schlechtes. Es wäre also gerathen, daß diese nur wenig Stück zu Erhaltung ihres Regals und Andenkens schlagen lassen dürften. Endlich wäre sehr zu rathen, daß man die großen Stücke nach dem Muster von Braunschweig fein ausprägte, denn alsdann läßt sich nach der Größe und Gestalt, also mit den blosen Sinnen ermessen, ob ein Stück gut ist oder nicht, wird also dem geheimen Betrug leichter gewehrt. All dieses müßte aber stufenweise und allmählig geschehen, weil eine plötzliche Aenderung zu viel Schaden brächte. Wendet man ein, daß alsdann gar nichts herauskomme, so ist zu sagen: Wenn das Reich nicht auf ein paar Jahre etwas festsetzen und bestimmen kann, so wird freilich überhaupt gar nichts in's Werk gesetzt werden können" [2]).

Bei den noch übrigen Gedanken Leibnizens über Finanz- und Steuerfragen dürfen wir nie vergessen, daß er sie nicht für die gewöhnlichen und geordneten Verhältnisse, sondern fast durchweg für Ausnahmszustände der mißlichsten Art aufstellt. Er hat es meist mit Oestreichs Geldnoth zu thun, und seine Vorschläge fallen in die letzten Zeiten des spanischen Erbfolgekriegs, als es sich darum handelt, mit Aufbietung aller Kräfte und Mittel den Kampf wenn auch nicht zu einem gedeihlichen, so doch zu einem ehrenvollen und nicht allzu verderblichen Ende fortzuführen [3]).

---

1) Leibniz erbittet sich deßwegen von seinem Herzog die betreffenden Weisungen für den Frankfurter Kongreß von 1681, den er anfangs zu besuchen Willens war; s. Kl. V, 86 ff.

2) Man vergleiche über diese Geldverschlechterung der „Kipper und Wipper" auch die Schilderung Freytags (Bilder, zweiter Theil, S. 143 ff.), welcher die Anfänge aus der Zeit von 1620 beschreibt.

3) Außer diesen meist für Kaiser und Reich verfaßten Denkschriften ist es wohl möglich, daß er dann und wann auch von einzelnen Städten um solche Finanzgutachten

Mögen deßwegen seine Vorschläge zuweilen etwas Künstliches und Geschraubtes haben, das sich nicht für gewöhnliche Zeiten schickt, die Absicht war nur gut und die leitenden Grundsätze deßwegen doch vernünftig und edel; denn auch in der Geldbeschaffung und Verwilligung ist der Doktrinarismus, der sich nicht in die Umstände schickt, das Unvernünftigste und Verderblichste. Mit klarer Erkenntniß des Ausnahmezustands erklärt er daher in einer der Utrechter Denkschriften: „Neue Geldmittel vorzuschlagen ist eine mißliche Sache, und wo sie nicht so bewandt, daß sie eine sonderbare Billigkeit oder gemeine Nutzbarkeit mit sich führen, so kann sie nichts als die äußerste Noth entschuldigen. Doch sollten gleichwohl noch solche nützliche und billige Wege auszufinden sein, die dem Herrn und Unterthanen zugleich zum Besten gereichen würden. — In Finanzsachen darf man nur solchen Vorschlägen seine Billigung ertheilen, welche zugleich durchführbar, gerecht und für's Ganze vorteilhaft sind. Mittel und Wege, Geld zu bekommen gibt es freilich genug; aber viele lassen sich nicht durchführen, sind ungerecht und verderblich; andre ließen sich zwar machen und sind nicht ungerecht, aber verderblich und nur durch die äußerste Noth zu entschuldigen. Hieher gehört die Verpfändung der Domänen um hohe Zinsen, oder die Auflagen, welche zuletzt den Armen zu Grund richten, statt ihm aufzuhelfen".

Als Mittel, sich aus der augenblicklichen Noth zu helfen, empfiehlt er nun unter Anderem die englische Unternehmung des Papiergelds. „Weil das Geld die Stelle hält eines allgemeinen Wechselbriefs, den Jedermann annimmt, so folgt wieder-

---

angegangen wurde, oder in einer wichtigeren Frage freiwillig welche ausarbeitete. Ich finde in dem alten mehrbenützten Quartband eine Schrift (Nr. 16): Die unbedachtsame Liebe zur Kontribution, entdeckt von dem Wahrheitliebenden. 1696. Mehrere Spuren scheinen mir für Leibnizische Abfassung zu sprechen, so die Ausführung der Erzählung von Herzog Albas Verhalten in der holländischen Dammfrage, welches Beispiel für Gemein-Sinn und Pflicht bekanntlich auch L.'s fabula moralis zu Grund liegen hat. Ueberdies hat die Schrift manches Verwandte mit der Leibnizischen Consultation von 1692, da sie gleichfalls die Geld-, Steuer- und Privilegienfrage in engsten Zusammenhang mit der politischen Lage stellt. Für welche (nordostdeutsche) Stadt sie abgefaßt ist, konnte ich nicht herausbringen und möchte überhaupt mit dieser Bemerkung nur einen vorläufigen Wink für Andre geben.

um, daß ein bloßes Papier statt Gelds trete, wenn man Glauben oder Kredit hat. Solches hat England im vorigen Krieg unter König Wilhelm gezeigt, da der Nationalkredit gemacht, daß Papier vor Geld getreten, und ist man nicht übel dabei gefahren. Aber Frankreich hat es ohne großen Verlust und Betrug der Unterthanen in diesem Krieg nicht nachthun können, weil der Kredit oder das Vertrauen nicht dagewesen. Daher ein großer Potentat vornehmlich darnach zu trachten hat, daß er Kredit haben möge. Und alsdann hat er ein politisches Universalmittel und kann man mit Archimede sagen: Geb mir, wo ich stehe und ich bewege die Erde, d. i. verhelfe mir Vertrauen und Kredit und ich kann alles rege machen. Wie man nun förderlichst zu Kredit zu gelangen, ist ein eigen Bedenken nöthig. — Kredit wäre zu erhalten durch gewisse sichre fundi, darauf Geld zu nehmen, auch durch schleunige und richtige Bezahlung des ersten Anlehens, welches das wahre Mittel, ein neues und größeres auszuwirken und dadurch Geld in's Land zu ziehen. Man muß aber sonderlich bedacht sein, wie Geld gegen mittelmäßige Zinsen zu erhalten und die allzuhoch bezinsten Kapitalien wegzubringen; wobei Holland und Genua an die Hand gehen können. Gibt man schwere Zinsen, so hat man keinen Kredit" [1]).

Was das Geldbekommen im eigenen Lande betrifft, so könnte man eine (— oben erwähnte —) kaiserliche Kompagnie errichten, wo die Leute ihr Geld hineinschießen. Viele wissen so nicht, wohin mit ihrem Kapital. Oder könnte man denen Rentenirern zur Anlegung ihrer Gelder eine sichre Bank formiren, auch mit Leuten und Herren, so Lust und Ruhe suchen, in Amodiationes und Leibgedinge treten, wo man die aufgenommenen Gelder höher als ums Interesse nutzte. Solche Leibrenten (oder Kapitalien à fond perdu d. i. mit vergehenden Zinsen) sollte ich dafür halten, wären am bequemsten an Orten, wie die kaiserlichen Erblande, wo viel geistliche Herren, so mehr auf ihre Bequemlichkeit, als Erben zu sehen pflegen. Weßwegen annehmliche Vorschläge zu thun wären. (— Wir haben hier ein Mittelding zwischen Staatsanlehen und eigentlichen Sparkassen oder Rentenanstalten mit Gegenseitigkeit, lauter Unternehmungen, wie sie erst im Lauf des

1) Hieher gehört das mehr erwähnte Kerslandische Unternehmen.

achtzehnten Jahrhunderts, z. B. 1765 zu Braunschweig, 1787 zu Oldenburg, ebenso in den Kassenanlagen Friedrichs d. G. bestimmter und schärfer in's Leben treten —.)

Die eigentlichen Steuern anlangend hebt Leibniz wiederholt hervor, daß sie „meist die Ungelegenheit haben, nach gemeiner Weise allzuviel Bedienten zu erfordern, wodurch wieder viel vom Ertrag abgeht. Dieß zu vermeiden, wäre also eine Hauptaufgabe. Außer der eigentlichen Kopf- und Vermögens-, auch Güter- und Einkommenssteuer könnte man eine solche auch auf den Verbrauch legen. Nur sollte dadurch womöglich nicht das Nöthige und Unentbehrliche, sondern vor Allen das Angenehme und Ueberflüssige besteuert werden. Sonderlich wollte ich rathen, daß Branntwein und Tabak hoch beschweret, doch den Soldaten ein gewisses frei passirt würde. Eine sonderliche Art sind auch die Lotterien; da wird etwas auf der Leute Lust geschlagen, die sie bei der Hoffnung des Gewinns empfunden. Wäre in kaiserlichen Erblanden auch zu versuchen, wie man's in England und Holland schon öfter gethan. Mit denen sind Tanz- und Spielgelder, überhaupt Steuern auf den Luxus, als Möbeln u. dgl. verwandt. Einige Erstattung des Vergangenen könnte bei dieser hohen Nothdurft auch bei denen gesucht werden, so des publici unbillig genossen. Hieher gehören Domänen und anderes, wobei aber nicht auf schwedisch, sondern mit großer Billigkeit zu verfahren und alles despotische Wesen zu meiden. Hiemit wären verwandt Pönalien und andre fiskalische Rechte. Es könnten auch Gnadenprivilegien, so theils in Würden, Rang, Titel, Ehrenzeichen bestünden, gegen Geld, doch auf eine geziemende, anständige Weise überlassen werden. Als Erstattung für Zukünftiges wäre etwas vor die Dinge zu fordern, so man dem Allgemeinen zum Besten vornehmen wollte; dahin gehöret das Versicherungswesen. Es ist auch solches der Ursprung der Mauth, welche in Sicherheit und Unterhaltung der Straßen ihren Ursprung hat. Diese wäre bei den weniger nöthigen Dingen auch zu erhöhen, und da sonst etliche gute Anstalten zum öffentlichen Wohl zu machen, könnte die Herrschaft etwas deßwegen fordern. (Die Herbeiziehung der Kirchen- und Klostergüter für Bildungszwecke, sonderlich für die Sozietäten wurde am betreffenden Ort schon erwähnt.) Ob auch die Juden mit Nutzen beizuziehen und

ihnen mit mehrerer Annehmlichkeit einige Gnaden zu ertheilen, stünde zu überlegen“.

Wenn Leibniz im Bisherigen die Steuerschraube scharf anzieht, wo es sich um die großen und entscheidenden Intressen des Reichs und seiner Vertheidigung handelt, so tritt uns dagegen eine große Milde und Schonung in den Gedanken entgegen, welche das Steuerwesen in den einzelnen Ländern und für die Privatzwecke der Fürsten betreffen. Wir hörten schon früher, wie kräftig er sich gegen die Zersplitterung der Länder durch Erbtheilung und die dadurch entstehende Vermehrung der Hofhaltungen ausspricht. Das Land, wie der Staatsschatz sind nicht Privateigenthum der Fürsten. Man darf dem Staat nicht nehmen, was ein Fürst braucht, um seine Würde aufrecht zu erhalten und die Landesbedürfnisse zu befriedigen. Sonst ist der neue Fürst genöthigt, seinen Unterthanen allzuschwere und oft unerträgliche Lasten aufzulegen, um wieder zu gewinnen, was früher schon einmal von ihnen und vom Ganzen geleistet worden war (Kl. V, 572). Wie nöthig waren solche Mahnungen in einer Zeit, die bereits anfing, in den Unterthanen nach dem Wort eines damaligen Schriftstellers nur die Heerde zu sehen, welche zu melken und zu scheeren das kostbare Recht des Landesherrn sei. Offen spricht es Leibniz aus, daß der gemeine Mann sich „in einer unsäglich elenden Lage befinde“, während andre Stände flott und üppig leben. Ihn darf man also nicht weiter drücken und belasten, sondern muß im Gegentheil darauf ausgehen, seinen Wohlstand zu heben. Es gibt für einen Fürsten kein besseres Mittel[1], seine Einkünfte zu erhöhen, als wenn er, statt die armen Unterthanen zu überladen, darnach trachtet, selbst den möglichsten Nutzen aus dem Besitz zu ziehen, der ihm als Fürsten zukommt. Er hat Domänen, hat Aecker, Bergwerke, Wasser und Forsten. Hier kann er den Landwirth, den Kaufmann, den Fabrikanten machen, besonders wenn er gewisse Anwesen einführt, deren das Land bisher ermangelte, und die er doch braucht, oder die dem Land Vorteil bringen. Solche Unternehmungen geben den Einen Brod, ohne es den Andern zu entziehen, während oft die alten Mann-

1) Diese Ausführung findet sich im Zusammenhang seiner Vorschläge für eine bessere Ausnützung der Harzbergwerke Kl. IV, 402 ff.

fakturen und Handelsweisen keines verschaffen. Hier hat man nicht auf das Geschrei einiger Leute zu hören, welche wider die neuen Handelsschaften oder Fabriken toben und behaupten, daß diese Rechte ihnen gehören, während sie zugleich gestehen, daß sie dieselben nicht ausüben oder zu benützen vermögen, sondern genöthigt sind, die Sachen aus der Fremde kommen zu lassen. — Ueber den unmittelbaren Gewinn für den Fürsten selbst gibt man dadurch dem Land ein Muster und Vorbild und erhöht seinen Wohlstand. Eben damit steigert sich aber auch seine Steuerkraft. Daraus erhellt, welche Auflagen und Beschwerungen das scheinbar unmögliche und widersprechende leisten, dem Volk aufzuhelfen und zu nützen. Es kann um so mehr und um so gerner zahlen, wenn man ihm zugleich die Mittel liefert, dieß zu thun, sei es daß man die Gewerbe in Aufschwung bringt, oder daß man ihm Gelegenheit verschafft, die natürlichen Vorteile seines Landes zu verwerthen.

So zeigt auch dieser Abschnitt, daß der Filosof selbst auf den Gebieten, die ihm scheinbar ferner liegen, oder bei dem Eingehen aufs Kleine und Einzelnste dennoch seine großen Hauptgesichtspunkte nie vergißt, die ihn immer leiten. „Du wunderst dich vielleicht, schreibt er einmal an einen Freund, daß ich mich mit solchen Fragen abgebe. Allein ich bin schon längst überzeugt, daß die Volkswirthschaft (res oeconomica) die wichtigste unter den Staatswissenschaften ist, und daß Deutschland über ihrer Unkenntniß oder Vernachläßigung noch zu Grund geht" (Kl. V, 14). Wofür er als Staatsmann kämpft, das ist auch hier sein Ziel und Zweck: Deutschland soll in sich selbst stark und unabhängig, ein freies und glückliches Land neben den andern werden. Volkswirthschaft und Staatskunst reichen sich die Hand. Der beständige Abfluß von Kräften und Mitteln in's Ausland, welcher allmählig Siechthum und Tod des ganzen Körpers nothwendig nach sich ziehen wird, er muß schlechterdings aufhören, und ein „stets währender Cirkulus" in Handel und Verkehr hergestellt werden, der die Lebenskraft im Organismus behält. Nur dadurch kann man auch einen Riegel vorschieben der „lächerlichen Mendazität und Implorirung der Liberalität dessen, der uns nur gibt, daß

er uns bei Bettelung und Armuth erhalte, und allesammt uns ein Stückchen zurückzugeben habe von dem Unsrigen und Brosamen von dem Brod, so er uns Blinden doch vom Maul weggenommen".

Man erkennt, was damit gemeint ist: da Handel und Wandel, folglich auch Steuern und Abgaben in Deutschland stockten, so mußten die Fürsten auf andere Bezugsquellen denken, um ihren nachahmenden Luxus zu befriedigen. Hatte man keine Erzeugnisse des heimischen Gewerbefleißes auszuführen oder zu verkaufen, so verkaufte man wenigstens, was man hatte. Die Stimme im Reichstag war z. B. eine kostbare Waare, für welche allein aus Frankreich von Richelieu bis Ludwig XIV nicht weniger als 300 Millionen Franken, und von 1750—1772 gegen 137 Millionen nach Deutschland floßen. Aehnlich hielt man das Geschäft mit England, ja mit dem Kaiserhof selbst. Wollte Einer Kurfürst werden, so bot er dem Reichserzkanzler eine halbe Million, der andere 700000 Gulden. Schloß ein Dritter einen Postvertrag, so fielen für dieselbe einflußreiche Stelle 20000 Gulden ab. Und endlich verkaufte man gar seine Landeskinder, wofür allein während des englisch-amerikanischen Kriegs über 34 Millionen Thaler von England an die kleinen deutschen Höfe wanderten [1]. Der Kopf wurde durchschnittlich auf 120 Thaler geschätzt, außerdem aber für jeden gebliebenen oder verstümmelten Mann noch eine besondre Entschädigung ausbedungen. Je mehr also Landeskinder fielen, desto größer der Gewinn. Um doch dem Handel einen Schein zu geben, erklärte z. B. der Landgraf von Hanau seinen Unterthanen, er habe es gethan „zur Bezeigung seiner gegen den König von Großbrittanien habenden Ergebenheit und Bethätigung der ihm angeborenen Theilnahme an der Ruhe und dem Wohlstand der königlich großbritanischen Staaten (Amerika's). Und „zur Bezeigung der für seine Unterthanen hegenden wahrhaft väterlichen Huld wolle er, wie die Erklärung weiter sagt, den Zurückgelassenen für die Zeit der Abwesenheit ihrer Ernährer gewisse Abgaben nachsehen" [2].

Solche Dinge erklären, warum Leibniz, der das entweder selbst

---

1) s. Biedermann I, 223 ff.
2) s. Biedermann I, 206.

schon erlebte oder doch voraussah, mit so rührendem Eifer sich den Fragen der deutschen Volkswirthschaft widmete. Und wäre es auch nicht die dringende staatliche Noth gewesen, so hätte ihn allein schon sein klarer Blick für die Intressen der Sittlichkeit und Religion zu solchen Bemühungen getrieben. Entgegen den Kurzsichtigen, welche meinen, Armuth sei unter allen Umständen der beste Boden für Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, erkannte er, wie im Durchschnitt fast das Gegentheil der Fall ist: „Vor allem Andern muß man Mittel und Wege suchen, um das öffentliche Elend zu heben. Gewissen, Ehre, Pflicht und Intressen nöthigen gleichermaßen dazu. Denn die äußerste Armuth ist die Mutter der Verbrechen und die Quelle der Krankheiten; Pest und Hungersnöthen entstehen daraus, welche mit dem Krieg vereint die drei Hauptgeisseln Gottes sind und als Strafe von der Bosheit und Unklugheit der Menschen kommen. Daher muß man den Armen die Mittel geben, um ihr Leben zu erhalten, und dies nicht allein durch Almosen und Stiftungen, sondern ebensosehr durch Sorge für die Bebauung des Bodens, durch Lieferung von Mitteln und Verkaufsgelegenheiten für die Handwerker, durch Unterweisung in besserer Bearbeitung und endlich durch Verhinderung des Müßiggangs und der Mißbräuche in Gewerbe und Handel. — Das sind die wahren Staatsmänner und Nachahmer Gottes, welche die erfundenen Wunder der Natur und Kunst zur Arznei, zur Mechanik, zur Kommodität des Lebens, zur Materie der Arbeit und Nahrung der Armen, zur Abhaltung der Leute von Müßiggang und Laster, zu Handhabung der Gerechtigkeit, zu Belohnung und Strafe, zu Erhaltung gemeiner Ruhe, zu Aufnehmung und Wohlfahrt des Vaterlands, zu Exterminirung theurer Zeit und Krieg, so viel in unsrer Macht und an uns die Schuld ist, zu Ausbreitung der wahren Religion und Gottesfurcht, ja zur Glückseligmachung des menschlichen Geschlechts, so viel an ihnen ist, anwenden und was Gott in der Welt gethan, in ihrem Bezirk nachzuahmen sich befleißen“.

Schluß.

„Gegen Abend hellt sich der Himmel", dieß tröstliche Wort können wir auch über Leibnizens Lebensabend schreiben, wenn wir von hier zurückblicken auf sein früheres Wirken. Hörten wir dort den ganzen Jammer Deutschlands von dem tief und leidenschaftlich erregten Patrioten vor uns aussprechen, ließen wir uns von der Hand des kundigen, scharfsehenden Staatsmanns des Schadens Wurzeln im Innern unsres Vaterlands aufdecken, so durften wir ihn endlich auch bei dem großen Heilungswerk begleiten, mit dem er als ein geistiger Mittelpunkt von Bildung und Gesittung sich seines zerfahrenen und verkommenen Volks annahm, um dem dahinsiechenden Körper Kopf und Herz zu sein.

Gewiß, es ist das Leben und Streben eines geistigen Helden, dem nur wenige gleichen, eines Titanen an innrer Kraft und nie versiegender Fülle, auf dessen eigene Person sein Geburtstagsvers für einen 64jährigen am besten paßt:

Ein Strom und hoher Geist veralten niemals nicht,
Weil neues Feuer hier, dort Wasser nie gebricht!

Keine Spur aber ist zu sehen von jener krankhaften deutschen Faustnatur, die schließlich mit „Ach" auf ihr vergangenes Ringen zurückschaut und sich ruhelos in den Gegensätzen herumwirft, um endlich Befriedigung für sich selbst zu finden. Nein, von dieser Krankheit, an der so leicht die großen Geister Deutschlands sich verzehren, von ihr war Keiner so frei, wie Leibniz, der stets im Ganzen lebte und sich nicht in die stolze, gefährliche Einsamkeit des Einzel-Ichs zurückzog, das dann freilich an innerem Hunger und Durst vergehen muß. Mitten hineingestellt in all die großen Schwächen des damaligen deutschen Volksgeistes ließ er sich nicht von ihnen anstecken, gieng nicht an ihnen unter, son-

dern hielt sich selbst frei und wußte auch für Andre den Grund der Heilung zu legen. Er war ein Mann über seiner Zeit und für sie, nicht aus ihr.

So ist sein Leben rein von den Mängeln, die wir z. Th. an seinen deutschen Genossen der Aufklärung bemerken müssen. Wir erblicken bei ihm nicht die kühne, ungestüme Keckheit, mit welcher jene oft vorzugehen liebten, um bald ebenso muthlos und verzagt wieder zurückzufallen und kleinlaut ihr Wort zurückzunehmen; nicht das Schönthun mit dem Licht der Vernunft und spöttische Herabsehen auf die hergebrachten theologischen oder andere Vorstellungen, um gleich wieder sich fromm zu entsetzen über der Gemeinschaft mit Naturalisten, Atheisten und Spinozisten. Einem Wolff widerfuhr es, daß er, der Filosof, die Maßreglung eines jüngern Amtsgenossen beantragte, weil dieser ihn zu befehden gewagt hatte! Ein Thomasius, eben noch leidenschaftlichster Vorkämpfer für Freiheit und Fortschritt, sank einmal soweit herab, bei der schmählichen Vertreibung Wolffs aus Halle die Hand mit im Spiel zu haben oder doch feig zu schweigen. Wo ist ein solcher Flecken in Leibnizens Lebensbild bemerkbar? Fest und ruhig den Blick auf die Sache, auf's Wohl des Ganzen gerichtet, war seine große, edle Natur weit erhaben über solche Schwankungen und persönliche Einflüsse der Eitelkeit oder Laune. Ein schöneres Zeugniß konnte ihm nicht werden, als wenn sein (sonst nicht eben großartiger und freundlichgesinnter) Sekretär Eckart von ihm bezeugt, „daß er stets von Jedermann Gutes sprach, Alles zum Besten kehrte und auch sogar seiner Feinde schonte, denen er sonst wohl bei gnädigster Herrschaft Eins hätte versetzen können". (Dasselbe bezeugt ihm der Nekrolog in den Leipz. Acta eruditorum, wahrscheinlich von Chr. Wolff.)

Ruhig und stätig, wenn auch rastlos gieng er seinen Weg und mied es, in jenem Ungestüm, das manchmal nur Ausdruck persönlicher Eitelkeit ist, sich selbst und der Sache vielleicht den Boden zu entziehen, den nun einmal alles Wirken in der Welt und für die Menschheit braucht. Es soll damit den unruhigbehenden Plänklern im Kampf ihr Ruhm und Verdienst keineswegs abgesprochen werden. Nur darf man neben den lärmend Zerstörenden die geräuschlos Bauenden nie vergessen, welche sehr oft das Größere an dem Werk gethan haben. Beiderlei Naturen

fordern und ergänzen einander gegenseitig, wie wir denn häufig solche Doppelsternbildungen in der Weltgeschichte bemerken. Ich erinnere nur an Luther-Melanchthon, Hume-Kant, Strauß-Baur; und ähnlich stellen sich Männer wie Thomasius oder P. Bayle zu Leibniz. — Außer der Ruhe und Stätigkeit ist es die reiche Vielseitigkeit, die ihn auszeichnet. Nicht Ein Gewand, wie bei beschränkteren Naturen, die *darin* die Ehrlichkeit und Folgerichtigkeit sehen, nicht Eine Hülle blos stand seinem reichen, beweglichen Geist zu Gebot, um den Einen Zweck einzuführen und durchzusetzen.

Wir erstaunen billig bei der überreichen Fülle von Vorschlägen und Plänen, die er auf allen Gebieten zu Tag fördert. Aber sollte deßwegen das herbe Urteil auf ihn Anwendung finden, das Kant einmal (— in einem andern Zusammenhang! —) über das Planemachen fällt, wenn er sagt: „Dasselbe ist mehrmals eine üppige, prahlerische Geistesbeschäftigung, dadurch man sich ein Ansehn von schöpferischem Genie gibt, indem man fordert, was man selbst nicht leisten, tadelt, was man doch nicht bessern kann, und vorschlägt, wovon man selbst nicht weiß, wo es zu finden ist. All dieß ist gewöhnlich blos eine Deklamation frommer Wünsche!" — Wahrlich, einen Leibniz trifft das nicht. „Nicht zwar, äußert er einmal, als ob ich diejenigen tadelte, so ihre wohlmeinenden Gedanken eröffnen, welches ferne von mir, indem ich vielmehr, wie Moses wünschte, daß das ganze Volk profezeien möchte, sondern *dieweil ich allezeit diejenigen Vorschläge hochgehalten, die der Urheber selbst zum Theil vollstrecken kann. Denn Rathen leicht, aber die Hände selbst anlegen allzeit schwer ist*". Es ist das wieder nicht blos ein Wort, sondern er hat es durch die That bewährt, hat es bekräftigt durch die unermüdliche Ausdauer, mit welcher er den größten Theil seiner, oft schon in früher Jugend erfaßten Gedanken verfolgte, indem er sie immer wieder aufnahm, immer wieder nach Gelegenheit der Zeit und Umstände durchzusetzen versuchte. Und wenn er auch eine Anzahl von Ideen und Gedanken nur gleichsam hinwarf ohne weitere Pflege, wollet ihr dem Baum zürnen, daß er mehr Blüthen ansetzt, als er zu Früchten zu zeitigen vermag? Ist er nicht auch so, im Schmuck überreicher Blüthe, eine Zierde und Ehre des Bodens,

dem er entwachsen? Gewiß, Leibniz zuerst hat den geschmähten deutschen Namen vor dem ganzen Ausland wieder zu Ehren gebracht, indem er den Reichthum des deutschen Geistes an sich entfaltete und zeigte, was Alles in dessen zurückgedrängter Tiefe ruhe. Zudem, Ideen und Ahnungen des Geistes sind ja nicht ganz wie Blüthen, die der Wind verweht: sie sind Funken, die dahin, dorthin fallen und zünden können, wer weiß, wie und wann?

Nicht blos durch das, was er selbst wirklich geleistet und ausgeführt, auch durch jenes, was er nur geahnt, gehofft, als Ziel und Aufgabe ausgesprochen, war er groß, ein Salz und Licht seiner Zeit, ein Wetzstein der Geister, wie er selbst sein Wirken bescheiden zu bezeichnen liebt. — „Eine Menge Gelehrter aus allen Fächern und auf den verschiedensten Geistesstufen verdankten ihm und seiner Empfehlung ihre Anstellung und Versorgung, sie verehrten ihn, wie einen Vater und Wohlthäter. Wie er auf Reisen ihre Unterhaltung aufsuchte, waren ihm auch alle, die durch Hannover kamen, willkommen. Berichte dieser Art von Zeitgenossen geben manche schöne Züge für sein Bild und seinen Charakter" (Guhr. Leben II, 343). „Alle vornehmen Gelehrten in Europa warteten ihm mit Briefen auf; und wann auch schlechtere Leute an ihn schrieben, antwortete er ihnen allezeit und gab ihnen Information" (Eckarts Bericht — vgl. den prachtvollen Brief Leibnizens an den verkommenen G. Wagner!). Besonders liebenswürdig, weil sonst so überaus selten, war seine Theilnahme auch für junge Gelehrte. „Nichts ist mir erwünschter, als treffliche junge Männer kennen zu lernen und in ihren Plänen zu fördern. Der Weise wird ihnen leicht nachsehen, wenn sie auch mitunter die Grenze ein wenig überschreiten, die von Greisen gesteckt wird". Und wie schonend edel er all dies that, zeigt z. B. der Bericht des Schriftstellers und Superintendenten Reimann: „Herr v. L., dieser grundgelehrte Mann, der die Deutschen bei denen Auswärtigen zuerst wieder in Achtung gesetzt, hat mich sehr freundlich aufgenommen und viel mit mir gesprochen. — Er hat sich aber nie merken lassen, daß er mich von Ermeleben weg und an einen solchen Ort haben wollte, wo ich in größerem Ansehen stehen und mehr mit Gelehrten und vornehmen Leuten umgehen könnte. Ich würde von dieser Absicht nicht das Geringste gewußt und erfahren haben, wenn ich seine Briefe nicht ge-

lesen, die er an den Abt zu Helmstädt, Fabrizium, meinetwegen geschrieben und darin er mich über meine Kenntnisse erhoben". — So darf Leibniz mit Recht ein halbes Jahr vor seinem Tod schreiben: „Ich schmeichle mir nicht, daß ich noch Großes ausführen könne, da mir nur wenig Zeit mehr bleibt. Aber was ich bereits gethan habe und vorschlage, kann noch von Nutzen sein".

Wenn andre neben ihm einzelne Gebiete und Fragen in die Hand nehmen, er steht unter ihnen als ein Herrscher über das Ganze, als der, an dem das geistvollste deutsche Jahrhundert, das achtzehnte, seinen Führer hatte — und die größten Männer desselben, ein Lessing, ein Friedrich haben das auch laut und offen anerkannt, während freilich die Masse ihn bereits vergessen hatte. Blicken wir auf den großartigen Aufschwung, den Deutschland mit überraschender Schnelligkeit im vorigen Jahrhundert fast auf allen geistigen Gebieten nahm, es fehlt uns die vollkommen zureichende Ursache, wenn wir nicht eine Größe, wie die Leibnizens, in die Wagschaale legen. An den Wirkungen aber erprobt sich die Ursache!

Und so war es diese stille, oft verborgene, aber nachhaltige Thätigkeit des Reformirens auf geistigem Gebiet, was auch die staatliche Erhaltung und Neubildung Deutschland — Leibnizens erstes und letztes Ziel — mit herbeiführen half. Die langsam, aber sicher ausgestreute Saat konnte nicht verfehlen, endlich Früchte zu tragen und große Zukunftsgestaltungen herbeizuführen. Es ist ja bei uns in der That der Geist gewesen, der sich den Körper baute, der auch unser staatliches Leben aus dem Schlaf des siebzehnten durch den Traum des achtzehnten Jahrhunderts zum endlichen Erwachen in unsern Tagen herübergerettet hat, so daß nunmehr „unsre Sachen ein ander Aussehen haben und wir Manchem andre Reflexionen machen, der bisher nicht wußte, wie er verächtliche Worte genugsam zu Deutschlands Beschimpfung zusammenklauben sollte". — Freilich der Eine sät, der Andre erntet. Leibniz erfuhr besonders auf staatlich-nationalem Gebiet, was er einmal gelegentlich der Wiener Akademiebemühungen äußert: „Ich fürchte, es ergeht mir wie Moses, — verzeihen Sie diesen Vergleich — der nur von ferne das Land der Verheißung schauen durfte". Länger als vierzig Jahre hat auch er sein schlaffes und mattes deutsches Volk durch die Wüste geführt und hat ihm die

Fackel des Geistes vorantragen, um es innerlich zu kräftigen und zu befreien, da die zunächst und zuerst versuchte kriegerische Rettung nicht gelang.

Und obwohl er das Ziel weit nicht erlebte, sein unerschütterlicher Glaube an die Vorsehung ließ ihn in die Zukunft schauen und erhielt ihm jene heitere Zufriedenheit, die „Haupttugend des Bürgers im Gottesstaat". Schön schrieb er über den Tod seines ersten Gönners Boineburg an dessen Wittwe: „Deren Tod wird trostlos sein, mit denen all ihr Ruhm begraben wird. Die aber, so durch eine unermeßliche Glorie sich selbst überleben, sind glückselig zu achten, sie sterben, wenn sie wollen. Denn sie selbst sterben sich nie zu früh, dieweil sie Alles erreicht, was ein verständiger Mensch wünschen kann. Den Ihrigen aber und guten Freunden sterben sie allezeit zu zeitlich, wenn sie auch noch tausend Jahre lebten". Wir, die Nachwelt, dürfen dieß hohe Lob vor Allem auch auf ihn anwenden, obgleich er selbst viel bescheidener, aber doch hoffnungsfreudig von sich äußert: „Ein Hauptsatz meiner Filosofie im Einklang mit der h. Schrift ist, daß keine Kraft sich verliert; sie wird nur verpflanzt, sie zerstreut und sammelt sich wieder; nicht blos die Seelen dauern, sondern noch mehr, selbst alle Handlungen leben fort, so flüchtig und vergänglich sie auch vor unsern Augen erscheinen mögen: Die vorangehenden reichen den kommenden die Hand. Und so wünschte ich mir als Grabschrift den Vers:

Was ich besaß im Geist, was freudig vollbracht, war mein eigen.
Was erst gesät, ich lasse es ruhig; uns folgen die Werke".

Berichtigungen.

Durch augenblickliches Versehen ist der, einem einzelnen deutschen Stamm schwer zutheilbare Breslauer Schleiermacher zweimal für die benachbarten Sachsen in Anspruch genommen. Man setze daher

Seite 29 Zeile 18 von oben Lessings statt Schleiermachers.

— 193 — 11 von oben streiche „zwei Laudslente von Leibniz“.

— 31 lies 1668 statt 1688.

— 437 stelle die Verse als Distichon.

b — n.

In demselbem Verlage ist erschienen:

Leibniz

als Verfasser

von

zwölf anonymen, meist deutschen politischen

Flugschriften,

nachgewiesen

von

Dr. Edmund Pfleiderer.

„Wenn es nach mir gienge, müßte der große Leibniz keine Zeile vergebens geschrieben haben"
Lessing W. 9, 150.

gr. 8°. 9 Bogen. 24 Ngr.

Philosophische Aufsätze

von

C. Hebler,

Professor an der Hochschule in Bern.

Preis 24 Ngr.

Inhalt: Die Lehre des Copernicus und die moderne Weltanschauung. — Ueber den Utilitarianismus. — Feindesliebe und Platonische Republik. — Lessingiana: 1) Der Palast im Feuer. 2) Zur Unsterblichkeitslehre. 3) Lessing und Neumann. — Kantiana: 1) Kant und Copernikus. 2) Zur Erkenntnisstheorie. — Jeanne d'Arc bei Shakespeare, Voltaire und Schiller.

Druck des Umschlags von Metzger & Wittig in Leipzig.

Pfleiderer, Edmund,

Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit

Leipzig 1870